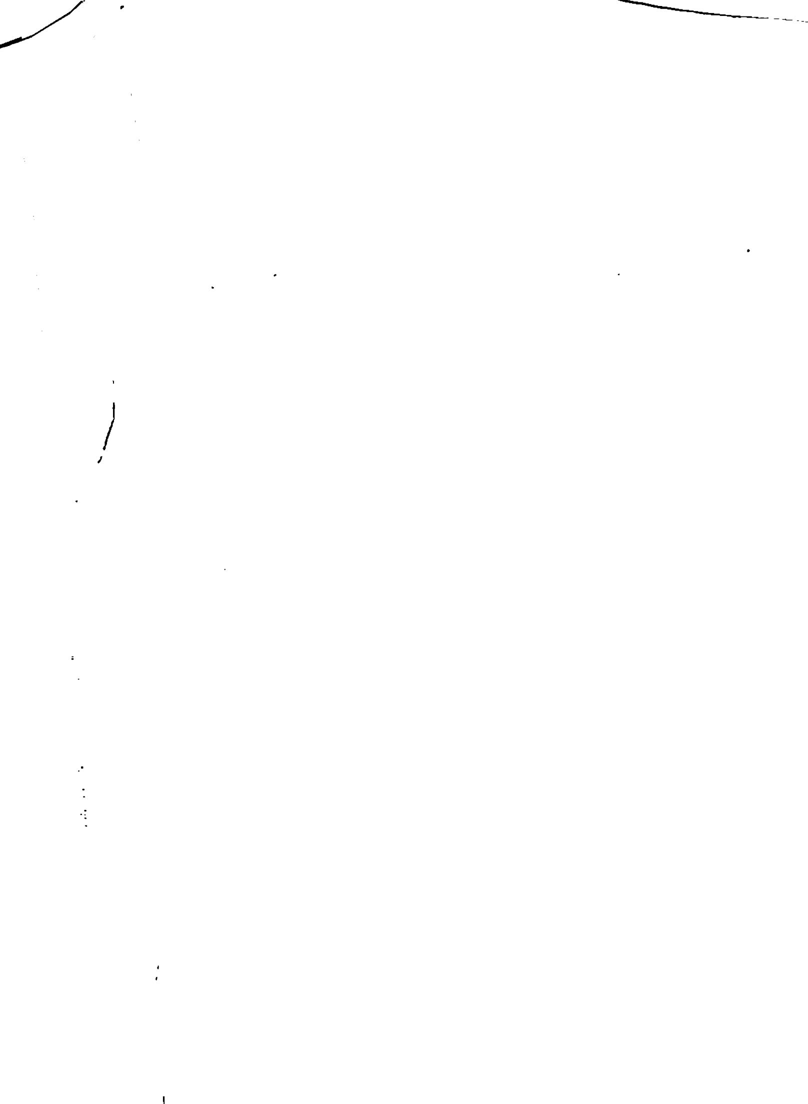
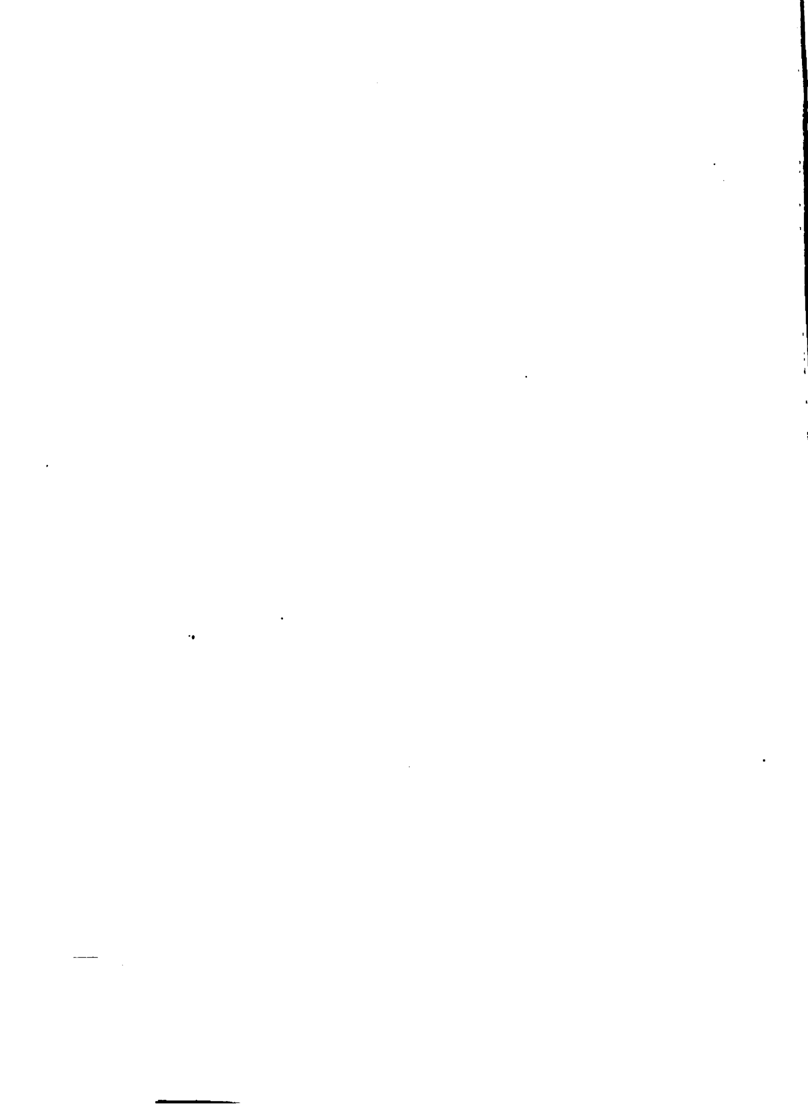
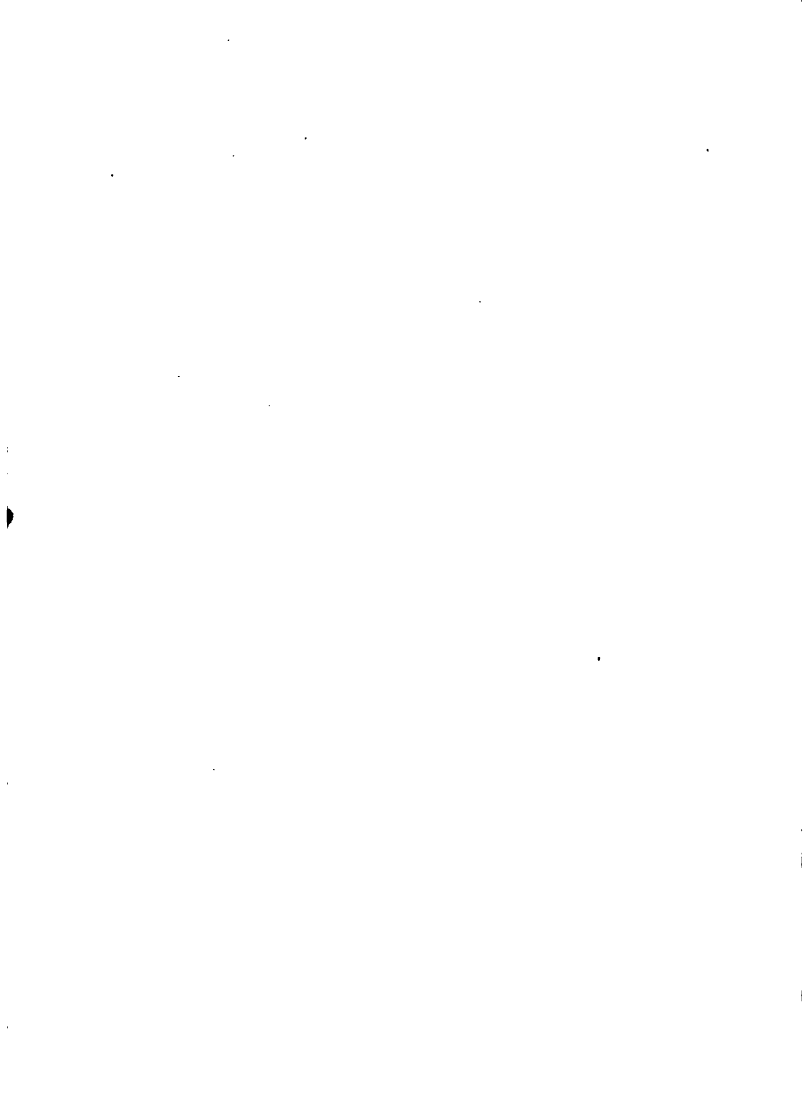
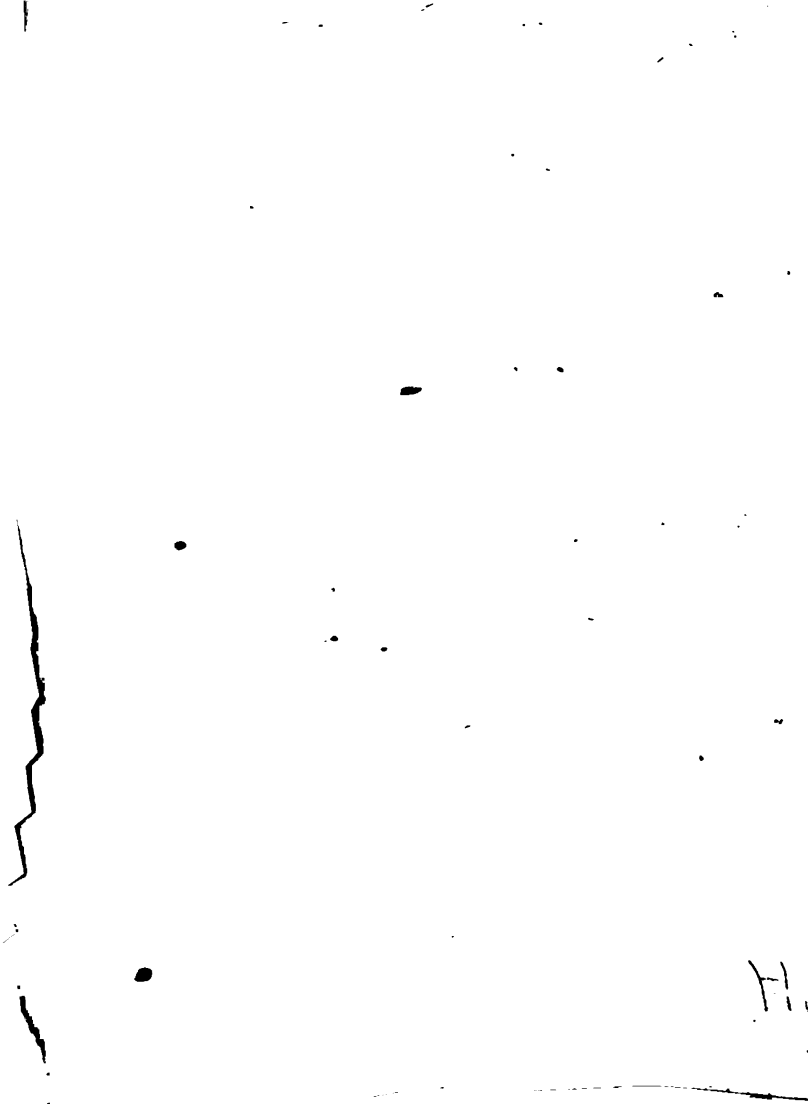

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07583027 7

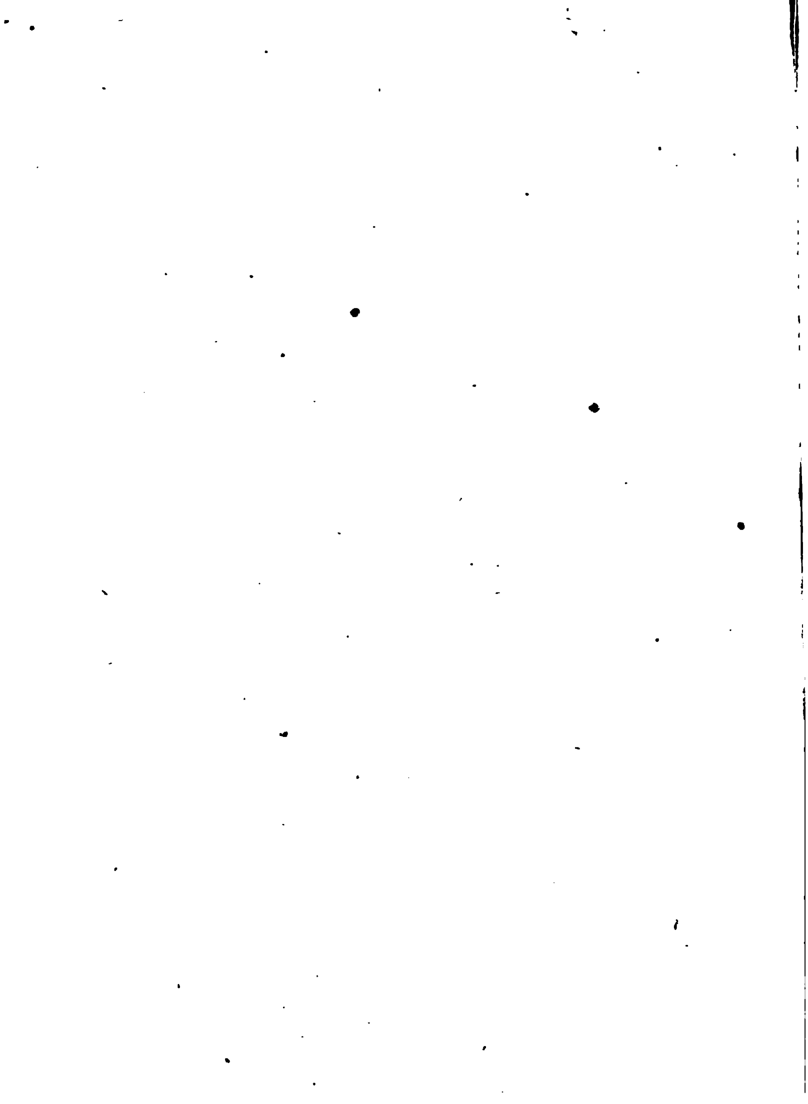












Die Elenden

von

Victor Hugo.

Deutsch von Wilhelm Schroers.

Erster Theil: Fantine.

(Erster Band.)

Mülheim a. d. Ruhr, 1863.
Verlag von Julius Bagel.

Gedruckt bei F. H. Nieten in Duisburg.

Erstes Buch.

Ein Gerechter.

I.

Herr Myriel.

Im Jahre 1815 war Herr Karl Franz Willkomm Myriel Bischof von D . . . Er war ein Greis von ungefähr 75 Jahren; er hatte den Bischofssitz von D . . . schon inne seit dem Jahre 1806.

Obgleich diese Einzelnheiten das Wesen dessen, was wir zu erzählen im Begriffe stehen, durchaus nicht berührt, so wird es doch, wenn auch nur zu dem Zwecke der Vollständigkeit, nicht überflüssig sein, hier auf die Gerüchte und auf das Gerede aufmerksam zu machen, welche in dem Augenblicke seiner Ankunft in die Diözese in Betreff seiner umgingen. Mag es wahr oder falsch sein, aber was man von den Menschen sagt, behauptet oft eben so sehr seinen Platz in ihrem Leben und besonders in ihren Schicksalen, wie das, was dieselben thun. Herr Myriel war der Sohn eines Parlamentsraths von Aix; er gehörte so dem Amtsadel an. Man erzählte, sein Vater, der ihn als Erben seines Amtes betrachtete, habe ihn in früher Jugend, in einem Alter von 18 oder 20 Jahren verheirathet, welche Sitte in den Parlamentsfamilien sehr verbreitet war. Karl Myriel hatte trotz dieser Heirath, wie man sagt, viel von sich reden machen. Er war, obgleich von kleiner Statur, doch wohlgestaltet, elegant, anmuthig, geistvoll; den ganzen ersten Abschnitt seines Lebens hatte er der Welt und eleganten Dingen gewidmet. Da trat die Revolution ein, die Ereignisse überstürzten sich; die Parlaments-Familien, welche dezimirt, vertrieben und verfolgt wurden, zerstreuten sich. Herr Carl Myriel wanderte gleich im Beginne der Revolution nach Italien aus. Seine Frau starb dort an einer Brustkrankheit, von der sie schon seit längerer Zeit befallen war. Sie hatten keine Kinder. Wie gestaltete sich hiernach das Schicksal Myriel's? Ließen der Zusammensturz der alten französischen Gesellschaft, die Gesunkenheit seiner eigenen Familie, die tragischen Schauspiele des Jahres 1793, welche für die Emigrirten, die sie aus der Ferne durch das Vergrößerungsglas

des Schreckens sahen, vielleicht noch furchtbarer waren, ließen, sagen wir, alle diese Dinge die Ideen der Entsagung und der Einsamkeit in ihm auftauchen? Wurde er inmitten jener Zerstreuungen und jener Anregungen, womit er sein Leben ausfüllte, plötzlich von einem jener geheimnißvollen und furchtbaren Schläge ereilt, welche, indem sie ihm in's Herz treffen, zuweilen auch den Menschen niederwerfen, welchen die öffentlichen Catastrophen, die ihn in seiner Existenz und in seinem Vermögen trafen, nicht zu erschüttern vermochten? Niemand vermochte es zu sagen, alles, was man wußte, war, daß er, als er aus Italien heimkehrte, Priester war.

Im Jahre 1804 war Myriel Pfarrer in Brignolles. Er war bereits alt und lebte in tiefer Zurückgezogenheit.

Zur Zeit der Krönung führte ihn eine kleine Angelegenheit seiner Pfarrei, was es war, weiß man so genau nicht, nach Paris.

Unter den einflußreichen Personen, denen er dieserhalb Besuche zu machen hatte, befand sich auch der Cardinal Fesch.

Als der Kaiser eines Tages seinem Onkel einen Besuch abstattete, befand sich der würdige Pfarrer in dem Vorzimmer, welches Seine Majestät passirten. Napoleon, der sich von diesem Greisen neugierig beobachtet sah, wandte sich um und sagte barsch:

Wer ist der gute Mann, der mich so ansieht?

Sire, sagte Myriel, Sie sehen einen guten Mann, und ich, ich sehe einen großen Mann. Das kann uns Beiden von Nutzen sein.

An demselben Abende fragte der Kaiser den Cardinal nach dem Namen dieses Pfarrers, und einige Zeit darauf erfuhr Myriel zu seinem Erstaunen, daß er zum Bischof von D... ernannt worden sei.

Was Wahres an dem Gerede war, welches man bezüglich des ersten Abschnittes seines Lebens herumtrug? Niemand wußte es. Wenige Familien hatten die Myriel's vor der Revolution gekannt.

Myriel mußte das Schicksal eines Jeden erdulden, der neu in eine kleine Stadt kommt, in der es viele Mäuler gibt, die schwätzen, und wenige Köpfe, welche denken. Er mußte es dulden, obgleich er Bischof war und weil er Bischof war. Aber das Gerede, in welches man seinen Namen mengte, war eben nur Gerede, Geschwätz, ja noch weniger als Geschwätz, es war Gewäsche.

Wie dem auch sei, nachdem er neun Jahre sein bischöfliches Amt verwaltet und neun Jahre in D... gewohnt hatte, waren alle diese Redereien, welche im ersten Augenblicke kleine Städte und kleine Leute beschäftigen, in tiefe Vergessenheit versunken. Niemand wagte mehr davon zu sprechen, ja Niemand wagte mehr sich daran zu erinnern.

Herr Myriel war nach D... gekommen in Gesellschaft einer alten Jungfer, der Fräulein Baptistine, welche seine Schwester und 10 Jahre jünger war als er.

Ihre ganze Dienerschaft bestand in einer Magd von demselben Alter wie Jungfer Baptistine, die Magloire hieß. Dieselbe, welche auch schon die Magd des Herrn Pfarrers gewesen war, hatte jetzt den zwiefachen Titel einer Kammerfrau der Fräulein Baptistine und einer Haushälterin des Monseigneurs angenommen.

Fräulein Baptistine war eine große, bleiche, schmächtige und sanfte Person; sie verwirklichte das Ideal dessen, was man durch das Wort „respektabel“ ausdrückt, denn um „ehrwürdig“ zu sein, scheint eine Frau Mutter sein zu müssen. Sie war niemals hübsch gewesen; ihr ganzes Leben, welches nur eine Reihe heiliger Werke war, hatte eine Art Blässe und Verklärtheit über sie verbreitet, und mit zunehmendem Alter hatte sie an Dem gewonnen, was man die Schönheit der Güte nennen könnte. Was in ihrer Jugend Magerkeit gewesen, war in ihrem reiferen Alter zur Durchsichtigkeit geworden, und diese letztere eben ließ den Engel durchscheinen. Sie war mehr Seele als sie Jungfrau war. Ihre Person schien aus einem Schatten gebildet; sie hatte kaum Körperlichkeit genug, als daß ein Geschlecht vorhanden sein konnte; nur ein wenig materieller Stoff, welcher Licht umschloß; große immer gesenkte Augen; nur ein Vorwand, um eine Seele auf der Erde festzuhalten.

Frau Magloire war eine kleine Alte, bleich, beleibt, geschmeidig, geschäftig, immer keuchend, früher wegen ihrer Thätigkeit und dann auch wegen ihres Asthma's.

Bei seiner Ankunft installirte man Herrn Myriel in seinen bischöflichen Palast mit allen den durch die kaiserlichen Dekrete vorgeschriebenen Ehren, welche einen Bischof unmittelbar hinter einem Generalmajor rangiren lassen. Der Bürgermeister und der Präsident statteten ihm den ersten Besuch ab, und seinerseits machte er seinen ersten Besuch beim General und beim Präfekten.

Nach Beendigung der Installation war die Stadt gespannt darauf, den Bischof in seinem Amte thätig zu sehen.

II.

Myriel wird Monseigneur Willkomm.

Der bischöfliche Palast von D... grenzte an das Hospital.

Der bischöfliche Palast war ein großes, schönes Gebäude, welches Monseigneur Heinrich Puget, Doktor der Theologie der Pariser Fakultät, Abt von Simore, zu Anfang des verflossenen Jahrhun-

berts in Stein hatte aufführen lassen. Derselbe war im Jahre 1712 Bischof von D... Dieser Palast war eine wahrhaft herrschaftliche Wohnung, Alles hatte darin ein vornehmes Aussehen: die Gemächer des Bischofs, die Salons, die Zimmer, der Ehrenhof, der weit und nach alter florentinischer Sitte mit Spaziergängen in Form von Säulenhallen geschmückt war, sowie endlich die mit den herrlichsten Bäumen bepflanzten Gärten. In dem Speisesaale, einer langen und prachtvollen Gallerie im Erdgeschosse mit Ausgängen nach den Gärten hin, hatte Monseigneur Heinrich Puget am 29. Juli 1714 die Monseigneurs Carl Brûlart de Genlis, Fürst-Erzbischof von Embrun, Anton de Mesgrigny, Bischof von Grasse, Philipp de Vendôme, Großprior von Frankreich, Abt von St. Honoré de Lerins, Franz Baron de Berton de Grillon, Bischof von Vence, Cäsar de Sabran de Forcalquier, Bischof von Glaudere und Johann Soanen, Oratorianer-Priester, Hof-Prediger des Königs und Bischof von Senez feierlich bewirthet. Die Portraits dieser sieben ehrwürdigen Personen zierten den Saal, und jenes denkwürdige Datum, der 29. Juli 1714, war in goldenen Buchstaben auf einer weißen Marmortafel eingegraben.

Das Hospital war ein enges, niedriges, einstöckiges Gebäude mit einem kleinen Garten.

Drei Tage nach seiner Ankunft besuchte der Bischof das Hospital. Nach geschehenem Besuche ließ er den Direktor desselben zu sich bitten.

Herr Direktor, sagte er zu demselben, wie viele Kranke haben Sie gegenwärtig?

Sechs und zwanzig, Monseigneur.

So viele hatte ich ihrer auch gezählt, bemerkte der Bischof.

Die Betten, fuhr der Direktor fort, stehen sehr fest aneinander.

Das habe ich auch bemerkt.

Die Säle sind nur enge Zimmer und schwer zu lüften.

Das will mir auch scheinen.

Und wenn die Sonne scheint, ist der Garten für die in der Genesung Begriffenen etwas sehr klein.

Diese Bemerkung habe ich ebenfalls gemacht.

Bei epidemischen Krankheiten — vergangenes Jahr hatten wir den Typhus, vor zwei Jahren das Schweißfieber, — wußten wir die Kranken nicht zu lassen.

Dieser Gedanke war mir auch schon in den Sinn gekommen.

Aber was ist zu machen, Monseigneur? sagte der Direktor, man muß sich darein ergeben.

Diese Unterhaltung fand in dem Speisesaale des Erdgeschosses Statt.

Der Bischof schwieg einen Augenblick, dann wandte er sich plötzlich zu dem Direktor um und sagte:

Wie viel Betten, meinen Sie, würde dieser Saal fassen?

Der Speisesaal von Monseigneur? rief jener ganz verdutzt aus.

Der Bischof ließ seinen Blick durch den Saal schweifen und schien denselben mit den Augen auszumessen.

Es finden wohl zwanzig Betten darin Platz, sagte er gleichsam zu sich selbst und sagte dann mit lauterer Stimme:

Sehen Sie, Herr Direktor, ich will Ihnen etwas sagen. Es waltet hier offenbar ein Irrthum ob. Sie sind mit 26 Personen in 5 bis 6 kleinen Zimmern. Wir sind hier zu drei und haben Raum für sechszig. Es ist das ein Irrthum, sage ich Ihnen; Sie haben meine Wohnung und ich die Ihrige inne. Geben Sie mir mein Haus zurück; dieses ist das Ihrige

Andern Tages waren die sechs und zwanzig Kranken in dem Palaste des Bischofs untergebracht, und dieser wohnte im Hospital.

Myriel hatte kein Vermögen, da seine Familie durch die Revolution ruinirt worden war. Seine Schwester bezog eine lebenslängliche Rente von 500 Francs, wodurch ihre persönlichen Ausgaben hatten bestritten werden können. Myriel erhielt als Bischof vom Staate einen Gehalt von 15,000 Francs.

An demselben Tage, wo er das Hospital bezog, ordnete er deren Verwendung ein für alle Male in folgender Weise an. Wir wollen hier eine von seiner Hand geschriebene Notiz abschreiben.

Notiz zur Regelung meiner Haushaltungs-Ausgaben:

Für das Seminar	1500	Francs.
„ die Missionsgesellschaft	100	„
„ die Lazaristen von Montdidier	100	„
„ das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris	200	„
„ die h. Geist-Congregation	150	„
„ die gottesdienstliche Einrichtung im heil. Lande	100	„
„ die Gesellschaften der mütterlichen Barmherzigkeit	300	„
Insbesondere für die in Arles	50	„
Für Verbesserung der Gefängnisse	400	„
„ Befreiung der Gefangenen und für Erleichterung des Looses derselben	500	„

Für Freilassung der wegen Schulden gefangen sitzenden Familienväter	1000	Francs.
„ Ausbesserung des Gehaltes der armen Schullehrer der Diözese	2000	„
„ die Frauen-Congregation zu D . . . ., zu Manosque und zu Sisteron zur unentgeltlichen Unterrichtsertheilung an bedürftige Mädchen	1500	„
„ die Armen	6000	„
„ meine persönlichen Ausgaben	1000	„
Zusammen . .	15,000	Francs.

Während der ganzen Zeit, daß Myriel Bischof von D . . . war, wurde an dieser Anordnung nichts geändert. Er nannte das, wie wir gesehen haben, „die Ausgaben seines Haushalts geregelt haben."

Dieser Anordnung wurde von Fräulein Baptistine mit absoluter Unterwürfigkeit zugestimmt. Für diese fromme Jungfer war Myriel zugleich Bruder und Bischof, ihr Freund nach dem Gesetze der Natur und ihr Vorgesetzter nach dem Willen der Kirche. Sie liebte und verehrte ihn in aller Schlichtheit. Wenn er sprach, so verneigte sie sich, wenn er handelte, so stimmte sie ihm zu. Nur die Magd, Frau Magloire, murrte ein wenig. Der Bischof hatte, wie wir gesehen, nur 1000 Livres für sich behalten, was einschließlich der Rente der Fräulein Baptistine jährlich 1500 Francs machte. Von diesen 1500 Francs lebten diese beiden alten Frauen und dieser Greis.

Und wenn ein Dorfpfarrer nach D . . . kam, so fand der Bischof, Dank der strengen Sparsamkeit der Frau Magloire und der klugen Verwaltung der Fräulein Baptistine, noch immer Mittel, denselben zu bewirthen.

Eines Tages, nachdem er drei Monate in D . . . war, sagte der Bischof:

Ich bin bei alle dem doch sehr genirt.

Das glaube ich wohl, rief Frau Magloire aus! Monseigneur hat nicht einmal die Rente reklamirt, welche ihm das Departement für Equipage in der Stadt und für Rundreisen in der Diöcese zahlen muß. Ehemals pflegten die Bischöfe sie zu beziehen.

Sieh da! Sie haben Recht, Frau Magloire, sagte der Bischof Er reichte seine Reklamation ein.

Einige Zeit darauf prüfte der Generalrath dieses Verlangen und bewilligte ihm eine jährliche Summe von 3000 Francs unter folgender Rubrik: „Dem Bischofe zugestanden für Unterhaltung

einer Equipage, für Extra-Posten und Entschädigung für die oberhirtlichen Rundreisen."

Die lokale Bourgeoisie erhob hierüber lautes Geschrei. Bei dieser Gelegenheit schrieb ein Senator des Kaiserreichs, ein ehemaliges Mitglied des Rathes der Fünfhundert, Anhänger des 18. Brummaire, in der Nähe der Stadt D . . . mit einer glänzenden Herrschaft belohnt, an den Kultusminister, Herrn Bigot de Preameneu ein kleines, gereiztes und vertrauliches Billet, dem wir hier folgende authentische Zeilen entnehmen wollen:

„Entschädigungskosten für Equipage? Was soll man damit machen in einer Stadt von nicht 4000 Einwohnern? Entschädigungskosten für Rundreisen? Wozu erstens diese Rundreisen? Und wie soll man denn in diesem gebirgigen Lande die Post benutzen? Es gibt ja da keine Wege. Man kann nur reiten. Die Brücke über die Durance bei Chateau-Arnoux kann kaum Ochsenkarren tragen. Diese Pfaffen sind immer so; habgierig und geizig. Dieser hat bei seiner Ankunft den Apostel gespielt. Es gelüstet ihn jetzt nach dem Luxus der alten Bischöfe. O, diese Pfaffensippe! Herr Graf, es wird nicht eher gut, bis der Kaiser uns von den Schwarzröcken befreit hat. Nieder mit dem Papste! (Die Beziehungen zu Rom waren damals gespannt.) Was mich betrifft, so bin ich ausschließlich für Cäsar u. s. w."

Frau Magloire empfand über diese Sache hingegen eine sehr große Freude. Gut, sagte sie zu Fräulein Baptistine, Monseigneur hat mit den Andern angefangen, aber er muß mit sich selbst aufhören. Da haben wir doch jetzt 3000 Francs für uns. Wie schön.

An demselben Abend schrieb der Bischof folgende Notiz und übergab sie seiner Schwester:

Entschädigungskosten für Equipage und Rundreisen.

Für Fleischbrühe, welche den Kranken des Hospitals zu verabreichen ist	1500 Livres.
„ die Gesellschaft der mütterlichen Barmherzigkeit in Aix	250 „
„ die Gesellschaft der mütterlichen Barmherzigkeit in Dragaignau	250 „
„ Findelkinder	500 „
„ Waisenkinder	500 „
Zusammen . .	3000 Livres.

Das war des Budget Myriels.

Was die bischöflichen Sporteln betraf, als Dispensen, Nothtau-

fen, Predigten, Einweihungen von Kirchen oder Kapellen, Heirathen u. s. w., so nahm der Bischof dieselben von den Reichen mit derselben Unerbittlichkeit, als er sie den Armen wieder zufließen ließ.

Nach Verlauf von einiger Zeit strömten die Geldgaben reichlich; die Besitzenden und die Dürftigen klopften an die Thüre Myriels. Die Einen holten das, was die Andern dorthin gebracht hatten. Nach einem Jahre war der Bischof der Vermittler aller Wohlthaten, der Cassirer alles Elends geworden. Bedeutende Summen gingen durch seine Hände; aber in seiner Lebensweise änderte sich nicht das Geringste, und er fügte dem Nothwendigsten nicht das mindeste Ueberflüssige hinzu.

Im Gegentheil. Da es hier auf Erden unten immer noch mehr Elend gibt als oben Brüderlichkeit, so war Alles so zu sagen schon ausgegeben noch bevor es eingenommen war. Es war wie ein Tropfen Wasser auf einer glühenden Platte; er mochte so viel Geld erhalten, wie er nur immer wollte, er hatte nie welches; dann beraubte er sich selbst.

Da es Sitte ist, daß die Bischöfe ihre Taufnamen an die Spitze ihrer Hirtenbriefe und Verordnungen setzen, so hatten die Armen der Gegend mit einer Art liebendem Instinkt unter den Namen und Vornamen des Bischofs denjenigen ausgewählt, welcher ihnen einen Sinn bot, und sie nannten ihn nur Monseigneur Willkomm. Wir wollen es eben so machen und ihn gelegentlich auch so nennen. Uebrigens gefiel ihm diese Bezeichnung. Ich liebe diesen Namen, sagte er, der Willkomm verbessert das Monseigneur.

Wir wollen nicht behaupten, daß das hier entworfene Portrait genau sei; sondern wir beschränken uns nur darauf zu sagen, daß es ähnlich ist.

III.

Ein guter Bischof in einem schwierigen Bisthum.

Wenn der Bischof seine Equipage auch in Almosen verwandelt hatte, so machte er doch nichts desto weniger seine Rundreisen. Die Diözese D... war eine schwierige und mühsame Diözese. Die Gegend war fast durchgängig gebirgig, ohne gebahnte Straßen und ausgebauten Wege; sie umfaßte 32 Pfarreien, 41 Vikariate und 285 Filialkirchen. Und diese Alle zu besuchen war keine leichte Arbeit. Aber der Bischof that es. In die Nachbarschaft ging er zu Fuß; mußte er weiter, so bediente er sich einer Carriole. Die beiden alten Frauen begleiteten ihn oft. War die Tour aber zu beschwerlich, so ging er allein.

Eines Tages kam er auf einem Esel sitzend nach Senez, eine alte Stadt, die ehemals der Sitz eines Bischofs war. Seine Börse, die zu der Zeit sehr zur Neige gegangen war, hatte ihm die Benutzung einer Equipage nicht gestattet. Der Bürgermeister empfing ihn am Thore des bischöflichen Palastes und sah ihn mit verdutzten Augen an, als er von seinem Esel stieg. Einige Bürger umstanden ihn lachend. Herr Bürgermeister, sagte der Bischof, und meine Herren Bürger, ich sehe wohl, wodurch dieses Aergerniß veranlaßt wird. Sie finden, daß es etwas hochmüthig von einem armen Priester ist, sich auf ein Thier zu setzen, welches auch Jesus Christus bestiegen hat. Ich versichere Sie, daß die Nothwendigkeit, nicht die Eitelkeit mich dazu bewog.

In diesen Rundreisen war er nachsichtig und mild; er predigte weniger als er sich unterhielt. Er holte seine Beweisgründe und Beispiele niemals weit her. Den Bewohnern einer Gegend hielt er das Beispiel der Nachbargegend vor. In den Kantonen, wo man hart gegen die Bedürftigen war, sagte er: Seht Euch doch die Leute von Briançon an! Sie haben den Nothleidenden, den Wittwen und Waisen das Recht ertheilt, ihre Wiesen drei Tage vor allen Andern abmähen zu lassen. Sie bauen ihnen ihre Häuser, wenn sie verfallen sind, unentgeldlich wieder auf. Deßhalb ist das Land auch so von Gott gesegnet. Es hat dort in hundert Jahren keinen Mörder mehr gegeben.

In den nach Gewinn und Erndte gierigen Dörfern sagte er: Sehen Sie die Bewohner von Embrun. Wenn ein Familienvater zur Erndtezeit seine Söhne in der Armee hat und wenn seine Töchter in der Stadt in Dienst stehen, oder wenn er krank oder zu arbeiten verhindert ist, dann empfiehlt ihn der Pfarrer auf der Kanzel, und nach der Messe zieht das ganze Dorf, Männer, Frauen und Kinder, auf den Acker des armen Mannes, heimsen ihm seine Erndte ein und schaffen ihm Stroh und Getreide auf den Speicher. Den wegen Erbschaftssachen in Zwiespalt gerathenen Familien hielt er Folgendes vor: Seht Euch doch die Bergbewohner von Deolnay an! Es ist das ein so rauhes Land, daß man in 50 Jahren dort noch nicht einmal eine Nachtigall schlagen hört. Nun! Wenn dort ein Familienvater stirbt, so suchen sich die Söhne irgend einen Erwerb und überlassen das Vermögen ihren Schwestern, damit diese um so leichter einen Mann finden. In den Kantonen, wo Prozeßsucht herrschte, und wo die Pächter durch Stempelpapier sich zu Grunde richteten, machte er nachstehende Vorstellung: Betrachtet Euch doch einmal die guten Bauern des Queyras-Thales. Sie

zählen an 3000 Seelen und bilden gleichsam einen kleinen Freistaat. Man kennt dort weder Richter noch Gerichtsvollzieher. Der Bürgermeister reicht vollkommen aus. Er vertheilt die Steuern, schätzt einen Jeden gewissenhaft ein, schlichtet die Händel unentgeltlich, theilt die Erbschaften ohne Sportelgebühren, erläßt Urtheile ohne Kosten und man gehorcht ihm, weil er ein gerechter Mann ist und unter einfachen Leuten wohnt. Den Dörfern, wo er keine Schullehrer fand, hielt er ebenfalls die Bewohner von Queyras als Muster vor. Wißt ihr, wie dieselben das machen? sagte er. Da ein kleiner Distrikt von 12 bis 15 Feuerstellen nicht immer einen Lehrer unterhalten kann, so werden die Schulmeister von dem ganzen Thale bezahlt. Dieselben bringen 8 Tage in diesem, 10 Tage in jenem zu und unterrichten die Jugend. Diese Schulmeister kommen auch auf die Jahrmärkte, wo ich sie schon gesehen habe. Man erkennt sie an den Schreibfedern, welche sie an der Schleife ihres Hutes tragen. Diejenigen, welche im Lesen und Schreiben unterrichten, haben zwei Federn, und diejenigen, welche Lese-, Rechen- und lateinischen Unterricht ertheilen, haben drei Federn. Diese Letzteren gelten für große Gelehrten. Aber welche Schande ist es auch, unwissend zu sein! Macht's doch wie die Leute von Queyras!

So waren seine Ermahnungen ernst und väterlich. Wenn es ihm an Beispielen fehlte, so ersann er Parabeln und ging, mit wenig Phrasen und vielen Bildern, direkt auf sein Ziel los. Das war auch die Sprache Jesu Christi, überzeugt und überzeugend.

IV.

Wie die Worte, so auch die Werke.

Seine Unterhaltung war gemüthlich und frisch. Er stellte sich innerhalb des Fassungskreises der beiden alten Frauen, welche ihr Leben in seiner Nähe verbrachten; wenn er lachte, so war es das herzliche Lachen eines Schülers.

Madame Magloire pflegte ihn gerne „Eure Herrlichkeit!“ zu nennen. Eines Tages stand er von seinem Sessel auf und ging zu seiner Bibliothek, um ein Buch zu suchen. Dieses Buch befand sich in einem der oberen Fächer. Da der Bischof von Gestalt ziemlich klein war, so konnte er nicht so hoch hinauf reichen. Bringen Sie mir einen Stuhl, Frau Magloire, sagte er. Meine Herrlichkeit reicht nicht bis zu jenem Fache.

Einer seiner entfernten Verwandten, die Frau Gräfin von Lô, ließ selten eine Gelegenheit vorübergehen, ohne in seiner Gegenwart alles das aufzuzählen, was sie die „Hoffnungen“ ihrer drei Söhne

nannte. Sie hatte mehrere alte und dem Tode nahe Ascendenten, deren natürliche Erben ihre drei Söhne waren. Der jüngste dieser drei hatte eine Großtante von einigen 100,000 Francs Rente unter die Erde zu bringen; für den zweiten war der Herzogstitel seines Onkels bestimmt; der Aelteste sollte seinem Großvater in der Pairie folgen. Der Bischof hörte in der Regel diese unschuldigen und verzeihlichen mütterlichen Auslassungen schweigend an. Eines Tages schien er jedoch viel tiefsinniger als gewöhnlich, während Frau v. Lô die Litanei ihrer Erbschaften und „Hoffnungen" wieder ableierte. Sie hielt plötzlich mit einiger Ungeduld inne und sagte: Mein Gott, Vetter, woran denken Sie denn? Ich denke, entgegnete der Bischof, an etwas Eigenthümliches, das wie ich glaube, im heiligen Augustinus steht. „Setzet Eure Hoffnung auf den, welchen man nicht beerbt."

Als er ein anderes Mal ein Einladungsschreiben erhielt um der Beerdigung eines Edelmannes der Gegend beizuwohnen, in welchem nicht nur die Würden, sondern auch die feudalen und adeligen Eigenschaften in langen Reihen aufgezählt waren, rief er aus: Was der Todte doch für einen breiten Rücken haben muß! Welch' eine erstaunliche Last von Titeln man ihm ohne Weiteres aufbürdet, und wie geistreich müssen jene Leute sein, welche so das Grab zu ihrer Eitelkeit benutzen.

Er übte gelegentlich einen milden Spott, welcher jedoch immer einen ernsten Sinn umfaßte. Es kam einmal während der Fastenzeit ein junger Vicarius nach D . . . und predigte in der Cathedrale. Er war ziemlich beredt. Das Thema seiner Predigt war die Wohlthätigkeit. Er forderte die Reichen auf, den Armen von ihrem Ueberflusse mitzutheilen, damit sie der Hölle entgingen, welche er mit den schrecklichsten Farben schilderte, und in das Paradies eingingen, das so reizend und herrlich sei. Unter der Zuhörerschaft befand sich ein reicher ehemaliger Kaufmann, ein Stück Wucherer, Namens Geboron, welcher zwei Millionen durch Fabrikationen grober Tuche, Wollenstoffe u. s. w., verdient hatte. Geboron hatte in seinem ganzen Leben niemals einem Unglücklichen ein Almosen gegeben. Man bemerkte, daß er seit dieser Predigt jeden Sonntag den Bettlerinnen unter dem Portale der Cathedrale einen Sou gab. Es waren ihrer sechs, welche sich in diesen Sou theilten. Eines Tages sah der Bischof, wie er sein Liebeswerk ausübte und sagte zu einer Schwester: Dort käuft Herr Geboron sich für einen Sous Paradies.

Wenn es sich um Ausübung der Wohlthätigkeit handelte, so

schreckte er nicht einmal vor einem abschlägigen Bescheide zurück, und er fand immer Worte, welche den Betreffenden zum Nachdenken brachten. Einmal sammelte er in einem Salon der Stadt für die Armen; auch der Marquis Champtacier war anwesend, ein alter, reicher Geizhals, der sich als einen Ultraroyalisten und zugleich als einen Ultra-Voltairianer zu geben verstand. Diese Mischung ist übrigens schon dagewesen. Als der Bischof an ihn herantrat, berührte er seinen Arm und sagte: „Herr Marquis! Sie müssen mir auch etwas geben!" Der Marquis antwortete trocken ohne sich umzuwenden: Monseigneur, ich habe meine Armen.

„So geben Sie mir diese," entgegnete der Bischof.

Eines Tages hielt er in der Cathedrale folgende Ansprache:

„Meine lieben Brüder, meine guten Freunde! Es giebt in Frankreich dreizehn hundert zwanzig Tausend Bauernhäuser, welche nur drei Oeffnungen, achtzehn hundert siebenzehn Tausend, welche nur zwei Oeffnungen, Thüre und Fenster, und dreihundert sechs und vierzig Tausend Hütten, welche nur eine Oeffnung, nämlich die Thüre haben. Und die Ursache hiervon ist was man die Thür- und Fenstersteuer nennt. Da sieht man arme Familien, alte Frauen, kleine Kinder in diesen Wohnungen! Und welche Fieber, welche Krankheiten! Gott schenkt den Menschen die Luft, das Gesetz verkauft sie ihnen. Ich klage das Gesetz nicht an, aber ich preise Gott! Im Departement des Isere und des Var in den Ober- und Niederalpen haben die Bauern nicht einmal Schiebkarren und tragen den Dünger auf ihrem menschlichen Rücken; sie haben dort keine Lampenlichter und erhellen ihre Wohnungen, indem sie harzige Holzstäbe oder mit Harzpech getränkte Dochte anzünden. So ist es in dem ganzen Oberlande der Dauphine. Sie backen ihr Brod für 6 Monate und sie backen es mit getrocknetem Kuhmist. Im Winter zerschlagen sie diese Brodklumpen mit dem Beil und legen es dann, um es genießbar zu machen, 24 Stunden ins Wasser. Brüder! Habet doch Mitleiden! Sehet doch, wie Eure Mitmenschen leiden!

Als geborener Provenzale war er mit der Mundart des Volkes sehr vertraut. Das gefiel den Leuten und trug nicht wenig dazu bei, ihm überall Zugang zu verschaffen. Er that in der Gebirgshütte, als wäre er dort zu Hause gewesen. Er verstand es, die inhaltschwersten Dinge in das Gewand der gewöhnlichen Volksmundart zu kleiden. Da er in der Sprache eines Jeden zu reden verstand, so drang er auch in Aller Seele.

Aehnlich wie zu den untern Volksschichten stand er zu der vornehmen Welt.

Er verurtheilte nie in Uebereilung und ohne die Umstände in Erwägung zu ziehen. Er pflegte zu sagen: Wir wollen uns erst einmal den Weg ansehen, den der Fehltritt gegangen ist.

Da er, wie er sich selbst bezeichnete, ein „Ex-Sünder" war, so hatte er nichts von der Schroffheit des Rigorismus; er bekannte sich laut zu einer Doktrin, welche man wohl in folgende Worte fassen kann:

„Der Mensch trägt sein Fleisch mit sich herum, und dieses ist für ihn zugleich seine Last und seine Versuchung. Er schleppt es nach und es folgt ihm. Er muß es überwachen, es im Zügel halten, es unterdrücken und ihm nur im äußersten Nothfalle gehorchen. Und auch in diesem Gehorsam kann noch ein Fehltritt liegen; aber ein so begangener Fehltritt ist verzeihlich. Er ist ein Fall, aber ein Kniefall, der mit einem Gebete schließen kann. Ein Heiliger zu sein ist eine Ausnahme; ein Gerechter zu sein ist die Regel. Irret, schwanket sündiget, aber seid gerecht.

„Am meisten frei von Sünde ist das Gesetz des Menschen. Ganz ohne Sünde ist der Traum des Engels. Alles was irdisch, ist der Sünde unterworfen und die Sünde ist die Schwerkraft."

Wenn er laut Alles aufschreien hörte und sehr entrüstet thun sah, dann sagte er lächelnd: Allem Anscheine nach ist das ein großes Verbrechen, welches ein Jeder begeht. Die aufgescheuchte Heuchelei will sich durch Betheurungen rein waschen und sich zu verbergen suchen.

Er war nachsichtig gegen die Frauen und gegen die Armen, auf welche die Last der menschlichen Gesellschaft drückt. Die Fehltritte der Frauen, Kinder, Dienstboten, der Schwachen, Nothleidenden und Unwissenden sind die Schuld der Männer, der Väter, der Herrschaft, der Starken, der Reichen und der Unterrichteten. Er fügte noch hinzu: Die, welche unwissend sind, unterrichtet soviel als möglich: die Gesellschaft trägt die Schuld, weil sie den Unterricht nicht unentgeltlich gibt; sie ist verantwortlich für die Finsterniß, welche sie erzeugt. Diese Seele wandelt in Dunkelheit, und in der Dunkelheit wird Sünde begangen. Der Schuldige ist nicht der, welcher die Sünde begeht, sondern der, welcher die Finsterniß erzeugt.

Er hatte, wie man sieht, eine eigenthümliche Art und Weise die Dinge zu beurtheilen. Ich glaube, daß er dieselbe dem Evangelium entnommen hatte.

Er hörte eines Tages in einem Salon von einem Criminal-

proceß sprechen, der instruirt wurde. Ein elender Mensch hatte aus Liebe zu einer Frau und zu dem Kinde, welches er von derselben hatte, und in Ermangelung an Hülfsquellen falsches Geld gemacht. Die Falschmünzerei wurde zu jener Zeit noch mit dem Tode bestraft. Die Frau war, indem sie das erste von dem Manne fabrizirte falsche Geldstück ausgab, verhaftet worden. Man sperrte sie ein, aber man hatte nur allein gegen sie Beweismittel. Sie allein konnte durch ein Geständniß ihren Geliebten belasten und ihn in's Verderben stürzen. Sie leugnete. Man drang in sie. Sie leugnet hartnäckig. Da hatte der Staatsprokurator einen Einfall. Er hatt eine Untreue des Geliebten unterstellt, und es gelang ihm, durch ihr geschickt vorgelegte Bruchstücke von Briefen die Unglückliche zu überzeugen, daß sie eine Nebenbuhlerin habe und jener Mann sie betröge. Jetzt hatte sie in der Verzweifelung der Eifersucht ihren Geliebten denunzirt, hatte sie alles gestanden, Alles bewiesen. Der Mann war verloren. Er sollte kurz darauf in Aix mit seiner Mitschuldigen verurtheilt werden. Man erzählte die Thatsache, und jeder sprach seine laute Bewunderung über die Geschicklichkeit des Staatsprokurators aus. Indem die Eifersucht mit in's Spiel gezogen wurde, hatte er durch den Zorn die Wahrheit hervorsprudeln, die Gerechtigkeit aus der Rache hervorgehen lassen. Der Bischof hörte das Alles schweigend an. Als man geendet hatte, fragte er?

Wo wird dieser Mann und diese Frau gerichtet?

Vor dem Assisenhofe.

Und wo, fragte er weiter, wird denn der Staatsprokurator gerichtet?

Es ereignete sich zu D . . . . eine tragische Begebenheit. Ein Mann wurde wegen Mordes zum Tode verurtheilt. Es war ein Unglücklicher von nicht gerade besonderer Bildung, aber auch nicht durchaus unwissend. Er machte Taschenspieler-Kunststückchen auf den Jahrmärkten und war zugleich öffentlicher Schreiber. Der Prozeß beschäftigte die Stadt außerordentlich. Am Abende vor dem zur Hinrichtung des Unglücklichen bestimmten Tage wurde der Gefängnißprediger krank. Es mußte ein anderer Priester zugezogen werden, um den Menschen auf seinem letzten Gange zu begleiten und auf demselben beizustehen. Man ging zum Pfarrer. Dieser weigerte sich mit den Worten: „Das geht mich nichts an; zudem wei[illegible] ich auch nicht, wie ich mich bei einer solchen Frohnarbeit bei diese[illegible] Possenreißer anstellen soll. Im Uebrigen bin ich krank, und es [illegible] auch meine Sache nicht. Man hinterbrachte diese Antwort dem B[illegible]

schofe, welcher darauf bemerkte: „Der Pfarrer hat Recht. Das ist auch nicht seine Sache, sondern die meinige."

Er begab sich unverzüglich zum Gefängniß, verfügte sich in die Zelle des „Possenreißers", nannte ihn beim Namen, erfaßte seine Hand und sprach mit ihm. Er brachte den ganzen Tag bei demselben zu; er vergaß Speise und Schlaf. Er sagte ihm die eindringlichsten Wahrheiten, welche immer die einfachsten sind. Er war ihm Vater, Bruder, Freund; nur wenn er segnete, war er Bischof. Er unterrichtete ihn in Allem, indem er ihn beruhigte und tröstete. Dieser Mensch war im Begriffe, in Verzweiflung zu sterben. Der Tod war für ihn ein Abgrund. Schaudernd stand er an diesem fürchterlichen Rande; er bebte mit Entsetzen zurück. Er war nicht unwissend genug, um vollständig indifferent zu sein. Seine Verurtheilung hatte eine furchtbare Erschütterung in ihm hervorgerufen und hier und da die Scheidewand durchbrochen, welche uns von dem Geheimniß der Dinge trennt, und welche wir das Leben nennen. Er schaute durch die Spalten in das, was außerhalb der Welt liegt und erblickte überall nur Finsterniß. Der Bischof ließ ihn eine Helle schauen.

Als man andern Tages den Unglücklichen abholte, war der Bischof zugegen. Er folgte ihm; er trug seinen violettenen Mantel und sein Bischofskreuz am Halse und schritt so neben jenem, mit Seilen geknebelten Elenden daher. Er bestieg mit ihm die Karre und bestieg mit ihm das Schaffot. Auf dem Gesichte des Verurtheilten, der am vorherigen Tage noch so düster und niedergeschlagen war, lag ein Strahl der Beseligung. Er fühlte, daß seine Seele versöhnt sei und er hoffte auf Gott. Der Bischof umarmte ihn, und in dem Augenblicke, wo das Beil niederzufallen im Begriffe war, sagte der Bischof zu ihm: „Den der Mensch tödtet, den ruft Gott wieder zum Leben; den seine Brüder ausstoßen, den nimmt der Vater wieder auf. Bete, glaube, gehe ein in das Leben! Der Vater harret Deiner!" Als er vom Schaffot herunter stieg, lag ein gewisses Etwas in seinem Blick, vor dem die Volksmenge ehrerbietig zurückwich. Man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, ob seine Blässe, oder seine beseligende Erhabenheit? Als er in seine bescheidene Wohnung zurückgekehrt war, welche er lächelnd „seinen Palast nannte," sagte er zu seiner Schwester: „Ich habe meines oberhirtlichen Amtes gewartet."

Da die erhabendsten Dinge in der Regel am wenigsten verstanden werden, so gab es auch in der Stadt Leute, welche das Verhalten des Bischofs bekrittelten und es als „Großthuerei" bezeichne-

ten. Es war das übrigens nur Salongeschwätz. Das Volk, welches bei so heiligen Handlungen kein Arg versteht, war bewegt und von Bewunderung ergriffen. Der Bischof selbst war durch den Anblick der Guillotine tief in seinem Innern erschüttert worden, und es dauerte lange, ehe er sich davon erholte.

In der That, das Schaffot hat, wenn es so dasteht, hoch vor Einem aufgerichtet, ein gewisses Etwas, das zu Hallucinationen führt. Man kann eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Todesstrafe empfinden, man kann sein Urtheil zurückhalten, weder wissen, ob man ja oder nein sagen soll, so lange man mit eigenen Augen kein Schaffot gesehen hat. Aber wenn man vor einem solchen steht, dann ist die Erschütterung gewaltig, man muß sich entscheiden und Partei ergreifen für oder gegen. Einige gerathen in Bewunderung, wie de Maistre: Andere brechen in Verwünschungen aus, wie Beccaria. Die Guillotine ist die Versteinerung des Gesetzes; sie nennt sich Rächerin; sie ist nicht neutral und gestattet Niemanden neutral zu bleiben. Wer es sieht, den schauderts und dieser Schauder ist der geheimnißvollste. Alle sozialen Fragen richten um dieses Hackmesser ihre Fragezeichen auf. Das Schaffot ist kein Gerüst, das Schaffot ist nicht ein lebloser aus Holz, Eisen und Tauen gefertigter Mechanismus. Es scheint eine Art Wesen zu sein, das, ich weiß nicht welche düstere Selbstthätigkeit besitzt; man möchte sagen, dieses Gerüste sehe, diese Maschine höre, dieser Mechanismus begreife; ja man möchte sagen, dieses Holz, dieses Eisen, diese Taue hätten einen Willen. In der schrecklichen Träumerei, in welche seine Gegenwart die Seele vertieft, erscheint das Schaffot furchtbar und sich mit dem zu vermengen, was es thut. Das Schaffot ist der Complice des Henkers; es ißt, es verschlingt Menschenfleisch und trinkt Menschenblut. Das Schaffot ist eine Art von dem Richter und dem Zimmermann hergestelltes Ungeheuer, ein Gespenst, das eine Art von furchtbarem Leben lebt, welches es von dem Tode genommen hat, den es gegeben.

Deshalb war der Eindruck auch ein furchtbarer und tiefer; am Tage nach der Hinrichtung und noch einige Zeit nachher schien der Bischof niedergebeugt. Die erhabene Beseligung, die ihn in dem schrecklichen Augenblicke des Todes gewaltsam durchzuckte, war verschwunden; das Gespenst der sozialen Gerechtigkeit verfolgte ihn. Er, der gewöhnlich von allen seinen Handlungen mit freudestrahlender Befriedigung zurückkehrte, schien sich nun einen Vorwurf zu machen. Es gab Augenblicke, wo er mit sich selbst sprach, wo er mit halblauter Stimme schauerliche Monologe stammelte. Führen wir hier

einen solchen an, den seine Schwester eines Abends hörte und den sie nie vergaß! „Ich glaubte nicht, daß das so ungeheuerlich sei. Es ist Unrecht, wenn man sich so sehr in das göttliche Gesetz vertieft, daß man unaufmerksam an dem menschlichen vorübergeht. Der Tod gehört nur Gott allein. Mit welchem Rechte tasten die Menschen das Unbekannte an."

Die Zeit schwächte allmählich diese Eindrücke und verwischte sie wahrscheinlich gänzlich. Aber immer bemerkte man doch, daß der Bischof es stets vermied, über den Hinrichtungsplatz zu gehen.

Man konnte Myriel zu jeder Stunde an das Bett der Kranken und Sterbenden rufen. Er wußte sehr wohl, daß die höchste Pflicht, die größte Arbeit dort seiner harrte. Die Wittwen- und Waisenfamilien brauchten ihn nicht zu rufen; zu ihnen kam er von selbst. Er konnte viele lange Stunden nach einander und schweigend bei dem Manne sitzen, der die geliebte Gattin, oder bei der Mutter, welche ihr Kind verloren hatte. So genau er den Augenblick kannte, wo er schweigen, so genau kannte er auch den, wo er sprechen mußte. Er war ein wunderbarer Tröster! Er suchte nicht den Schmerz durch die Vergessenheit zu verwischen, sondern ihn durch die Hoffnung zu erhöhen, aber auch zu veredeln. „Beachtet wohl, sagte er, in welcher Weise ihr die Todten ansehet. Ihr dürft nicht mehr an das denken, was der Verwesung übergeben ist. Sehet fest und scharf zu und ihr werdet das lebendige Licht des Himmels erblicken." Er wußte, wie heilsam der Glaube sei. Er suchte dem der Verzweiflung anheimgefallenen Menschen zu rathen und ihn zu beruhigen, indem er auf den ergebungsvollen Menschen hinwies, und er verstand den Schmerz, welcher ein Grab anstiert, dadurch zu lindern, daß er auf den Schmerz hinzeigte, welcher zu den Sternen hinaufschaut.

V.

Wie Monseigneur Willkomm seine Sutanen zu lang trägt.

Das innere Leben Myriels war von denselben Gedanken erfüllt, wie sein äußeres Leben. Für den, der dasselbe in der Nähe anzuschauen Gelegenheit hatte, war die freiwillige Armuth, in welcher der Bischof von D . . . lebte, ein ernstes und zugleich anziehendes Schauspiel.

Wie alle alten Leute und wie die meisten Denker schlief er wenig, aber dieser kurze Schlaf war fest und tief. Morgens sammelte er sich eine Stunde und las dann die Messe, sei es nun in der Cathedrale oder in seinem Hause. Zum Frühstück aß er ein

Stück Roggenbrod, welches er in die von seinen eigenen Kühen gewonnene Milch tunkte. Dann arbeitete er.

Ein Bischof ist ein sehr beschäftigter Mensch; er muß jeden Tag den bischöflichen Amtssekretär, welcher in der Regel sein Kanonikus ist, und fast jeden Tag seine Generalvikare empfangen. Es gibt da Congregationen zu beaufsichtigen, Privilegien zu ertheilen, eine ganze geistliche Buchhandlung, Diözesan-Katechismen, Gebetbücher u. s. w. zu prüfen, Hirtenbriefe zu schreiben, Predigten zu genehmigen, zwischen Pfarrern und Bürgermeistern Frieden zu stiften, eine geistliche und eine administrative Correspondenz zu unterhalten, einerseits mit dem Staate, andererseits mit dem heiligen Stuhle, und tausend andere Dinge.

Die Zeit, welche ihm nach diesen zahllosen Amtsgeschäften, nach seiner kirchlichen Handlung und dem Brevier noch übrig blieb, widmete er vor Allem den Armen, Kranken und Betrübten; die Zeit, welche die Betrübten, die Armen und Kranken ihm noch übrig ließen, widmete er der Arbeit; bald grub er im Garten, bald las oder schrieb er. Er hatte für diese beiden Arten Arbeit nur eine Bezeichnung; er nannte es: „gärtnern." „Der Geist ist ein Garten," pflegte er zu sagen.

Wenn gegen Mittag das Wetter schön war, so ging er aus, machte einen Spaziergang übers Feld oder auch durch die Stadt und kehrte zuweilen in die Hütten ein. Man sah ihn so allein seines Weges dahin wandeln, ganz seinen Gedanken hingegeben mit niedergeschlagenen Augen, gestützt auf seinen großen Spazierstock und bekleidet mit seinem violettenen, auswattirten und sehr warmen Gewande.

Seine mit violettenen Strümpfen bekleideten Füße steckten in groben Schuhen, und auf dem Kopfe trug er einen flachen Hut, durch dessen drei Ecken drei goldene Eicheln von der Größe eines Samenknollens gezogen waren.

Wo er erschien, herrschte große Freude. Man hätte sagen mögen, daß seine Anwesenheit etwas Erwärmendes und Erleuchtendes hatte. Kinder und Greise traten auf die Schwelle ihrer Hausthüre, wenn der Bischof kam, wie wenn die Sonne ihre Strahlen herabsandte. Er segnete sie und man segnete ihn. Man wies ihm Jeden zu, der irgendwie etwas bedurfte.

Hier und da blieb er stehen, sprach mit den Buben und den kleinen Mädchen und lächelte den Müttern zu. Er besuchte die Armen, so lange er Geld hatte; hatte er keins mehr, so besuchte er die Reichen. Da er seine Sutanen lang trug und er nicht wollte,

daß man dieses in der Stadt bemerkte, so ging er in der Stadt nie ohne sein violettenes Gewand aus. Das war ihm im Sommer mitunter etwas lästig.

Wenn er zurückkam, speiste er zu Mittag. Das Mittagessen glich dem Frühstücke. Abends aß er mit seiner Schwester und Frau Magloire zu Nacht, welche letztere hinter ihnen stand und sie bei Tische bediente. Etwas Frugaleres als dieses Mahl konnte es nicht geben. Wenn der Bischof jedoch einen seiner Pfarrer zum Nachtessen hatte, so benutzte Frau Magloire die Gelegenheit, um Monseigneur einen vortrefflichen Fisch oder ein feines Stück Wildbret vorzusetzen. Jeder Pfarrer mußte als Vorwand zu einem guten Mahle dienen; der Bischof ließ dann mit sich machen. Außer diesen Gelegenheiten bestand sein gewöhnliches Mahl nur aus in Wasser gekochtem Gemüse und in Suppe mit Oel. Deßhalb sagte man auch in der Stadt: „Wenn der Bischof kein Pfarrersmahl hält, so hält er ein Trappistenmahl."

Nach dem Abendessen plauderte er eine Stunde mit Fräulein Baptistine und Frau Magloire; darauf zog er sich in sein Zimmer zurück und schrieb, bald auf lose Blätter, bald auf den Rand eines Foliobandes. Er hatte eine tüchtige Bildung, ja war gewissermaßen gelehrt. Er hat fünf bis sechs etwas eigenthümliche Manuscripte hinterlassen, u. A. über den Vers der Genesis: „Im Anfange schwebte der Geist Gottes über den Gewässern." Er stellte diesem Verse drei andere Texte entgegen: der arabische Text, worin es heißt: „die Winde Gottes weheten;" Flavius Josephus, welcher sagt: „Ein Wind von oben stürzte sich auf die Erde;" und endlich die chaldäische Umschreibung des Onkelos, welche lautet: „Ein Wind, welcher von Gott ausging, wehte auf der Oberfläche der Gewässer." In einer andern Abhandlung untersucht er die theologischen Werke Hugo's, Bischofs von Ptolemais, des Urgroßonkels desjenigen, welcher dies Buch schreibt, und er stellte fest, daß diesem Bischofe die Werke zugeschrieben seien, welche im verflossenen Jahrhundert unter dem pseudonymen Namen Barleycourt veröffentlicht worden sind.

Oft versank er bei der Lektüre irgend eines, oft gleichviel welchen Buches in eine tiefe Meditation, aus welcher er nur erwachte, um einige Zeilen auf eben diese selben Seiten des Buches zu schreiben. Diese Zeilen haben oft gar keine Beziehung zu dem Buche, in welchem sie stehen. Wir haben eine von ihm geschriebene Notiz vor uns liegen, die auf dem Rande eines Quartbandes steht, der den Titel führt: „Correspondenz des Lord Germain mit den Ge-

nerälen Clinton, Cornwallis und den Admiralen der amerikanischen Station.“

Diese Notiz lautet: „Oh, der Du bist! Der Prediger Salomo nennt Dich den Allmächtigen, die Maccabäer nennen Dich den Schöpfer, die Epistel an die Epheser nennt Dich Freiheit, Baruch nennt Dich Unendlichkeit, die Psalmen nennen Dich Weisheit und Wahrheit, Johannes nennt Dich Licht, die Könige nennen Dich Herr, das zweite Buch Mosis heißt Dich Vorsehung, das dritte Buch Mosis nennt Dich Heiligkeit, Edras Gerechtigkeit die Schöpfung nennt Dich Gott, der Mensch nennt Dich Vater, aber Salomo nennt Dich Barmherzigkeit und das ist der schönste von allen Deinen Namen.

Gegen 9 Uhr zogen die beiden Frauen sich zurück und begaben sich in ihre Schlafzimmer in der ersten Etage und ließen ihn bis zum Morgen allein im Erdgeschosse.

Es ist hier nothwendig, daß wir von der Wohnung des Erzbischofs von D . . . eine genaue Schilderung entwerfen.

VI.

Durch wen er sein Haus bewachen ließ.

Das Haus, welches er bewohnte, bestand, wie wir erwähnt haben, aus einem Erdgeschosse und einer einzigen Etage. Das Erdgeschoß hatte drei Zimmer, die erste Etage ebenfalls drei Zimmer und darüber lag der Speicher. Hinter dem Hause war ein Gärtchen von einem Viertel Morgen Die beiden Frauen bewohnten den ersten Stock. Der Bischof wohnte unten. Das erste Zimmer, welches nach der Straße hin lag, diente ihm als Speisesaal, das zweite als Schlafzimmer und das dritte als Betzimmer. Man ging aus diesem Betzimmer, ohne durch das Schlafzimmer zu gehen; man konnte das Schlafzimmer verlassen, ohne den Speisesaal passiren zu müssen. Im Hintergrunde des Betzimmers befand sich ein verschlossener Alkoven mit einem Bette, was zur Ausübung der Gastfreundschaft diente. Der Bischof bot dieses Bett den Landpfarrern an, welche Geschäfte oder die Bedürfnisse ihrer Pfarre nach D . . . führten.

Die Apotheke des Hospitals, ein kleines dem Hause angefügtes Gebäude, war in eine Speise- und Vorrathskammer umgewandelt worden. Außerdem stand im Garten noch ein Stall, welcher die ehemalige Küche des Hospitals war, und wo der Bischof sich jetzt zwei Kühe hielt. Wie groß auch die Menge Milch sein mochte, welche dieselben

gaben, er sandte regelmäßig jeden Morgen die Hälfte davon an die Kranken des Hospitals. „Ich zahle meinen Zehnten“, sagte er.

Sein Zimmer war ziemlich groß und während der rauhen Jahreszeit sehr schlecht zu heizen. Da das Holz in D . . . sehr theuer war, so gerieth er auf den Einfall, in dem Kuhstalle ein Gemach durch Bretterverschlag abtheilen zu lassen. Dort brachte er während der strengen Kälte die Abende zu. Er nannte das seinen „Winter-Salon.“

Sowohl in diesem Winter-Salon wie in dem Speisesaale befanden sich keine andern Möbel als ein weißer, viereckiger, hölzerner Tisch und vier Strohstühle. Außerdem war der Speisesaal noch mit einem alten Buffet geschmückt. Aus einem ähnlichen Buffet, welches passend mit weißen, von unächten Spitzen besetzten Tüchern behängt war, hatte sich der Bischof in seinem Betzimmer einen Altar hergerichtet.

Seine reichen Beichtkinder und die frommen Frauen von D . . . hatten häufig für die Kosten eines schönen neuen Altars im Betzimmer des Bischofs gesammelt; er hatte das Geld jedes Mal angenommen und es den Armen gegeben. „Der schönste Altar“, sagte er, „ist die Seele eines getrösteten Unglücklichen, der vor Gott sein dankbares Herz ausgießt.“

In dem Betzimmer befanden sich noch zwei stroherne Betstühle und in seinem Schlafzimmer ein ebenfalls stroherner Armsessel. Wenn zufällig sieben oder acht Personen zugleich bei ihm waren, der Präfekt, der General, oder der Generalstab des dort garnisonirenden Regiments, oder einige Zöglinge des kleinen Seminars, dann mußte man aus dem Stalle die Stühle des Winter-Salons, aus dem Betzimmer die Betstühle, aus dem Schlafzimmer den Armsessel holen. In dieser Weise konnte man so ungefähr 11 Sitze für die Besucher zusammenschleppen. Bei jedem neuen Besuche wurde ein Zimmer seiner Möbel entleert.

Nun kam es aber zuweilen vor, daß ihrer Zwölf zugegen waren; dann verbarg der Bischof die Verlegenheit der Situation dadurch, daß er im Winter aufrecht vor dem Kamine stehen blieb und im Sommer durch den Garten spazierte.

Auch in dem verschlossenen Alkoven befand sich zwar noch ein Stuhl, aber aus diesem war das Stroh halb verschwunden und stand nur noch auf drei Füßen, so daß man sich seiner nur noch bedienen konnte, wenn man ihn gegen die Mauer stellte. Baptistine hatte in ihrem Schlafzimmer ebenfalls einen sehr großen hölzernen Schaukelstuhl, der ehemals vergoldet war, aber man hatte diesen

Stuhl nur durch das Fenster auf den ersten Stock zu bringen vermocht, da die Treppe viel zu schmal war. Er konnte also im Nothfalle nicht mit aushelfen.

Der Ehrgeiz von Fräulein Baptistine ging wohl dahin, ein Salonmobiliar von Akazienholz, überzogen mit Utrechter Velours, und mit Zierrathen versehen, kaufen zu können. Aber dieses hätte mindestens 500 Francs gekostet; da es ihr aber trotz alles Sparens innerhalb 5 Jahren nicht gelungen war, mehr als 42 Francs und 10 Sous zu diesem Zwecke zu erübrigen, so verzichtete sie zuletzt darauf. Wer erreicht aber auch sein Ideal?

Es gab nichts Einfacheres als das Schlafzimmer des Bischofs. Eine Glasthür führte nach dem Garten hin; der Thüre gegenüber stand das Bett; es war ein eisernes Bett des Hospitals mit einem Baldachin von grünem Zeug. In dem Schatten des Bettes hinter dem Vorhange verriethen die Toilettengegenstände noch etwas von den eleganten Gewohnheiten des ehemaligen Lebemannes. Die eine Thüre neben dem Kamine führte in das Betzimmer, die andere neben der Bibliothek führte in den Speisesaal; die Bibliothek bildete ein großer mit Büchern gefüllter Glasschrank; der Kamin, aus marmorirtem Holze bestehend, war in der Regel kalt; ein Paar eiserne Feuerböcke, die mit zwei ehemals versilberten, gerippten und mit Guirlanden umschlungenen Vasen geschmückt waren, bildeten noch eine Art von bischöflichem Luxus. Ueber den Kamin hing ein ebenfalls früher versilbert gewesenes kupfernes Kruzifix, das sich auf abgeschabtem Sammet in einem Rahmen befand, dessen Vergoldung sich ebenfalls verloren hatte. In der Nähe der Glasthüre stand ein großer Tisch, auf dem sich ein Dintenfaß, mehrere durcheinander liegende Papiere und dicke Bände befanden. Vor diesem Tische stand der Strohsessel und vor dem Bette der aus dem Betzimmer genommene Betstuhl.

Zwei Portraits in ovalen Rahmen waren zu beiden Seiten des Bettes an der Wand aufgehängt. Die vergoldeten Inschriften auf dem freien Theile der Bilder neben den Figuren zeigten an, daß das eine den Abt von Chaliot, Bischof von St. Cloude, das andere den Generalvikar Tourteau von Agre, Abt des Cisterzienserordens zu Grand-Champs in der Diözese Chartres darstellte. Der Bischof hatte in diesem Zimmer, welches früher die Kranken des Hospitals inne hatten, diese Portraits vorgefunden und hatte sie hängen lassen. Es waren Priester, wahrscheinlich auch Wohlthäter des Hospitals, und das waren zwei Beweggründe, um dieselben zu respektiren. Alles was er von diesen beiden wußte, be-

schränkte sich darauf, daß beide vom Könige an demselben Tage, am 27. April 1758, der Eine in sein Bisthum, der Andere in seine Pfründe eingesetzt worden waren. Als Frau Magloire die Bilder abnahm, um den Staub von denselben zu wischen, fand der Bischof diese Einzelnheiten mit weißlicher Dinte auf einem Stückchen Papier geschrieben, das durch die Länge der Zeit vergilbt, mit Oblaten verklebt war und sich hinter dem Portrait des Abtes von Grand-Champs befand.

Vor dem Fenster hing ein Vorhang von grobem Wollenstoff, welcher jedoch so alt und abgenutzt war, daß Frau Magloire, um keinen neuen kaufen zu müssen, denselben in der Mitte zusammennähte. Diese Nath hatte die Form eines Kreuzes. Der Bischof machte oft darauf aufmerksam.

Alle Zimmer des Erdgeschosses wie des ersten Stockes waren ohne Ausnahme gekälkt, was in Kasernen und Hospitälern Sitte ist.

In einigen Jahren entdeckte Frau Magloire jedoch, wie wir später sehen werden, unter dem mit Kalk bestrichenen Papier Malereien, welche das Zimmer der Fräulein Baptistine schmückten. Bevor dieses Gebäude in ein Hospital umgewandelt wurde, war es das Eigenthum eines Bürgers gewesen. Daher auch jene Dekorationen. Die Zimmer waren mit rothen Ziegelsteinen belegt, welche jede Woche gescheuert wurden; vor sämmtlichen Betten lagen Strohmatten. Uebrigens herrschte in diesem Hause von oben bis unten eine ausgesuchte Reinlichkeit. Das war der einzige Luxus, welchen der Bischof gestattete. Er pflegte zu sagen: „Das thut den Armen keinen Abbruch.“

Es muß jedoch eingeräumt werden, daß er von dem, was er ehemals besessen, noch sechs silberne Couverts und einen silbernen Suppenlöffel besaß, welchen Frau Magloire jeden Tag mit Entzücken auf dem großen weißen Tischtuche glänzen sah. Da wir hier den Bischof von D . . . genau so schildern, wie er wirklich war, so müssen wir noch ergänzend hinzufügen, daß ihm oft die Worte entfuhren: „Es würde mir hart sein, wenn ich darauf verzichten müßte, von Silber zu essen.“

Zu seinem Silberzeug gehörten auch noch zwei große Leuchter von massivem Silber, welche er von einer Großtante geerbt hatte. Auf diesen Leuchtern standen zwei Wachskerzen und jene befanden sich gewöhnlich auf dem Kamine in dem Gemache des Bischofs. Wenn er Jemanden bei sich zu Mittag hatte, so zündete Frau Magloire die beiden Kerzen an und stellte die Leuchter auf den Tisch. Dann befand sich in dem Schlafzimmer des Bischofs zu Häupten seines

Bettes ein kleines Wandschränkchen, in welches Frau Magloire jeden Abend die sechs silbernen Couverts und den großen Suppenlöffel verschloß. Zu bemerken ist noch, daß der Schlüssel niemals abgezogen wurde.

Der Garten, welcher durch die häßlichen Gebäude, von denen wir bereits gesprochen, sehr verloren hatte, bestand nur aus Kreuzwegen, welche eine Senkgrube umgaben; außerdem führte noch ein Weg rund um den Garten die weiße Mauer entlang, von welcher er eingeschlossen war. Diese Wege theilten den Garten in vier viereckige, von Buchsbaum eingefriedigte Beete. Auf drei Beeten pflanzte Frau Magloire Gemüse; auf dem vierten hatte der Bischof Blumen gesetzt und hier und da stand auch ein Obstbaum.

Eines Tages sagte Frau Magloire mit einer Art gutmüthiger Schalkhaftigkeit zu ihm: „Ew. Gnaden wissen sonst alles so auszunutzen, und doch liegt dort ein unfruchtbringendes Beet da. Es wäre besser, wenn Salat darauf stünde als die Blumen.“ „Sie irren sich, Frau Magloire,“ entgegnete der Bischof; „das Schöne ist eben so vortheilhaft als das Nützliche.“ Nach einem kurzen Schweigen fügte er noch hinzu: „Vielleicht noch mehr!“

Dieses große Beet, welches in drei bis vier kleinere Beete eingetheilt war, nahm den Bischof fast eben so sehr in Anspruch, wie seine Bücher. Er brachte gerne eine oder zwei Stunden auf demselben zu, er beschnitt und jätete die Pflanzen, und machte hier und da ein Loch in die Erde, um Saamen hinein zu streuen. Er war kein so großer Feind der Insekten, wie ein Gärtner es gewesen wäre.

Er machte übrigens keinen Anspruch auf botanische Kenntnisse: er kannte nur wenig von den Gruppen, zu denen die Pflanzen gehörten, noch wußte er etwas von deren Liebesäußerung. Es fiel ihm nicht im Entferntesten ein, zwischen Tournefort und der natürlichen Methode unterscheiden zu wollen; er nahm weder für Jussieu noch gegen Linee Partei. Er studirte die Pflanzen nicht; er liebte die Blumen. Er achtete die Gelehrten sehr, aber noch mehr achtete er die Unwissenden, und er begoß, ohne es jemals an der Hochachtung gegen eine der beiden Klassen fehlen zu lassen, im Sommer jeden Abend seine Beete aus der grün angestrichenen blechernen Gießkanne.

Das Haus hatte keine einzige Thür, welche mittelst eines Schlüssels verschlossen werden konnte. Die Thüre des Speisesaals, welche unmittelbar auf den Domplatz führte, war ehemals wie eine Gefängnißthüre mit Schlössern und Riegeln versehen gewesen. Der Bischof hatte

alles Eisenwerk abnehmen lassen und die Thüre war Tag und Nacht blos mit einem Drücker verschlossen. Der erste beste Vorübergehende konnte dieselbe zu jeder beliebigen Stunde bei Tag und Nacht öffnen. Im Anfange waren die beiden Frauen sehr unruhig darüber, daß diese Thüre niemals verschlossen war, aber der Bischof sagte zu ihnen: „Laßt Riegel an Eure Schlafzimmer-Thüren anbringen, wenn Ihr das wünscht.“ Zuletzt theilten sie seine Zuversicht, oder thaten doch wenigstens, als ob sie dieselbe theilten. Nur Frau Magloire empfand von Zeit zu Zeit Furcht. Die Gedanken des Bischofs hierüber findet man am Besten ausgedrückt, oder doch wenigstens angedeutet in folgenden Zeilen, welche er auf den Rand einer Bibel geschrieben hatte: „Das ist der Unterschied: die Thüre des Arztes darf niemals verschlossen, die Thüre des Priesters muß immer offen sein.“

Auf den Rand eines anderen Buches, welches den Titel: „Philosophie der medizinischen Wissenschaft“ führte, hatte er nachstehende Notiz niedergeschrieben:

„Bin ich nicht ebenfalls ein Arzt wie auch sie? Auch ich habe meine Kranken. Erstens habe ich die ihrigen, die, welche sie Kranke nennen, und dann habe ich auch die meinigen, welche ich die Unglücklichen nenne.“

Außerdem hatte er noch Folgendes geschrieben: „Frage niemals Denjenigen, der um ein Nachtlager bittet, nach seinem Namen. Gerade Denjenigen setzt sein Name in Verlegenheit, der einer Zufluchtsstätte bedarf.“

Gelegentlich fiel es einmal einem würdigen Pfarrer, wahrscheinlich auf Anlaß der Frau Magloire, ein, ihn zu fragen, ob Seine bischöflichen Gnaden denn nicht eine kleine Unvorsichtigkeit zu begehen glaubten, wenn er seine Thüre so offen stehen ließe, daß Jeder eintreten könne, und ob er nicht befürchte, daß ihm in einem so schlecht bewachten Hause ein Unheil widerfahren könne? Der Bischof faßte ihn mit mildem Ernste am Arm und sagte: „Nisi dominus custodierit domum, in vanum vigilant qui custodiant eam.“

Dann sprach er wieder von andern Dingen. Häufig pflegte er zu sagen: „der Priester besitzt eben so vielen Muth und so viele Tapferkeit wie der Dragoner-Oberst, nur,“ setzte er hinzu, „daß der unserige verborgen bleiben muß.“

VII.

Cravatte.

Hier kann am füglichsten eine Thatsache ihren Platz finden, die wir unmöglich übergehen können, weil sie zu denen gehört, welche am

meisten geeignet sind, uns mit der Persönlichkeit des Bischofs von D . . . . genau bekannt zu machen.

Nach der Vernichtung der Bande von Caspar Bes, welche die Schluchten von Ollioules verpestete, hatte einer seiner Hauptleute, Cravatte, sich in das Gebirge geflüchtet. Er hielt sich einige Zeit mit seiner Bande, dem Ueberreste der Bande von Kaspar Bes, in der Grafschaft Nizza verborgen, begab sich dann nach Piemont und tauchte plötzlich wieder in Frankreich auf. Man sah ihn zuerst in Sanziers, dann in Tuiles. Er hielt sich in den Höhlen des Adlerjochs verborgen, und stieg von dort durch die Schluchten von Abaye und Abayette in die Weiler und Dörfer hinunter.

Er wagte sich sogar bis Embrun vor, brach Nachts in die Kathedrale und beraubte die Sakristei. Seine Plünderungen setzten die ganze Gegend in Schrecken. Man brachte die Gensdarmen auf seine Spur, aber alles vergebens. Er entkam immer, und oft leistete er gewaltsamen Widerstand. Es war ein kühner Schurke. Inmitten dieses Schreckens traf der Bischof ein. Er machte seine Rundreise. Der Bürgermeister kam zu ihm und ersuchte ihn umzukehren. Cravatte halte das Gebirge besetzt, und er schwebe, selbst wenn man ihm eine Eskorte beigebe, in großer Gefahr. Das Leben von drei oder vier Gensdarmen würde hierdurch ja nur unnütz blosgestellt werden.

„Ich gedenke ohne Eskorte zu reisen", bemerkte der Bischof.

„Wie, das wollen Ew. bischöflichen Gnaden?" rief der Bürgermeister aus.

Ich will das so bestimmt, daß ich mir alle und jede Begleitung absolut verbitte, und daß ich sogar in einer Stunde abreisen werde.

Abreisen?

Ja, abreisen.

Allein?

Allein.

Monseigneur! Das dürfen Sie nicht thun!

Es liegt dort im Gebirge, fuhr der Bischof fort, eine bescheidene kleine Gemeinde, die ich in drei Jahren nicht besucht habe. Es sind meine guten Freunde, frundliche und brave Hirten. Sie besitzen von dreißig Ziegen, welche sie hüten, Eine; sie machen hübsche wollene Schnüre von verschiedenen Farben und spielen Gebirgsliedchen auf Flöten mit sechs Löchern. Es ist nöthig, daß man von Zeit zu Zeit mit ihnen über den guten Gott rede. Was würden sie von einem Bischofe sagen, der sich fürchtet? Was würden sie sagen, wenn ich nicht hinkäme?

Aber, Monseigneur, die Räuber?

Gewiß, auch daran denke ich, erwiederte der Bischof. Ich kann ihnen begegnen. Auch für sie wird es nöthig sein, daß man ihnen von Gott spreche!

Aber es ist eine Bande, Monseigneur. Eine Heerde Wölfe!

Herr Bürgermeister! Vielleicht hat gerade über diese Heerde Jesus Christus mich zum Hirten gesetzt. Wer kennt die Wege der Vorsehung?

Man wird sie ausplündern, Monseigneur!

Ich habe nichts.

Man wird sie ermorden.

Einen gutmüthigen alten Priester, der seine Gebete hermurmelt! Wozu denn das?

Oh Gott, oh Gott! wenn sie denselben begegneten!!

So werde ich sie um ein Almosen für meine Arme bitten!

Gehen Sie nicht, Monseigneur. Setzen Sie um Gotteswillen Ihr Leben dieser Gefahr nicht aus.

Ist das in der That alles, Herr-Bürgermeister? sagte der Bischof. Ich bin nicht dazu da, um mein Leben, sondern um die Seelen zu schützen.

Man mußte ihn ziehen lassen. Er reiste in Begleitung nur eines Kindes ab, welches sich ihm als Führer anbot. Sein fester Entschluß erregte großes Aufsehen in der Gegend und setzte Viele in großen Schrecken.

Er wollte weder seine Schwester noch Frau Magloire mitnehmen. Er durchritt das Gebirge auf einem Maulesel, begegnete Niemandem und kam gesund und wohlbehalten bei seinen „guten Freunden," den Hirten an. Er blieb 14 Tage da, predigte, verrichtete den Gottesdienst, ertheilte Unterricht und gab gute Lehren. Als er abzureisen im Begriffe stand, beschloß er ein feierliches Te deum zu singen. Man konnte ihm aus einer erbärmlichen Dorf-Sakristei nur einige abgenutzte Chorröcke zur Verfügung stellen.

Nun, Herr Pfarrer, sagte der Bischof, kündigen wir das Te deum nur auf der Kanzel an. Es wird schon gehen.

Man hielt Nachsuchung in den umliegenden Kirchen. Alle Herrlichkeiten dieser kleinen Pfarreien würden nicht einmal ausgereicht haben, um einen passenden Anzug für einen Domsänger zu liefern.

Während man so in Verlegenheit war, wurde eine große Kiste gebracht und von zwei unbekannten Reitern, welche sich auf der Stelle wieder entfernten, im Pfarrhause für den Bischof abgegeben. Man öffnete die Kiste; sie enthielt einen Chormantel von golddurchwirktem

Tuche, eine mit Diamanten besetzte Mitra, ein Bischofskreuz, einen prachtvollen Hirtenstab, kurz alle die Pontifical-Gewänder, welche vor ungefähr einem Monate in der Kathedrale zu Embrun gestohlen worden waren. In der Kiste lag ein Stück Papier, auf dem folgende Worte geschrieben standen: „Cravatte an Monseigneur Willkomm."

„Habe ich nicht gesagt, daß sich alles fügen würde," sagte der Bischof. Dann fügte er lächelnd hinzu: „wer sich mit dem Chorrocke eines Pfarrers begnügt, dem schickt Gott einen erzbischöflichen Chormantel."

„Monseigneur, murmelte der Pfarrer lächelnd und mit den Achseln zuckend, Gott, oder — der Teufel!"

„Der Bischof sah den Pfarrer fest an und sagte dann mit Autorität: Gott!"

Als er zurückkehrte, eilte man auf seinem ganzen Wege aus Neugierde herbei um ihn zu sehen. Er fand Fräulein Baptistine und Frau Magloire im Pfarrhause zu Chastelar wieder, wo er dieselben zurückgelassen hatte, und sagte zu seiner Schwester: Nun; hatte ich nicht Recht? Der arme Priester ist mit leeren Händen zu jenen armen Gebirgsbewohnern gezogen, und er kehrt mit vollen Händen von dort wieder zurück. Ich ging hin nur ausgerüstet mit dem Vertrauen auf Gott; ich bringe den Schatz einer Kathedrale wieder mit zurück.

Bevor er sich Abends schlafen legte, fügte er noch hinzu: fürchten wir niemals Diebe oder Mörder. Es sind das die äußern, die geringeren Gefahren. Aber fürchten wir uns selbst. Die Vorurtheile, das sind die Diebe; die Laster, das sind die Mörder. Die großen Gefahren liegen in unserm Innern. Warum uns um das kümmern was unsern Kopf oder unsere Börse bedroht? Denken wir nur an das, was unserer Seele Gefahr bringt.

Dann wandte er sich zu seiner Schwester und fügte hinzu: Schwester! Der Priester darf niemals Vorsichtsmaßregeln gegen seinen Nächsten anwenden. Was der Nächste thut, geschieht mit dem Willen Gottes. Alles was wir thun können ist, — daß wir zu Gott beten, wenn wir glauben, daß uns eine Gefahr begegnen kann. Beten wir zu ihm, nicht unseretwegen, sondern damit unsere Brüder nicht an uns eine Sünde begehen.

Uebrigens waren dergleichen Ereignisse, welche ihm zustießen, selten. Wir erzählen nur diejenigen, welche wir wissen; gewöhnlich brachte er sein Leben damit zu, daß er genau dasselbe zu derselben Stunde that. Ein Monat seines Lebens glich einer Stunde seines Tages.

Wenn man uns früge, was aus dem „Schatze" der Kathedrale

von Embrun geworden sei, so würde man uns in nicht geringe Verlegenheit setzen. Es waren sehr schöne, sehr verlockende Sachen, die wohl die Lust rege machen konnten, sie zum Vortheile der Armen zu stehlen. Gestohlen waren sie übrigens auch schon. Der eine Theil des Abenteuers war gelungen; es handelte sich jetzt nur noch darum, dem Diebstahl eine andere Richtung zu geben und zu veranlassen, daß er auch eine kleine Strecke Wegs auf Seiten der Armen einschlüge. Man hat in den Papieren des Bischofs nur eine ziemlich dunkele Notiz gefunden, welche folgendermaßen lautet: „Es handelt sich darum zu wissen, ob dies in die Kathedrale zurück, oder in das Hospital gebracht werden soll."

VIII.

Philosophie bei einem Glase Wein.

Der Senator, von dem früher schon einmal die Rede gewesen war ein angesehener Mann, welcher seine Carriere in gerader Linie zurückgelegt hatte, ohne sich um die Dinge zu kümmern, welche ihm Wiederstand entgegensetzten und welche man Gewissen, geschworene Treue, Gerechtigkeit, Pflicht nennt. Er war gerades Weges auf sein Ziel losgegangen, ohne auch nur ein einziges Mal auf der Linie seines Avancements und seines Interesses zu stolpern. Er war ein ehemaliger Prokurator, der kein durchaus böser Mensch war und der, durch den Erfolg hingerissen, seinen Söhnen, seinen Schwiegersöhnen, seinen Verwandten und sogar seinen Freunden alle nur möglichen kleinen Dienste erwies. Er hatte klüglicher Weise das Leben von der guten Seite erfaßt, von der Seite der günstigen Gelegenheiten, der glücklichen und unverfehlten Vortheile.

Alles Uebrige kam ihm thöricht und schaal vor. Er war geistreich und besaß so viel literarische Bildung, um sich für einen Jünger Epikurs zu halten, obgleich er vielleicht nur ein Produkt Pigault-Lebrun's war. Er pflegte gerne und in angenehmer Weise über unendliche und endliche Dinge, sowie über „das alberne Geschwätz und die Narretheien des guten Bischofs" zu lachen. Er lachte zuweilen darüber mit einer liebenswürdigen Autorität und zwar that er dieses auch in Gegenwart Myriels, der ihn anhörte.

Bei irgend einer, ich weiß nicht genau welcher, halbamtlichen Festlichkeit mußten der Graf ..... (dieser Senator) und Myriel bei dem Präfekten zusammen speisen. Nach dem Dessert rief der Senator in aller Würde, aber doch etwas aufgeräumt, dem Bischofe zu:

Nun, plaudern wir doch ein wenig, Herr Bischof. Ein Senator und ein Bischof können sich eigentlich kaum ansehen ohne zu lächeln

und mit den Augen zu zwinkern. Wir sind beide Auguren. Ich will Ihnen ein Geständniß machen. Ich habe so meine eigene Philosophie.

Sie haben Recht, antwortete der Bischof. Wie man sich seine Philosophie zurecht legt, so bettet man sich. Sie liegen auf dem Purpurbette, Herr Senator.

Der Senator fuhr ermuthigt fort:

Ich erkläre Ihnen, daß der Marquis d'Argens, Pyrrhon, Hobbes und Naigeon nichts weniger als dumme Gesellen sind. Ich habe in meiner Bibliothek alle meine Philosophen in Goldschnitt.

Wie Sie selbst, Herr Graf, unterbrach der Bischof

Der Senator fuhr fort:

Ich hasse Diderot; er ist ein Ideologe, ein Deklamator, ein Revolutionär; er glaubte im Grunde an Gott und ist noch frommer, als Voltaire. Voltaire hat sich über Needham lustig gemacht und das war unrecht von ihm; denn die Essig-Aelchen des Needham beweisen, daß Gott überflüssig ist. Ein Tropfen Essig in einem Löffel voll Mehlteich genügt um das Fiat lux zu ersetzen. Denken Sie sich den Tropfen dicker und den Löffel größer, und Sie haben die Welt. Der Mensch ist der Aal. Wozu nützt denn noch der ewige Vater? Herr Bischof, die Hypothese Jehova langweilt mich. Sie ist nur dazu gut, um magere Menschen mit hohlen Gedanken zu erzeugen. Nieder mit dem großen All, das mich quält. Es lebe das Nichts, das mich in Ruhe läßt. Ich bin keineswegs in Euren Jesus vernarrt, der überall von Entsagung und Opfern predigt. Es ist das ein Rath, welcher ein Geizhals Bettlern ertheilt. Warum denn Entsagung? Warum denn Opfer? Ich habe niemals gesehen, daß ein Wolf sich für das Glück eines andern Wolfes hinopfert. Bleiben wir also innerhalb der Natur. Wir stehen auf der Höhe, und deshalb müssen wir auch eine höhere Philosophie haben. Was nützt es auf der Höhe zu sein, wenn man nicht weiter sieht als über die Nasenspitze der anderen hinaus? Führen wir ein vergnügtes Leben. Das Leben ist Alles. Daß dem Menschen noch ein anderes Leben vorbehalten sein soll, dort oben dort unten, oder sonst irgendwo, davon glaube ich kein Sterbenswort. Oh! Man empfiehlt mir Opfer und Entsagung an; ich soll bei allem was ich thue mich in Acht nehmen, ich soll mir den Kopf zerbrechen über Gutes und Böses, über Recht und Unrecht! Warum? Weil ich über meine Handlungen wieder Rechenschaft zu geben habe! Wann? Nach meinem Tode. Ein Traum! Nach meinem Tode muß man es schlau anlegen, wenn man mich noch zwicken will. Laßt dann eine Schattenhand eine Hand voll Asche ergreifen. Sprechen wir die Wahrheit, wir, die wir die Eingeweihten sind, die wir den Gürtel der Isis ge-

löst haben: es gibt weder Gutes noch Böses; es gibt nur Vegetation. Suchen wir das Wirkliche auf, graben wir es aus. Gehen wir auf den Grund. Donner! man muß die Wahrheit wittern, unter der Erde wühlen und sie erfassen. Dann gewährt sie unsägliche Freude. Dann wird man stark und dann lacht man. Herr Bischof, die Unsterblichkeit des Menschen ist Faselei! Oh, welch ein reizendes Versprechen. Verlaßt Euch meinethalben darauf. Man ist Seele, man wird Engel; man erhält an den Schultern blaue Flügel! Nun, so helfen Sie mir doch! Ist es nicht Tertullian, welcher sagt, daß die Seeligen von einem Gestirn zum andern steigen? Gut! wir werden die Heuschrecken der Sterne sein. Und dann wird man Gott schauen. Ei! Ei! Das ganze Paradies ist albernes Zeug. Gott ist ein albernes Ungeheuer! Ich schreibe das zwar nicht in den „Moniteur", aber unter Freunden kann man sich das schon zuflüstern. Inter pocula. Die Erde für das Paradies opfern heißt die Beute fahren lassen um nach einem Schatten zu haschen. Man soll der Geprellte des Unendlichen sein. So dumm bin ich nicht. Ich bin Nichts; ich heiße Herr Graf von Nichts, Senator. War ich vor meiner Geburt? Nein. Werde ich nach meinem Tode sein? Nein. Was bin ich? Ein Bischen von einem Organismus zusammen gefügter Staub. Was habe ich auf dieser Erde zu thun? Ich habe die Wahl zu leiden oder mich zu freuen. Wohin führt mich das Leiden? In das Nichts. Aber ich habe gelitten. Wohin führt mich die Freude? In das Nichts. Aber ich habe Freude empfunden. Meine Wahl ist getroffen. Man muß entweder genießen oder man wird genossen. Ich genieße. Es ist besser Zahn als Gras zu sein. Das ist meine Weisheit. Später geht Alles denselben Weg; der Todtengräber steht schon da: das ist unser Pantheon, alles fällt in den großen Schlund. Das ist das Ende. Finis, die Schluß-Liquidation. Fort ist fort; glauben Sie es mir. Ich muß ordentlich lachen, wenn ich bedenke, daß es dort auch Jemanden geben soll, der mir etwas zu sagen hätte. Ammen-Mährchen! Der schwarze Mann für die Kinder, Jehovah für die Männer. Nein, unser Morgen ist finstere Nacht. Jenseits des Grabes sind sich Alle gleich in ihrem Nichts. Mögen Sie ein Sardanapal oder ein Vincenz von Paula gewesen sein; das macht durchaus keinen Unterschied. Das ist die Wahrheit. Es gilt also vor Allem zu leben. Genießet Euer Dasein, so lange es währt; Freuet Euch Eures Ich's, so lange Ihr es besitzet. In der That, Herr Bischof, ich habe meine besondere Philosophie und meine besonderen Philosophen. Ich lasse mir keine albernen Geschichten aufbinden. Aber für das untere Volk, für das Gesindel, für die Elenden muß es Etwas geben. Man lasse sie Legenden

schlucken, gebe ihnen Chimären, die Seele, die Unsterblichkeit, das Paradies, die Sterne. Sie kauen darauf. Sie legen es auf ihr trockenes Brod. Wer nichts hat, der hat doch wenigstens den lieben Gott. Das ist wahrlich äußerst wenig. Dagegen habe ich durchaus nichts einzuwenden; aber ich bedinge mir Herrn Naigeon aus. Gott ist gut genug für das gemeine Volk.

Der Bischof schlug die Hände zusammen.

Das nenne ich verständig sprechen, rief er aus.

Es ist doch etwas Vortreffliches, Wunderbares um diesen Materialismus! Wenn man ihm anhängt, so wird man nicht mehr hintergangen, dann läßt man sich nicht mehr in thörichter Weise verbannen wie Cato, noch steinigen wie der h. Stephanus, noch endlich lebendig verbrennen, wie die Jungfrau von Orleans. Diejenigen, denen es gelungen, sich diesen staunenswerthen Materialismus anzueignen, genießen das Vergnügen, sich für unverantwortlich zu halten und leben in dem Glauben, daß sie Alles ohne Beunruhigung des Gewissens verschlingen dürften, Stellen, Sinecuren, Würden, wohl oder übel erworbene Macht, lucrativen Wortbruch, einträglichen Verrath, schmackhafte Capitulationen mit dem Gewissen, und daß das Alles, wenn sie in das Grab sinken, verdaut ist. Oh, wie angenehm das ist! Ich sage das nicht in Bezug auf Sie, Herr Senator. Ich kann jedoch nicht umhin, Ihnen dazu Glück zu wünschen. Ihr großen Herren, ihr habt, wie Sie selbst sagen, eine besondere und eigene Philosophie, welche vortrefflich, raffinirt, nur den Reichen zugänglich und gut für alle Saucen ist und durch welche die Genüsse und Uppigkeiten des Lebens wunderbar gewürzt werden. Diese Philosophie ist aus den Tiefen hervorgeholt und durch besondere Ausgräber herausgewühlt worden. Aber Ihr seid auch gnädige Fürsten. Denn Ihr haltet es nicht für ungut, daß der Glaube an Gott die Philosophie des Volkes sei, gleich wie Gänsebraten und Kastanien des Armen Truthahn mit Trüffeln ist.

IX.

Der Bruder geschildert durch die Schwester.

Um einen Begriff von der innern Haushaltung des Bischofs von D . . . sowie von der Art und Weise zu geben, wie jene beiden frommen Frauen ihre Handlungen, ihre Gedanken, ja ihre leicht aufgeschreckten Instinkte den Gewohnheiten und Absichten des Bischofs unterzuordnen wußten, ohne daß er dieselben durch Worte zu erkennen zu geben brauchte, können wir nichts Besseres thun, als hier einen Brief der Fräulein Baptistine an ihre Jugendfreundin, die Vicomtesse

von Boischevron folgen zu lassen. Dieser Brief liegt vor uns und lautet:

„D . . , 16. Dez. 18 . .

„Werthe Freundin! Es vergeht kein Tag, daß wir nicht von Ihnen sprechen. Das ist so unsere Gewohnheit, aber es hat auch noch einen weitern Grund. Denken Sie sich, daß Frau Magloire, als sie die Decken und Wände abstäubte und abwusch, Entdeckungen gemacht hat. Unsere beiden mit Papier tapezirten und gekälkten Zimmer würden einem Schlosse wie dem Ihrigen nicht zur Verunzierung gereichen. Es war etwas darunter. Mein Salon, in welchem wir nach dem Waschen die Leinwand aufhängen, ist 15 Fuß hoch, 18 Fuß breit und eben so lang, hat nach alterthümlicher Weise mit Vergoldungen verzierte Decke und Balken, wie bei Ihnen. Und dann das Holzgetäfel, wie es zu den Zeiten unserer Großeltern Mode war. Aber wenn Sie mein Zimmer nur einmal sehen könnten! Frau Magloire hat unter mindestens 10 darüber geklebten Papierstreifen Malereien entdeckt, die zwar nicht besonders schön, aber doch erträglich sind. Es sind Scenen aus Telemach und aus der römischen Geschichte. Was sagen sie dazu? Ich habe Römer, Römerinnen (hier folgt ein unleserliches Wort) und was daran hängt. Magloire hat das alles abgeschabt und ist im Begriffe, die kleinen Schäden auszubessern, das ganze wieder zu überstreichen und dann wird mein Zimmer ein kleines Museum sein. Sie hat auch in einer Ecke des Speichers zwei hölzerne Consols von alterthümlicher Form gefunden. Man verlangte, um sie wieder zu vergolden, 12 Franken; aber es ist besser, daß diese an die Armen gegeben werden. Uebrigens sind sie durchaus unschön; mir gefällt ein runder Tisch von Akazienholz bei weitem besser.

„Ich bin noch immer sehr glücklich Mein Bruder ist so gut. Er gibt Alles was er besitzt den Armen und Kranken. Wir leben so sehr eingeschränkt. Der Winter ist in dieser Gegend sehr hart und es that wohl Noth, daß man Denen etwas gibt, welche Mangel leiden. Wir haben leidlich Heizung und Licht; das sind, wie Sie sehen, große Annehmlichkeiten.

„Mein Bruder hat seine eigenen Gewohnheiten. Denken Sie sich, daß unsere Hausthüre niemals verschlossen ist. Man kann so ohne Weiteres eintreten und zu meinem Bruder gelangen. Er fürchtet nichts, selbst Nachts nicht. Das ist, wie er sagt, sein Muth und seine Tapferkeit.

„Er will nicht, daß ich oder Frau Magloire seinethalben besorgt sind. Er setzt sich aber Gefahren aus, und er will nicht, daß wir

uns den Anschein geben, als merkten wir das. Man muß ihn begreifen lernen.

„Er geht im Regen aus; er watet durch's Wasser und macht Reisen im Winter. Er fürchtet sich weder in der Nacht, auf verdächtigen Wegen, noch endlich vor Abenteuern und Zufällen.

„Im vergangenen Jahre hat er sich ganz allein in eine von Räubern unsicher gemachte Gegend begeben. Er wollte uns nicht mitnehmen, und er blieb 14 Tage abwesend. Bei seiner Rückkehr war ihm nichts widerfahren, obgleich man ihn schon für todt hielt. Er befand sich ganz wohl und sagte: „So hat man mich ausgeplündert!“ Und er öffnete einen Koffer, welcher alle die Kostbarkeiten enthielt, welche die Plünderer von Embrun ihm gegeben hatten.

„Bei seiner diesmaligen Rückkunft konnte ich jedoch nicht umhin, ihn ein wenig anzubrummen: aber ich sprach diese Worte doch nur während des Wagengerassels, damit es Niemand hören konnte.

„In der ersten Zeit sagte ich zu mir selbst: Es gibt keine Gefahr, vor der er sich zurückschrecken läßt, — und das ist schrecklich. Jetzt habe ich mich endlich daran gewöhnt. Ich gebe Frau Magloire ein Zeichen, damit sie ihm nicht zuwider handelt. So kann er handeln, wie es ihm beliebt.

„Ich nehme Frau Magloire mit, gehe in mein Schlafzimmer, bete für ihn und schlafe ein. Ich bin ruhig, weil ich weiß, daß, wenn ihm ein Unglück zustieße, dieses mein Tod sein würde. Ich würde mit meinem Bruder und meinem Bischof vor Gott erscheinen. Frau Magloire hat es weit mehr Mühe gekostet, als mir, um sich an seine Unvorsichtigkeiten, wie sie es zu nennen pflegt, zu gewöhnen. Aber jetzt ist das überwunden. Wir beten gemeinschaftlich, ängstigen uns gemeinschaftlich und schlafen gemeinschaftlich. Wenn der Teufel in unser Haus käme, man würde ihn gewähren lassen. Aber was haben wir auch in diesem Hause zu fürchten? Wir haben den Stärksten immer unter uns. Der Teufel kann wohl in unser Haus eindringen, aber Gott wohnt in demselben.

„Das genügt mir. Mein Bruder braucht mir jetzt nicht einmal mehr ein Wort zu sagen. Ich verstehe ihn, ohne daß er spricht und wir verlassen uns auf die Vorsehung.

„Ich habe meinen Bruder in Betreff der Auskunft befragt, welche Sie bezüglich der Familie de Faux zu wissen wünschen. Sie wissen, daß er Alles weiß und ein sehr gutes Gedächtniß hat, denn er ist noch immer ein guter Royalist. Es ist in der That eine sehr alte normännische Familie aus der Umgegend von Caen. Vor

500 Jahren gab es einen Rudolph de Faux, einen Jean de Faux und einen Thomas de Faux, welche Edelleute waren, und unter denen sich einer befand, der Herr von Rochefort war. Dieser Letztere war Guy Stephan Alexander und er bekleidete einen Rang unter den Chevaux-legers der Bretagne. Seine Tochter Maria Louise hat Adrian Karl von Grammont geheirathet, den Sohn Louis von Grammont, Pairs von Frankreich, Obersten der Garde und General-Lieutenants der Armee. Man schreibt den Namen Faux, Fauq und Fouq.

„Werthe Freundin! Empfehlen Sie uns dem Gebete Ihres frommen Verwandten, des Cardinals. Was Ihre liebe Sylvanin betrifft, so hat sie wohl daran gethan, die wenigen Augenblicke, welche sie bei Ihnen zubringt, durch Schreiben an mich zu vergeuden. Sie befindet sich wohl, arbeitet nach Ihren Wünschen, und liebt mich noch immer. Das ist alles was ich verlange. Ihr Andenken ist mir durch Sie zugegangen; es hat mich außerordentlich gefreut. Ueber meine Gesundheit darf ich nicht allzusehr klagen, und doch werde ich mit jedem Tage magerer. Leben Sie wohl; ich habe kein Papier mehr und muß schließen. Ich wünsche Ihnen das Beste.

Baptistine."

„N. S. Ihr kleiner Neffe ist allerliebst. Wissen Sie, daß er beinahe 5 Jahre alt ist? Gestern sah er ein Pferd vorübergehen, dem man Knieleder angelegt hatte, und er fragte gleich: Was hat das Pferd an den Knieen? Er ist so zuthunlich. Sein kleiner Bruder schleppt einen alten Besen nach sich durch's Zimmer wie einen Wagen und ruft dabei: Hui!"

Wie man aus diesem Briefe ersieht, verstanden es die beiden Frauen, sich in die Art und Weise des Bischofs zu schicken, und zwar verstanden sie es, mit jenem eigenthümlichen Genius des Weibes welcher den Mann besser versteht, als dieser sich selbst begreift. Der Bischof von D . . . verrichtete oft bei seinem milden und sanften äußern Wesen, welches sich niemals verläugnete, große kühne und gewaltige Dinge, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben. Sie zitterten, aber sie ließen ihn gewähren. Zuweilen versuchte Frau Magloire vorher dagegen Einsprache zu erheben; aber niemals nachher oder während er es that. Man störte ihn bei einer begonnenen Handlung nie, weder durch ein Wort noch durch ein Zeichen. In gewissen Augenblicken hatten sie, ohne daß er es zu sagen brauchte, vielleicht auch ohne daß er sich bei seiner außerordentlichen Einfachheit dessen selbst bewußt war, ein unbestimmtes Gefühl, daß er als Bischof handele; dann glichen sie zwei Schatten, welche durch das Haus schwebten. Sie be-

dienten ihn passiv, und wenn ihr Verschwinden gewünscht wurde, so verschwanden sie.

Sie fühlten mit einem bewunderungswürdig zarten Instinkt, daß gewisse Dienstbeflissenheiten lästig sein können. Sie erfaßten, wenn sie ihn in Gefahr glaubten, seinen, ich will nicht sagen Gedanken, aber seine Natur so sehr, daß sie sogar davon abstanden, über ihn zu wachen. Sie vertrauten ihn Gott an.

Uebrigens sagte auch Baptistine, wie wir bereits gelesen haben, daß der Tod ihres Bruders auch ihr Tod sein würde. Frau Magloire sagte es nicht, aber sie wußte es.

X.

Der Bischof gegenüber einem unbekannten Lichte.

Kurze Zeit nach dem Datum des auf den vorhergegangenen Seiten citirten Briefes that der Bischof Etwas, das nach der Meinung Vieler noch viel gefährlicher war, als sein Gang durch das von Banditen unsicher gemachte Gebirge.

In der Nähe von D . . . wohnte auf dem Lande ein Mann, der ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Dieser Mann war, — sprechen wir es gleich aus, das verhängnißvolle Wort, — ein ehemaliges Conventsmitglied. Er hieß G . . .

Man sprach von dem Conventsmitgliede G . . . in den gesellschaftlichen Kreisen D . . . mit einer Art Schrecken. Können Sie sich ein Conventsmitglied vorstellen? Das stammte noch aus der Zeit, wo man sich noch mit „Du“ anredete und wo man sich „Bürger“ nannte. Dieser Mann galt für so etwas wie ein Ungeheuer. Und doch hatte er nicht für den Tod des Königs gestimmt, aber doch beinahe. Er war ein Quasi-Königsmörder. Er war furchtbar gewesen. Warum hatte man bei der Rückkehr des legitimen Fürsten diesen Menschen nicht vor Gericht gestellt? Man hätte ihn gerade nicht um einen Kopf kleiner machen sollen, denn man muß Milde und Nachsicht üben; aber, wie wäre es mit einer Verbannung auf Lebenszeit? Es handele sich um Statuirung eines Beispiels u. s. w. Uebrigens war er auch ein Gottesleugner, wie alle jene Menschen. So ertönte das Geschnatter der Gänse über den Geier.

War G . . . denn wirklich ein Geier? Freilich war er es, wenn man ihm nach dem beurtheilte, was seine Einsamkeit Wildes an sich hatte. Da er nicht für den Tod des Königs gestimmt, so war er nicht von dem Verbannungsdekrete mit betroffen worden und durfte in Frankreich wohnen bleiben.

Er wohnte drei Viertel Stunden von der Stadt, fern von jedem

Weiler, weit ab von jedem Wege, in einer verlorenen Spalte des wilden Thales. Er hatte dort eine Art Loch, eine Höhle. Er hatte keine Nachbarn und Niemand ging an seiner Wohnung vorüber. Seitdem er in diesem Loche wohnte, war der Weg, welcher durch das Thal führte, mit Gras überwuchert. Man sprach von jenem Orte als von der Wohnung des Henkers.

Der Bischof richtete oft seine Gedanken und von Zeit zu Zeit auch seine Blicke nach jener Seite des Horizontes, wo das Thal des alten Conventsmitgliedes durch eine Baumgruppe bezeichnet wurde. Dann pflegte er zu sich selbst zu sagen: „Dort lebt eine Seele und zwar allein.“ Und in Gedanken fügte er hinzu: „Ich muß dem Manne einen Besuch machen.“

Aber dieser Gedanke, der ihm Anfangs so natürlich schien, kam ihm nach einem kurzen Nachdenken wunderbar, unmöglich, ja fast abstoßend vor. Denn im Grunde theilte er die allgemeine Empfindung, und das Conventsmitglied flößte ihm, ohne daß er sich hierüber klar Rechenschaft ablegte, jenes Gefühl ein, welches die Grenze des Hasses bildet und das so treffend durch Widerwillen ausgedrückt wird.

Aber darf die Räudigkeit eines Schaafes den Hirten zurückhalten? Nein. Aber welch ein Schaaf!

Der gute Bischof war bekümmert. Manchmal ging er in der Richtung nach dem Thale zu und kam dann wieder zurück. Eines Tages verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß ein Hirtenknabe, welcher das Conventsmitglied in seiner Höhle aufwartete, in die Stadt gekommen war, um einen Arzt zu holen. Es hieß, der alte Verbrecher liege im Sterben, die Lähmung nehme zu und er werde die Nacht kaum überleben.

Gott sei Dank! riefen Manche aus.

Der Bischof nahm seinen Stock, hing sowohl wegen seiner etwas abgenutzten Sutane als auch wegen des sich bald erhebenden Abendwindes seinen Ueberwurf um und ging.

Die Sonne ging unter und war beinahe bis zum Horizonte herabgesunken, als der Bischof an dem entweihten Orte eintraf. Er fühlte es an einem gewissen Herzklopfen, daß er in der Nähe des Schlupfwinkels sei. Er sprang über einen Graben, kroch durch eine Hecke, öffnete eine Zaunthüre, trat in einen wüst und öd daliegenden Garten, that muthig einige Schritte vorwärts und sah plötzlich am Ende des Brachfeldes hinter hohem Gestrüpp die — Höhle.

Es war eine niedrige, dürftige, kleine und reinliche Hütte mit einem vor der Façade angebrachten Rebengeländer. Vor der Thüre

saß in einem alten Rollstuhle ein Mann mit weißen Haaren, welcher der scheidenden Sonne nachlächelte. Neben dem sitzenden Greise stand ein junger Bursche, der kleine Hirte. Er reichte ihm eine Milchschale.

Während der Bischof seinen Blick auf diese Gruppe gerichtet hatte, erhob der Greis seine Stimme und sagte: „Ich danke; ich habe genug!“ Und das Lächeln des Greises wandte sich von der Sonne ab und fiel auf das Kind.

Der Bischof näherte sich. Bei dem Geräusch seiner Tritte wendete der alte Mann den Kopf um und sein Gesicht drückte die ganze volle Ueberraschung aus, welche man nach einem langen Leben noch empfinden kann.

So lange ich hier bin, sagte er, ist dieses das erste Mal, daß Jemand zu mir kommt. Wer sind Sie, mein Herr?

Der Bischof antwortete: Ich heiße Willkomm Myriel.

Willkomm Myriel! Ich habe diesen Namen schon nennen hören. Sind Sie es vielleicht, den das Volk Monseigneur Willkomm nennt?

Ich bin's.

Der Greis fuhr lächelnd fort:

Dann sind Sie ja ein Bischof?

So etwas.

Treten Sie ein, mein Herr!

Das Conventsmitglied reichte dem Bischof die Hand, aber dieser nahm sie nicht an.

Der Bischof sagte nur:

Es freut mich, zu sehen, daß man mich getäuscht hat. Sie scheinen durchaus nicht krank zu sein.

Es geht mir wieder besser, mein Herr, antwortete der Greis. Es entstand eine Pause und dann setzte er hinzu: Ich werde in drei Stunden sterben. — Ich bin, fügte er dann hinzu, ein halber Arzt; ich weiß, in welcher Weise die letzte Stunde kommt. Gestern hatte ich nur kalte Füße; heute sind mir die Kniee auch bereits kalt geworden. Jetzt fühle ich, wie die Kälte aufsteigt; wenn sie das Herz erreicht hat, so ist's um mich geschehen. Die Natur ist schön, nicht wahr? Ich habe mich in meinem Rollstuhl hinaus fahren lassen, um einen letzten Blick auf die mich umgebende Natur zu werfen. Sie können mit mir sprechen, das strengt mich durchaus nicht an. Es ist wohl von Ihnen gethan, daß Sie hierher kamen, um einen Mann zu sehen, der dem Tode nahe ist. Es ist gut, daß in diesem Augenblicke Zeugen zugegen sind. Jeder hat seine Manier; ich hätte gerne bis zum Sonnenaufgang leben mögen. Aber ich fühle, daß

ich noch kaum drei Stunden habe. Es wird Nacht. Aber was thut das auch. Sterben ist eine einfache Sache! Man bedarf dazu des Morgens nicht. Es sei: Ich sterbe bei schönem Sternenlicht.

Der Greis wandte sich zu dem Hirten:

Lege Du Dich schlafen, Du hast schon die vergangene Nacht durchwacht; Du bist müde.

Das Kind ging in die Hütte.

Der Greis sah ihm nach und fügte wie mit sich selbst sprechend hinzu:

Während er schläft, werde ich sterben. Die beiden Schlafenden können gute Nachbarschaft halten.

Der Bischof war nicht bewegt, wie er es allem Anscheine nach wohl hätte sein müssen. Er glaubte Gott in dieser Art und Weise zu sterben nicht zu erkennen. Dann war er auch, er, der so gerne über „Seine Herrlichkeit" lachte, — wir müssen hier Alles gestehen, denn die kleinen Widersprüche großer Herzen müssen wie alles Andere auch gestanden werden, — etwas betreten darüber, daß man ihn nicht „Monseigneur" genannt, — und war einen Augenblick versucht, mit einem „Bürger" zu erwiedern. Es wandelte ihn die Lust zu einer Art mürrischer Vertraulichkeit an, die man bei Aerzten und Priestern so häufig findet, die er sich aber keineswegs angeeignet hatte. Dieser Mann, dieses Conventsmitglied, dieser Repräsentant des Volkes war bei Alle dem doch ein Mächtiger der Erde gewesen; zum ersten Male vielleicht befand der Bischof sich in einer Art übeln und strengen Stimmung.

Das Conventsmitglied betrachtete ihn jedoch mit einer so anspruchslosen Herzlichkeit, daß man geneigt war, dieselbe für Unterwürfigkeit zu halten, welche sich einzustellen pflegt, wenn man dem Augenblicke, wo man wieder in Staub zerfällt, so nahe ist.

Obgleich der Bischof sich gewöhnlich vor der Neugierde in Acht nahm, die nach seiner Ansicht die nächste Nachbarin der Beleidigung war, so konnte er doch nicht umhin, das Conventsmitglied mit einer Aufmerksamkeit zu betrachten, die er sich, da sie ihre Quelle nicht in der Theilnahme für dasselbe hatte, gegenüber jedem andern Menschen in seinem Gewissen zum Vorwurf gemacht haben würde. Ein Conventsmitglied machte gewissermaßen den Eindruck auf ihn, als stände es außerhalb des Gesetzes, selbst außerhalb des Gesetzes der barmherzigen Liebe.

G . . ., welcher ruhig, fast ganz aufrecht dasaß und dessen Stimme zitterte, war einer jener 80jährigen Greise, welche den Physiologen in Erstaunen setzen. Die Revolution hat viele dieser, den großen Ver-

hältnissen jener Zeit entsprechenden Männer geschaffen. Man fühlte in diesem Greise den erprobten Mann durch. So nahe dem Tode hatte er noch alle Bewegungen des Körpers bewahrt. Es lag in seinem klaren Blick, in seinem festen Tone, in seiner kräftigen Bewegung der Schulter Etwas, das geeignet war, den Tod in Verwirrung zu bringen. Azraël, der mohamedanische Todesengel, würde umgekehrt sein und sich in der Thüre glauben getäuscht zu haben. G . . . schien zu sterben, weil er es eben wollte. Es lag eine gewisse Freiheit in seiner Agonie. Nur allein die Beine waren unbeweglich. Dort hatte ihn die Finsterniß erfaßt. Die Füße waren todt und kalt, aber der Kopf lebte in vollster Lebenskraft, und das Licht des Geistes schien in ihm noch hell aufzulodern. G . . . glich in diesem Augenblicke dem Könige des orientalischen Mährchens, oben Fleisch und unten Marmor.

Es lag ein Stein in der Nähe. Der Bischof setzte sich auf denselben. Die Einleitung des Gesprächs erfolgte ganz ex abrupto.

Ich wünsche Ihnen Glück, sagte der Bischof in einem Tone, in dem man zu tadeln pflegt. Sie haben doch wenigstens nicht für den Tod des Königs gestimmt.

Das Conventsmitglied schien die versteckte Bitterkeit, welche in den Worten „doch wenigstens" lag, nicht zu bemerken. Er antwortete, während jedes Lächeln aus seinem Gesichte verschwunden war:

Beglückwünschen Sie mich nicht zu sehr, mein Herr; ich habe für den Tod des Tyrannen gestimmt.

Er sprach dieses in rauhem Tone gegenüber dem strengen Worte des Bischofs.

Was wollen Sie damit sagen? fragte der Letztere.

Ich will sagen, daß der Mensch einen Tyrannen hat, die Unwissenheit. Ich habe für den Tod dieses Tyrannen gestimmt. Dieser Tyrann hat das Königthum erzeugt, welches die aus der Unwahrheit hergeleitete Autorität ist. Die Wissenschaft hingegen ist die auf Wahrheit sich gründende Autorität. Der Mensch soll nur durch die Wissenschaft regiert werden.

Und durch das Gewissen, fügte der Bischof hinzu.

Das ist dasselbe. Das Gewissen ist die Summe von angeborner Wissenschaft, welche wir in uns haben.

Monseigneur Willkomm lauschte etwas erstaunt dieser für ihn gänzlich neuen Sprache zu.

Das Conventsmitglied fuhr fort:

In Bezug auf den Tod Ludwigs XVI. habe ich mit „nein" gestimmt. Ich halte mich nicht für berechtigt, einen Menschen zu tödten; aber ich er-

achte mich auch für verpflichtet, das Böse mit der Wurzel auszurotten. Ich habe für den Tod des Tyrannen gestimmt. Ich meine damit das Ende der Prostitution des Weibes, das Ende der Sklaverei des Mannes und das Ende der Unwissenheit des Kindes. Indem ich für die Republik gestimmt, habe ich für alles Das gestimmt. Ich habe für die Brüderlichkeit, für die Eintracht, für die Morgenröthe gestimmt! Ich habe an dem Sturze der Vorurtheile und der Irrthümer mitgeholfen. Aus dem Zusammensturze der Vorurtheile und der Irrthümer entsteht das Licht. Wir haben die alte Welt umgeworfen, wir; und indem die alte Welt, das Gefäß alles Elends, über das menschliche Geschlecht stürzte, wurde sie zu einer Urne der Freude.

Einer gemischten Freude, fiel der Bischof ein.

Sie könnten sagen einer gestörten Freude, und jetzt ist nach der verhängnißvollen Rückkehr der Vergangenheit, welche man das Jahr 1814 nennt, die Freude verschwunden. Ach! das Werk ist unvollständig geblieben, das räume ich ein; wir haben das alte Regime in den Thatsachen vernichtet; in den Ideen haben wir es nicht gänzlich unterdrücken können. Es genügt nicht, die Mißbräuche abzuschaffen, man muß die Sitten umgestalten. Wenn die Mühle auch nicht mehr steht, so ist der Wind doch noch da.

Sie haben zerstört. Zerstören kann nützlich sein, aber ich mißtraue einer Zerstörung, die im Zorn verübt wird.

Das Recht hat seinen Zorn, Herr Bischof; und der Zorn des Rechts ist ein Element des Fortschritts. Wie man auch immer darüber urtheilen mag, die französische Revolution ist der gewaltigste Schritt, den das Menschengeschlecht gethan hat, seitdem Christus auf Erden wandelte. Unwillkommen war sie, aber erhaben. Sie hat alle unbekannten Größen der Gesellschaft entfesselt. Sie hat die Geister milder gestimmt; sie hat beruhigt, besänftigt, aufgeklärt. Sie hat Ströme der Bildung über die Erde ausgegossen. Sie ist gut gewesen. Die französische Revolution ist die Weihe der Menschheit.

Der Bischof konte nicht umhin, zu murmeln:

So? Und 1793?

Das Conventsmitglied richtete sich mit einer fast düstern Feierlichkeit auf seinem Stuhle in die Höhe und rief, so laut es ein Sterbender vermag, aus:

Oh! Sie sprechen von 1793! Ich erwartete dieses Wort. Seit 1500 Jahren hatte sich ein Gewölk gebildet. Nach Verlauf dieser 1500 Jahren erfolgte endlich ein Wolkenbruch. Sie erheben Ihre Anklage gegen den Donnerschlag.

Der Bischof fühlte, ohne es zu gestehen, daß ein gewisses Etwas in seinem Innern getroffen wurde. Er ließ es sich aber nicht merken und antwortete:

Der Richter spricht im Namen der Gerechtigkeit; der Priester spricht im Namen des Mitleidens, welches nichts anderes ist als eine noch größere Gerechtigkeit. Ein Donnerschlag sollte sich nicht irren.

Dann richtete er einen festen Blick auf das Conventsmitglied und antwortete:

Ludwig der XVII.

Das Conventsmitglied streckte die Hände aus, erfaßte den Arm des Bischofs und sagte:

Ludwig XVII! Nun! Wen beweinen Sie denn? Ist es das unschuldige Kind? Gut, das beweine ich mit Ihnen! Ist es das königliche Kind? Dann bitte ich um Bedenkzeit. Was mich betrifft, so empfinde ich ein eben so grosses Mitleiden mit dem Bruder des Cartouche, jenem unschuldigen Kinde, das auf dem Greveplatz unter den Armen aufgehängt wurde, bis es verschied und zwar keines anderen Verbrechens wegen, als weil es der Bruder Cartouche's gewesen war, als ich es mit dem Enkel Ludwigs XV. empfinde, dem anderen unschuldigen Kinde, das in dem Thurme des Tempels gemartert wurde und zwar ebenfalls wegen des einzigen Verbrechens, ein Enkel Ludwigs des XV. zu sein!

Mein Herr, sagte der Bischof, ich liebe diese Zusammenstellung der Namen nicht.

Cartouche? Ludwig XV? Welchem dieser Beiden geben Sie denn den Vorzug?

Es trat eine augenblickliche Stille ein. Der Bischof bedauerte es fast hierher gekommen zu sein, und doch fühlte er sich in eigenthümlicher und unbestimmter Weise erschüttert.

Das Conventsmitglied fuhr fort:

Priester, Sie sind kein Freund der Rauhheit und Unannehmlichkeit der Wahrheit. Christus aber war ein Freund davon. Er nahm eine Ruthe und reinigte den Tempel. Die Peitsche, welche er schwang, war ein rauher Wahrheitsprediger. Als er sein: „Sinite parvulos“ ausrief, machte er keinen Unterschied unter den Kleinen. Er hatte keinen Anstand genommen, den Sohn des Barrabas mit dem Sohne des Herodes zusammenzustellen. Mein Herr! die Unschuld an sich ist eine Krone. Sie ist eben so erhaben, wenn sie in Lumpen gehüllt, als wenn sie mit den Lilien geschmückt ist.

Das ist wahr, sagte der Bischof mit leiser Stimme.

Ich fahre fort, sagte das Conventsmitglied G . . . Sie haben mir den Namen Ludwigs XVII. genannt. Verständigen wir uns. Wollen wir alle Unschuldigen, alle Märtyrer, alle Kinder gleichviel, ob sie hoch oder niedrig stehen, beweinen? Dann bin ich mit Ihnen einverstanden. Aber dann müssen wir höher hinaufsteigen, als bis zu 1793, dann müssen wir vor Ludwig XVI. mit unseren Thränen beginnen. Ich werde mit ihnen die Kinder der Könige beweinen, wenn Sie mit mir über die Kinder des Volkes Thränen vergießen wollen.

Ich weine über Alle, sagte der Bischof.

Ich auch! rief G . . . aus, aber wenn die Waage sich senken soll, so muß es auf Seiten des Volkes geschehen. Es hat am längsten gelitten.

Es trat wieder Schweigen ein. Es wurde von dem Conventsmitglied unterbrochen.

Er hob sich auf seinem Ellbogen in die Höhe, nahm einen Theil seines Kinnes zwischen Daumen und Zeigefinger, wie man mechanisch zu thun pflegt, wenn man Jemanden ausforscht und über Jemanden ein Urtheil fällt, und sah den Bischof fragend an, mit einem Blicke, in dem sich die ganze Energie des Todeskampfes konzentrirte. Es war so etwas wie eine Explosion.

Ja, mein Herr, das Volk leidet schon lange: aber das ist noch nicht Alles. Warum kommen Sie hierher, um mich auszufragen und mir von Ludwig XVII. zu sprechen? Ich kenne Sie nicht. Seit der Zeit, wo ich in diesem Lande lebe, habe ich allein an diesem einsamen Orte gewohnt, habe ich niemals meine Schritte nach Außen gelenkt, und habe ich Niemanden bei mir gesehen, als dieses Kind, welches mir Beistand leistet. Ihr Name ist freilich dunkel zu mir gedrungen, und er hatte, das muß ich gestehen, keinen üblen Klang. Aber das will nichts heißen. Gewandten Leuten wird es leicht, der Leichtgläubigkeit des Volkes etwas anzuheften. Apropos! Ich habe das Geräusch Ihres Wagens nicht vernommen; Sie werden ihn ohne Zweifel jenseits des Gehäges an der Einbiegung des Weges haben stehen lassen. Ich kenne Sie nicht, sage ich Ihnen. Sie haben mir gesagt, daß Sie Bischof seien, aber das gibt mir über Ihre moralische Person keinen Aufschluß. Kurz, ich wiederhole Ihnen meine Frage: wer sind Sie? Sie sind ein Bischof, d. h. ein Fürst der Kirche, einer jener mit Glanz, Wappen und Renten umgebenen Männer, welche große Präbenden haben — das Bisthum D . . . —, 15000 Francs feste Rente, 10,000 Frcs. Sportelgebühren, macht zusammen 25,000 Frcs.; Sie gehören zu jenen Leuten, welche treffliche Küchen und Livreen

besitzen, kostbare Mahlzeiten halten, Freitags Wasserschnepfen verspeisen, welche in Gallawagen, mit einem Lakaien vorn und hinten, einherstolziren, welche Paläste besitzen und im Namen Jesu Christi, der baarfuß einherwandelte, in prachtvollen Karossen fahren. Sie sind ein Prälat. Renten, ein Palast, Pferde, Diener, einen guten Tisch, alle Genüsse des Lebens: das haben Sie alles wie die Anderen und Sie genießen es auch wie die Anderen. Gut, aber das sagt zu viel oder zu wenig. Das klärt mich über Ihren innern, über den dem Wesen Ihrer Persönlichkeit eigenthümlichen Werth nicht auf, und Sie sind wahrscheinlich gekommen, um mir Weisheit zu spenden. Mit wem spreche ich? Wer sind Sie?

Der Bischof senkte das Haupt und antwortete: Vermis sum! (Ich bin ein Wurm.)

Ein Erdenwurm in einer Karosse! murmelte das Conventsmitglied.

Das Conventsmitglied war jetzt stolz und der Bischof demüthig geworden.

Der Bischof fuhr in mildem Tone fort:

Es sei so, mein Herr! aber so erklären Sie mir, wie meine Karosse, welche dort einige Schritte hinter den Bäumen steht, wie mein guter Tisch und die Wasserschnepfen, die ich esse, wie meine 20,000 Francs Rente, wie mein Palast und meine Lakaien den Beweis dafür liefern, daß Mitleiden keine Tugend, daß gütige Milde keine Pflicht sei, daß das Jahr 1792 nicht unerbittlich gewesen ist.

Das Conventsmitglied fuhr mit der Hand über die Stirn, gleichsam als wollte er eine Wolke von derselben verscheuchen.

Bevor ich Ihnen antworte, sagte er, bitte ich Sie um Verzeihung. Ich habe Unrecht gethan, mein Herr! Sie sind hier bei mir, Sie sind mein Gast. Ich bin Ihnen Höflichkeit schuldig! Sie discutiren meine Ideen; ich muß mich darauf beschränken, Ihre Raisonnements zu bekämpfen. Ihre Reichthümer und Ihre Lebensgenüsse sind Vortheile, welche mir in der Debatte gegen Sie zu Gute kommen; aber die gute Lebensart verbietet mir, mich derselben zu bedienen. Ich verspreche Ihnen keinen Gebrauch mehr davon zu machen.

Ich danke Ihnen, entgegnete der Bischof.

G . . . fuhr fort: Kommen wir jetzt auf die Erklärung zurück, welche Sie von mir verlangten. Wo standen wir? Sagten Sie mir nicht, daß das Jahr 1793 unerbittlich gewesen sei?

Ja, unerbittlich, sagte der Bischof. Was halten Sie von Marat, der vor der Guillotine in die Hände klatschte?

Was denken Sie von Bossuet, der wegen der Dragonnaden ein Te Deum sang?

Die Antwort war hart, aber sie gelangte zu ihrem Ziele mit der Schärfe einer Stahlspitze. Der Bischof erbebte, es fiel ihm keine Antwort ein, aber es verletzte ihn, den Namen Bossuets in dieser Weise nennen zu hören. Auch die starken Geister haben ihre Fetische.

Das Conventsmitglied begann zu keuchen; das Asthma der Agonie, welches sich den letzten Athemzügen beimischte, unterbrach seine Stimme; aber in seinen Augen leuchtete noch die volle Helle des Geistes. Er fuhr fort:

Sprechen wir noch einige Worte, ich wünsche es. Außerhalb der Revolution, welche im Ganzen genommen ein ungeheurer menschlicher Fortschritt ist, ist das Jahr 1793 leider ein Rückschritt. Sie finden ist es unerbittlich. Aber wie finden Sie die ganze Monarchie? Carrier ist ein Bandit, aber mit welchem Namen würden Sie Montrevel bezeichnen?

Fouquier-Tinville ist ein Elender, aber wie denken Sie über Lamoignon-Baville? Maillard ist ein abscheulicher Wütherich, aber wie ist es mit Saulx-Tavannes? Der Vater Duchesne ist wild, aber welche Bezeichnung haben Sie für den Pater Letellier? Jourdan der Kopfabschneider ist ein Ungeheuer, aber ein nicht so großes als der Marquis von Louvois. Mein Herr, ich beklage Maria Antoinette, die Erzherzogin und Königin, aber ich beklage auch jene arme hugenottische Frau, welche im Jahre 1685 unter Ludwig dem Großen mit ihrem Säugling nackt bis auf den Gürtel an einen Schandpfahl gebunden wurde, und zwar das Kind in geringer Entfernung von ihr. Der Busen wurde durch die Milch, das Herz von der Angst geschwellt; der blasse und hungernde Kleine sah diesen Busen, rang mit dem Tode und schrie, und der Henker sagte zu der Frau, Mutter und Amme: „Schwöre ab!“ und ließ ihr so die Wahl zwischen dem Tode ihres Kindes und dem ihres Gewissens. Was sagen Sie zu dieser, gegen eine Mutter angewandte Tantalusqual? Mein Herr, bedenken Sie es wohl: die französische Revolution hat ihre Gründe gehabt. Von ihrem Zorne wird sie durch die Zukunft absolvirt werden. Ihr Resultat ist eine besser gestaltete Welt. Aus ihren furchtbaren Schlägen erwächst eine Liebkosung für die Menschheit. Ich halte inne. Ich habe zu leichtes Spiel. Uebrigens fühle ich auch, daß ich sterbe.

Und das Conventsmitglied wandte seinen Blick von dem Bischofe ab und vollendete seinen Gedanken in folgenden ruhigen Worten:

Ja, die Stöße des Fortschritts heißen Revolution. Wenn

sie vollendet sind, so erkennt man, daß das Menschengeschlecht hart angerannt, aber auch, daß es vorwärts gebracht worden ist.

Das Conventsmitglied hatte keine Ahnung davon, daß er die innern Verschanzungen des Bischofs eine nach der andern genommen hatte. Nur noch eine war stehen geblieben, und aus dieser Verschanzung, der letzten Widerstandsquelle des Bischofs Willkomm, brach ein Wort hervor, in dem sich die ganze Härte des Anfanges wieder bemerklich machte.

Der Fortschritt muß an Gott glauben, sagte er. Das Gute kann keinen gottlosen Diener haben. Derjenige, welcher dem Atheismus anhängt, ist ein schlechter Führer des Menschengeschlechts.

Der alte Volksvertreter antwortete nicht. Ein Zittern hatte ihn ergriffen. Er sah zum Himmel auf und eine Thräne quoll langsam zitternd aus dem Auge hervor. Als das Auge von derselben angefüllt war, floß die Thräne seine fahlen Wangen hinunter und leise fast stammelnd sagte er gleichsam zu sich selbst, während sein Blick in die Unendlichkeit drang:

O, Du! O Ideal! Du allein existirst!

Der Bischof wurde von einer unaussprechlichen Rührung ergriffen.

Nach einem kurzen Schweigen, streckte der Greis den Finger zum Himmel empor und sagte:

Das Unendliche ist! Es ist da. Wenn das Unendliche kein Ich hätte, so würde das Ich eine Grenze sein. Es würde nicht unendlich sein, oder mit andern Worten, es würde nicht sein. Es ist also. Es hat also ein Ich. Dieses Ich des Unendlichen ist Gott!

Der Sterbende hatte diese letzten Worte mit erhobener Stimme und mit dem Schauer der Extase gesprochen, als ob er Jemanden sähe. Als er geendet, schlossen sich seine Augen. Die Anstrengung hatte ihn erschöpft. Es war offenbar, daß er in einer Minute die wenigen Stunden verlebt hatte, welche ihm noch beschieden waren. Der letzte Augenblick nahte heran.

Der Bischof merkte daß der Augenblick drängte. Er war als Priester gekommen; von der größten Kälte war er stufenweise zur höchsten Rührung gelangt. Er schaute auf diese geschlossenen Augen, er nahm diese runzelige und eisige Hand in die seinige, beugte sich über den Sterbenden und sagte:

Diese Stunde ist die Stunde Gottes. Meinen Sie nicht auch, daß es bedauerlich gewesen wäre, wenn wir uns nicht getroffen hätten?

Das Conventsmitglied öffnete die Augen wieder. Ein Ernst, in den sich schon eine Art Schatten mischte, verbreitete sich über sein Gesicht. ....

Herr Bischof, sagte er mit einer Langsamkeit, die vielleicht jedoch mehr von der Sammlung der Seele als von dem Schwinden seiner Kräfte herrührte, ich habe mein Leben zugebracht in Betrachtung, Studium und Nachdenken. Ich war 60 Jahre, als mein Vaterland mich rief und mir befahl, mich in seine Angelegenheit zu mischen. Ich habe gehorcht. Es gab Mißbräuche, ich habe sie bekämpft; es gab Tyranneien, ich habe sie vernichtet; es gab Rechte und Prinzipien, ich habe sie proklamirt und bekannt. Das Vaterland wurde vom Feinde überschwemmt, ich habe es vertheidigt; Frankreich war bedroht, ich habe meine Brust dargeboten. Ich bin nicht reich, ich bin arm. Ich war einer der Gebieter des Staates; die Gewölbe der Bank waren dermaßen mit Geld gefüllt, daß man die Mauern, welche unter der Last des Goldes und Silbers zu bersten drohten, stützen mußte; ich dinirte in der Rue l'Arbre sec zu 22 Sous das Couvert. Ich habe den Unterdrückten beigestanden, habe den Leidenden Trost und Hülfe gespendet. Ich habe das Altartuch zerrissen, das ist wahr, aber es geschah, um die Wunden des Vaterlandes zu verbinden. Ich habe immer das Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechts zum Licht unterstützt, und zuweilen habe ich auch dem mitleidslosen Fortschritt Widerstand geleistet. Ich habe gelegentlich meine eigenen Feinde, Euch, beschützt. Es gibt in Pedeghem in Flandern, an der Stelle wo die merowingischen Könige ihren Sommerpalast hatten, ein Urbanisten-Kloster, die Abtei St. Claire en Beaulieu, welches ich im Jahre 1793 gerettet habe. Ich habe meine Pflicht gethan nach meinen Kräften, und so viel Gutes, als ich konnte. Darauf wurde ich vertrieben, schlecht behandelt, nachgestellt, verfolgt, angeschwärzt, verhöhnt, verflucht, proscribirt. Schon seit vielen Jahren, wo mein Haar schon weiß geworden, fühle ich, daß viele Leute das Recht zu haben glauben, mich ihre Verachtung empfinden zu lassen; ich habe für die arme unwissende Menge das Gesicht eines Verdammten und nehme, ohne Jemanden zu hassen, die Vereinsamung als Folge dieses Hasses an. Jetzt bin ich 86 Jahre alt; ich werde sterben. Was verlangen sie von mir?

Ihren Segen! sagte der Bischof.

Und er kniete nieder.

Als der Bischof sein Haupt wieder erhob, war das Angesicht des Conventsmitgliedes wie verklärt geworden. Er war gestorben.

Der Bischof kehrte nach Hause zurück und war tief, ich weiß nicht in welche Gedanken versunken. Er brachte die ganze Nacht im Gebete zu. Anderen Tages versuchten es einige Neugierige mit ihm von dem Conventsmitglied G... zu sprechen; die einzige Antwort, welche er gab, war ein Fingerzeig nach dem Himmel.

Von diesem Augenblicke an war er gegen Kinder und Leidende doppelt freundlich und liebreich.

Jede Anspielung auf diesen „alten Verbrecher G . . .“ versetzte ihn in eigenthümliches Nachsinnen. Niemand vermochte es zu sagen, ob das Vorüberschweben jenes Geistes an dem seinigen, und ob der Reflex dieses großen Gewissens auf das seinige nicht wesentlich zu seiner Annäherung an die Vollkommenheit beitrug.

Dieser „oberhirtliche Besuch“ gab natürlich für die kleinen lokalen Coterien Anlaß zu vielem Gerede.

War das Krankenbett eines solchen Sterbenden der Platz für einen Bischof? Es war dort offenbar keine Belehrung zu erwarten. Alle diese Revolutionäre sind unverbesserlich. Wozu denn dorthin gehen? Was gab's da zu suchen? Es muß ihm sehr darum zu thun gewesen sein, einmal zu sehen, wie der Teufel eine Seele entführt.

Eines Tages machte eine Wittwe von jener impertinenten Sorte, welche sich für geistreich hält, folgende Bemerkung: Monseigneur! Es ist die Rede davon, wann Sie sich die rothe Mütze aufsetzen werden. — Das ist eine plumpe Farbe, antwortete der Bischof. Nur ist es ein Glück, daß die Farbe, welche Sie an einer Mütze verachten, an einem Hute verehren.

XI.

Eine Einschränkung.

Man würde sich sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, daß Monseigneur Willkomm ein „philosophischer Bischof“, oder ein „patriotischer Pfarrer“ war. Sein Zusammentreffen, oder vielleicht besser gesagt, seine Verknüpfung mit dem Conventsmitgliede hatte eine Art Erstaunen in ihm zurückgelassen, das ihn noch milder machte. Das war Alles.

Obgleich Monseigneur Willkomm nichts weniger als ein politischer Charakter gewesen war, so ist es doch wohl am Platze, hier kurz anzudeuten, welche Stellung er gegenüber den Ereignissen jener Zeiten einnahm, in der Voraussetzung, daß Monseigneur Willkomm jemals daran gedacht habe, überhaupt eine Stellung einzunehmen.

Einige Zeit nach der Erhebung Myriels zum Bischof, hatte der Kaiser ihn wie auch mehrere andere Bischöfe zum Reichsbaron gemacht. Die Verhaftung des Papstes fand bekanntlich in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli des Jahres 1809 Statt. Zu jener Zeit wurde Myriel zu der in Paris abgehaltenen Synode der französischen und italienischen Bischöfe berufen. Diese Synode tagte in der Notre-Dame-Kirche und versammelte sich zum ersten Male am 5. Juli 1811

unter dem Vorsitze des Cardinals Fesch. Myriel gehörte zu den 95 Bischöfen, welche an derselben Theil nahmen. Aber er wohnte nur einer Sitzung und zwei bis drei Privat-Konferenzen bei. Als Bischof einer gebirgigen Diözese, wo er so vertraut mit der Natur und in ländlicher Einfachheit und Entbehrung lebte, schien er Ideen unter jene hochgestellten Persönlichkeiten zu bringen, welche die Temperatur der Versammlung veränderten.

Er kehrte schleunigst nach D . . . zurück. Wenn man ihn über seine schnelle Rückkehr befragte, so gab er zur Antwort: „Ich genirte dieselben. Die äußere Luft drang durch mich an sie heran. Ich hatte die Wirkung einer offen stehenden Thüre.“

Ein anderes Mal sagte er: „Nun! Jene Herren sind Fürsten; Ich bin nur ein armer Bauern-Bischof.“

Thatsache ist, daß er sehr mißfallen hatte. Unter anderen sonderbaren Dingen war ihm, als er sich eines Abends bei einem seiner Collegen befand, folgende Aeußerung entschlüpft: „Welche schöne Pendulen! welche schöne Teppiche! welche herrliche Livreen! Das muß sehr lästig sein. Ich möchte allen diesen Ueberfluß nicht haben, der mir unaufhörlich in die Ohren donnerte, daß es Leute gibt, welche hungern, welche frieren, daß es Arme gibt. Und es gibt Arme!“

Der Haß des Luxus, — das sei im Vorübergehen bemerkt, — würde eben kein intelligenter Haß sein. Ein solcher Haß würde auch den Haß der Künste in sich schließen. Aber bei geistlichen Personen ist, abgesehen von den Ceremonien und Repräsentationen, der Luxus ein Unrecht. Er scheint auf Angewohnheiten hinzudeuten, die mit der werkthätigen Liebe sehr wenig gemein haben. Ein reicher Priester ist ein Widersinn. Der Priester muß sich in nicht zu großem Abstande von den Armen halten. Kann man unaufhörlich Tag und Nacht mit all diesem Elend, mit all dieser Noth und diesem Jammer in Berührung kommen, ohne selbst etwas von diesem heiligen Elende, von diesem Staube der Arbeit auf sich zu haben?

Kann man sich einen Mann denken, der vor einem Scheiterhaufen steht und nicht warm ist? Kann man sich einen Arbeiter denken, der beständig in der Esse arbeitet, dem niemals ein Haar verbrannt, dem niemals ein Nagel geschwärzt wird, der niemals einen Schweißtropfen oder ein Aschen-Stäubchen im Gesichte hat? Der erste Beweis der werkthätigen Liebe bei dem Priester und namentlich bei dem Bischofe ist die Armuth.

Man muß jedoch keineswegs glauben, daß er in gewissen delikaten Punkten damit übereinstimmte, was wir die „Ideen des Jahrhunderts“ nennen. Er mischte sich wenig in die theologischen Streitigkeiten des

Augenblicks und schwieg über die Fragen, über welche Kirche und Staat haderten.

Hätte man ihn aber gedrängt, so würde man wahrscheinlich gefunden haben, daß er mehr ultramontan als gallikanisch war. Da wir hier ein Portrait skizziren und keinen Zug verbergen wollen, so müssen wir noch hinzufügen, daß der Sturz Napoleons ihn kalt, eisig kalt ließ. Von 1813 an stimmte er allen feindlichen Demonstrationen zu, gab denselben seinen Beifall zu erkennen. Er weigerte sich, denselben auf seinem Durchzuge bei seiner Rückkehr von Elba zu begrüßen und ordnete in seiner Diözese während der hundert Tage nicht die öffentlichen Gebete für den Kaiser an.

Außer seiner Schwester, der Fräulein Baptistine, hatte er zwei Brüder; der Eine war General, der Andere Präfekt. Er schrieb Beiden ziemlich oft. Er grollte dem Ersteren einige Zeit, weil derselbe, der ein Commando in der Provence hatte, zur Zeit der Landung in Cannes sich an die Spitze von 1200 Mann gestellt und den Kaiser in einer Weise verfolgte, die keinen Zweifel bestehen läßt, daß man den Verfolgten entkommen lassen will. Mit dem andern Bruder, dem Präfekten, blieb die Correspondenz herzlicher; dieser Präfekt war ein braver, würdiger Mann und wohnte, nachdem er sich in's Privatleben zurückgezogen, in Paris in der Rue de Casette.

Auch Monseigneur Willkomm hatte sogar seine Stunde, wo der Parteigeist in ihm aufloderte, seine Stunde der Bitterkeit und der Trübung. Der Schatten der Leidenschaften des Augenblicks durchdrang diesen milden und großen Geist, der mit ewigen Dingen beschäftigt war. Gewiß, ein solcher Mann hätte es verdient, keine politische Meinung zu haben. Man mißverstehe uns nicht und verwechsele nicht was wir politische Meinung nennen mit dem großen Streben nach Fortschritt, mit der erhabenen, patriotischen, demokratischen und humanen Ueberzeugung, welche in der Gegenwart die Grundlage jedes edlen Geistes bilden muß. Ohne die Fragen zu ergründen, welche den Gegenstand des Buches nur indirekt betreffen, bemerken wir nur Folgendes: Es wäre schön gewesen, wenn Monseigneur Willkomm nicht Royalist gewesen wäre und wenn sein Blick sich auch nicht einen Moment von jener erhabenen Anschauung abgewandt hätte, in welcher man, erhaben über die Täuschungen und den Haß dieser Welt, erhaben über das stürmische Hin- und Herwogen aller menschlichen Dinge, in heller Klarheit jene drei Lichter erblickt: die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Liebe.

Obgleich wir zugestehen, daß Gott den Monseigneur Willkomm keineswegs zu einer politischen Thätigkeit geschaffen hatte, so würden

wir die Protestation im Namen des Rechtes und der Freiheit, die stolze Opposition, den gefährlichen und berechtigten Widerstand gegen den allmächtigen Napoleon begriffen und bewundert haben. Aber was uns denen gegenüber gefällt, welche im Aufsteigen begriffen sind, gefällt uns weniger gegenüber denen, deren Fall entschieden ist. Wir lieben den Kampf nur, so lange er mit Gefahren verbunden ist, und auf alle Fälle haben nur die Kämpfer der ersten Stunden das Recht, die Vertilger in der letzten zu sein. Wer während des Glücks nicht ein unerbittlicher Ankläger war, muß auch schweigen, wenn der Zusammensturz eintritt. Der Ankläger des Erfolges ist der alleinige legitime Richter des Falles. Wir lassen, wenn die Vorsehung dazwischen tritt und schlägt, dieselbe gewähren. Das Jahr 1812 beginnt damit, uns zu entwaffnen. Im Jahre 1813 hätte die lange Unterbrechung des Schweigens jenes sonst so schweigsamen und jetzt durch die Catastrophe muthig gewordenen gesetzgebenden Körpers die Entrüstung hervorrufen sollen, und jede Zustimmung zu derselben war ein Unrecht; im Jahre 1814 war es Pflicht jener verrätherischen Marschälle, jenes Senats, der aus einem Schmutz in den andern watete und beschimpfte, was er vergöttert hatte, von jedem Götzendienst, welcher dem Götzen zugleich die Füße leckt und ihn anspukt, den Kopf mit Widerwillen wegzuwenden. Als im Jahre 1815 die Luft mit den ungeheuersten Unglücken für uns geschwängert war, als Frankreich bei ihrer finstern Annäherung ein Schauder überlief, als man schon in dunkeln Umrissen sehen konnte, wie Waterloo Napoleon angähnte, da hatte der schmerzliche Beifallruf, der dem vom Geschicke Verurtheilten von Armee und Volk entgegenscholl, nichts Lächerliches, und der Bischof von D... hätte, mit jedem Vorbehalte bezüglich des Despoten im Herzen, vielleicht nicht verkennen sollen, einen wie erhabenen und rührenden Anblick die enge Umarmung einer großen Nation und eines großen Mannes am Rande des Abgrundes darbot.

Bis auf diesen Punkt war er in allen Dingen gerecht, wahr, billig, verständnißvoll, bescheiden und würdig; er war wohlthätig und wohlwollend, was eine andere Art Wohlthätigkeit ist. Er war ein Priester, ein Engel und ein Mensch. — Selbst auch in seiner politischen Ansicht, welche wir ihm zum Vorwurf gemacht haben und die streng zu verurtheilen wir wohl geneigt sind, war er tolerant und billig, vielleicht mehr als wir es in diesem Augenblicke sind. Der Portier des Rathhauses von D... war dort vom Kaiser angestellt worden. Er war ein alter Unteroffizier der Garde; er gehörte zur Legion von Austerlitz und war vor Allem Bonapartist. Es entschlüpften dann und wann diesem armen Teufel unüberlegte Worte, die das damalige Gesetz als

„aufrührerisch“ bezeichnete. Seitdem das kaiserliche Abzeichen aus der Ehrenlegion verschwunden war, kleidete er sich nie mehr „ordonnanzmäßig“, wie er zu sagen pflegte, um nicht genöthigt zu sein, das Kreuz zu tragen. Er hatte gehorsam das kaiserliche Profil aus dem Kreuze entfernt, welches Napoleon ihm gegeben hatte; es war dadurch eine Lücke entstanden, welche er durch nichts ausfüllen wollte. „Ich will lieber sterben,“ sagte er, „als die drei Kröten auf meinem Herzen tragen.“ Er spottete oft öffentlich über Ludwig XVIII. „Der alte Podagrist mit seinen englischen Stiefeletten,“ sagte er; „möge er sich mit seinem Bocksbart nach Preußen scheeren.“ Er faßte so in einer und derselben Verwünschung das zusammen, was er am meisten haßte: England und Preußen. Er trieb das so lange, bis er seine Stelle verlor. Jetzt war er brodlos auf die Straße getrieben und hatte dazu noch Frau und Kinder. Der Bischof ließ ihn zu sich kommen, machte ihm einige gelinde Vorwürfe und ernannte ihn zum Schweizer der Cathedrale.

In neun Jahren hatte der Bischof durch seine frommen Handlungen und sein mildes Wesen der Stadt eine Art zärtlicher und kindlicher Ehrfurcht gegen seine Person eingeflößt. Selbst sein Verhalten gegen Napoleon ließ man gehen und wurde vom Volke, welches seinen Kaiser verehrte und seinen Bischof liebte, schweigend verziehen.

XII.

Die Vereinsamung des Bischofs Willkomm.

Fast immer ist ein Bischof von einem Schwarm junger Geistlichen umgeben, wie ein General von einer Schaar junger Offiziere. Der heilige Franz von Sales nennt dieselben an irgend einer Stelle „die gelbschnäbligen Priester.“ Eine jede Laufbahn hat ihre Aspiranten, die hinter denen einhergehen, welche bereits am Ziele sind. Es gibt keine Macht, die nicht ihr Gefolge, kein Glück, das nicht seine dienenden Geister findet. Diejenigen, welche nach der Zukunft haschen, umkreisen die glänzende Gegenwart. Jede Metropole hat ihren Generalstab. Jeder nur in etwa einflußreiche Bischof hat in seiner Nähe eine Patrouille von Cherubinen des Seminars, welche durch den erzbischöflichen Palast die Runde machen, die Ordnung aufrecht erhalten und vor dem Lächeln des Monseigneurs das Gewehr präsentiren. Sich in der Umgebung des Bischofs befinden heißt für einen Subdiakon den Fuß in den Steigbügel setzen. Man muß doch seine Bahn zurücklegen; das Apostolat verachtet keineswegs die Stiftspfründen.

Da gibt es in der Kirche Bischöfe, welche reich, mit hohem Ein-

kommen versehen, gewandt und hoch angesehen in der Welt sind, welche ohne Zweifel wohl zu beten, aber auch zu sollizitiren verstehen, die sich nichts daraus machen, wenn die ganze Diözese vor ihnen antichambrirt. Diese Herren bilden die Bindeglieder zwischen dem Priester, mehr Prälate als Bischöfe. Wohl dem, der sich ihnen naht. Als Leute von Ansehen und Einfluß lassen sie auf ihre Günstlinge, auf die, welche um ihre Gunst buhlen und auf die Jugend, welche zu gefallen versteht, in reicher Fülle die fetten Pfarreien, die Präbenden, die Archidiakonate, die Domherrenstellen u. s. w. herniederregnen. In dem Maaße, wie sie selbst gestiegen, befördern sie auch ihre Satelliten; es ist ein sich bewegendes Sonnensystem. Ihre Ausstrahlung umgibt ihr Gefolge mit einem Purpurscheine. Von ihrem Glück fallen die Beförderungen wie Brosamen ab. Je größer die Diözese ist, welche der Schutzherr erhält, um so größer und fetter ist die Pfarrei des Günstlings. Und dann ist auch Rom noch da! Ein Bischof, welcher sich zum Erzbischof, ein Erzbischof, welcher sich zum Cardinal aufzuschwingen versteht, nimmt Euch mit als Conclavist; man tritt in die Rota ein, wird Auditeur, Kämmerer, ja Monseigneur. Und von der bischöflichen Gnaden zur Eminenz ist nur ein Schritt, und zwischen der Eminenz und der Heiligkeit befindet sich nur das Rauchwölkchen eines Scrutiniums. Jeder Priesterrock darf von der Tiara träumen. Der Priester ist in unsern Tagen der Einzige, welcher in regelmäßigem Aufsteigen König werden kann. Und welch ein König! Der König der Könige!

Bischof Willkomm welcher bescheiden, arm und abgeschlossen lebte, gehörte nicht zu dieser Klasse. Das war schon erkennbar an der gänzlichen Abwesenheit junger Geistlichen. Wir haben gesehen, daß er in Paris nicht besonders gefallen hatte. Diesem einsamen Hause schien keine Zukunft beschieden zu sein. Kein keimender Ehrgeiz war thöricht genug, um in seinem Schatten zu knospen und in Halme zu schießen. Seine Canonici und General-Vikare waren gute alte Männer, von etwas gewöhnlichem Schlage wie er, eben so in dieser Diözese, aus der kein Weg zum Cardinalat führte, grau geworden. Sie hatten Aehnlichkeit mit ihm, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie abgenutzt und er vollendet waren. Jeder fühlte, daß es in der Nähe des Bischofs Willkomm unmöglich sei, voran zu kommen; die unter seiner geistlichen Herrschaft stehenden jungen Leute ließen sich dem Erzbischof von Aix empfehlen und verließen die Diözese. Denn man will nun einmal, wir wiederholen es, vorankommen. Ein Heiliger, der in einem Uebermaße der Entsagung lebt, ist eine gefährliche Nachbarschaft; sie könnte Einem durch Ansteckung eine unheilbare Armuth mitthei-

len, eine Verknöcherung der zum Avancement dienenden Gliedgefüge, mehr Entsagung schließlich, als man wünscht, und man flieht diese räudige Tugend. Daher auch die Isolirung des Bischofs Willkomm. Wir leben in einer unheimlichen Gesellschaft. Erfolg haben: das ist die Lehre, welche tropfenweise von der auf der schiefen Ebene sich befindlichen Corruption fällt.

Im Vorbeigehen wollen wir noch eben bemerken, daß es etwas Häßliches um den Erfolg ist. Seine falsche Aehnlichkeit mit dem Verdienst täuscht die Menschen. Nur für die Menge hat der Erfolg fast ganz dasselbe Aussehen, wie die Ueberlegenheit. Und der Erfolg täuscht auch die Geschichte. Nur Tacitus und Juvenal nergeln an demselben herum. In der Gegenwart ist eine so zu sagen offizielle Philosophie bei ihm in Dienst getreten; sie trägt seine Livreen und antichambrirt bei ihm. Reussirt: so lautet die Theorie. Glück setzt Fähigkeit voraus. Wer triumphirt, wird verehrt. Wenn der Zufall einem günstig ist, so hat man Alles; wer glücklich ist, den hält man auch für groß. Außer fünf bis sechs immensen Ausnahmen, welche den Glanz eines Jahrhunderts bilden, ist die Bewunderung der Zeitgenossen kaum etwas anderes als Kurzsichtigkeit. Vergoldung ist Gold. Zuerst gekommen zu sein macht weiter nichts, wenn man nur ans Ziel gekommen ist. Die Menge ist ein alter Narciß, der sich selbst anbetet und dem Gewöhnlichen seinen Beifall spendet. Jene riesige Fähigkeit, durch welche man ein Moses, ein Aeschylos, ein Dante, ein Michel-Angelo, oder ein Napoleon wird, wird von der Menge mit vollen Händen und unter Beifallgeschrei Jedem ertheilt, der in irgend einer Sache sein Ziel erreicht. Möge ein Notar sich in einen Deputirten verwandeln, möge ein militärischer Sachverständiger durch Zufall eine entscheidende Schlacht gewinnen, möge ein Apotheker Pappsohlen für die Sambre- und Maas-Armee erfinden und aus dem für Leder verkauften Pappdeckel 40,000 Francs Rente gewinnen, möge ein Tabulett-Krämer die Wucherei als Gattin nehmen und diese ihm sieben bis acht Millionen gebähren, wovon er Vater und sie Mutter ist, möge ein Prediger durch seine näselnden Predigten Bischof werden, möge der Verwalter eines reichen Hauses es soweit bringen, daß man ihn zum Finanzminister macht: die Menschen nennen das Genie. Sie verwechseln die sternförmigen Male, welche die Entenfüße in den schlammigen Morast drücken, mit den Gestirnen des Himmelsraumes.

XIII.

Was er glaubte.

Im Punkte der Orthodoxie brauchen wir den Bischof von D... wohl nicht zu sondiren. Vor einer solchen Seele fühlen wir uns von keiner anderen Empfindung, als Hochachtung erfüllt. Das Gewissen eines Gerechten läßt sich schwer in Worte fassen. Im Uebrigen räumen wir auch gern die größtmögliche Entfaltung aller Schönheiten des menschlichen Geistes in einem Glauben zu, der von dem unserigen verschieden ist.

Was hielt er von diesem Dogma oder von jenem Mysterium? Diese Geheimnisse des innern Forums kennt nur allein das Grab, welches die Seelen hüllenlos betreten. Aber deß sind wir gewiß, daß die Schwierigkeiten des Glaubens sich bei ihm niemals in Heuchelei verkehrten. Im Diamant ist kein Moder möglich. Er glaubte so viel er nur eben konnte. „Credo in Patrem," hörte man ihn häufig ausrufen. Uebrigens schöpfte er aus seinen wohlthätigen Werken jenes Maaß von Zufriedenheit, welches dem Gewissen genügt und Einem leise sagt: Gott ist mit Dir.

Erwähnen müssen wir noch, daß außerhalb seines Glaubens, so zu sagen, über denselben hinaus der Bischof von einem Uebermaß der Liebe erfüllt war. In diesem Punkte quia multum amavit, wurde er von „ernsten Männern," von „gesetzten und vernünftigen Leuten" — so lauten die Lieblingsausdrücke dieser traurigen Welt, wo der Egoismus sein Loosungswort von der Pedanterie annimmt — für verwundbar gehalten. Wie stand es denn um dieses Uebermaß von Liebe? Es war ein mildes Wohlwollen, das sich nicht blos auf die Menschen beschränkte, sondern sich gelegentlich auch auf die Dinge ausdehnte. Verachtung kannte er nicht. Er war auch nachsichtig gegen die Schöpfung Gottes. Jeder, auch der beste Mensch besitzt einen gewissen Grad von unabsichtlicher Härte, welche er dem Thiere gegenüber ist. Der Bischof von D... kannte diese Härte, die übrigens vielen Geistlichen eigenthümlich ist, nicht.

Er verstieg sich nicht bis zum Braminen, aber er schien über den Ausspruch des Predigers Salomo nachgedacht zu haben: „Weiß man, was aus der Seele der Thiere wird." Die Häßlichkeit des Aussehens, die Widerlichkeit des Instincts störten ihn nicht und erregten auch nicht seinen Zorn. Er war bewegt, ja fast gerührt darüber. Es schien, als suche er über dem scheinbaren Leben hinaus die Ursache, die Erklärung, oder die Entschuldigung derselben zu erforschen. Er erforschte mit dem Auge des Sprachforschers, welcher ein Palimpsest entzif-

fert, den Umfang des Chaos, welches noch in der Natur herrscht. Diese Träumereien entlockten ihm oft seltsame Worte. Er ging eines Morgens in seinem Garten spazieren und glaubte sich allein, aber seine Schwester kam hinter ihm, ohne daß er es wußte. Plötzlich blieb er stehen und richtete seine Blicke nach einem Gegenstande auf der Erde; es war eine dicke, schwarze, häßliche Spinne. Seine Schwester hörte ihn folgende Worte äußern: „Armes Thier! Es ist nicht seine Schuld."

Es mögen das Kindereien sein; aber diese erhabenen Kindereien besaßen auch der heilige Franz von Assisi und Marcus=Aurelius. Eines Tages zog er sich eine Verrenkung des Knöchels zu, weil er nicht auf einen Wurm hatte treten wollen.

So lebte dieser Gerechte. Zuweilen schlief er in seinem Garten ein, und etwas Ehrwürdigeres gab es nicht.

Monseigneur Willkomm war, wenn man den über seine Jugend, ja auch über sein Mannesalter umgehenden Gerüchten Glauben schenken darf, ein leidenschaftlicher, ja heftiger Mann gewesen. Seine milde Ruhe war weniger ein Naturtrieb, als das Resultat einer mächtigen Ueberzeugung, die während seines Lebens in seinem Herzen filtrirt worden und, Gedanke nach Gedanke, in ihm getröpfelt war, denn in einem Charakter wie in einem Felsen kann es Höhlungen geben, die mit Wassertropfen angefüllt sind. Diese Höhlungen sind unzerstörbar.

Im Jahre 1815 erreichte er sein 75. Lebensjahr, aber er hatte noch das Aussehen eines Sechszigers. Er war nicht groß, etwas beleibt, und er machte als Mittel gegen diese Beleibtheit oft große Fußtouren. Er hatte einen festen Tritt und war nur ein wenig gebückt, aus welcher Einzelnheit wir jedoch keine Schlüsse ziehen wollen. Gregor XVI. hatte im 84. Jahre auch noch eine gerade Haltung und lächelte noch, und doch war derselbe kein guter Bischof. Monseigneur besaß das, was das Volk „einen schönen Kopf" nennt, aber dieser Kopf war so liebenswürdig, daß man seine Schönheit vergaß.

Wenn er mit jener kindlichen Heiterkeit plauderte, die ihn so anmuthig machte, so fühlte man sich behaglich in seiner Nähe. Es schien, als ob seine ganze Person Freude ausstrahle. Sein geröthetr und frischer Teint, seine weißen, wohlerhaltenen Zähne gaben ihm jenes offene und angenehme Aeußere, bei dem man von einem Mann sagt: er ist ein Kind; von einem Greisen: er ist ein guter Mann. Diesen Eindruck hatte er auch, wie man sich erinnern wird, auf den Kaiser Napoleon gemacht. Bei dem ersten Anblick und für den, welcher ihn zum ersten Male sah, war er in der That nichts weiter als

ein guter Mann. Wenn man aber einige Stunden bei ihm verweilte und ihn aufmerksam anblickte, so ging eine Verwandlung mit dem guten Manne vor und derselbe gewann etwas Imposantes. Seine breite und ernste Stirne, welche schon erhaben war durch seine weißen Haare, wurde durch Meditation noch erhabener. Die Majestät schied sich von der Güte, ohne daß diese letztere ihren Strahlenschein verlor; man verspürte etwas von jener Empfindung, die sich unserer bemächtigen würde, wenn man einen lächelnden Engel sähe, der langsam seine Flügel ausbreitete, aber dabei zu lächeln nicht aufhörte. Man wurde allmählig von einer unaussprechlichen Hochachtung erfüllt, und man fühlte, daß man einen jener starken, erprobten und milden Geister vor sich hatte, wo der Gedanke so groß ist, daß er nur noch mild sein kann.

Wir haben gesehen, womit seine Tage ausgefüllt wurden: es war Gebet, gottesdienstliche Feier, Almosen geben, Trost spenden, Mäßigkeit, Gastfreundschaft, Entsagung, Vertrauen, Studium und Arbeit. „Ausgefüllt" ist das richtige Wort, denn die Tage des Bischofs waren bis zum Rande gefüllt mit guten Worten und mit guten Werken. Aber ganz vollständig ausgefüllt war der Tag nicht, wenn Kälte und Regenwetter ihn verhinderten, Abends, nachdem die beiden Frauen sich zurückgezogen, ein oder zwei Stunden vor dem Schlafengehen im Garten zuzubringen. Es schien das eine Art Angewohnheit zu sein, um sich durch Betrachtung in Gegenwart der großen Schauspiele des nächtlichen Himmels auf den Schlaf vorzubereiten. Zuweilen, wenn die beiden Frauen nicht schlafen konnten, hörten sie ihn noch zu später Nachtzeit durch den Garten wandeln. Er war da allein mit sich selbst, gesammelt, ruhig; er betete an, verglich die Reinheit seines Herzens mit der Klarheit des Aethers, er wurde bewegt in der Finsterniß durch den sichtbaren Glanz der Gestirne und durch den unsichtbaren Glanz Gottes und öffnete seinen Geist den Gedanken, welche von dem Unbekannten in denselben strömten. In diesen Augenblicken, wo er sein Herz zum Opfer brachte, zu derselben Stunde, wo auch die nächtlichen Blumen ihre Wohlgerüche opferten, wo er strahlte wie ein Licht im Mittelpunkte der gestirnten Nacht und in Verzückung inmitten der allgemeinen Ausstrahlung der Schöpfung gerieth, in diesen Augenblicken, sagen wir, hätte er vielleicht selbst nicht sagen können, was in seinem Geiste vorging. Er fühlte, daß Etwas aus ihn schwand und Etwas in ihn niederstieg. Es war ein geheimnißvoller Austausch der Unergründlichkeit der Seele mit der Unergründlichkeit des Universums.

Er dachte an die Größe und an die Gegenwart Gottes, an die

kommende Ewigkeit, jenes sonderbare Geheimniß, und an das noch sonderbarere, an die vergangene Ewigkeit; er dachte an alle die Unendlichkeiten, die sich vor seinen Blicken nach allen Seiten hin verloren, und er schaute das Unbegreifliche an, ohne es zu verstehen zu suchen. Er grübelte nicht nach über Gott; er wurde davon geblendet. Er betrachtete sinnend jene wunderbaren Verknüpfungen der Atome, welche die Materie zur Erscheinung bringen, welche die Kräfte enthüllen und sie konstatiren, welche die Individualitäten in der Einheit, die Verhältnisse in der Ausdehnung, das Unzählige im Unendlichen schaffen und durch das Licht die Schönheit erzeugen. Sie verknüpfen, entstehen und lösen sich wieder; daher das Leben und der Tod.

Er setzte sich auf eine hölzerne Bank, welche sich an den hinfälligen Zaun anlehnte; er betrachtete die Gestirne durch die armseligen und verschrumpften Schattenrisse seiner Obstbäume! dieser Viertel Morgen so schlecht bepflanzter und mit Gemäuer bedeckten Bodens war ihm theuer, genügte ihm.

Was bedurfte es für diesen Greis mehr, der die Musestunden eines Lebens, — und dieses hatte so wenige Musestunden, — den Tag über mit Bebauung des Gartens und Nachts in Betrachtung zubrachte? War dieser enge Winkel, über den sich der Himmel als Gewölbe zog, nicht genug, um Gott abwechselnd in seinen reizendsten und in seinen erhabendsten Werken anzubeten? War das nicht Alles? Was blieb ihm noch zu wünschen übrig? Ein kleiner Garten zum Spazierengehen; die Unendlichkeit zum Träumen. Zu seinen Füßen was man bebauen und pflücken. über seinem Geiste was man studiren und betrachten kann; einie Blumen auf der Erde und alle Sterne am Himmel.

XIV.

Was er dachte.

Ein letztes Wort.

Da diese Details, namentlich in dem gegenwärtigen Augenblicke, dem Bischof von D..., um uns eines Modeausdrucks zu bedienen, eine gewisse „pantheistische“ Physiognomie verleihen und, sei es zu seinem Lobe oder Tadel, den Glauben verbreiten könnten, daß sich in ihm eine jener individuellen Philosophien verkörpert hätte, die unserem Jahrhundert eigenthümlich sind und zuweilen in einsamen Geistern keimen und dort so lange um sich greifen und wachsen, bis sie an die Stelle der Religion treten, so müssen wir ausdrücklich bekennen, daß Niemand, welcher Bischof Willkomm gekannt, berechtigt war, einen

solchen Gedanken zu hegen. Was diesen Mann erleuchtete war das Herz. Seine Weisheit bestand aus dem Lichte, welches ihm von dort aus angezündet wurde.

Keine Systeme, viele Thaten. Die unfaßbaren Spekulationen haben ihren Zauber; nichts deutet darauf hin, daß sein Geist sich bis zur Apokalypse verstieg. Der Apostel kann kühn, aber der Bischof muß schüchtern sein. Es würde ihm wahrscheinlich Gewissenbisse verursacht haben, wenn er sich zu sehr in gewisse Probleme vertieft hätte, die gewissermaßen den großen und mächtigen Geistern vorbehalten sind. Es gibt einen heiligen Schauder des Räthsels; jene dunkeln Anschauungen sind dort Schönheiten, aber ein gewisses Etwas sagt Einem, daß, so lange man lebt, man nicht hineindringen soll. Wehe dem, welcher hineindringt!

Die großen Geister, welche in der unerhörten Tiefe der Abstraktion und der reinen Spekulation gleichsam über dem Dogma stehen, bringen Gott ihre Ideen dar. Ihr Gebet ist ein kühnes Anerbeten der Diskussion. Ihre Anbetung ist eine Frage. Das ist die direkte Religion, aber voller Angst und Verantwortlichkeit für Denjenigen, welcher die steile Höhe hinaufzuklimmen sucht.

Das menschliche Denken hat seine Grenzen. Auf eigene Gefahr und Risiko hin analysirt und untersucht es das was es blendet. Man möchte fast sagen, daß in einer herrlichen Rückstrahlung sogar die Natur damit geblendet wird; die geheimnißvolle Welt, welche uns umgibt, gibt zurück, was sie empfängt; wahrscheinlich werden die Betrachter ebenfalls betrachtet. Wie dem auch sei, es gibt Menschen auf Erden, — und sind es Menschen? — welche deutlich auf dem Hintergrunde des Horizontes des Traumes die Höhen des Absoluten erblicken und welche die furchtbare Vision des unendlichen Gebirges haben. Monseigneur Willkomm gehörte nicht zu diesen Menschen. Er hätte diese Erhabenheiten gefürchtet, vor denen Einige, und sogar sehr große Geister wie Swedenborg und Pascal, hinab in den Wahnsinn geglitten sind. Gewiß! Jene gewaltigen Träumereien haben ihr moralisches Gutes, und auf diesen steilen Wegen nähert man sich der idealen Vollkommenheit. Er betrat einen kürzeren Seitenweg: den des Evangeliums.

Er versuchte nicht sein Meßgewand in die Falten des Elias-Mantels zu werfen: er ließ keinen Zukunftsstrahl auf das Auf- und Niederwogen der Ereignisse fallen; er suchte den lichten Schein der Dinge nicht zu einer Flamme zu verdichten; er hatte nichts von dem Propheten, nichts von dem Magier. Diese demüthige Seele liebte: das war Alles.

Daß sein Gebet sich bis zu einem übermenschlichen Sehnen steigerte, ist wahrscheinlich. Er beugte sich über das was seufzt und was büßt. Das Universum kam ihm vor wie eine ungeheure Krankheit. Er fühlte überall das Fieber, empfand überall den Schmerz, und ohne sich an die Lösung des Räthsels zu geben, suchte er die Wunde zu verbinden. Das entsetzliche Schauspiel der erschaffenen Dinge erweckte Rührung in ihm; er beschäftigte sich nur damit, die beste Art zu trösten und zu helfen aufzusuchen und sie Andern mitzutheilen. Was existirte war für diesen guten und seltenen Priester ein permanenter Gegenstand der Traurigkeit, den er zu trösten suchte.

Es gibt Leute, welche an der Ausgrabung des Goldes arbeiten; er arbeitete an der Ausgrabung des Mitleides. Das universelle Elend war sein Schacht. Der allgegenwärtige Schmerz war nur eine Gelegenheit zur unaufhörlichen Gutthätigkeit. „Liebet einander.“ Das erklärte er vollständig, mehr wünschte er nicht. Eines Tages sagte jener Mensch, der sich für einen Philosophen hielt, jener schon genannte Senator zu dem Bischof: werfen Sie doch einen Blick auf das Schauspiel der Welt: Krieg Aller gegen Alle; der Stärkste ist der Schlauste. Ihr „Liebet einander“ ist eine Dummheit.

Gut, antwortete Monseigneur Willkomm ohne zu widersprechen, wenn es eine Dummheit, so muß die Seele sich darin einschließen, wie die Perle in der Muschel. Und er schloß sich darin ein, lebte darin, war zufrieden damit; er ließ jene wunderbaren Fragen bei Seite, welche zugleich anziehen und erschrecken, die unerforschlichen Fernsichten der Abstraktion, die Abgründe der Metaphysik, alle jene Tiefen, welche den Apostel zu Gott, den Atheisten zum Nichts führen: das Geschick, das Gute und Böse, den Kampf des Seins gegen das Sein, das Gewissen des Menschen, den gedankenvollen Somnambulismus des Thiers die Verwandelung durch den Tod, die Wiederholung von Existenzen, welche das Grab umschließt, das unbegreifliche Pfropfreis der nachfolgenden Liebe auf das bleibende Ich, das Wesen, die Substanz, das Nil und Ens, die Seele, die Natur, die Freiheit, die Nothwendigkeit. Es sind das steile Probleme, ein unheimliches, undurchdringliches Dickicht, in welches die riesigen Erzengel des Menschengeistes sich versenken; furchtbare Abgründe, welche Lucrez, der heilige Paulus und Dante mit jenem blitzenden Auge betrachteten, welches bei seinem festen Blick auf das Unendliche Sterne aus demselben hervortreten zu lassen scheint.

Monseigneur Willkomm war einfach ein Mann, welcher von Außen die geheimnißvollen Fragen konstatirte, ohne sie zu erforschen, ohne sie zu ergründen und ohne seinen eigenen Geist mit denselben zu

beunruhigen. Seine Seele war erfüllt von unsäglicher Hochachtung vor dem Dunkeln, dem Unbekannten.

Zweites Buch.

Der Fall.

I.

Der Abend nach einer zwölfstündigen Fußreise.

In den ersten Tagen des Monats Oktober des Jahres 1815 ungefähr eine Stunde vor Untergang der Sonne trat ein Mann, welcher seine Reise zu Fuß zurücklegte, in die kleine Stadt D... Die wenigen Bewohner, welche in diesem Augenblicke an den Fenstern oder an den Schwellen ihrer Häuser standen, betrachteten diesen Reisenden mit einer Art Unruhe. Man hätte schwerlich einem Fußgänger begegnen können, der einen elenderen Anblick geboten hätte. Es war ein Mann von mittlerer Statur, untersetzt, kräftig und in der Kraft seiner Jahre. Er mochte 46 bis 48 Jahre zählen. Eine Mütze mit herabgeklapptem Lederschirm verhüllte zum Theil sein von der Sonne verbranntes und wegen der Schwüle des Tages von Schweiß triefendes Gesicht. Sein Hemd von grober gelblicher Leinwand, welches am Halse durch einen silbernen Anker festgenestelt war, ließ seine behaarte Brust sehen. Er trug eine zu einer Schnur zusammengedrehte Halsbinde, Beinkleider von blauem, abgenutztem und fadenscheinigem Zwillich, einen alten zerlumpten Kittel, der auf einem Ellbogen mit einem Stück mit grünem Bindfaden genähten Tuches gestickt war, auf dem Rücken einen wohlgefüllten, fest zugeschnallten und ganz neuen Soldatentornister und in der Hand einen enormen Knotenstock. Er trug keine Strümpfe; seine nackten Füße steckten in eisenbeschlagenen Schuhen; sein Kopf war geschoren und sein Bart lang.

Der Schweiß, die Hitze, die Fußreise, der Staub, alles das gab diesem verwüsteten Ganzen noch etwas Schmutziges. Die Haare waren kurz und doch struppig, denn sie begannen wieder etwas zu wachsen und schienen seit einiger Zeit nicht mehr geschnitten zu sein.

Niemand kannte ihn. Es war offenbar ein Durchreisender. Woher kam er? Von Süden, vielleicht von dem Strande des Meeres? Denn er kam durch dieselbe Straße der Stadt D..., welche vor sieben Monate der Kaiser Napoleon passirt hatte, als er von Cannes nach Paris zog. Dieser Mann hatte den ganzen Tag wandern müssen. Er schien sehr erschöpft. In dem alten Flecken unterhalb der Stadt D... hatten Frauen gesehen, wie er unter den Bäumen des Boulevard Gassendi stehen blieb und an der Fontaine, welche sich am

äußersten Ende der Promenade befindet, trank. Er mußte außerordentlichen Durst haben, denn die Kinder, welche ihm nachgingen, sahen, wie er zweihundert Schritte weiter noch einmal stehen blieb und an der Fontaine auf dem Marktplatze noch einmal trank.

An der Ecke der Straße Poichevert angekommen, wandte er sich zur Linken und lenkte seine Schritte nach dem Bürgermeister-Amte hin. Er trat ein, und kam nach einer Viertelstunde wieder heraus. Ein Gendarm saß neben der Thüre auf derselben steinernen Bank, welche General Drouot am 4. März bestieg, um den bestürzten Bewohnern von D... die Proklamation vom Golfe Juan vorzulesen. Der Mann nahm seine Mütze ab und bot dem Gensdarmen einen demüthigen Gruß. Der Gensdarm betrachtete ihn aufmerksam ohne seinen Gruß zu erwiedern, folgte ihn einige Zeit mit den Augen und begab sich dann in das Rathhaus.

Es gab zu jener Zeit in D... ein schönes Gasthaus, zum „Kreuz von Colbas." Der Besitzer dieses Gasthofes hieß Jaquin Labarre und war in der Stadt sehr angesehen wegen seiner Verwandtschaft mit einem andern Labarre, der in Grenoble den Gasthof: „zu den drei Kronprinzen" besaß und in dem Guide-Regiment gedient hatte. Während der Landung des Kaisers waren in Betreff dieses Gasthofes: „zu den drei Kronprinzen" viele Gerüchte umgegangen. Man erzählte, General Bertrand habe, als Kärrner verkleidet im Monat Januar dort häufig Reisen gemacht; er habe Ehrenkreuze an die Soldaten und Napoleondor's an die Bürger vertheilt. Thatsache ist, daß der Kaiser, als er nach Grenoble kam, nicht in dem Hotel der Präfektur wohnen wollte; nachdem er dem Bürgermeister gedankt hatte, sagte er: „Ich gehe zu einem braven Manne, den ich kenne," und er ging in die „drei Kronprinzen." Dieser Ruhm des Labarre der „drei Kronprinzen" warf auf einer Entfernung von 25 Meilen seinen Reflex auf den Labarre des „Kreuzes von Colbas." Man pflegte in der Stadt von ihm zu sagen: „er ist der Vetter des Grenobler Labarre."

Der oben beschriebene Fremde lenkte seine Schritte diesem Gasthause zu, welches das beste der ganzen Stadt war. Er trat in die Küche, in welche man unmittelbar von der Straße aus gelangte. In allen Fournaisen loderte das Feuer; an dem Kamine schlug die Flamme hoch empor. Der Wirth, welcher von dem Feuer zu den Casserollen ging, war beschäftigt und überwachte die Zubereitung eines vortrefflichen Mahles, welches für Fuhrleute bestimmt war, deren Gelächter und lautes Reden man in dem benachbarten Saale hören konnte. Jeder, welcher schon einmal auf Reisen gewesen ist, weiß,

daß Niemand einen bessern Tisch führt, als eben die Fuhrleute.

Als der Wirth die Thüre sich öffnen und Jemanden eintreten hörte, fragte er ohne die Augen aufzuschlagen:

Was will der Herr?

Essen und Schlafen, sagte der Mann.

Das ist eine Kleinigkeit, entgegnete der Wirth. Dann wandte er sich um, maß den Reisenden vom Kopf bis zu den Füßen und fügte hinzu: Wenn Sie Geld haben.

Der Mann zog einen ledernen Beutel aus der Tasche seiner Blouse und antwortete:

Geld habe ich.

Dann steht Ihnen Alles zu Diensten.

Der Mann steckte seinen Beutel wieder in die Tasche, entledigte sich seines Tornisters, welchen er neben der Thüre auf die Erde legte, hielt seinen Stock in der Hand und setzte sich auf einen niedrigen Schemel in der Nähe des Feuers. D . . . liegt im Gebirge und die Oktober-Abende sind dort kühl.

Indem der Wirth hin- und herging betrachtete er immerfort den Reisenden.

Speis't man bald zu Mittag? sagte der Mann.

Gleich, entgegnete der Wirth.

Während der Reisende sich mit abgewandtem Gesicht wärmte, zog der würdige Gasthofsbesitzer Jacquin Labarre einen Bleistift aus der Tasche riß einen Fetzen von einer alten Zeitung, welche auf dem Tische in der Nähe des Fensters lag. Er schrieb eine oder zwei Zeilen auf den weißen Rand und übergab diesen Papierstreifen unverschlossen einem Kinde, welches ihm zugleich als Küchenjunge und als Laufbursche zu dienen schien. Der Wirth flüsterte dem Jungen ein Wort ins Ohr und dieser eilte in vollem Laufe in der Richtung nach dem Rathhause fort:

Der Reisende hatte von dem Alles nichts gesehen.

Er fragte noch einmal: Speis't man bald zu Mittag?

Sogleich, entgegnete der Wirth.

Das Kind kam wieder und brachte das Papier zurück. Der Wirth entfaltete es hastig, wie einer, der auf Antwort wartet. Er las es aufmerksam, schüttelte dann den Kopf und blieb eine Zeit lang nachdenklich. Endlich that er einen Schritt auf den Reisenden zu, der in nicht sehr angenehmen Reflexionen versunken zu sein schien.

Mein Herr, sagte er zu demselben, ich kann Sie hier nicht aufnehmen.

Der Mann richtete sich auf seinem Sitze halb in die Höhe.

Wie? Befürchten Sie, daß ich nicht bezahle? Wollen Sie, daß ich die Zahlung im Voraus entrichte? Ich habe Geld, sage ich Ihnen.

Das ist nicht der Grund.

Was denn?

Sie haben Geld . . .

Ja, sagte der Mann.

Und ich, sagte der Wirth, habe kein Zimmer.

Der Mann fuhr gelassen fort:

So bringen Sie mich im Stalle unter.

Es geht nicht.

Warum?

Denselben nehmen die Pferde ein.

Nun! bemerkte der Mann, es ist doch wohl noch ein Winkel auf dem Speicher frei. Ein Bündel Stroh genügt, wir wollen nach Tisch schon sehen.

Ich kann Ihnen kein Diner verabfolgen lassen.

Bei dieser, in angemessenem, aber festem Tone gemachten Erklärung schien der Fremde betroffen. Er erhob sich.

Bah! Ich sterbe vor Hunger. Ich bin seit Sonnenaufgang auf den Beinen. Ich habe 12 Meilen zurückgelegt. Mich hungert und ich will essen.

Ich habe nichts, entgegnete der Wirth.

Der Mann schlug eine Lache auf und wandte sich nach dem Kamin und den Fournaisen. Nichts! Was ist denn alles Das?

Das ist Alles bestellt.

Von wem?

Von jenen Fuhrleuten.

Wie viel sind ihrer.

Zwölf.

Das Essen reicht für zwanzig aus.

Es ist alles bestellt und im Voraus bezahlt.

Der Mann setzte sich wieder und sagte ohne Veränderung der Stimme: „Ich bin in einem Gasthause; mich hungert und ich bleibe."

Der Wirth neigte sich jetzt zu seinem Ohre und flüsterte demselben in einem Tone, der den Reisenden erbeben machte, zu: „Gehen Sie!"

Der Fremde saß in diesem Augenblicke gebückt und stieß mit dem mit Eisen beschlagenen Ende seines Stockes einiges Reisig in's Feuer. Er wandte sich lebhaft um, und als er eben im Begriffe war, den

Mund zu einer Antwort zu öffnen, sah der Wirth ihn fest an und fügte mit leiser Stimme hinzu: Genug! Kein Wort mehr. Soll ich Ihnen Ihren Namen nennen? Sie heißen Jean Valjean. Wollen Sie jetzt auch noch, daß ich Ihnen sage, wer Sie sind? Als Sie eintraten, war mir die Sache etwas zweifelhaft; ich schickte zum Rathhause, und hier können Sie sehen, was man mir geantwortet hat. Können Sie lesen?

Bei diesen Worten hielt er dem zusammengeknickten Reisenden das Papier vor, welches so eben aus dem Gasthause in das Rathhaus und von diesem wieder zurückgewandert war. Der Fremde warf einen Blick auf das Papier. Der Wirth fuhr nach einem kurzen Stillschweigen fort:

Ich pflege gegen Jedermann höflich zu sein. Gehen Sie.

Der Fremde senkte das Haupt, hob seinen Tornister, welchen er auf die Erde gelegt, auf und entfernte sich.

Er schlug die Heerstraße ein. Er ging auf's Gerathewohl weiter und streifte an den Häusern vorbei wie ein gedemüthigter und trauriger Mensch. Er wandte sich nicht ein einziges Mal um. Hätte er sich umgewandt, so würde er den Wirth zum „Kreuze von Colbas" auf der Schwelle seiner Thüre stehend und von allen in seinem Hause weilenden Reisenden und den auf der Straße Vorübergehenden umgeben gesehen haben, wie er lebhaft sprach und mit dem Finger auf ihn zeigte. Er würde dann auch aus den mißtrauischen und entsetzten Blicken der Gruppe ersehen haben, daß seine Ankunft binnen Kurzem das Aergerniß der ganzen Stadt sein würde.

Er sah nichts von alle Dem. Niedergedrückte Leute blicken nicht hinter sich. Sie wissen nur zu gut, daß ihr böses Geschick ihnen nacheilt.

Er schritt so einige Zeit vorwärts, ging auf's Gerathewohl weiter durch Straßen, welche er nicht kannte, und vergaß seine Müdigkeit, wie man bei großer Traurigkeit wohl oft zu thun pflegt. Plötzlich empfand er einen stechenden Hunger, die Nacht rückte heran. Er blickte um sich, um zu sehen, ob er nicht irgendwo ein Nachtlager entdecken könne.

Der schöne Gasthof hatte sich für ihn geschlossen; er suchte nun eine bescheidene Schenke, irgend eine ärmliche Herberge auf.

In demselben Augenblicke strahlte ein Licht am Ende der Straße: ein Tannenreis zeichnete sich auf dem fahlen Himmel der Dämmerung ab. Er trat dort ein.

Es war in der That eine Schenke. Sie lag in der Straße Chaffaut.

Der Reisende stand einen Augenblick stille und blickte durch das Fenster in die niedrige Schenkstube, die durch eine kleine Lampe, welche auf einem Tische stand, und durch das Feuer im Kamin erhellt war. Einige Männer saßen in derselben und nahmen Getränke zu sich. Ueber der Flamme brodelte ein eiserner Fleischtopf.

Zwei Thüren führten in diese Schenke, welche zugleich eine Art Herberge war. Die eine führte auf die Straße, die andere auf einen kleinen Hof.

Der Reisende wagte nicht durch die Thüre an der Straße einzutreten; er schlüpfte in den Hof, stand noch einmal still, hob dann den Drücker und stieß die Thüre auf.

Wer ist da? sagte der Schenkwirth.

Jemand, der hier zu Abend essen und schlafen will.

Gut. Hier kann man essen und schlafen,

Er trat ein. Alle Gäste wandten sich um. Die Lampe beschien ihn von der einen, das Feuer von der anderen Seite. Man beobachtete ihn einige Zeit, während der er seinen Tornister ablegte.

Der Schenkwirth sagte zu ihm: Kommen Sie ans Feuer. Das Essen kocht. Wärmen Sie sich Kamerad.

Er setzte sich neben dem Heerde nieder und streckte seine vor Müdigkeit fast erstarrten Glieder aus. Aus dem Topfe stieg ein angenehmer Geruch auf. Was man von seinem Gesichte unter der herabgedrückten Mütze erkennen konnte, zeigte einen unbestimmten Anschein von Wohlbehagen, welches jedoch mit jenem stechenden Aussehen vermengt war, welches durch die Gewohnheit des Leidens erzeugt wird.

Er zeigte ein festes, energisches und trauriges Profil. Diese Physiognomie war eigenthümlich zusammengesetzt; anfangs erschien sie demüthig und nahm zuletzt den Schein der Härte an. Das Auge leuchtete unter den Augenbrauen wie ein Feuer in einem Gebüsch.

Einer der Männer jedoch, welche am Tische saßen, war ein Fischer, welcher, bevor er in die Schenke der Straße Chaffaut trat, bei Labarre sein Pferd in den Stall gesetzt hatte. Der Zufall wollte, daß er an demselben Morgen diesem so übel aussehenden Reisenden begegnet war, als derselbe auf der Straße zwischen Bras d'Asche und . . . (der Name ist mir entfallen) einherwanderte.

Als er ihm begegnete, hatte der Mann, der bereits sehr müde zu sein schien, ihn gebeten, ihn hinter sich auf's Pferd zu nehmen, worauf der Fischer nur dadurch antwortete, daß er sein Pferd zu größerer Eile antrieb. Dieser Fischer stand vor ungefähr einer halben Stunde bei der Gruppe, welche Jacquin Labarre umgab, und er selbst

hatte sein unangenehmes Abenteuer vom Morgen den Leuten im „Kreuz von Colbas“ erzählt. Er gab von seinem Platze aus dem Schenkwirthe ein unmerkliches Zeichen. Der Schenkwirth kam zu ihm. Sie wechselten einige Worte mit leiser Stimme. Der Fremde war wieder in tiefes Nachsinnen versunken.

Der Schenkwirth trat an den Kamin, legte barsch seine Hand auf die Schulter des Reisenden und sagte:

Du mußt Dich von hier entfernen.

Der Fremde wandte sich um und antwortete mit Milde:

Oh! Sie wissen? ....

Ja.

Man hat mich aus dem andern Gasthause verwiesen.

Und Du wirst auch aus diesem vertrieben.

Wohin soll ich denn gehen?

Anderwärts.

Der Mann nahm seinen Stab, seinen Tornister und entfernte sich.

Als er heraustrat warf eine Anzahl Kinder, die ihm vom „Kreuz von Colbas“ bis hierher gefolgt war und draußen seiner harrte, mit Steinen nach. Er wandte sich zornig um und drohte ihnen mit seinem Stock. Die Kinder zerstreuten sich wie eine Vogelschaar.

Er ging an dem Gefängniß vorüber. An der Thüre hing eine eiserne Kette, welche an einer Glocke befestigt war.

Er klingelte.

Ein Schiebfenster öffnete sich.

Herr Pförtner, sagte er, indem er ehrfurchtsvoll seine Mütze abnahm, wollen Sie mir wohl öffnen und mir für diese Nacht Logis geben?

Eine Stimme antwortete:

Ein Gefängniß ist kein Gasthaus. Lassen Sie sich verhaften und man wird Ihnen öffnen.

Und das Schiebfensterchen wurde wieder geschlossen.

Er trat in eine kleine Straße ein, in der viele Gärten lagen. Einige waren nur mit Hecken eingefriedigt, was der Straße einen freundlichen Anblick gab. Inmitten dieser Gärten sah er ein einstöckiges Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Er sah durch die Glasscheiben, wie er es auch bei der Schenke gemacht hatte.

Es war ein großes, weiß gekälktes Zimmer, mit einem Bett und einer Wiege in einer Ecke, nebst einigen hölzernen Stühlen und einem doppelläufigen Gewehr, welches an der Wand hing. In der Mitte des Zimmers stand ein gedeckter Tisch.

Eine kupferne Lampe warf ihre Strahlen über das grobe, aber blendend weiße Tischtuch; der zinnerne Krug glänzte wie Silber und war mit Wein gefüllt, und aus der braunen Suppenterrine schlug der Dampf empor. An diesem Tische saß ein Mann von ungefähr 40 Jahren, von vergnügtem und offenem Aeußern, der ein Kind auf seinen Knien herum tanzen ließ. Der Vater lachte, das Kind lachte, die Mutter lächelte.

Der Fremde blieb einen Augenblick träumerisch vor diesem süßen und beruhigenden Schauspiele stehen. Was ging in seinem Innern vor? Er allein vermochte es zu sagen. Glaubte er vielleicht, dieses freudenvolle Haus würde gastfrei sein, und meinte er, daß er da, wo so viel Glück sei, auch Mitleiden antreffen würde?

Er klopfte schwach mit dem Hammer an.

Man hörte ihn nicht.

Er klopfte zum zweiten Male.

Er hörte, wie die Frau sagte:

Mann, ich glaube, man klopft.

Nein, antwortete der Gatte.

Er klopfte zum dritten Male.

Der Mann stand auf, nahm das Licht, ging zur Thüre und öffnete dieselbe.

Es war ein Mann von hohem Wuchse, halb Bauer, halb Handwerker. Er trug eine weite Lederschürze, welche ihm bis zur linken Schulter ging. Im Gürtel hatte er einen Hammer, ein rothes Sacktuch, eine Pulverbüchse und andere Gegenstände stecken. Er warf den Kopf in den Nacken; sein weit geöffnetes und zurückgeschlagenes Hemd zeigte den weißen und nackten Hals eines Stieres. Er hatte dichte Augenbrauen, einen kräftigen Backenbart und ein spitz zulaufendes Kinn. In seinem ganzen Aeußern lag das Bewußtsein, daß er in seinem eigenen Hause war, und, hierin liegt etwas Unaussprechliches.

Verzeihen Sie, mein Herr, sagte der Reisende. Würden Sie mir für Geld und gute Worte wohl einen Teller Suppe geben und mir gestatten, daß ich in dem Schuppen dort im Garten schlafe? Würden Sie das wohl für Bezahlung thun?

Wer sind Sie? fragte der Hausherr.

Der Fremde antwortete:

Ich komme von Puy-Moisron. Ich bin den ganzen Tag auf den Beinen und habe zwölf Meilen zurückgelegt. Würden Sie es mir wohl für Geld gestatten?

Ich würde einem braven Manne, der bezahlt, ein Nachtquartier nicht verweigern, sagte der Hausherr. Aber warum gehen Sie nicht in die Herberge?

Es ist kein Platz da.

Unmöglich! Es ist weder Jahrmarkt noch Kirmes. Sind Sie bei Labarre gewesen?

Ja.

Nun?

Der Fremde antwortete verlegen:

Ich weiß nicht; — er hat mich nicht aufgenommen.

Sind Sie in der Straße Chaffaut gewesen?

Die Verlegenheit des Fremden wuchs, und er stotterte: Man hat mich auch dort nicht aufgenommen.

Das Gesicht des Bauern nahm einen mißtrauischen Ausdruck an; er betrachtete den Fremden vom Kopf bis zu den Füßen und rief dann plötzlich mit einem Schauder aus:

Sind Sie vielleicht der Mensch? . . .

Er warf von Neuem einen Blick auf den Reisenden, trat drei Schritte zurück, setzte die Lampe auf den Tisch und nahm die Flinte von der Wand.

Bei den Worten des Bauers: Sind Sie vielleicht der Mensch? .... war die Frau aufgestanden, hatte ihre beiden Kinder in ihre Arme geschlossen und sich eiligst hinter ihren Gatten geflüchtet. Sie stand mit entblößtem Halse da und blickte wirr und mit Entsetzen auf den Fremden.

Alles das dauerte nicht so lange, als nöthig ist, um es sich vorzustellen. Nachdem der Hausherr einige Minuten den Reisenden angeschaut hatte, wie man eine Natter beobachtet, trat er wieder zur Thüre und sagte:

Entferne Dich!

Ich bitte Sie um ein Glas Wasser, sagte der Fremde.

Einen Flintenschuß sollst Du haben! entgegnete der Andere.

Dann warf er die Thüre heftig zu, und der Fremde hörte, wie zwei starke Riegel vorgeschoben wurden. Einen Augenblick nachher schloß sich der Fensterladen und eine Eisenstange, welche man vor denselben legte, kam zum Vorschein.

Die Nacht rückte immer mehr heran. Es wehte ein kalter Wind von den Alpen. In dem Zwielichte des sinkenden Tages bemerkte der Reisende in einem der Gärten, welche an die Straßen grenzen, eine aus Rasenstücken errichtete Hütte. Er stieg entschlossen über die hölzerne Einfriedigung und sprang in den Garten. Er näherte sich der

Hütte; als Thüre diente eine enge und niedrige Oeffnung. Kälte und Hunger quälten ihn; er hatte auf die Stillung des Hungers verzichtet, aber dort war wenigens eine Zufluchtsstätte gegen die Kälte. In der Regel sind diese Art Hütten Nachts unbewohnt. Er legte sich auf den Bauch und kroch in die Hütte. Es war warm in derselben und er fand da ein ziemlich gutes Strohlager vor. Er streckte sich einen Augenblick auf dieses Bett hin, ohne die mindeste Bewegung machen zu können, so erschöpft war er. Da der Tornister auf seinem Rücken ihn jedoch genirte, dieser auch dazu ein sehr zweckmäßiges Kopfkissen war, so schnallte er denselben los. In diesem Augenblicke ließ sich ein grimmiges Knurren vernehmen. Er erhob die Augen. Der Kopf einer riesigen Dogge zeichnete sich in der Oeffnung der Hütte auf dem dunkeln Horizonte ab.

Er befand sich in einem Hundestalle.

Er war ein starker Mann, der sich wohl zu vertheidigen verstand. Sich mit seinem Stocke bewaffnend, nahm er seinen Tornister, der ihm als Schild diente und suchte aus der Hütte zu entkommen, was jedoch nicht gelang, ohne daß die Risse in seinen Lumpen noch etwas erweitert wurden.

Er verließ auch den Garten, aber rückwärts und hielt nur mit Mühe die Dogge von sich fern. Als er nicht ohne einige Anstrengung die Hecke überstiegen hatte und sich wieder in der Straße befand, allein, ohne Lager, ohne Obdach, ohne Schutz, sogar von diesem Strohlager weg, aus diesem elenden Hundestalle vertrieben, setzte er sich auf einen Stein, oder ließ sich, besser gesagt, auf denselben fallen, und ein Vorübergehender hörte ihm ausrufen: „Ich bin nicht einmal ein Hund."

Bald stand er auf und ging wieder weiter. Er hoffte irgend einen Baum oder einen Fruchtbarmen im Felde zu finden, hinter welchem er Schutz suchen könnte.

Er schritt einige Zeit mit stets gesenktem Haupte einher. Als er fern von jeder menschlichen Wohnung war, schlug er die Augen auf und blickte um sich. Er war in einem Felde, vor ihm lag einer jener niedrigen, mit Stoppeln bedeckten Hügel, welche nach der Erndte das Aussehen von Glatzköpfen haben.

Der Horizont war schwarz; es war nicht bloß das Dunkel der Nacht, sondern auch sehr niedrig hängende Wolken, welche sich auf den Hügel zu stützen schienen, überzogen den Himmel.

Da der Mond jedoch im Begriffe war aufzugehen und im Zenith noch ein Streifen Dämmerlicht flackerte, so bildeten diese Wolke in

der Höhe eine Art weißliches Gewölke, von dem ein Lichtstrahl auf die Erde herniederfiel.

Die Erde war also heller wie der Himmel, was einen unheimlichen Anblick bot, und der Hügel, von geringem und schwachem Umrisse, zeichnete sich unbestimmt und halb auf dem dunkeln Horizonte ab. Dieses Ganze war häßlich, armselig, düster und elendiglich. Auf dem Felde und auf dem Hügel gewahrte man nichts als einen verwachsenen Baum, welcher sich einige Schritte von dem Fremden fröstelnd zu krümmen schien.

Dieser Reisende war gewiß weit von jener Zartheit des Geistes und Empfindsamkeit des Gemüthes entfernt, welche Einen für das geheimnißvolle Aussehen der Dinge empfänglich machen. Aber in diesem Himmel, auf diesem Hügel, auf dieser Ebene und auf jenem Baume lag etwas so unendlich Trostloses, daß er nach einem Augenblicke unerträglicher Träumerei barsch umkehrte. Es gibt Augenblicke, wo selbst die Natur feindlich zu sein scheint.

Er ging wieder zurück. Alle Thüren in D . . . waren verschlossen. D . . ., welches zur Zeit der Religionskriege Belagerungen zu erdulden hatte, war noch im Jahre 1815 mit alten Mauern umgeben, an deren Seite sich viereckige Thürme befanden, welche man seitdem niedergerissen hat. Er passirte eine solche Bresche und trat in die Stadt.

Es mochte acht Uhr Abends sein. Da er die Straßen der Stadt nicht kannte, so ging er auf's Gerathewohl in denselben umher. Er kam an die Präfektur, dann an's Seminar. Als er über den Domplatz ging, ballte er seine Faust gegen die Kirche.

Auf der Ecke dieses Platzes lag eine Druckerei. Dort wurden zuerst jene Proklamationen des Kaisers und der Kaisergarde an die Armee gedruckt; sie waren von Elba herübergebracht und von Napoleon diktirt worden.

Vor Müdigkeit erschöpft und gänzlich hoffnungslos legte er sich auf die steinerne Bank, welche vor der Thüre dieser Druckerei stand. Eine alte Frau kam gerade in diesem Augenblicke aus der Kirche. Sie sah in der Dunkelheit den auf der Steinbank ausgestreckten Mann.

Was machen Sie da, mein Freund? sagte sie.

Er antwortete roh und zornig: Sie sehen doch wohl, gute Frau, daß ich hier schlafe. Die gute Frau, welche diesen Namen in der That verdiente, war die Frau Marquise von R . . .

Auf dieser Bank? fragte sie.

Ich habe 19 Jahren hindurch eine Holzmatratze gehabt, bemerkte der Mann; heute habe ich eine Matratze von Stein.

Sind Sie Soldat gewesen?

Ja, gute Frau, Soldat.

Warum gehen Sie nicht in ein Gasthaus?

Weil ich kein Geld habe.

Leider habe auch ich, entgegnete Frau von R . . ., nur 4 Sous in meiner Börse.

Geben Sie mir diese nur her.

Der Mann nahm die vier Sous an. Frau von R . . . fuhr fort: Für dieses wenige Geld können Sie in keinem Gasthause Unterkommen finden. Aber haben Sie es auch versucht? Es ist unmöglich, daß Sie die Nacht hier zubringen. Sie sind ohne Zweifel kalt und haben Hunger. Man hätte Sie aus Mitleiden aufnehmen sollen.

Ich habe überall angeklopft.

Nun?

Ueberall hat man mich abgewiesen.

Die gute Frau faßte den Mann am Arme und zeigte ihm an der Seite des Platzes neben dem bischöflichen Palaste ein kleines niedriges Haus.

Sagten Sie nicht, daß sie überall angeklopft hätten? sagte sie.

Ja.

Haben Sie auch dort an jene Thüre geklopft?

Nein.

So klopfen Sie dort.

II.

Der Weisheit wird Klugheit angerathen.

An demselben Abende saß der Bischof von D . . . nach seinem Spaziergange in der Stadt noch ziemlich spät in seinem Zimmer. Er war mit einer großen schriftstellerischen Arbeit über die „Pflichten“ beschäftigt, welches Werk leider unvollendet geblieben ist. Er benutzte sorgfältig was die Kirchenväter und Doktoren der Gottesgelehrsamkeit über diesen ernsten Gegenstand gesagt hatten. Sein Buch war in zwei Theile getheilt; der erste Theil handelte über die Pflichten Aller der zweite über die Pflichten eines Jeden, je nach dem Stande, welchem er angehört. Die Pflichten Aller aber sind die hohen Pflichten. Es gibt deren vier, welche der heilige Matthäus angibt: Die Pflichten gegen Gott (Math. VI.), die Pflichten gegen sich selbst (Math. V. 29. 30.), die Pflichten gegen den Nächsten (Math. VI. 12.) und die [illegible]ten gegen die Geschöpfe (Math. VI. 20. 25.) Bezüglich der an=

deren Pflichten, so hatte der Bischof die für Souveräne und Unterthanen in der Epistel an die Römer angedeutet und vorgeschrieben gefunden; für Richter, Gatten, Mütter und junge Männer im heiligen Petrus; für verheirathete Männer, Väter, Kinder und Dienstboten, in der Epistel an die Epheser: für die Jungfrauen in der Epistel an die Korinther. Er schuf mit vieler Mühe aus allen diesen Vorschriften ein harmonisches Ganzes, welches er den Seelen bieten wollte.

Er arbeitete gegen acht Uhr noch immer fort; er schrieb ziemlich unbequem auf kleine viereckige Papierstreifen, mit einem großen offenen Buche auf den Knien, als Magloire eintrat, um nach ihrer Gewohnheit das Silbergeschirr aus dem Wandschränkchen neben dem Bette zu nehmen. Als der Bischof einen Augenblik darauf bemerkte, daß das Essen auf dem Tische stand und seine Schwester auf ihn wartete, schloß er sein Buch, stand von seinem Tische auf und trat in den Speisesaal.

Der Speisesaal war ein längliches Zimmer, dessen Thüre, wie wir bereits gesehen, direkt auf die Straße führte und dessen Fenster nach dem Garten zu lagen.

Magloire hatte den Tisch gedeckt und unterhielt sich mit Fräulein Baptistine.

Auf dem Tisch stand eine Lampe und der Tisch stand in der Nähe des Kamins, in welchem ein gutes Feuer flackerte.

Man kann sich diese beiden alten Frauen leicht vorstellen, welche beide das 60. Lebensjahr überschritten hatten: Frau Magloire klein, dick, lebhaft; Fräulein Baptistine sanft, schmächtig, schwächlich, etwas größer als ihr Bruder; sie trug ein seidenes Kleid, dessen Farbe im Jahre 1806 Mode war, wo sie es in Paris gekauft hatte und das noch immer im Gebrauche war.

Magloire hatte, um uns einer vulgären Redensart zu bedienen, die oft durch ein Wort einen Gedanken ausdrücken, den darzulegen man einer Seite bedarf, — Frau Magloire hatte also, sagen wir das Aussehen einer „Bürgerin," Baptistine das Aussehen einer „Dame." Frau Magloire trug eine weiße Haube, ein goldenes Kettchen (der einzige Frauenschmuck, welcher im Hause war) um den Hals, ein weißes Brusttuch, ein schwarzes Kleid mit weiten und kurzen Aermeln, eine roth und grün karrirte halbleinene Schürze, welche am Gürtel mit einem grünen Bande befestigt war. Die Füße waren mit groben Schuhen und gelblichen Strümpfen bekleidet. Das Kleid der Fräulein Baptistine war nach der Mode des Jahres 1806 gefertigt. Sie verbarg ihre grauen Haare unter ei-

à l'enfant frisirten Perrücke. Frau Magloire hatte ein intelligentes, lebhaftes und gutmüthiges Aeußere; die beiden ungleich gehobenen Mundwinkel und die Oberlippe, welche etwas dicker als die Unterlippe war, verliehen ihr etwas Befehlendes. So lange der Bischof schwieg, sprach sie zu ihm mit einer Mischung von Hochachtung und Freimüthigkeit; wenn er aber sprach, so gehorchte sie ebenso willenlos wie Fräulein Baptistine. Diese Letztee sprach nicht einmal. Sie begnügte sich damit zu gehorchen und zu gefallen. Auch als sie jung war, war sie nicht hübsch gewesen; sie hatte große blaue Augen und eine lange Nase. Aber ihr ganzes Gesicht, ihre ganze Person athmete, wie wir bereits früher gesehen, eine unaussprechliche Güte. Sie war von Natur zur Sanftmuth bestimmt, aber der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, diese drei Tugenden, welche die Seele mild erwärmen, hatten diese Sanftmuth allmählig beinahe bis zur Heiligkeit gesteigert. Die Natur hatte nur ein Lamm aus ihr gemacht; die Religion machte einen Engel aus ihr.

Fräulein Baptistine hat das was sich an jenem Abende in dem Hause des Bischofs ereignete, so oft erzählt, daß mehrere Leute, welche noch leben, sich der geringsten Einzelnheiten erinnern

In dem Augenblicke, als der Bischof eintrat, sprach Frau Magloire mit einiger Lebhaftigkeit. Sie unterhielt Fräulein Baptistine von einem Gegenstande, der ihr geläufig und an welchen der Bischof gewöhnt war. Es handelte sich um das Schloß an der Straßenthüre.

Es schien, daß Frau Magloire, indem sie Einkäufe für das Abendessen machte, allerlei sonderbare Dinge gehört hatte. Man sprach von einem Landstreicher von verdächtigem Aussehen: ein Vagabond sei angekommen, derselbe müsse sich irgendwo in der Stadt aufhalten und diejenigen, welche spät nach Hause gingen, könnten ein unangenehmes Zusammentreffen erleben. Mit der Polizei sei es eine mißliche Sache, da der Präfekt und der Bürgermeister sich nicht vertrügen und sich zu schaden suchten, indem sie unglückliche Ereignisse provozirten. Es sei Sache weiser Leute, selbst Polizeidienste zu versehen und genau aufzupassen; man müsse sein Haus nur sorgfältig verschließen, verriegeln und verbarrikadiren und seine Thüren fest verschlossen halten.

Frau Magloire betonte diese letzte Worte besonders; der Bischof war aus seinem Zimmer gekommen, wo er kalt geworden. Er setzte sich vor den Kamin, wärmte sich und dachte an andere Dinge. Er merkte nicht einmal auf das Wort, welches Frau Magloire hatte fallen lassen. Sie wiederholte es. Jetzt wagte Fräulein Baptistine,

welche Frau Magloire genug thun und auch ihrem Bruder nicht mißfallen wollte, schüchtern zu sagen:

Hörst Du, Bruder, was Frau Magloire sagt?

Ich habe auch unbestimmt davon reden hören, antwortete der Bischof. Dann wandte er seinen Stuhl halb um, stützte seine beiden Hände auf das Knie und richtete sein herzliches, heiteres, vom Feuer bestrahltes Gesicht zu Frau Magloire empor und sagte:

Nun! Was giebt's denn? Sind wir denn in einer großen Gefahr?

Nun begann Frau Magloire die ganze Geschichte von Neuem, und übertrieb noch ein wenig, ohne es jedoch zu wollen. Es scheint ein Zigeuner, irgend ein gefährlicher Bettler zu sein, der sich in diesem Augenblick in der Stadt aufhält. Er war bei Jacquin Labarre, um dort zu schlafen, aber dieser hat ihn nicht aufnehmen wollen. Man hat ihn über den Boulevard Gassendi hineinkommen und bei Eintritt der Dunkelheit durch die Straßen schleichen sehen. Der Mann mit dem Tornister sah furchtbar aus.

Wahrhaftig? bemerkte der Bischof.

Diese Bemerkung ermuthigte Frau Magloire; dieselbe schien ihr anzudeuten, daß der Bischof selbst etwas unruhig wurde. Sie fuhr triumphirend fort:

Ja, Monseigneur. So ist es. Es wird diese Nacht ein Unglück in der Stadt geschehen. Jedermann sagt es. Namentlich, da es mit der Polizei so schlecht bestellt ist. In einer Gebirgsgegend wohnen und Nachts nicht einmal Laternen in der Stadt haben! Ich sage, Monseigneur, und Fräulein Baptistine sagt es ebenfalls....

Ich sage nichts, unterbrach die Schwester. Was mein Bruder thut, ist wohlgethan.

Frau Magloire fuhr fort, als hätte sie diesen Protest überhört:

Wir sagen, daß dieses Haus durchaus nicht sicher ist, daß ich, wenn Monseigneur es gestattet, Paulin Musebois, den Schlosser, rufen will, damit derselbe die alten Riegel an der Thüre wieder anbringe. Dort liegen sie; es ist das in einer Minute geschehen. Ich sage, Monseigneur, daß Riegel nöthig sind, wenn auch nur für diese Nacht, denn eine Straßenthür, welche von dem ersten Besten von außen mittels des Drückers geöffnet werden kann, ist etwas Entsetzliches....

In diesem Augenblicke erfolgte ein heftiges Klopfen gegen die Thüre.

Herein! rief der Bischof.

III.

Der Heroismus des passiven Gehorsams.

Die Thüre öffnete sich und zwar schnell und weit, als wäre dieselbe mit Energie und Entschlossenheit aufgestoßen worden.

Ein Mann trat ein.

Wir kennen diesen Mann. Es ist der Reisende, den wir so eben wegen eines Nachtlagers haben umherirren gesehen.

Er trat ein, that einen Schritt ins Zimmer und blieb stehen, indem er die Thüre hinter sich offen stehen ließ. Er hatte seinen Tornister auf dem Rücken, seinen Stock in der Hand; ein roher, verwegener und gewaltthätiger Ausdruck lag in seinen Augen. Das Feuer des Kamins beschien ihn. Er war häßlich. Es war eine unheimliche Erscheinung.

Frau Magloire vermochte nicht einmal mehr einen Schrei auszustoßen. Sie zitterte wie Espenlaub und blieb wie angenagelt sitzen.

Fräulein Baptistine wandte sich um, sah den Eintretenden, richtete sich erschreckt halb in die Höhe, wandte dann den Kopf allmälig wieder nach dem Kamine hin, blickte ihren Bruder an, worauf ihr Gesicht augenblicklich wieder ruhig und heiter wurde.

Der Bischof betrachtete den Fremden mit ruhigem Blicke. Als er den Mund öffnete, ohne Zweifel um den Eingetretenen nach seinem Begehr zu fragen, stützte dieser seine beiden Hände auf seinen Stock, ließ seinen Blick abwechselnd von dem Bischof auf die beiden Frauen schweifen und sagte, ohne die Frage des Bischofs abzuwarten, mit lauter Stimme:

„Hier stehe ich. Ich bin Jean Valjean, — ein Galeerensträfling. Ich habe 19 Jahre im Bagno zugebracht. Ich bin seit 4 Tagen in Freiheit gesetzt und befinde mich auf dem Wege nach Pontarlier, welches mein Bestimmungsort ist. Seit 4 Tagen bin ich von Toulon unterwegs. Ich habe zwölf Meilen zu Fuß zurückgelegt. Als ich heute Abend hier ankam, ging ich in ein Gasthaus; man wies mich wegen meines gelben Passes, den ich auf der Polizei vorgezeigt hatte, ab.

„Ich ging in eine andere Herberge. Man sagte mir: gehe! So ging es bei dem Einen und bei dem Andern! Niemand wollte mich aufnehmen. Ich ging zum Gefängniß; der Pförtner öffnete es mir nicht. Dann ging ich in einen Hundestall. Der Hund biß und vertrieb mich, als wäre er ein Mensch gewesen. Man hätte glauben sollen, daß er wußte, wer ich sei. Dann ging ich ins Feld, um unter den Sternen zu schlafen. Es war kein Stern zu sehen. Ich

glaubte, daß es Regen geben würde und keinen Gott, diesen Regen zu verhindern, und ich kehrte wieder in die Stadt zurück, um hier ein Unterkommen zu finden.

„Dort auf dem Platze hatte ich mich auf eine Bank gelegt; eine gute Frau zeigte mir Ihr Haus und sagte zu mir! Klopfe dort an! Ich habe angeklopft? Wo bin ich hier? Ist das hier eine Herberge? Ich habe Geld. Ich habe 109 Francs 15 Sous, welche ich im Bagno durch meine 19jährige Arbeit verdient habe. Ich werde bezahlen. Was macht das mir? Ich habe Geld. Ich bin sehr müde; zwölf Meilen zu Fuß! Mich hungert. Erlauben Sie, daß ich hier bleibe?"

Frau Magloire, sagte der Bischof, setzen Sie noch ein Couvert auf den Tisch.

Der Mann trat drei Schritte vor, näherte sich der Lampe, welche auf dem Tische stand und sagte, als hätte er nicht richtig verstanden: „Hören Sie. Haben Sie mich verstanden? Ich bin ein Galeerensträfling; ein zu Zwangsarbeit Verurtheilter. Ich komme von den Galeeren. Er zog ein großes gelbes Blatt Papier aus der Tasche, welches er entfaltete. Hier ist mein Paß, gelb wie Sie sehen. Das reicht hin, daß ich überall vertrieben werde, wo ich mich sehen lasse. Wollen Sie lesen? Ich kann lesen; ich habe es im Bagno erlernt. Es gibt dort eine Schule für die, welche es erlernen wollen. Sehen Sie was man in meinen Paß geschrieben hat: „Jean Valjean, entlassener Galeerensträfling, geboren aus . . ." das ist Ihnen gleich, — „hat neunzehn Jahre im Bagno zugebracht. Fünf Jahre wegen Diebstahls mit Einbruch. Vierzehn Jahre wegen viermaligen Fluchtversuchs. Dieser Mensch ist sehr gefährlich." Sehen Sie. Ich bin von Allen ausgestoßen. Wollen Sie mich aufnehmen, Sie? Ist das eine Herberge? Wollen Sie mir zu essen geben und mich schlafen lassen? Haben Sie einen Stall?"

Frau Magloire, sagte der Bischof, legen Sie frische Leintücher über das Bett im Alkoven.

Wir haben schon berichtet, welcher Art der Gehorsam der beiden Frauen war.

Frau Magloire entfernte sich, um die Befehle des Bischofs zu vollziehen.

Der Bischof wandte sich zu dem Mann:

Setzen Sie sich, mein Herr und wärmen Sie sich. Wir werden gleich zu Abend essen, und man macht Ihnen das Bett für die Nacht zurecht.

Jetzt begriff der Fremde erst Alles. Sein bisheran düsteres und finsteres Gesicht zeigte Ueberraschung, Zweifel, Freude und nahm einen

außergewöhnlichen Ausdruck an. Er stammelte wie ein närrischer Mensch:

Ist's wahr? Sie nehmen mich auf? Sie verstoßen mich nicht? Einen Sträfling! Und Sie nennen mich „Herr!" Sie dutzen mich nicht. Gehe, Hund, pflegt man fast immer zu mir zu sagen. Ich meinte, Sie hätten mich verstoßen wollen. Deßhalb habe ich auch gleich gesagt wer ich bin. O, welch eine brave Frau ist das doch, die mich hierher gewiesen hat! Ich soll zu Abend essen, soll ein Bett mit Matratzen und Leintücher haben, wie alle anderen Menschen! Ein Bett! Seit neunzehn Jahre habe ich nicht mehr in einem Bette geschlafen. Sie wollen also, daß ich mich nicht entferne? Ihr seid brave Leute! Uebrigens habe ich auch Geld. Ich werde gut bezahlen. Verzeihung, Herr Wirth, wie heißen Sie? Ich werde bezahlen was man verlangt. Sie sin ein braver Mann! Sie sind Gastwirth, nicht wahr?

Ich bin, sagte der Bischof, ein Priester und wohne hier.

Ein Priester! rief der Fremde aus. Ein braver Priester! Sie verlangen also kein Geld von mir? Der Pfarrer nicht wahr? Der Pfarrer dieser großen Kirche? Wie dumm ich doch bin! Ich hatte Ihren Priesterrock nicht einmal bemerkt!

Während er sprach, hatte er Tornister und Stock in eine Ecke gestellt, seinen Paß wieder in die Tasche gesteckt und sich gesetzt. Fräulein Baptistine betrachtete ihn mit milden Blicken. Er fuhr fort:

Sie sind menschlich, Herr Pfarrer, und verachten mich nicht. Sie sind ein guter Priester. Sie wollen auch nicht, daß ich Ihnen Geld gebe?

Nein, entgegnete der Bischof, behalten Sie Ihr Geld. Wie viel haben Sie? Sagten Sie nicht 109 Francs?

Und 15 Sous, antwortete der Mann.

109 Francs und 15 Sous. Und in wie langer Zeit haben Sie das verdient?

In neunzehn Jahren.

Neunzehn Jahre!

Der Bischof seufzte tief.

Der Fremde fuhr fort:

Ich habe noch all mein Geld. In den vier Tagen habe ich nur 25 Sous gebraucht, welche ich in Grasses verdiente, wo ich Wagen abladen half. Da Sie Geistlicher sind, so will ich Ihnen sagen, daß wir auch einen Geistlichen im Bagno hatten. Dann habe ich auch eines Tages einmal einen Bischof gesehen. Man nennt ihn Monseigneur. Es war der Bischof de la Majore in Marseille. Er ist Pfar-

rer über die anderen Pfarrer. Ich bezeichne das vielleicht nicht richtig aber ich bin auch so unbekannt damit! Er las im Bagno an einem Altare die Messe; er hatte ein spitzes Ding von Gold auf dem Kopfe. Wir standen in drei Reihen aufgepflanzt; vor uns standen die Kanonen aufgefahren, die mit brennenden Lunten versehen waren. Wir sahen nicht viel. Er hat gesprochen, aber er stand zu weit im Hintergrunde, wir verstanden ihn nicht. Das war ein Bischof.

Während er sprach, hatte der Bischof die Thüre zugestoßen, welche noch immer weit offen stand.

Frau Magloire trat wieder ein. Sie brachte ein Couvert, welches sie auf den Tisch stellte.

Frau Magloire, sagte der Bischof, setzen Sie das Couvert etwas näher an's Feuer. Dann sich zu seinem Gaste wendend, sagte er: Der Alpenwind ist rauh. Sie sind kalt, mein Herr.

So oft er dieses „mein Herr" mit so milder und ernster Stimme aussprach, glitt ein Strahl über das Gesicht des Fremden. „Mein Herr" zu einem Sträfling. Die Schmach dürstet nach Achtungsbezeugung.

Die Lampe brennt schlecht, bemerkte der Bischof.

Frau Magloire verstand das und sie holte von dem Kamin in dem Schlafzimmer des Bischofs die beiden silbernen Leuchter, welche sie angezündet auf den Tisch stellte.

Herr Pfarrer, sagte der Fremde, Sie sind gut, Sie verachten mich nicht, Sie nehmen mich bei sich auf. Sie zünden Ihre Kerzen für mich an. Und doch habe ich Ihnen nicht verborgen, woher ich komme, daß ich ein unglücklicher Mensch bin.

Der Bischof, welcher neben ihm saß, ergriff sanft seine Hand und sagte:

Sie brauchen mir nicht zu sagen, wer Sie sind. Dieses ist nicht mein Haus, sondern das Haus Jesu Christi. Diese Thür frägt Niemanden der eintritt, nach seinem Namen, sondern nach seinem Schmerze. Sie leiden; Sie haben Hunger und Durst; seien Sie willkommen. Und danken Sie mir nicht, sagen Sie mir nicht, daß ich Sie in mein Haus aufnehme. Niemand ist hier zu Hause, als nur Der, welcher eine Zufluchtsstätte bedarf. Ich sage Ihnen, daß Sie hier in Ihrem eigenen, nicht in meinem Hause sind. Es steht Ihnen Alles zu Diensten. Wozu brauche ich Ihren Namen zu wissen? Bevor Sie ihn mir nannten, wußte ich schon, wie ich Sie nennen sollte.

Der Reisende riß wunderbar die Augen auf.

So? Sie wußten, wie ich heiße?

Ja, antwortete der Bischof; ich nenne Sie meinen Bruder.

Sehen Sie, Herr Pfarrer, rief der Mann aus, ich hatte großen Hunger, als ich eintrat; aber Sie sind so gut, daß ich jetzt nicht weiß, wie mir ist. Jetzt ist alles vorüber.

Der Bischof blickte ihn an und sagte:

Haben Sie viel gelitten?

Oh! Der rothe Rock, die Kugel am Bein, kein Bett um darauf zu schlafen, die Hitze, die Kälte, die Arbeit, die Stockschläge, die zweifache Kette ohne Veranlassung, die Einschließung wegen eines einzigen Wortes, selbst dann noch die Kette, wenn man krank im Bette lag. Die Hunde, ja die Hunde haben's besser. Neunzehn Jahre! Ich bin 46 Jahre alt. So heißt es in dem Paß.

Gewiß, antwortete der Bischof, Sie kommen aus einem traurigen Orte. Hören Sie. Es ist mehr Freude im Himmel über die Thränen in dem Gesichte eines reuigen Sünders, als über das weiße Gewand von hundert Gerechten. Wenn Sie jenen schmerzlichen Ort mit Gedanken des Hasses und des Zornes gegen die Menschen verlassen haben, so sind Sie bemitleidenswerth; verlassen Sie denselben aber mit Gedanken des Wohlwollens, der Sanftmuth, des Friedens, so sind Sie besser, als irgend einer von uns.

Frau Magloire hatte unterdessen das Abendessen aufgetragen; es war eine Suppe aus Wasser, Oel, Brod und Salz, Speck, ein Stück Hammelfleisch, Feigen, einen frischen Käse und ein großes Stück Weizenbrod. Sie hatte von selbst dem gewöhnlichen Abendessen des Bischofs noch eine Flasche alten Wein hinzugefügt.

Der Bischof nahm plötzlich jenen Ausdruck der Heiterkeit an, welcher gastfreundlichen Naturen eigen ist. „Zu Tische" sagte er lebhaft, wie er es zu thun pflegte, wenn er einen Fremden zu Gast hatte. Er ließ den Reisenden sich zu seiner Rechten setzen. Fräulein Baptistine nahm zu seiner Linken Platz.

Der Bischof sprach den Segen und servirte dann die Suppe nach seiner Gewohnheit. Der Mann begann mit Heißhunger zu essen.

Plötzlich sagte der Bischof: Es will mich bedünken, als ob etwas auf dem Tische fehlte. Frau Magloire hatte nur die drei durchaus nöthigen Couverts auf den Tisch gesetzt. Es war, wenn der Bi'chof Jemanden zum Gaste hatte, Haussitte, daß alle sechs silbernen Couerts auf den Tisch gestellt wurden. Dieser angenehme Anschein von wrus, war eine Art anmuthiges Kinderspiel in diesem sonst so strenneHause, welches die Armuth zur Würde erhob.

neuFrau Magloire verstand jene Bemerkung; sie ging ohne ein Wort 'n hinaus, stellte die drei von dem Bischofe reklamirten Cou-

verts vor jeden der drei Gäste in symmetrischer Aufstellung auf das Tischtuch.

IV.

Einzelnheiten über die Käsebereitung zu Pontarlier.

Um einen Begriff von dem zu geben was an dem Tische vorging, wissen wir nichts Besseres zu thun, als daß wir hier eine Stelle aus einem Briefe mittheilen, den Fräulein Baptistine an Frau Boischevron schrieb, in welchem die Unterhaltung des Galeerensträflings mit dem Bischofe mit pünktlichster Genauigkeit erzählt wird. . . . . . .

— — — — — — — —

„. . . . Dieser Mensch schenkte Niemandem Aufmerksamkeit. Er aß mit der Gier eines Ausgehungerten, aber nach dem Essen sagte er:

Herr Pfarrer! Alles das ist noch viel zu gut für mich, aber ich muß gestehen, daß die Fuhrleute, welche mich nicht wollten mitessen lassen, einen bessern Tisch führen, als Sie.

Diese Bemerkung hat mich, unter uns gesagt, etwas verletzt. Mein Bruder antwortete: „Sie strengen sich auch mehr an, als wie ich."

Nun, fuhr der Mann fort: sie haben mehr Geld. Sie sind arm, das sehe ich wohl. Sie sind vielleicht nicht einmal Pfarrer. Sind Sie nur Pfarrer? Oh! wenn der gute Gott gerecht wäre, so müßten Sie mindestens Pfarrer sein.

„Der liebe Gott ist durchaus gerecht, bemerkte mein Bruder." Einen Augenblick nachher fügte er hinzu: Gehen Sie nach Pontarlier, Jean Valjean.

Das ist meine Zwangsreiseroute.

Ich glaube, das sagte der Mann. Dann fuhr er fort:

Morgen muß ich mit Tages-Anbruch auf dem Wege sein. Es ist eine beschwerliche Reise. Sind die Nächte kalt, so sind die Tage heiß.

Sie kommen da in ein gutes Land, fuhr mein Bruder fort. In der Revolution wurde meine Familie decimirt; alsdann flüchtete ich zuerst in die Franche-Comté, wo ich einige Zeit von der Arbeit meiner Hände gelebt habe. Ich hatte guten Willen. Ich fand dort Beschäftigung; man braucht nur zu wählen. Es giebt dort Papierfabriken, Gerbereien, Destillerien, Oelmühlen, Uhrenfabriken en gros, Stahlfabriken, wenigstens zwanzig Eisenwerke waren in Lods, in Chatillon, in Audincourt und in Beure, welche sehr beträchtlich sind.

Das waren, wenn ich mich nicht irre, die Namen, welche mein Bruder citirte. Dann unterbrach er sich und sagte zu mir: Haben wir keine Verwandte in jener Gegend, liebe Schwester?

Ich antwortete: Freilich haben wir deren; unter Andern den Herrn von Lecenet, welcher vor der Revolution dort Hauptmann war.

Richtig, sagte mein Bruder, aber im Jahre 93 hatte man keine Verwandte mehr, man hatte nur noch seine Arme. Ich habe gearbeitet. Dann besteht in der Gegend von Pontarlier, wohin Sie, Herr Valjean, gehen, noch eine sehr patriarchalische und angenehme Industrie. Es ist die Käsebereitung.

Während der Fremde weiter aß, setzte mein Bruder ihm die Details der Käsebereitung von Pontarlier auseinander. Man unterscheide zwei Arten von Käsehäusern: die großen, welche den Reichen gehören und wo 40—50 Kühe gehalten werden, die im Sommer 7—8000 Käse produziren; die Associations-Käsehäuser welche den Armen, den Bauern des mittleren Gebirges gehören, die ihre Kühe zusammentreiben und den Ertrag theilen. Sie halten sich auf ihre Kosten einen Käsebereiter; dieser erhält von den Associirten drei Mal im Tage die Milch, deren Quantität er auf einem Kerbholz verzeichnet. Die Käsebereitung beginnt gegen Ende April; mitten im Juni treiben die Käsebereiter die Kühe in das Gebirge.

Der Mann wurde während des Essens etwas lebendiger. Mein Bruder schenkte ihm von dem guten Wein ein, den er selbst nicht trinkt, weil er ihm zu theuer ist. Mein Bruder erzählte ihm das Alles mit jener angenehmen Munterkeit, welche Sie an ihm kennen. Er kam häufig auf die gute Stellung eines Käsebereiters zurück, gleichsam als hätte er dem Fremden zu verstehen geben wollen, daß das eine gute Zufluchtsstätte für ihn sei, ohne es ihm jedoch direkt und aufdringlich anzurathen. Eins fiel mir auf.

Dieser Fremde war ein Galeerensträfling, wie ich bereits erwähnt habe. Während des Essens, ja den ganzen Abend hindurch hat mein Bruder, mit Ausnahme der Worte über Jesus Christus bei seinem Eintritt, diesen Mann mit keiner Sylbe daran erinnert, wer er, noch wer mein Bruder sei. Das war wohl anscheinend eine Gelegenheit, eine Predigt zu halten und den Bischof gegenüber dem Galeerensklaven geltend zu machen. Ein anderer würde es ohne Zweifel für angemessen gehalten haben, ihm neben der leiblichen auch geistliche Nahrung zu reichen, ihm moralische Vorhaltungen zu machen, Rathschläge zu ertheilen oder ihm sein Mitleiden zu erkennen zu geben, mit der Ermahnung, sich für die Zukunft besser zu betragen. Mein Bruder fragte ihn nicht einmal, woher er sei, noch ließ er sich von demselben dessen Lebensgeschichte erzählen, denn in seiner Lebensgeschichte lag sein Vergehen, und mein Bruder schien sorgfältig Alles zu vermeiden was daran erinnnern konnte. Er ging sogar so weit, daß

er bei einer Bemerkung wo er von den Gebirgsbewohnern Pontarliers sprach, „welche“, wie er sagte, „eine leichte Arbeit in der Nähe des Himmels haben und die glücklich sind, weil sie in Unschuld leben,“ kurz abbrach, aus Besorgniß, es möchte in dem Worte, welches ihm entschlüpft war, etwas liegen, das den Mann verletzen könnte. Nach einigem Nachdenken glaubte ich errathen zu haben was in dem Herzen meines Bruders vorging. Er meinte, daß diesem Jean Valjean sein Elend nur zu sehr vor Augen schwebe, daß es deshalb besser sei, ihn davon abzuwenden, und ihn, wenn auch nur für einen Augenblick, glauben zu machen, daß er ein Mensch sei wie andere Menschen. Heißt das nicht die Liebe richtig auffassen? Liegt nicht etwas Evangelisches in dieser Zartheit, welche sich jeder Ermahnung, jeder Moralpredigt, jeder Anspielung enthält? Und erweist man einem Menschen, der eine schmerzhafte Stelle hat, nicht dadurch das größte Mitleiden, daß man an diesem Punkt nicht rührt? Das war, wie mir schien, der innere Gedanke meines Bruders. Aber wenn er auch diesen Gedanken gehegt hat, so hat er doch nicht das Mindeste davon merken lassen, selbst gegen mich nicht. Er war von Anfang bis zu Ende stets derselbe, wie er auch alle Abende war, und er speiste mit Jean Valjean in derselben Art und Weise zu Abend, wie er es mit Herrn Gedeon, dem Prevost, oder mit dem Pfarrer der Stadt gethan haben würde.

Gegen Ende des Soupers kopfte es an die Thüre. Es war Mutter Gerbaud mit ihrem Kleinen auf dem Arm. Mein Bruder küßte das Kind auf die Stirne und borgte 15 Sous von mir, um sie der Mutter Gerbaud zu geben. Der Fremde war während der ganzen Zeit nicht sehr aufmerksam. Er schien sehr erschöpft zu sein. Als die alte Gerbaud weg war, sprach mein Bruder das Tischgebet, wandte sich dann zu dem Fremden und sagte: Sie werden sich nach Ihrem Bette sehnen. Frau Magloire trug den Tisch rasch ab; ich begriff, daß wir uns zurückziehen sollten, um den Reisenden schlafen zu lassen und wir gingen Beide hinauf. Gleich darauf schickte ich jedoch Magloire mit einer Gemsenhaut, welche in meinem Zimmer lag, hinunter, um dieselbe auf das Bett des Fremden zu legen. Die Nächte sind kalt und diese wärmt gut. Es ist Schade, daß diese Haut schon so abgenutzt ist; die Haare fallen aus. Mein Bruder kaufte sie, als er in Deutschland war, in Tuttlingen, in der Nähe der Donaumündung; dort hat er ebenfalls ein kleines Messer mit elfenbeinernem Griff gekauft, dessen ich mich bei Tisch bediene.

Magloire kam unverzüglich wieder herauf, wir beteten dann im Saale,

wo die Wäsche hängt, worauf jede von uns in ihr Schlafzimmer ging ohne weiter ein Wort zu sprechen.

V.

Die Ruhe.

Nachdem der Bischof seiner Schwester eine gute Nacht gewünscht, nahm er einen der beiden silbernen Leuchter vom Tische, gab den anderen seinem Gaste und sagte zu demselben:

Ich will Sie in Ihr Zimmer führen, mein Herr!

Der Fremde folgte ihm.

Wir haben schon bei einer früheren Gelegenheit gesagt, daß man, um in das Betzimmer zu gelangen, wo der Alkoven stand, das Schlafzimmer des Bischofs passiren mußte.

Der Bischof führte seinen Gast zu dem Alkoven. Ein reines und frisches Bett stand dort aufgeschlagen. Der Mann stellte seinen Leuchter auf einen kleinen Tisch.

Nun schlafen Sie wohl, sagte der Bischof. Vor der Abreise erhalten Sie morgen früh eine Tasse gute, frische Milch von unseren Kühen.

Ich danke, Herr Pfarrer, sagte der Fremde.

Kaum hatte er diese noch Freude athmenden Worte gesprochen, als er plötzlich und ohne Uebergang eine Bewegung machte, wleche die beiden frommen Jungfern, wären sie Zeugen derselben gewesen, vor Entsetzen starr gemacht hätte. Selbst heute noch ist es uns schwer, darüber Rechenschaft zu geben was in diesem Augenblicke in ihm vorging. Wollte er eine Warnung ertheilen, oder wollte er eine Drohung ausstoßen? Gehorchte er blos einem instinktartigen, für ihn selbst dunkeln Impuls? Er wandte sich plötzlich nach dem Greise um, kreuzte die Arme, richtete einen wilden Blick auf den Bischof und schrie mit heiserer Stimme:

Was! Sie lassen mich so ganz in Ihrer Nähe schlafen?

Er unterbrach sich und fügte mit einem Lächeln, in dem etwas Ungeheuerliches lag, hinzu:

Haben Sie sich Alles wohl überlegt? Wer sagt Ihnen, daß ich niemals einen Mord begangen habe?

Der Bischof antwortete: Das sieht Gott.

Dann hob er, ernst und die Lippen bewegend wie Jemand, der betet oder mit sich selbst spricht, die beiden Finger seiner rechten Hand in die Höhe und segnete den Mann, der sich nicht beugte. Dann trat er, ohne den Kopf umzuwenden, ohne sich umzusehen, in sein Schlafzimmer.

Wenn Jemand in dem Alkoven schlief, so war ein wollener Vorhang vor dem Altar gezogen, der denselben verbarg. Der Bischof kniete im Vorübergehen vor diesem Vorhang nieder und sprach ein kurzes Gebet.

Einen Augenblick nachher befand er sich in seinem Garten; er ging träumend, betrachtend auf und ab und seine Seele und seine Gedanken waren erfüllt von jenen großen geheimnißvollen Dingen, welche Gott den Augen zeigt, welche Nachts geöffnet bleiben.

Der Fremde war in der That so erschöpft, daß er nicht einmal Genuß von den schönen und weißen Leintüchern hatte. Er hatte nach Art der Sträflinge das Licht mit der Nase ausgeblasen, sich angekleidet auf's Bett gelegt, wo er gleich in tiefen Schlaf fiel.

Es schlug Mitternacht, als der Bischof aus dem Garten wieder in sein Schlafzimmer trat.

Einige Minuten nachher schlief Alles in dem kleinen Hause.

VI.

Jean Valjean.

Mitten in der Nacht wachte Jean Valjean auf. —

Jean Valjean war aus einer armen Bauernfamilie. In seiner Jugend hatte er nicht lesen gelernt. Als er in das Mannesalter trat, beschäftigte er sich in Faverolles mit dem Beschneiden und Putzen der Bäume. Seine Mutter hieß Johanna Mathieu, sein Vater Jean Valjean oder Vlaljean.

Jean Valjean war von nachdenklichem Charakter, jedoch ohne gerade traurig zu sein, was bei reizbaren Naturen gewöhnlich ist. Im Ganzen schien das ganze Wesen Jean Valjeans etwas schläfrig und nichtssagend zu sein. Er hatte in früher Jugend Vater und Mutter verloren. Seine Mutter war an einem Milchfieber gestorben. Sein Vater, der sich, wie er, auch mit dem Beschneiden und Putzen der Bäume beschäftigte, war durch einen Sturz vom Baume um's Leben gekommen. Es war Jean Valjean nur eine ältere Schwester verblieben, die Wittwe war mit sieben Kindern, Knaben und Mädchen. Diese Schwester hatte Jean Valjean erzogen, und ihn, so lange ihr Mann lebte, bei sich wohnen und essen lassen. Als der Mann starb, war das älteste der sieben Kinder acht Jahre, das jüngste ein Jahr alt. Jean Valjean hatte sein 25. Lebensjahr erreicht. Valjean vertrat jetzt Vaterstelle und unterhielt die Schwester, welche ihn erzogen hatte. Jean Valjean sah das einfach als seine Pflicht an. Seine Jugend verzehrte sich so in harter und schlecht belohnter Arbeit. Er hatte niemals eine Geliebte in der Gegend gehabt; er hatte kaum Zeit sich zu verlieben.

Wenn er Abends müde nach Hause kam, so verzehrte er seine Suppe ohne ein Wort zu sagen. Während er aß, nahm seine Schwester, Mutter Johanna, ihm oft das Beste seiner Mahlzeit, das Stück Fleisch, die Schnitte Speck, das Herz des Kohls aus dem Napfe um es ihren Kindern zu geben. Er that, als merkte er das nicht und ließ es geschehen. Wenn er aß, dann saß er über dem Tisch gebückt, mit tief hearbgesenktem Kopfe, so daß seine Haare fast in den Napf reichten und seine Augen gänzlich bedeckten. Nicht weit von der Hütte Valjean's, an der anderen Seite der Gasse wohnte in Faverolles eine Pächterin, Marie Claude. Die Kinder der Schwester Valjean's, welche in der Regel sehr hungrig waren, borgten sich oft bei der Pächterin Marie Claude auf den Namen ihrer Mutter ein Maß Milch und tranken dieselbe hinter einer Hecke oder in einem Winkel aus. Die Kinder rissen sich so sehr um den Topf, daß den Mädchen mitunter ihre Schürzen und Kleider davon überschüttet wurden. Wenn die Mutter dies erfahren hätte, so würden die Kinder hart bestraft worden sein. Der barsche und knurrige Valjean bezahlte der Marie Claude die Milch aber hinter dem Rücken der Mutter und die Kinder gingen straflos aus.

Er verdiente in der Saison, wo die Bäume beschnitten wurden, täglich 18 Sous; dann verdang er sich als Schnitter, Handlanger Arbeitsmann u. s. w. Er that was er konnte. Seine Schwester arbeitete ebenfalls nach Kräften. Aber wie sollte man sieben Kinder ernähren können? Es war eine traurige Gruppe, welche das Elend allmälig umstrickte und unterdrückte. Es kam ein strenger Winter. Jean Valjean hatte keine Arbeit, die Familie kein Brod. Buchstäblich kein Brod bei sieben Kindern!

An einem Sonntag Abende war der Bäcker Maubert Isabeau auf dem Kirchplatze zu Faverolles im Be riffe schlafen zu gehen, als er einen heftigen Schlag an dem Vordertsheile seines vergitterten und mit Glasscheiben versehenen Ladens vernahm. Er kam noch zeitia genug, um zu sehen, wie ein Arm sich durch das durch einen Stoß entstandene Loch streckte. Der Arm ergriff ein Brod und zog es an sich. Isabeau lief ihm nach und holte ihn ein. Der Dieb hatte das Brod weg-aeworfen, aber sein ganzer Arm war noch blutig. Es war Jean Der n.

Dann' ereignete sich im Jahre 1795. Valjean wurde angeklagt „we-betet oder stahls mit Einbruch zur Nachtzeit in ein bewohntes Haus."
in die Höhe ie Flinte, die er besser handhabte als irgend ein Schütze in der trat er, ohne auch dann und wann Wilddieb und das schadete ihm. Gegen Schlafzimmer. besteht ein legitimes Vorurtheil. Der Wilddieb wie der

Schleichhändler gränzen sehr nahe an den Räuber. Doch gibt es, was wir im Vorbeigehen bemerken wollen, eine gewaltige Kluft zwischen diesen Sorten von Menschen und dem gemeinen Mörder der Städte. Der Wilddieb lebt im Walde, der Schleichhändler im Gebirge oder auf der See. Die Städte erzeugen grausame Menschen, weil sie verdorbene Menschen erzeugen. Der Wald, das Gebirge, die See erzeugen rohe Menschen; sie entwickeln die wilde Seite, jedoch oft ohne die menschliche Seite zu vernichten.

Jean Valjean wurde für schuldig erklärt. Der Buchstabe des Gesetzes war klar und bestimmt. Es gibt in unserer Civilisation furchtbare Stunden; es sind die Augenblicke, wo die Strafbarkeit einen Untergang ausspricht. Welch ein entsetzlicher Augenblick ist der, wo die Gesellschaft sich von einem denkenden Wesen abschließt und dessen Ausstoßung vollendet, eine Ausstoßung, die niemals wieder gut zu machen ist. Jean Valjean wurde zu fünf Jahren Galeeren = Strafe verurtheilt.

Am 22. April 1796 rief man in Paris den Sieg bei Montenotte aus, der von dem kommandirenden General der italienischen Armee errungen wurde, welchen die Botschaft des Direktoriums an den Rath der Fünfhundert vom 2. Floreal des Jahres IV. Buona-Parte nennt. An demselben Tage wurde in Bicêtre eine große Kette geschmiedet. Jean Valjean war ebenfalls an dieser Kette befestigt. Ein ehemaliger Pförtner des Gefängnisses, welcher jetzt beinahe 90 Jahre zählt, erinnert sich noch deutlich jenes Unglücklichen, der an der äußersten Seite der vierten Reihe im nördlichen Winkel des Hofes festgeschmiedet wurde. Er saß auf der Erde, wie alle Anderen und schien von seiner Lage nur das zu begreifen, daß sie schrecklich sei. Wahrscheinlich erblickte er auch durch die unbestimmten Ideen eines armen durchaus unwissenden Menschen hindurch etwas übermäßig Schreckliches. Während man hinter seinem Kopfe mit starken Hammerschlägen die Kugel seines Halseisens festnietete, weinte er: die Thränen erstickten ihn und verhinderten ihn zu sprechen. Von Zeit zu Zeit brachte er nur die Worte hervor: „Ich war Baumbeschneider von Faverolles.“ Dann schluchzte er, hob seine rechte Hand in die Höhe und senkte sie stufenmäßig sieben Mal, als hätte er nacheinander sieben ungleich hohe Köpfe berührt. Bei dieser Bewegung erriet man, daß er das was er gethan nur deßhalb gethan habe, um sie de= kleine Kinder zu ernähren und zu kleiden.

Er ging nach Toulon ab. Er traf dort nach einer Reise lung Tagen auf einem Karren ein, mit der Kette um den Hals. lon wurde er mit der rothen Jacke bekleidet. Sein ganzes

Wenn er Abends müde nach Hause kam, so verzehrte er seine Suppe ohne ein Wort zu sagen. Während er aß, nahm seine Schwester, Mutter Johanna, ihm oft das Beste seiner Mahlzeit, das Stück Fleisch, die Schnitte Speck, das Herz des Kohls aus dem Napfe um es ihren Kindern zu geben. Er that, als merkte er das nicht und ließ es geschehen. Wenn er aß, dann saß er über dem Tisch gebückt, mit tief hearbgesenktem Kopfe, so daß seine Haare fast in den Napf reichten und seine Augen gänzlich bedeckten. Nicht weit von der Hütte Valjean's, an der anderen Seite der Gasse wohnte in Faverolles eine Pächterin, Marie Claude. Die Kinder der Schwester Valjean's, welche in der Regel sehr hungrig waren, borgten sich oft bei der Pächterin Marie Claude auf den Namen ihrer Mutter ein Maß Milch und tranken dieselbe hinter einer Hecke oder in einem Winkel aus. Die Kinder rissen sich so sehr um den Topf, daß den Mädchen mitunter ihre Schürzen und Kleider davon überschüttet wurden. Wenn die Mutter dies erfahren hätte, so würden die Kinder hart bestraft worden sein. Der barsche und knurrige Valjean bezahlte der Marie Claude die Milch aber hinter dem Rücken der Mutter und die Kinder gingen straflos aus.

Er verdiente in der Saison, wo die Bäume beschnitten wurden, täglich 18 Sous; dann verdang er sich als Schnitter, Handlanger Arbeitsmann u. s. w. Er that was er konnte. Seine Schwester arbeitete ebenfalls nach Kräften. Aber wie sollte man sieben Kinder ernähren können? Es war eine traurige Gruppe, welche das Elend allmälig umstrickte und unterdrückte. Es kam ein strenger Winter. Jean Valjean hatte keine Arbeit, die Familie kein Brod. Buchstäblich kein Brod bei sieben Kindern!

An einem Sonntag Abende war der Bäcker Maubert Isabeau auf dem Kirchplatze zu Faverolles im Be riffe schlafen zu gehen, als er einen heftigen Schlag an dem Vordertheile seines vergitterten und mit Glasscheiben versehenen Ladens vernahm. Er kam noch zeitig genug, um zu sehen, wie ein Arm sich durch das durch einen Stoß entstandene Loch streckte. Der Arm ergriff ein Brod und zog es an sich. Isabeau lief ihm nach und holte ihn ein. Der Dieb hatte das Brod weg-
..geworfen, aber sein ganzer Arm war noch blutig. Es war Jean
Der n.

Dann ereignete sich im Jahre 1795. Valjean wurde angeklagt „we-
betet oder stahls mit Einbruch zur Nachtzeit in ein bewohntes Haus."
in die Höhe ie Flinte, die er besser handhabte als irgend ein Schütze in der
trat er, ohne auch dann und wann Wilddieb und das schadete ihm. Gegen
Schlafzimmer. besteht ein legitimes Vorurtheil. Der Wilddieb wie der

Schleichhändler gränzen sehr nahe an den Räuber. Doch gibt es, was wir im Vorbeigehen bemerken wollen, eine gewaltige Kluft zwischen diesen Sorten von Menschen und dem gemeinen Mörder der Städte. Der Wilddieb lebt im Walde, der Schleichhändler im Gebirge oder auf der See. Die Städte erzeugen grausame Menschen, weil sie verdorbene Menschen erzeugen. Der Wald, das Gebirge, die See erzeugen rohe Menschen; sie entwickeln die wilde Seite, jedoch oft ohne die menschliche Seite zu vernichten.

Jean Valjean wurde für schuldig erklärt. Der Buchstabe des Gesetzes war klar und bestimmt. Es gibt in unserer Civilisation furchtbare Stunden; es sind die Augenblicke, wo die Strafbarkeit einen Untergang ausspricht. Welch ein entsetzlicher Augenblick ist der, wo die Gesellschaft sich von einem denkenden Wesen abschließt und dessen Ausstoßung vollendet, eine Ausstoßung, die niemals wieder gut zu machen ist. Jean Valjean wurde zu fünf Jahren Galeeren-Strafe verurtheilt.

Am 22. April 1796 rief man in Paris den Sieg bei Montenotte aus, der von dem kommandirenden General der italienischen Armee errungen wurde, welchen die Botschaft des Direktoriums an den Rath der Fünfhundert vom 2. Floreal des Jahres IV. Buona-Parte nennt. An demselben Tage wurde in Bicêtre eine große Kette geschmiedet. Jean Valjean war ebenfalls an dieser Kette befestigt. Ein ehemaliger Pförtner des Gefängnisses, welcher jetzt beinahe 90 Jahre zählt, erinnert sich noch deutlich jenes Unglücklichen, der an der äußersten Seite der vierten Reihe im nördlichen Winkel des Hofes festgeschmiedet wurde. Er saß auf der Erde, wie alle Anderen und schien von seiner Lage nur das zu begreifen, daß sie schrecklich sei. Wahrscheinlich erblickte er auch durch die unbestimmten Ideen eines armen durchaus unwissenden Menschen hindurch etwas übermäßig Schreckliches. Während man hinter seinem Kopfe mit starken Hammerschlägen die Kugel seines Halseisens festnietete, weinte er: die Thränen erstickten ihn und verhinderten ihn zu sprechen. Von Zeit zu Zeit brachte er nur die Worte hervor: „Ich war Baumbeschneider von Faverolles.“ Dann schluchzte er, hob seine rechte Hand in die Höhe und senkte sie stufenmäßig sieben Mal, als hätte er nacheinander sieben ungleich hohe Köpfe berührt. Bei dieser Bewegung errieth man, daß er das was er gethan nur deßhalb gethan habe, um sie[...] kleine Kinder zu ernähren und zu kleiden.

Er ging nach Toulon ab. Er traf dort nach einer Reise [...]lung Tagen auf einem Karren ein, mit der Kette um den Hals. [...]lon wurde er mit der rothen Jacke bekleidet. Sein ganzes

Leben, selbst sein Name wurde hiermit ausgelöscht; er war nicht mehr Jean Valjean, sondern er war Nr. 24,601. Was wurde aus seiner Schwester? Was wurde aus den sieben Kindern? Wer kümmert sich darum? Was wird aus der Hand voll Laub eines jungen Baumes, welcher an den Wurzeln abgesägt wird?

Es ist das immer dieselbe Geschichte. Jene armen lebenden Wesen, jene Geschöpfe Gottes, ohne weitere Stütze, ohne Führer, ohne Zufluchtsstätte gingen auf's Gerathewohl Jeder nach seiner Seite hin und verloren sich zuletzt in jenen kalten Nebel, in jene dumpfe Finsterniß, in der nacheinander so viele unglückliche Köpfe auf dem düstern Gange des Menschengeschlechts verschwinden.

Sie verließen die Gegend. Der Thurm ihres Dorfes vergaß sie; die Anwohner dessen, was ihr Acker gewesen, vergaßen sie ebenfalls; auch Jean Valjean vergaß sie, nachdem er einige Jahre im Bagno gewesen war. In diesem Herzen, in dem bisheran eine Wunde gewesen, war jetzt eine Narbe, das war Alles. Kaum ein einziges Mal hörte er während seines Aufenthaltes in Toulon von seiner Schwester sprechen. Das war, glaube ich, gegen das Ende des vierten Jahres seiner Gefangenschaft. Ich weiß nicht auf welchem Wege diese Kunde zu ihm kam. Jemand, der sie früher gekannt, hatte seine Schwester gesehen. Sie war in Paris. Sie wohnte in der Straße du Gemindre, einer ärmlichen Straße in der Nähe der St. Sulpice. Sie hatte nur noch ein Kind, das jüngste, einen kleinen Knaben bei sich. Wo waren die sechs andern Kinder? Sie wußte es vielleicht selbst nicht. Jeden Morgen ging sie zur Druckerei in der Straße Sabot Nr. 3, wo sie faltete und brochirte. Sie mußte vor Tagesanbruch um 6 Uhr Morgens dort sein. In dem Hause der Druckerei war eine Schule und in diese Schule brachte sie ihren Knaben, der jetzt ungefähr sieben Jahre alt war. Da sie aber um sechs Uhr in die Druckerei ging, die Schule jedoch erst gegen 7 Uhr begann, so mußte das Kind eine Stunde im Hofe warten, und zwar im Winter in der Dunkelheit und in der Kälte. Das Kind durfte nicht in die Druckerei kommen, weil es genirte, wie man sagte. Die vorübergehenden Arbeiter sahen Morgens dieses arme kleine Würmchen auf dem Pflaster sitzen, wie es vor Schlaf hinsank und oft über seinem Körbchen gekauert eingeschlafen war. Wenn es regnete, so erbarmte sich seiner eine alte Frau, eine Pförtnerin: sie nahm es in ihr Kämmerchen auf, in welchem sich ein ärmliches Lager, ein Spinnrad und zwei hölzerne Stühle befanden. Da legte das kleine Wesen sich in einer Ecke schlafen und kroch fest an die Katze heran, um sich an derselben ein wenig zu wärmen. Um sieben Uhr wurde die Schule geöffnet, und dann ging es in dieselbe.

Das erzählte man Jean Valjean. Es war das ein Blitzstrahl, ein Augenblick, ein plötzlich über das Schicksal der von ihm geliebten Wesen geöffnetes Fenster, und dann schloß sich Alles wieder. Er hörte nicht mehr davon sprechen, und zwar nie mehr. Er erhielt keine Kunde mehr von ihnen; er sah sie nie mehr wieder, begegnete ihnen nie mehr, und man wird sie im Verlaufe dieser schmerzensvollen Geschichte nicht mehr wiederfinden.

Gegen Ende dieses vierten Jahres war die Zeit, wo Jean Valjean entfloh. Seine Kameraden standen ihm bei, wie das an jenem traurigen Orte der Fall zu sein pflegte. Er irrte zwei Tage frei in dem Felde umher, wenn man es Freiheit nennen kann, in jedem Augenblicke sich umzusehen, bei dem geringsten Geräusch zu erbeben, sich vor Allem zu fürchten, vor dem Dache, von dem Rauch aufsteigt, vor dem Menschen, der vorübergeht, vor dem Hunde, der bellt, vor dem Pferde, welches galopirt, vor der Stunde, welche schlägt, vor dem Tage, weil man dann sehen, vor der Nacht, weil man dann nicht sehen kann, vor jedem Weg, jedem Steg, jedem Strauch, ja vor dem Schlaf. Am Abende des zweiten Tages wurde er wieder eingefangen. Er hatte seit 36 Stunden weder gegessen noch geschlafen. Er wurde wegen dieses Vergehens zu drei weiteren Jahren verurtheilt, was im Ganzen jetzt 8 Jahre machte. Im sechsten Jahre war die Reihe zu entfliehen wieder an ihm; er machte einen zweiten Versuch, aber er mißlang. Er fehlte beim Appell. Man feuerte zum Zeichen der Flucht einen Kanonenschuß ab, und Nachts fanden ihn die Leute, welche die Runde machten, im Kiel eines im Bau begriffenen Schiffes verborgen. Er widerstand den Häschern, die sich seiner jedoch bemächtigten. Flucht und Rebellion! Dieses Vergehen, welches in einem Spezialgesetze vorgesehen war, wurde mit 5 weiteren Jahren bestraft, davon zwei Jahre mit doppelter Kette. Er hatte jetzt 13 Jahre. Im 10. Jahre war die Reihe wieder an ihm. Er versuchte es noch einmal, und wieder mißlang es ihm. Wegen dieses neuen Versuchs wurden ihm drei weitere Jahre zugelegt. Endlich im dreizehnten Jahre versuchte er es zum letzten Male und wurde wieder nach mehrstündiger Abwesenheit eingefangen. Auch dieserhalb wurde er wieder mit 3 Jahren bestraft, und das waren jetzt zusammen 19 Jahre. Im Oktober 1815 wurde er in Freiheit gesetzt; er war 1796 in's Bagno geschleppt worden, weil er eine Fensterscheibe zerschlagen und sich ein Brod genommen hatte.

Jean Valjean hatte schluchzend und schaudernd das Bagno betreten; er verließ es hart und gefühllos. Er trat mit Verzweiflung in dasselbe ein und verließ es dumpf und düster.

Was hatte sich in dieser Seele zugetragen?

VII.

Das innere Wesen der Verzweiflung.

Versuchen wir es auszusprechen. Die Gesellschaft muß diese Dinge hören und sehen, weil sie es ist, welche dieselbe thut.

Er war, wie wir gesehen, ein Unwissender, aber er war kein Schwachkopf. Das natürliche Licht war in ihm angezündet. Das Unglück, welches auch seine Einsicht hat, vermehrte das wenige Licht, welches in diesem Geiste leuchtete. Unter dem Stocke, unter der Kette, im Gefängnißverließ, unter der Erschöpfung, unter der glühenden Sonne des Bagno's, auf den Bretter-Matratzen der Sträflinge dachte er nach und durchforschte er sein Gewissen.

Er konstituirte sich selbst als Gerichtshof. Er begann mit seiner Verurtheilung. Er erkannte an, daß er nicht unschuldig war und nicht mit Unrecht verurtheilt worden sei. Er gestand, daß er eine schlechte, sehr tadelnswerthe Handlung begangen habe, daß man ihm vielleicht jenes Brod nicht verweigert hätte, wenn er darum gebeten, daß er auf alle Fälle hätte warten sollen, bis ihm Mitleiden oder Arbeit etwas spendeten. Er erkannte an, daß man selten buchstäblich Hungers stirbt, daß man lange und viel, moralisch und physisch, leiden kann, bevor man stirbt; daß er also Geduld hätte fassen sollen, daß das auch sogar besser für seine armen kleinen Kinder gewesen, daß es von ihm armseligen Menschen ein Akt des Wahnsinns war, so die ganze Gesellschaft beim Kragen zu nehmen und sich einzubilden, daß man die Armuth mit dem Diebstahl bekämpfen könne; daß derselbe auf alle Fälle eine schlecht gewählte Thüre sei, um aus dem Elend herauszukommen, und daß diese Thüre — nur zur Schmach und Schande führe; er erkannte endlich an, daß er Unrecht gehabt habe.

Dann fragte er sich:

Ob denn er der einzige sei, der in seiner verhängnißvollen Angelegenheit Unrecht gehabt habe? Ob es nicht vorerst schon eine mißliche Sache war, daß er, ein Arbeiter, arbeitslos gewesen, daß es einem so fleißigen Manne, wie er, an Brod gefehlt habe? Ob, nachdem er den Fehltritt begangen und eingestanden, die Strafe nicht zu grausam, zu hart gewesen sei? Ob nicht ein größerer Mißbrauch von Seiten des Gesetzes in der Strafe, als von Seiten des Schuldigen in dem Vergehen liege? Ob die Eine Wagschale, die, in welcher die Sühne liege, nicht unverhältnißmäßig schwer belastet sei; ob die Lage sich nicht umkehre; ob an die Stelle des Vergehens des Verbrechers nicht das Vergehen der Strafe trete; ob nicht der Verurtheilte zum Opfer; ob nicht

der Schuldner zum Gläubiger werde, und ob nicht endlich das Recht auf Seite desjenigen trete, der es verletzt hatte?

Er fragte sich, ob diese Strafe, welche wegen der wiederholten Fluchtversuche immer verschärft worden war, nicht eine Art Attentat des Stärkeren gegen den Schwachen, ein Verbrechen der Gesellschaft gegen das Individuum sei, ein Verbrechen, welches an jedem Tage von Neuem begangen wurde und 19 Jahre andauerte?

Er fragte sich, ob die menschliche Gesellschaft das Recht haben könnte, die unvernünftige Thorheit Eines ihrer Mitglieder in derselben Weise, gleich hart wie die wohlberechnete Absichtlichkeit eines andern büßen zu lassen; ob sie das Recht habe, auf ewig einen armen Mann festzubannen zwischen einem Mangel und einem Uebermaß, zwischen einem Mangel an Arbeit und einem Uebermaße der Strafe; ob es nicht über alle Begriffe gehe, daß die Gesellschaft gerade diejenigen ihrer Mitglieder am schlimmsten behandele, welche bei der durch den Zufall vollzogenen Vertheilung der Glücksgüter am schlechtesten bedacht worden und deßhalb wohl am meisten Schonung verdienten?

Nachdem er diese Fragen gestellt und gelöst hatte, urtheilte er über die Gesellschaft und verurtheilte sie. Er machte sie verantwortlich für das Schicksal, welches er erduldete, und sagte zu sich selbst, daß er nicht anstehen würde, dieselbe dafür eines Tages zur Rechenschaft zu ziehen. Er gestand sich selber, daß kein gleichmäßiges Verhältniß obwalte, zwischen dem Schaden, den er ihr zugefügt und dem, welchen man ihm zufügte, er kam zu dem Schlusse, daß seine Strafe, wenn auch nicht gerade eine Ungerechtigkeit, jedoch gewiß eine Unbilligkeit wäre.

Der Zorn kann thöricht und ungerechtfertigt, man kann ohne Veranlassung gereizt sein, aber entrüstet ist man nur dann, wenn man nach irgend einer Seite hin doch im Rechte ist. Jean Valjean fühlte sich entrüstet.

Und dann hatte die menschliche Gesellschaft ihm auch nur Böses zugefügt; er hatte stets nur ihr erzürntes Angesicht gesehen, das was sie ihre Gerechtigkeit nennt und das sie denen zeigt, welche sie züchtigt. Die Menschen waren nur mit ihm in Berührung gekommen, um ihm wehe zu thun. Jede Berührung mit denselben war für ihn ein Schlag. Niemals hatte er von Kindheit an, mit Ausnahme seiner Mutter und seiner Schwester, ein freundliches Wort gehört, niemals einen ihm wohlwollenden Blick gesehen. Von Leiden zu Leiden gelangte er allmählig zu jener Ueberzeugung, daß sein Leben ein Kampf und daß er in diesem Kampfe der Besiegte sei. Er hatte keine andere

Waffe als seinen Haß. Er beschloß, denselben im Bagno zu verschärfen und ihn dann mit aus demselben zu nehmen.

Es gab in Toulon eine Schule für die Sträflinge, in der Mönche denjenigen dieser Unglücklichen, welche guten Willen hatten, das Nöthigste lehrten. Er gehörte auch zu denjenigen, welche diesen guten Willen bezeigten. Er ging mit 40 Jahren in die Schule und lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Er fühlte, daß er seinen Haß stärke und schärfe, wenn er seine Kenntniß vermehre. In gewissen Fällen können Bildung und Kenntnisse zur Steigerung des Bösen beitragen.

Es ist traurig, so etwas gestehen zu müssen: nachdem er die Gesellschaft, welche ihm sein Unglück angethan, gerichtet, richtete er auch die Vorsehung, die Schöpferin der Gesellschaft und verurtheilte auch sie. Also während der neunzehnjährigen Qualen der Sklaverei stieg und sank diese Seele zu gleicher Zeit. Sie trat auf der einen Seite in das Reich der Erkenntniß, des Lichtes, auf der andern Seite in das Reich der Finsterniß ein.

Jean Valjean war, wie wir gesehen haben, keine schlechte und verdorbene Natur. Er war noch gut, als er ins Bagno kam. Er verurtheilte dort die Gesellschaft und fühlte, daß er schlecht wurde; er verdammte dort die Vorsehung und fühlte, daß er gottlos wurde.

Es ist schwer, hier nicht einen Augenblick Betrachtungen anzustellen. Geht mit der menschlichen Natur eine so vollständige, so durchgreifende Verwandlung vor sich? Kann der Mensch, welcher von Gott gut erschaffen worden, durch seine Mitmenschen schlecht gemacht werden? Kann die Seele von dem Schicksale gänzlich umgeformt und schlecht werden, wenn eben das Schicksal selbst ein schlechtes ist? Kann das Herz mißgestaltet werden, häßliche Formen und unheilbare Gebrechen annehmen unter dem Drucke eines unverhältnißmäßigen Unglückes, wie der Rückgrat unter einem zu niedrigen Gewölbe? Gibt es in der menschlichen Seele und gab es in der Seele Jean Valjean's insbesondere nicht einen ursprünglichen Funken, ein göttliches Element, das unzerstörbar in dieser und unsterblich in jener Welt ist, welches das Gute entwickeln, anfachen und in hellem Glanze erstrahlen lassen, aber das Böse niemals gänzlich erlöschen kann?

Es sind das ernste und dunkele Fragen. Auf die letzte würde wahrscheinlich jeder Physiologe mit „nein" geantwortet haben, wenn er in den Mußestunden, welche für Jean Valjean Stunden der Träumerei waren, diesen Sträfling gesehen hätte, wie er mit übergekreuzten Armen da saß, das Ende seiner Kette in der Tasche, damit er sie nicht nachschleppe, dumpf, ernst, schweigsam

und nachsinnend, diesen Paria der Gesetze, der bei dem Anblicke der Menschen einen Ingrimm in sich auflodern fühlt, diesen Verstoßenen der Civilisation, der den Himmel mit düsterer Strenge betrachtet.

Gewiß, und das wollen wir nicht verhehlen, würde der beobachtende Physiologe hier ein unheilbares Elend entdeckt haben. Wahrscheinlich würde er diesen durch die Wirkung des Gesetzes Erkrankten tief beklagt, aber einen Heilversuch würde er nicht angestellt haben. Er würde seinen Blick abgewendet haben von den Abgründen, welche er in dieser Seele entdeckt, er würde, wie Dante vor der Pforte der Hölle, aus diesem Leben das Wort ausgelöscht haben, welches der Finger Gottes doch auf die Stirn eines jeden Menschen geschrieben hat, das Wort „Hoffnung."

Aber war dieser Seelenzustand, den wir so eben zu analysiren versucht haben, für Jean Valjean eben so klar, wie wir ihn denen zu machen gesucht, welche diese Zeilen lesen? Erkannte Jean Valjean deutlich nach ihrer Bildung die Elemente, aus denen sein moralisches Elend zusammengesetzt war? Hatte dieser rohe und unwissende Mensch sich wohl klare Rechenschaft über die Reihenfolge der Ideen gegeben, an denen er Stufe für Stufe hinauf- und herunter gestiegen war bis zu jenen schauerlichen Ansichten, welche bereits seit so vielen Jahren den inneren Horizont seiner Seele bildeten? Hatte er ein Bewußtsein von alledem was in ihm vorgegangen war, was sich in ihm regte? Darüber vermögen wir kein Urtheil abzugeben; auch glauben wir es nicht einmal. Die Unwissenheit Jean Valjean's war zu groß, als daß selbst nach einem so riesigen Unglücke nicht noch viel Unbestimmtes, Unklares zurückgeblieben wäre. Es gab Augenblicke, wo er nicht einmal genau wußte, was er empfand.

Jean Valjean lebte im Finstern, er litt im Finstern und haßte im Finstern; man hätte fast sagen mögen: er haßte so vor sich hin. Er befand sich gewöhnlich in tiefer Dunkelheit; er tastete umher wie ein Blinder und Träumender. Nur in Zwischenräumen kam ihm von selbst und auch von Außen her eine Aufwallung des Zornes; eine Steigerung des Leides; erhellte ein flüchtiger, zuckender, heller Blitzstrahl seine ganze Seele und ließ plötzlich um ihn herum und vor ihm die schauerlichen Abgründe und die düsteren Perspektiven seines Geschickes in der Helle eines gräßlichen Lichtes erscheinen.

War der Blitzstrahl vorüber, so trat wieder Nacht ein. Wo war er? Er wußte es nicht.

Leiden dieser Art, in denen das Erbarmungslose, d. h. das Verthierende vorherrscht, ist es eigen, daß sie allmälig durch eine Art stupider Verwandlung den Menschen in ein wildes, ja zuweilen in

Waffe als seinen Haß. Er beschloß, denselben im Bagno zu verschärfen und ihn dann mit aus demselben zu nehmen.

Es gab in Toulon eine Schule für die Sträflinge, in der Mönche denjenigen dieser Unglücklichen, welche guten Willen hatten, das Nöthigste lehrten. Er gehörte auch zu denjenigen, welche diesen guten Willen bezeigten. Er ging mit 40 Jahren in die Schule und lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Er fühlte, daß er seinen Haß stärke und schärfe, wenn er seine Kenntniß vermehre. In gewissen Fällen können Bildung und Kenntnisse zur Steigerung des Bösen beitragen.

Es ist traurig, so etwas gestehen zu müssen: nachdem er die Gesellschaft, welche ihm sein Unglück angethan, gerichtet, richtete er auch die Vorsehung, die Schöpferin der Gesellschaft und verurtheilte auch sie. Also während der neunzehnjährigen Qualen der Sklaverei stieg und sank diese Seele zu gleicher Zeit. Sie trat auf der einen Seite in das Reich der Erkenntniß, des Lichtes, auf der andern Seite in das Reich der Finsterniß ein.

Jean Valjean war, wie wir gesehen haben, keine schlechte und verdorbene Natur. Er war noch gut, als er ins Bagno kam. Er verurtheilte dort die Gesellschaft und fühlte, daß er schlecht wurde; er verdammte dort die Vorsehung und fühlte, daß er gottlos wurde.

Es ist schwer, hier nicht einen Augenblick Betrachtungen anzustellen. Geht mit der menschlichen Natur eine so vollständige, so durchgreifende Verwandlung vor sich? Kann der Mensch, welcher von Gott gut erschaffen worden, durch seine Mitmenschen schlecht gemacht werden? Kann die Seele von dem Schicksale gänzlich umgeformt und schlecht werden, wenn eben das Schicksal selbst ein schlechtes ist? Kann das Herz mißgestaltet werden, häßliche Formen und unheilbare Gebrechen annehmen unter dem Drucke eines unverhältnißmäßigen Unglückes, wie der Rückgrat unter einem zu niedrigen Gewölbe? Gibt es in der menschlichen Seele und gab es in der Seele Jean Valjean's insbesondere nicht einen ursprünglichen Funken, ein göttliches Element, das unzerstörbar in dieser und unsterblich in jener Welt S, welches das Gute entwickeln, anfachen und in hellem Glanze erso ahlen lassen, aber das Böse niemals gänzlich erlöschen kann?
den Es sind das ernste und dunkele Fragen. Auf die letzte würde zu w scheinlich jeder Physiologe mit „nein" geantwortet haben, wenn des C den Musestunden, welche für Jean Valjean Stunden der Vergeherei waren, diesen Sträfling gesehen hätte, wie er mit überliege, nie gekreuzten Armen da saß, das Ende seiner Kette in der umkehre; damit er sie nicht nachschleppe, dumpf, ernst, schweigsam gehen der C

und nachsinnend, diesen Paria der Gesetze, der bei dem Anblicke der Menschen einen Ingrimm in sich auflodern fühlt, diesen Verstoßenen der Civilisation, der den Himmel mit düsterer Strenge betrachtet.

Gewiß, und das wollen wir nicht verhehlen, würde der beobachtende Physiologe hier ein unheilbares Elend entdeckt haben. Wahrscheinlich würde er diesen durch die Wirkung des Gesetzes Erkrankten tief beklagt, aber einen Heilversuch würde er nicht angestellt haben. Er würde seinen Blick abgewendet haben von den Abgründen, welche er in dieser Seele entdeckt, er würde, wie Dante vor der Pforte der Hölle, aus diesem Leben das Wort ausgelöscht haben, welches der Finger Gottes doch auf die Stirn eines jeden Menschen geschrieben hat, das Wort „Hoffnung."

Aber war dieser Seelenzustand, den wir so eben zu analysiren versucht haben, für Jean Valjean eben so klar, wie wir ihn denen zu machen gesucht, welche diese Zeilen lesen? Erkannte Jean Valjean deutlich nach ihrer Bildung die Elemente, aus denen sein moralisches Elend zusammengesetzt war? Hatte dieser rohe und unwissende Mensch sich wohl klare Rechenschaft über die Reihenfolge der Ideen gegeben, an denen er Stufe für Stufe hinauf- und herunter gestiegen war bis zu jenen schauerlichen Ansichten, welche bereits seit so vielen Jahren den inneren Horizont seiner Seele bildeten? Hatte er ein Bewußtsein von alledem was in ihm vorgegangen war, was sich in ihm regte? Darüber vermögen wir kein Urtheil abzugeben; auch glauben wir es nicht einmal. Die Unwissenheit Jean Valjean's war zu groß, als daß selbst nach einem so riesigen Unglücke nicht noch viel Unbestimmtes, Unklares zurückgeblieben wäre. Es gab Augenblicke, wo er nicht einmal genau wußte, was er empfand.

Jean Valjean lebte im Finstern, er litt im Finstern und haßte im Finstern; man hätte fast sagen mögen: er haßte so vor sich hin. Er befand sich gewöhnlich in tiefer Dunkelheit; er tastete umher wie ein Blinder und Träumender. Nur in Zwischenräumen kam ihm von selbst und auch von Außen her eine Aufwallung des Zornes; eine Steigerung des Leides; erhellte ein flüchtiger, zuckender, heller Blitzstrahl seine ganze Seele und ließ plötzlich um ihn herum und vor ihm die schauerlichen Abgründe und die düsteren Perspektiven seines Geschickes in der Helle eines gräßlichen Lichtes erscheinen.

War der Blitzstrahl vorüber, so trat wieder Nacht ein. Wo war er? Er wußte es nicht.

Leiden dieser Art, in denen das Erbarmungslose, d. h. das Verthierende vorherrscht, ist es eigen, daß sie allmälig durch eine Art stupider Verwandlung den Menschen in ein wildes, ja zuweilen in

ein reißendes Thier verwandeln. Die wiederholten und hartnäckigen Fluchtversuche Jean Valjean's genügten schon, um diese sonderbare Einwirkung des Gesetzes auf das menschliche Herz zu beweisen. Jean Valjean hatte diese Versuche, wie fruchtlos und wahnsinnig sie auch sein mochten, gerade so oft wiederholt, als sich ihm die Gelegenheit darbot, ohne einen Augenblick an das Resultat oder an die gemachten Erfahrungen zu denken. Er entfloh mit dem Ungestüm eines Wolfes der seinen Käfig geöffnet findet. Der Instinkt rief ihm zu: „Rette dich"! Die Vernunft sagte ihm: „Bleibe!" Aber vor einer so heftigen Versuchung unterlag die Vernunft; der Instinkt gewann die Oberhand. Nur das Thier handelte noch. Wurde er wieder eingefangen und ihm neue und schwere Strafen auferlegt, so wurde er dadurch nur noch um so scheuer, um so wilder.

Vergessen dürfen wir hier nicht, daß er eine Körperkraft besaß, mit der kein einziger Sträfling des Bagno's die seinige messen durfte. In der Arbeit, z. B. bei dem Aufwinden eines Kabeltaues u. s. w., konnte man Jean Valjean für drei Mann rechnen. Er hob und trug oft kolossale Lasten auf seinem Rücken. Seine Kameraden nannten ihn den „Winden-Jean." Als man eines Tages mit der Reparatur des Balkons am Stadthause zu Toulon beschäftigt war, löste sich eine der Caryatiden von Puget, welche denselben stützten, und war im Begriffe herunter zu fallen. Jean Valjean, welcher gerade zugegen war, setzte seine Schulter unter die Caryatide und stützte sie so lange, bis die Arbeiter herzukamen. Seine Gewandtheit und Geschwindigkeit war noch größer als seine Körperkraft. Gewisse Sträflinge die beständig über die Möglichkeit einer Flucht nachsinnen, bringen die mit Kraft vereinigte Geschicklichkeit zu einer wahren Wissenschaft. Das ist die Muskelwissenschaft. Diese Gefangenen, welche unaufhörlich die Mücken und Vögel beneiden, üben täglich eine geheime Statik: senkrecht empor klettern und dort einen Stützpunkt finden, wo man kaum einen Vorsprung sah, das war für Jean Valjean eine Kleinigkeit. Wenn er sich in einer Mauerecke befand, so hob und schob er sich durch Anspannung seines Rückens und seiner Waden, indem er seine Ellenbogen und Fersen auf die rauhe Oberfläche der Steine stützte, wie durch Zauber zum dritten Stock empor. Mitunter kletterte er in dieser Weise auf das Dach des Bagno.

Er sprach wenig und lachte niemals. Es bedurfte einer heftigen Bewegung, um ihm ein oder zwei Mal im Jahre jenes düstere Lachen der Strafgefangenen zu entlocken, welches gleichsam der Widerhall von dem Lachen des Teufels ist. Wenn man ihn so sah, so meinte man,

er sei beständig in der Anschauung von irgend etwas Gräßlichem vertieft. Er war dann in der That auch in Gedanken versunken.

Durch die krankhaften Vorstellungen einer unvollendeten Natur und eines niedergedrückten Geistes hindurch fühlte er in unbestimmter Weise, daß etwas Ungeheuerliches auf ihm laste. In diesem düstern, falben Halbdunkel, in welchem er umher kroch, sah er, so oft er den Kopf umwandte und den Blick zu erheben versuchte, mit einem von Wuth gemischten Schrecken, daß über ihm, so weit sein Auge reichen konnte, sich ein furchtbar steiler Berg von Dingen, Gesetzen, Vorurtheilen, Menschen und Handlungen in erschreckender Aufeinanderhäufung aufthürmte, dessen Umrisse er nicht sehen konnte; dessen Masse ihm aber Entsetzen einflößte, und welcher nichts anders war, als jene wunderbare Pyramide, welche wir die Civilisation nennen. Er unterschied hier und da in diesem wimmelnden und mißgestalteten Ganzen, bald in seiner Nähe, bald in weiter Ferne auf unzugänglichen Plattformen irgend eine Gruppe, irgend ein grell beleuchtetes Detail, hier den Aufseher mit seinem Stocke, dort den Gensd'armen mit seinem Säbel, dort unten den Erzbischof mit der Mitra, dort oben, in einer Art Lichtmeer den gekrönten und strahlenden Kaiser. Es schien ihm, daß dieser ferne Lichtglanz, statt seine Nacht zu zerstreuen, dieselbe nur noch finsterer und schwärzer werden ließ. Alles das: Gesetze, Vorurtheile, Thatsachen, Menschen und Dinge kamen und gingen über ihm, gemäß der geheimnißvollen und verwickelten Bewegung, welche Gott der Civilisation ertheilt; das Alles schritt über ihn her und zertrat ihn mit einer friedlichen Ruhe in der Grausamkeit, mit einer Erbarmungslosigkeit in der Gleichgültigkeit, wofür mir das Verständniß entgeht. Die in die tiefsten Tiefen des nur möglichen Unglücks gestoßenen Seelen, die unglücklichen Menschen, die sich am tiefsten in jene Finsterniß verirrt haben, in welche kein Lichtstrahl dringt, die von dem Gesetze Verworfenen fühlen die ganze Last dieser menschlichen Gesellschaft auf ihrem Haupte, welche für den, er ihr nicht angehört, so schrecklich, für den, der unter ihr liegt, so entsetzlich ist.

In solcher Lage dachte Jean Valjean nach. Was konnte wohl die Natur seines Nachsinnens sein? Wenn das Hirsenkorn unter dem Mühlstein zu denken vermöchte, so würde es genau so denken, wie Jean Valjean dachte. Alle diese Dinge — Wirklichkeiten voller Gespenster, Phantasmagorien voller Wirklichkeiten, — hatten zuletzt einen innern Zustand Jean Valjeans geschaffen, für den wir kaum eine Bezeichnung haben.

Es gab Augenblicke, wo er mit seiner Arbeit im Bagno auf-

hörte und zu denken anfing. Sein Verstand, zugleich reifer und verwirrter wie früher, empörte sich. Alles was ihm geschehen war, kam ihm als widersinnig vor; er glaubte nicht an das was ihn umgab; er hielt es für unmöglich. „Es ist ein Traum!" sagte er. Er sah den Aufseher, der einige Schritte vor ihm stand; er hielt den Aufseher für ein Phantasiegebild. Plötzlich versetzte dieses Phantasiegebilde ihm einen Stockschlag.

Die sichtbare Natur existirte kaum für ihn. Man würde nicht von der Wahrheit abweichen, wenn man sagte, daß es für Jean Valjean weder eine Sonne, noch heitere Sommertage, weder einen strahlenden Himmel, noch frische Aprilmorgen gab. Seine Seele wurde nur durch ein Licht erleuchtet, wie es durch eine schmale Oeffnung in den Keller zu dringen pflegt.

Fassen wir am Schlusse Alles was sich an positiven Resultaten in dem, was wir angedeutet haben, ergiebt, zusammen und konstatiren wir, daß der harmlose Baumschneider von Faverolles, der furchtbare Galeerensträfling von Toulon, in Folge der Art und Weise, wie ihn das Bagno umgewandelt hatte, zweier Arten von schlechten Handlungen fähig geworden war. Die eine Art dieser schlechten Handlungen war unüberlegt, ungestüm, ganz instinktartig, eine Art Rache für das erlittene Unrecht: die zweite war überdacht, sorgfältig erwogen und überlegt nach der falschen Idee, die ein solches Unglück einflößen kann. Sein Vorbedacht durchlief drei auf einander folgende Phasen, welche solchen Naturen eigen sind: Ueberlegen, Wollen und Beharrlichkeit. Seine Triebfedern waren immerwährender Zorn, Bitterkeit des Herzens, tiefes Gefühl der erlittenen Unbilden, die Reaktion selbst gegen die Guten, die Unschuldigen und die Gerechten. Der Ausgangs- wie der Endpunkt Aller seiner Gedanken war der Haß des menschlichen Gesetzes; und dieser Haß steigert sich, wenn er nicht durch einen glücklichen Zufall in seiner Entwickelung aufgehalten wird, zu einem Haß der Gesellschaft, dann des Menschengeschlechts, zuletzt der Schöpfung, und giebt sich kund durch eine unbestimmte, unaufhörliche und brutale Sucht zu schaden, gleichviel welchem lebenden Wesen. Deshalb war, wie wir gesehen haben, Jean Valjean in seinem Passe nicht mit Unrecht ein „sehr gefährlicher Mensch" genannt worden.

VIII.

Der Ocean und das Leben.

Es ist einer in's Meer gefallen!

Thut nichts! Das Schiff hält nicht in seinem Laufe. Der Wind weht, und jenes unheimliche Schiff muß seinen Weg fortsetzen. Es fährt weiter.

Der Mensch verschwindet und erscheint wieder auf der Oberfläche; taucht unter und kommt wieder zum Vorschein; er ruft, jammert, streckt seine Arme aus; man hört ihn nicht. Das Schiff, vom Orkan gepeitscht, setzt seine Fahrt fort. Die Matrosen und Passagiere sehen den Ertrinkenden nicht mehr; sein Kopf ist nur ein kleiner Punkt in der Unermeßlichkeit der Meeresfläche.

Er stößt in der Tiefe ein verzweiflungsvolles Geschrei aus. Wie gespensterhaft ist doch das sich entfernende Segel! Er schaut ihm nach, halb wahnsinnig. Es entfernt sich immer mehr; es erblaßt, es wird kleiner. So eben war er noch dort oben. Er gehörte der Bemannung an und ging wie die Andern auf dem Deck hin und her; er hatte Antheil an Luft und Sonne: er lebte. Und jetzt! Was hat sich denn ereignet? Er ist ausgeglitten, er ist gefallen und Alles ist vorbei!

Er liegt in der ungeheuren Wasserfluth. Alles unter seinen Füßen weicht und sinkt. Die von dem Winde aufgeregten und gerissenen Wogen umringen ihn in schauerlicher Weise; die Schlünde des Abgrundes nehmen ihn auf; die zerrissenen Wellenfetzen schlagen aneinander um seinen Kopf; ein Wogenpöbel spuckt ihn an; dunkle Schluchten verschlingen ihn; je tiefer er sinkt sieht er nur Abgründe voll finsterer Nacht; eine gräßlich unbekannte Vegetation umgibt ihn, schlingt sich um seine Füße und zieht ihn an sich. Er fühlt, daß er auch zum Abgrund wird, daß er einen Theil des spritzenden Schaumes bildet; die Wellen werfen ihn sich gegenseitig zu, er sinkt — die Bitterkeit, die Unermeßlichkeit spielt mit seiner Todesangst. Es scheint, als wäre dieses Wasser nichts als Haß. Aber er kämpft noch immer!

Er wehrt sich, er sucht sich aufrecht zu erhalten; er strengt sich an, er schwimmt. Er, dessen Kraft so bald erschöpft ist, kämpft mit dem Unerschöpflichen.

Wo ist denn das Schiff? Dort hinten! Kaum ist es noch sichtbar in der blassen Dunkelheit des Oceans.

Der Sturm heult; der Arme ist über und über mit Schaum bedeckt. Er schlägt die Augen auf und sieht nichts als fahle Wolken. In seinem Todesringen ist er Zeuge des grenzenlosen Wüthens des

Meeres. Er wird gefoltert durch dieses Wüthen. Er hört ein Geräusch, das den Menschen fremd ist, und welches von außerhalb der Erde oder von, man weiß nicht, welchem trauervollen Jenseits herkommt.

Es gibt Vögel in den Wolken, gerade wie auch über jeder menschlichen Noth Engel schweben. Aber was helfen sie ihm? Sie schweben, fliegen, singen und er — er röchelt.

Er fühlt, wie er von zwei Unendlichkeiten zugleich verschlungen wird, von dem Ocean und dem Himmel: der eine ist ein Grab, der andere ein Leichentuch.

Die Nacht bricht ein; er schwimmt schon mehrere Stunden; seine Kräfte verlassen ihn; das Schiff, jenes ferne Ding, worauf sich Menschen befanden, ist verschwunden; er ist allein in diesem dunkelnden Schlunde. Er sinkt, er wird steif, er krümmt sich, er fühlt unter sich die ungeheuerlichen Wogen des Unsichtbaren; — er ruft noch einmal!

Es sind keine Menschen mehr zugegen. Wo ist Gott?

Er ruft: Jemand! Jemand! Er ruft immer fort.

Am ganzen Horizonte sieht er nichts; nichts am Himmel.

Er fleht die Unermeßlichkeit, die Wogen, das Seegras, die Klippen an; Alles ist taub. Er fleht zu dem Sturm; der Sturm gehorcht dem Unendlichen.

Um ihn herum herrscht Dunkelheit, Nebel, Einsamkeit, stürmisches und gräuliches Toben, das unendliche Auf- und Niederwogen der wilden Gewässer. In seinem Innern herrscht Erschöpfung und Entsetzen. Unter ihm eine endlose Tiefe, keine Stütze, kein Halt! Er denkt an all das Ungewisse, was dem Todten in der unbegrenzten Dunkelheit bevorstehen mag. Seine Hände greifen krampfhaft ineinander, schließen sich und tasten in das hohle Nichts. Winde, Wolken, Sturm, Wogen, Sterne, alle helfen ihm nicht. Was soll er thun? Der Verzweifelte giebt sich selber auf; der Müde ergiebt sich in's Sterben; er läßt sich sinken und rollt auf ewig in die schauerlichen Tiefen des Abgrundes.

Oh, erbarmungsloser Gang der menschlichen Gesellschaft! Wie viele Menschen und Seelen gehen auf deinem Wege zu Grunde! Du bist der Ocean, in den Alles fällt, was das Gesetz fallen läßt! O, moralischer Tod.

Das Meer ist die erbarmungslose sociale Nacht, in welche die Strafe die Verurtheilten stürzt; es ist das unendliche Elend! Die Seele kann in diesem sterben, untergehen. Wer wird sie wieder auferwecken?

IX.

Neue Beschwerden.

Als die Stunde herannahte, wo Jean Valjean das Bagno verließ, hörte er das sonderbare Wort in seinen Ohren ertönen: „Du bist frei!" Der Augenblick dünkte ihm unwahrscheinlich, unerhört; ein Strahl lebendigen Lichts, ein Strahl von dem wahren Lichte der Lebenden drang in ihn. Aber dieser Strahl sollte bald wieder verblassen. Jean Valjean war von dem Gedanken seiner Freiheit geblendet worden. Er hatte an ein neues Leben geglaubt. Er sollte es bald inne werden, was das für eine Freiheit sei, der man einen gelben Paß ausstellt. An Bitterkeiten sollte es nicht fehlen. Er hatte nachgerechnet, daß sein Ersparniß während der Zeit, die er im Zuchthause war, sich auf 171 Franks belief. Freilich hatte er dabei vergessen, die Ruhe an den Sonn- und Festtagen bei seiner Rechnung zu berücksichtigen, was in den 19 Jahren ein Minder von ungefähr 24 Francs ausmachte. Wie dem auch sonst sei, seine Ersparnisse, von denen er sich auch noch einige andere Abzüge mußte gefallen lassen, waren auf die Summe von 119 Francs und 15 Sous reduzirt, welche ihm bei seiner Freilassung ausgezahlt wurden.

Er begriff dieses Verfahren nicht und hielt sich für beeinträchtigt, ja, sprechen wir das Wort aus, für bestohlen.

Am Tage nach seiner Befreiung sah er in Grasses vor der Thüre einer Orangeblüthen-Destillerie, wie Männer mit dem Abladen von Ballen beschäftigt waren. Er bot seine Dienste an. Da die Arbeit Eile hatte, so ging man darauf ein. Er ging an's Werk. Er war verständig, stark und gewandt; er that sein Bestes und der Eigenthümer schien zufrieden mit ihm zu sein. Während er an der Arbeit war, ging ein Gensdarme vorüber, sah ihn und fragte nach seinen Papieren. Er mußte den gelben Paß vorzeigen. Nachdem das geschehen, setzte Jean Valjean seine Arbeit wieder fort. Einen Augenblick vorher hatte er die Leute gefragt, was sie mit dieser Arbeit täglich verdienten. „Dreißig Sous," hatte man ihm geantwortet. Da er andern Morgens in aller Frühe weiter reisen mußte, so ging er Abends zu dem Besitzer der Destillerie mit der Bitte, ihm seinen Lohn auszuzahlen. Der Besitzer antwortete mit keiner Sylbe und bezahlte ihm 15 Sous. Er verlangte mehr. „Das ist für Dich genug," gab man ihm zur Antwort. Er bestand auf seinem Verlangen. Der Besitzer sah ihn von der Seite an und sagte: Hüte Dich vor dem Gefängnisse!

Auch hier hielt er sich für bestohlen. Die Gesellschaft, der Staat

hatten ihn dadurch, daß sie ihm an seinen Ersparnissen Abzüge machten, im Großen bestohlen. Jetzt kam die Reihe an das einzelne Individuum, welches ihn im Kleinen bestahl.

Freilassung ist nicht Befreiung. Man verläßt wohl das Zuchthaus, aber aus der Verurtheilung kann man nicht herauskommen.

Das war ihm in Grasses zugestoßen. Und in welcher Weise er in D . . . aufgenommen wurde, haben wir auch gesehen.

X.

Das Erwachen.

Als die Uhr auf der Cathedrale zwei schlug, erwachte Jean Valjean.

Er erwachte, weil das Bett zu gut war. Es waren beinahe zwanzig Jahre her, daß er in keinem Bette geschlafen hatte, und obgleich er sich nicht entkleidet hatte, so war das Gefühl doch zu neu für ihn, um seinen Schlaf nicht zu stören.

Er hatte über vier Stunden geschlafen. — Er schlug die Augen auf und schaute einen Augenblick in der Dunkelheit um sich, dann schloß er sie wieder, um von Neuem einzuschlafen.

Wenn viele und verschiedene Eindrücke Einen den Tag über bewegt haben, wenn der Geist in Anspruch genommen ist, so schläft man wohl Abends ein, aber man schläft nicht wieder ein, wenn man einmal erwacht ist. Der Schlaf kehrt nicht so leicht mehr zurück. So erging es auch Jean Valjean. Er konnte nicht wieder einschlafen und begann nachzudenken.

Er befand sich in einem jener Augenblicke, wo die Gedanken, welche den Geist beschäftigen verwirrt sind. Es war ein Auf- und Niederwogen in seinem Kopfe. Seine früheren Erinnerungen und seine gegenwärtigen Eindrücke schwammen darin durcheinander, kreuzten sich, verloren ihre Form, schwollen unverhältnißmäßig auf und verschwanden dann plötzlich wie die trüben und aufgeregten Wasser. Er hatte viele und mancherlei Gedanken, aber einer kehrte beständig wieder und verscheuchte alle andern. Sprechen wir diesen Gedanken aus: „Er hatte die sechs silbernen Bestecke und den Suppenlöffel bemerkt, welche Frau Magloire auf den Tisch gestellt hatte.“

Diese sechs silbernen Bestecke verfolgten ihn. Sie befanden sich hier, einige Schritte von ihm entfernt. In dem Augenblicke, wo er das Nebenzimmer passirt hatte, um in dasjenige, wo er sich befand, zu gelangen, hatte er gesehen, wie die alte Magd dieselben in einen kleinen Wandschrank zu Häupten des Bettes legte, — welches neben dem

Eingang des Speisesaales stand. Sie waren massiv — und alles Silber! Für den großen Suppenlöffel würde er mindestens 200 Francs erhalten, doppelt so viel, als er in neunzehn Jahren verdient hatte. Freilich hätte er im Bagno mehr verdient, wenn die „Verwaltung“ ihn nicht „bestohlen“ hätte. Sein Geist schwebte eine ganze Stunde zwischen den entgegengesetzten Strömungen, und es setzte eine Art Kampf ab. Es schlug drei Uhr. Er öffnete die Augen, richtete sich in seinem Bette auf, streckte den Arm empor, tastete nach seinem Tornister, den er in eine Ecke des Alkoven geworfen hatte, ließ dann seine Beine aus dem Bette gleiten, stellte seine Füße auf den Boden und saß so, ohne daß er eigentlich recht wußte wie, in seinem Bette.

Er verweilte einen Augenblick nachdenklich in dieser Stellung, welche etwas Unheimliches für Den gehabt, der ihn in dieser Dunkelheit gesehen hätte, ihn, den Einzigen; der in diesem Hause, wo Alles schlief, wachte. Plötzlich bückte er sich, zog seine Schuhe aus und stellte sie sachte auf die Matte neben dem Bette; dann sank er wieder in seine träumerisch-unheimliche Stellung zurück und blieb unbeweglich sitzen.

In dieser entsetzlichen Träumerei bewegten die Gedanken, welche wir eben angedeutet haben, unaufhörlich seinen Geist, kamen und gingen, erschienen und verschwanden wieder und machten ihm den Kopf schwer. Dann dachte er auch, ohne zu wissen warum und mit einer mechanischen Beharrlichkeit, an einen Zuchthaussträfling Namens Brevet, den er im Zuchthause kennen gelernt hatte und dessen Beinkleider nur an einem einzigen gestrickten Hosenträger hingen. Das gerippte Muster dieses Hosenträgers schwebte ihm beständig vor dem Geiste.

Er verharrte in dieser Stellung, und ohne Zweifel würde ihn der anbrechende Morgen noch in derselben gefunden haben — wenn die Uhr nicht geschlagen hätte. Es schlug ein Mal; es war ein Viertel nach drei. Ihn däuchte, dieser Schlag habe ihm zugerufen: Gehe!

Er stand auf, zögerte wieder einen Augenblick und lauschte; im ganzen Hause war Alles still. Jetzt trat er an das Fenster, welches er undeutlich sah. Die Nacht war nicht sehr dunkel, denn es war Mondschein, und an der erleuchteten Mondscheibe zogen, von dem Winde getrieben, Wolken vorüber. Hierdurch trat draußen abwechselnd Helle und Schatten, Verfinsterung und Erleuchtung ein und im Innern entstand so eine Art Dämmerlicht. Dieses Dämmerlicht, in welchem man fast Alles im Zimmer erkennen konnte, kam und verschwand mit den Wolken und glich dem falben Scheine, welcher in

eine Kelleröffnung fällt, an der Personen auf- und abgehen. An dem Fenster angekommen, untersuchte Jean Valjean dasselbe. Es war ohne Gitter, führte nach dem Garten hinaus und war nach der Sitte des Landes nur mit einem Schieber verschlossen. Er öffnete es, aber da plötzlich eine kalte und scharfe Luft in das Zimmer drang, so schloß er es wieder. Er besah den Garten mit jenem aufmerksamen Blicke, der mehr prüft als betrachtet. Der Garten war von einer niedrigen weißen Mauer umgeben, über die man leicht hinüber konnte. Weiter sah er Baumwipfel in gleicher Entfernung von einander stehen, was ihm anzudeuten schien, daß die Mauer den Garten von einer Allee oder einer mit Bäumen bepflanzten Straße trenne.

Nach dieser Untersuchung machte er die Bewegung eines Mannes, dessen Entschluß gefaßt ist, ging zu seinem Alkoven, nahm seinen Tornister, öffnete ihn und suchte in demselben herum, nahm etwas heraus, das er auf das Bett legte, steckte seine Schuhe in eine seiner Taschen, verschloß alles wieder, hing sich den Tornister auf den Rücken, setzte seine Mütze auf, deren Schirm er über seine Augen herüberzog, suchte tastend seinen Stock, setzte ihn in die Ecke neben dem Fenster, trat dann wieder ans Bett und nahm entschlossen den Gegenstand, welchen er auf dasselbe gelegt hatte. Es war ein kurzes Eisenstück, das nach einer Seite hin zugespitzt war.

Es hielt schwer, in der Dunkelheit zu untersuchen, was er mit diesem Eisen wohl möchte beginnen können. War es vielleicht ein Hebel? Oder sollte es zum Schlagen dienen? Hätte man das Instrument bei Tage gesehen, so würde man es für einen Steinmeißel gehalten haben, dessen sich die Sträflinge bedienten, um Steine aus den Hügeln zu brechen, welche Toulon umgeben. Die Steinmeißel sind von gehämmertem Eisen und laufen in eine Spitze aus, welche man in den Felsen eintreibt.

Er nahm den Meißel in seine rechte Hand, hielt seinen Athem an, dämpfte seinen Schritt und ging auf die Thüre des Nebenzimmer zu, wo bekanntlich der Bischof schlief. Er fand diese Thüre nur angelehnt; der Bischof hatte sie nicht verschlossen.

XI.

Was er thut.

Jean Valjean lauschte. Er hörte nichts. Er stieß die Thüre auf. Er berührte die Thüre nur mit dem Finger, so leicht und leise, wie eine Katze, die hinein will.

Die Thüre gab dem Drucke nach, machte eine kaum merkliche und unhörbare Bewegung, wodurch die Öffnung größer wurde. Er war-

tete einen Augenblick und drückte dann zum zweiten Male und zwar entschlossener gegen die Thüre. Sie gab wieder nach ohne Geräusch zu machen. Die Oeffnung war jetzt groß genug, um hindurch schlüpfen zu können. Aber in der Nähe der Thüre stand ein Tischchen, welches mit der Thüre einen spitzen Winkel bildete und den Eingang versperrte. Valjean sah das Hinderniß. Die Thüre mußte noch weiter offen sein. Er nahm sich zusammen, drückte zum dritten Male und zwar kräftiger gegen dieselbe als die beiden früheren Male. Jetzt aber knarrte sie in ihren gerosteten Angeln, und ein kreischender, lang hingezogener Ton ließ sich in der Dunkelheit vernehmen.

Jean Valjean erbebte. Das Knarren dieser Angel ertönte so laut und furchtbar in seinen Ohren wie die Posaune des jüngsten Gerichts. Er glaubte in der phantastischen Aufregung der ersten Minute, diese Angel habe Leben und zwar ein furchtbares Leben erhalten und belle ihn an wie ein Hund, um alle zu warnen und die Schlafenden zu wecken.

Er blieb stehen, ihn überlief ein Schauder, und er sank von der Fußspitze wieder auf die Ferse zurück. Er fühlte die Pulsschläge an seinen Schläfen wie zwei schwere Hämmer, und es schien ihm, der Athem ströme mit einem so lauten Geräusch aus seiner Brust, wie die Windsbraut aus einer Höhle. Es schien ihm unmöglich, daß dieser gräßliche Schrei der erzürnten Angel das ganze Haus nicht erschüttert hatte, wie der Stoß eines Erdbebens. Die von ihm aufgedrückte Thüre hatte Lärm gemacht und um Hülfe gerufen; gleich würde der Greis sich erheben; die beiden Frauen würden schreiend herbeieilen, man würde zu Hülfe kommen; binnen einer Viertelstunde würde die Stadt in Allarm und die Gensd'armen auf den Beinen sein. Einen Augenblick hielt er sich für verloren.

Er blieb stehen, gleichsam versteinert wie eine Salzsäule und wagte es nicht, irgend eine Bewegung zu machen. Einige Minuten verstrichen so. Die Thüre stand weit offen. Er erkühnte sich, in das Zimmer hineinzublicken. Nichts hatte sich gerührt. Er lauschte. In dem ganzen Hause bewegte sich nichts. Das Geräusch der eingerosteten Angel hatte Niemanden geweckt.

Diese erste Gefahr war vorüber: aber eine gräßliche Aufregung herrschte noch in ihm. Aber er wich doch nicht zurück. Selbst als er sich für verloren hielt, war er nicht zurückgewichen. Er wollte jetzt rasch zu Ende kommen. Er trat in das Zimmer. Es herrschte tiefe Ruhe in demselben. Man sah hier und da nur einige dunkele, unbestimmte Punkte, welche man bei hellem Tage als umherliegende Papiere, offene Foliobände, aufeinander gethürmte Bücher, als einen mit

Kleidern bedeckten Armsessel und als einen Betstuhl erkannt haben würde, die aber zu dieser Stunde sich nur wie dunkle Punkte und falbe Stellen ausnahmen. Jean Valjean schritt vorsichtig weiter und hütete sich, an irgend einen Gegenstand zu stoßen. Im Hintergrunde des Zimmers vernahm er den gleichmäßigen und ruhigen Athemzug des schlafenden Bischofs.

Er blieb plötzlich stehen. Er stand dicht neben dem Bette. Er war rascher dahin gekommen, als er geglaubt.

Die Natur knüpft zuweilen an unsere Handlungen ihre Schauspiele und Effekte mit einer Art Verständniß, ja Absichtlichkeit, als wollte sie uns zum Nachdenken bringen. Seit einer halben Stunde war der Himmel mit düstern Wolken überzogen. In dem Augenblicke, wo Jean Valjean dem Bette gegenüber stand, zerriß diese Wolke wie absichtlich und ein Mondstrahl, welcher durch das Fenster fiel, erleuchtete plötzlich das bleiche Gesicht des Bischofs. Er schlief friedlich. Er hatte wegen der kalten Nächte in den Niederalpen im Bette ein braunes, wollenes Gewand an, welches seine Arme bis auf die Hände bedeckte. Sein Haupt lag zurückgebogen auf dem Kissen; die mit dem Hirtenring geschmückte Hand, aus der so unzählige gute Werke geflossen waren, hing zum Bette heraus. Auf seinem ganzen Antlitz lag ein Ausdruck der Zufriedenheit, der Hoffnung und der Beseligung. Es war mehr als ein Lächeln; fast ein Leuchten. Auf seiner Stirne strahlte der unaussprechliche Widerschein eines Lichtes, welches man nicht sieht. Die Seelen der Gerechten schauen während des Schlafes einen geheimnißvollen Himmel.

Der Widerschein dieses Himmels lag auf dem Gesichte des Bischofs. Es war zugleich eine helle Durchsichtigkeit, denn dieser Himmel war in ihm; — dieser Himmel war sein Gewissen!

In dem Augenblicke, wo der Mondstrahl sich über diese innere Helle verbreitete, schien der Schlafende gleichsam von einem Strahlenkranze umgeben: aber es war der milde und verschleierte Schein eines eigenthümlichen Zwielichtes. Dieser Mond am Himmel, diese in sich versunkene Natur, dieses ruhige Haus, die Zeit, der Augenblick, die Stille verliehen der ehrwürdigen Ruhe dieses Greises, ich weiß nicht was Feierliches und Unnennbares, und umgaben mit einer Art majestätischem Heiligenschein diese weißen Haare, diese geschlossenen Augen, dieses Gesicht, über welchem Vertrauen und Hoffnung ausgebreitet lag, dieses Haupt eines Greises und diesen Schlaf eines Kindes.

Jean Valjean stand in der Dunkelheit, aufrecht, unbeweglich, mit seinem eisernen Meißel in der Hand und erschrack vor diesem strah-

lenden Greise. Niemals hatte er etwas Aehnliches gesehen. Dieses Vertrauen flößte ihm Entsetzen ein. Die moralische Welt bietet kein größeres Schauspiel als ein verwirrtes und unruhiges Gewissen, das in dem Augenblicke, wo es eine schlechte That zu begehen im Begriffe ist, den Schlaf eines Gerechten betrachtet.

Dieser Schlaf, in dieser Einsamkeit und mit einem solchen Nachbar wie er, hatte etwas Erhabenes, welches er unklar, aber unwiderstehlich empfand.

Niemand vermochte zu sagen, was in ihm vorging; er selbst nicht einmal. Sogar auf seinem Gesichte würde man mit Bestimmtheit nichts haben unterscheiden können. Es lag eine Art sprachlosen Erstaunens auf demselben, ohne daß er jedoch selbst wußte, worüber er staunte. Er sah den Greis an, weiter nichts. Aber was dachte er? Es zu errathen wäre unmöglich. Offenbar, daß er gerührt und bestürzt war. Aber welcher Art war diese Bestürzung?

Seine Augen wandten sich nicht von dem Bilde ab. Das Einzige, was sich klar in seiner Haltung und in seiner Physiognomie kund gab, war eine eigenthümliche Unentschlossenheit. Man hätte glauben mögen, er schwanke zwischen zwei Abgründen, zwischen dem, in welchen man sich stürzt, und dem, aus welchem man sich rettet. Er schien bereit zu sein, diesen Schädel zu zerschmettern oder diese Hand zu küssen.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken hob sein linker Arm sich langsam bis zu seiner Stirne, er nahm seine Mütze ab, sein Arm sank eben so langsam wieder herab, und Jean Valjean versank abermals in Betrachtung; er stand da mit seiner Mütze in der linken, seinem Instrumente in der rechten Hand, während seine Haare ihm zu Berge standen.

Der Bischof schlief unter diesem erschreckenden Blick in tiefem Frieden weiter.

Ein Reflex des Mondlichtes ließ deutlich oberhalb des Kamins das Kruzifix sehen, welches gegen Beide die Arme auszustrecken schien, mit einem Segen für den Einen, mit einer Vergebung für den Andern.

Plötzlich setzte Jean Valjean seine Mütze wieder auf, schritt rasch das Bett entlang, aber ohne den Bischof anzusehen, auf den Wandschrank zu und hob den eisernen Meißel in die Höhe, als wollte er das Schloß sprengen. Der Schlüssel steckte darin, und er öffnete das Schränkchen. Das erste was er sah war das Körbchen mit dem

Silberzeug; er nahm es an sich; ging eiligen Schrittes, ohne Anwendung von Vorsicht und ohne Geräusch durch das Zimmer, erreichte die Thüre, gelangte in das Betzimmer, öffnete das Fenster, ergriff seinen Stock, stieg hinaus, steckte das Silberzeug in seinen Tornister, warf das Körbchen weg, eilte durch den Garten, sprang wie ein Tiger über die Mauer und entfloh.

XII.

Der Bischof arbeitet.

Anderen Tags ging Bischof Willkomm bei Sonnenaufgang in seinem Garten spazieren. Frau Magloire eilte in großer Bestürzung auf ihn zu.

Monseigneur! Monseigneur! rief sie. Wissen Ew. Gnaden, wo das Silberkörbchen geblieben ist?

Ja, entgegnete der Bischof.

Gott sei gelobt! sagte sie; ich wußte nicht, wo es geblieben war.

Der Bischof hatte das Körbchen von einem Beete aufgehoben. Er reichte es Frau Magloire hin: „Hier ist es."

Aber es ist ja leer! antwortete diese; wo ist das Silberzeug?

Also das Silberzeug macht Ihnen so viel Sorgen? Wo das ist, weiß ich nicht.

Großer Gott, es ist gestohlen! Der Mensch von gestern Abend hat es gestohlen.

Und mit Blitzesschnelle eilte die Alte in's Betzimmer, trat zu dem Alkoven und kehrte zum Bischofe zurück.

Der Bischof hatte sich eben niedergebückt und betrachtete seufzend eine Blume, welche das Körbchen im Falle zerdrückt hatte. Bei dem Geschrei der Frau Magloire richtete er sich auf.

„Monseigneur! Der Mann ist fort, das Silberzeug ist gestohlen!" Und während ihres Wehklagens fiel ihr Blick auf die Gartenmauer, an der noch Spuren des Hinüberkletterns sichtbar waren. Das Geisblatt an der Mauer war herunter gerissen.

Sehen Sie, dort hat er das Weite gesucht. Er ist in die Straße Cachefilet gesprungen. Welch eine Schändlichkeit! Er hat uns unser Silberzeug gestohlen!

Der Bischof schwieg einen Augenblick und sagte mit Ernst aber auch mit Sanftmuth zu Frau Magloire:

Gehörte dieses Silberzeug denn auch eigentlich uns?

Frau Magloire stand verblüfft da. Es trat wieder ein Stillschweigen ein und der Bischof fuhr fort:

Frau Magloire! Ich habe mit Unrecht dieses Silberzeug so lange

behalten. Es gehörte den Armen. Wer war dieser Mann? Offenbar ein Armer.

Ach Gott! seufzte Frau Magloire; ich klage nicht meinethalben, noch um Fräulein Baptistine willen. Uns ist das ganz gleich; sondern es geschieht nur Ew. bischöflichen Gnaden wegen. Womit wollen Monseigneur denn jetzt essen?

Der Bischof sah sie erstaunt an: Gibt es denn keine zinnerne Löffel?

Frau Magloire zuckte mit den Achseln. „Das Zinn riecht etwas!“

So nehmen wir eiserne Löffel.

Frau Magloire machte eine ausdrucksvolle Grimasse. „Das Eisen hat einen Beigeschmack.“

Nun, sagte der Bischof, so nehmen wir hölzerne!

Einige Augenblicke darauf frühstückte er an demselben Tische, an den Jean Valjean sich an dem vorigen Abende niedergelassen hatte. Während des Frühstückes bemerkte der Bischof seiner Schwester, welche nichts sagte, und Frau Magloire, welche vor sich hinträumte, in heiterer Stimmung, daß man nicht einmal eines hölzernen Löffels oder einer hölzernen Gabel bedürfe, um ein Stück Brod in eine Tasse Milch zu tunken.

Was man doch für Einfälle hat! sagte Frau Magloire, indem sie ab und zu ging. Solch einen Menschen aufzunehmen, und ihn dann noch neben sich schlafen lassen! Welch ein Glück noch, daß er nichts mehr gethan als gestohlen hat! O Gott! Es überläuft mich ein Schauder, wenn ich daran denke.

Als der Bischof und seine Schwester im Begriffe waren vom Tische aufzustehen, klopfte es. „Herein!“ rief der Bischof.

Die Thüre öffnete sich. Auf der Schwelle derselben erblickte man eine eigenthümliche Gruppe. Drei Männer hatten einen vierten am Kragen gepackt. Die drei Männer waren Gensdarmen; der vierte war Jean Valjean.

Der Gensdarmerie-Brigadier, welcher die Gruppe zu begleiten schien, stand neben der Thüre. Er trat ein und näherte sich dem Bischofe mit einem militärischen Gruße.

„Monseigneur!“ sagte er .... Bei diesem Worte erhob Jean Valjean, welcher bisher dumpf, niedergeschlagen und anscheinend empfindungslos dagestanden, überrascht den Kopf in die Höhe. „Monseigneur! ....“ murmelte er, „das ist also kein Pfarrer ....“

„Schweigen Sie,“ sagte ein Gensdarme; „das sind Seine bischöfliche Gnaden.“

Bischof Willkomm war so schnell als sein Alter es ge- -attete,

herangetreten und rief mit einem Blicke auf Jean Valjean aus: „Ei! da sind Sie ja! Es freut mich Sie zu sehen. Aber ich hatte Ihnen die Leuchter ja auch geschenkt, die wie das Uebrige ebenfalls von Silber sind, und wofür Sie Alles in Allem an 200 Francs lösen werden. Warum haben Sie diese Leuchter nicht auch mitgenommen?"

Jean Valjean öffnete die Augen und stierte den Bischof mit einem Ausdrucke an, den keine menschliche Zunge wiederzugeben vermöchte.

Monseigneur! sagte der Brigadier; es wäre also wahr was dieser Mensch uns gesagt hat? Wir begegneten ihm. Er ging seines Weges daher, wie Einer, der auf der Flucht begriffen ist. Wir hielten ihn an, und fanden dieses Silberzeug bei ihm . . . .

Und er hat Ihnen gesagt, unterbrach der Bischof, daß es ihm ein alter Priester gegeben habe, bei dem er die Nacht zugebracht, worauf Sie ihn hierher geführt haben? Dann haben Sie sich geirrt.

Dann können wir ihn also laufen lassen? fragte der Brigadier.

Gewiß, antwortete der Bischof. Die Gensdarmen ließen Jean Valjean los, der zurückbebte.

Ist es denn wirklich wahr, daß man mich frei läßt? fragte er mit fast unartikulirter Stimme und wie Jemand, der im Traume spricht.

„Ja, Du bist freigelassen," sagte ein Gensdarm. „Hörst Du denn nicht?"

„Mein Freund," fiel der Bischof ein; „bevor Sie gehen, nehmen Sie doch diese Leuchter an sich. Hier sind sie." Er ging zum Kamine, nahm die beiden silbernen Leuchter und brachte sie Jean Valjean. Die beiden Frauen sahen seinem Thun zu ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne eine Bewegung, ohne einen Blick, welcher den Bischof hätte außer Fassung bringen können.

Jean Valjean zitterte an allen Gliedern. Er nahm die beiden Leuchter mechanisch und mit bestürzter Miene an. „Nun gehen Sie in Frieden," sagte der Bischof. „Wenn Sie wieder kommen, mein Freund, so brauchen Sie nicht den Weg durch den Garten zu wählen. Sie können durch die Straßenthüre aus- und eingehen. Sie ist Tag und Nacht nur mit einem Drücker geschlossen." Dann sich zu den Gensdarmen wendend fügte er hinzu: „Meine Herren, Sie können gehen."

Die Gensdarmen entfernten sich. Jean Valjean glich einem Menschen, der im Begriffe steht in Ohnmacht zu fallen. Der Bischof näherte sich ihm und sagte mit leiser Stimme zu demselben:

Vergessen Sie nicht, vergessen Sie niemals, daß Sie mir ver-

sprochen haben, dieses Silber dazu anzuwenden, um ein braver, rechtschaffener Mensch zu werden."

Jean Valjean, der sich nicht erinnerte, irgend etwas versprochen zu haben, stand verdutzt da. Der Bischof hatte diese Worte besonders betont und fuhr in feierlichem Ernste fort:

„Jean Valjean, mein Bruder! Sie gehören nicht mehr dem Bösen, sondern dem Guten an. Ich kaufe Ihnen Ihre Seele ab; ich befreie sie von den düstern Gedanken und von dem Geiste des Verderbens und gebe sie Gott."

XII.

Klein-Gervais.

Jean Valjean verließ die Stadt, als flöhe er aus derselben. Draußen rannte er in voller Hast und schlug die ersten besten Wege und Fußstege ein, ohne zu sehen, daß er wieder umgekehrt war. Er irrte so den ganzen Morgen umher; er hatte nichts gegessen und hatte auch keinen Hunger. Eine Menge neuer Eindrücke strömten auf ihn ein. Er verspürte eine Art Ingrimm, wußte aber nicht gegen wen. Er hätte sagen können, er sei gerührt und gedemüthigt worden. Zuweilen empfand er eine eigenthümliche Bewegung, die er bekämpfte und welcher er die Verstocktheit seiner letzten zwanzig Jahre entgegenstellte. Dieser Zustand war ihm unangenehm. Er fühlte, wie in seinem Innern jene Art von gräßlicher Ruhe zusammenbrach, welche das Ungerechte seines Leidens in ihm erzeugt hatte. Er fragte sich, was an deren Stelle treten würde. Dann und wann wünschte er, die Gensdarmen hätten ihn wieder ins Gefängniß geführt und die Dinge hätten sich nicht so ereignet; er wäre dann nicht so aufgeregt geworden. Obgleich die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war, so gab es hier und da in den Gärten doch noch einige Spätblumen, deren Duft die Erinnerungen seiner Kindheit in ihm wach riefen. Diese Erinnerungen waren ihm unerträglich, so lange war es schon her, daß dieselben nicht mehr in ihm aufgetaucht waren. Gedanken, für welche er keinen Ausdruck fand, bewegten sich den ganzen Tag in ihm.

Als die Sonne unterzugehen im Begriffe und so tief am Horizonte herabgesunken war, daß auch der kleinste Kiesel einen Schatten auf dem Boden warf, saß Jean Valjean hinter einem Gebüsch in einer weiten öden Ebene. Am Horizonte waren nur die Alpen sichtbar. Er sah nicht einmal den Kirchthurm eines fernen Dorfes. Jean Valjean mochte drei Meilen von D... entfernt sein. Ein Fußweg, welcher die Ebene durchschnitt, führte einige Schritte an ihm vorüber.

Inmitten des Nachsinnens, in welches er versunken, und das den

zerlumpten Anblick, den er bot, noch abschreckender machte, vernahm er fröhliche Laute. Es war eines jener munteren und heiteren Kinder, welche von Land zu Land ziehen, und deren Knie durch die Löcher ihrer Beinkleider blicken. Der Knabe blieb von Zeit zu Zeit stehen und spielte, indem er einige Geldstücke in die Höhe warf, welche er in der Hand hatte und die wahrscheinlich sein ganzes Vermögen bildeten. Unter diesen Münzen befand sich auch ein Vierzigsousstück.

Der Knabe, welcher Jean Valjean nicht bemerkte, blieb vor dem Busche stehen und warf die Sousstücke in die Luft, welche er bis dahin mit großer Gewandtheit mit dem Rücken seiner Hand aufgefangen hatte. Dieses Mal entwischte ihm aber das Vierzigsousstück und rollte nach dem Gestrüppe hin, wo Jean Valjean saß. Jean Valjean stellte den Fuß darauf. Der Knabe war dem Geldstücke jedoch mit den Augen gefolgt und hatte das gesehen. Er wunderte sich nicht im Mindesten und ging direkt auf Jean Valjean zu.

Es war ein gräßlich einsamer und abgelegener Ort. So weit der Blick reichen konnte, sah man Niemanden, weder in der Ebene noch auf dem Fußwege. Man vernahm nur das dumpfe Gekrächze einer Schaar Zugvögel, welche in unermeßlicher Höhe durch den Himmelsraum daherzogen. Der Knabe hatte der Sonne den Rücken zugekehrt, welche ihm goldene Strahlen in das Haar webte und welche das wilde Gesicht Jean Valjean's mit einem blutigen Schein bedeckte.

Mein Herr, sagte der Savoyardenknabe mit jenem Vertrauen des Kindes, das zum Theil aus Unwissenheit, zum Theil aus Unschuld besteht, — mein Geldstück?

Wie heißt Du? fragte Jean Valjean.

Klein-Gervais, mein Herr.

Gehe, sagte Jean Valjean.

Geben Sie mir mein Geld wieder, bemerkte das Kind.

Jean Valjean senkte den Kopf und antwortete nicht.

Mein Geld! rief das Kind von Neuem.

Das Auge Jean Valjean's blieb stier auf die Erde geheftet.

Mein Geld! rief das Kind wiederholt; mein Vierzigsousstück!

Es schien, als hörte Jean Valjean nicht. Das Kind faßte ihn am Kragen seiner Blouse, schüttelte ihn und machte zugleich eine Anstrengung, um den groben mit Nägeln versehenen Schuh von seinem Platze wegzuziehen. Ich will mein Geld wieder haben, mein Vierzigsousstück!

Der Knabe weinte. Jean Valjean richtete den Kopf in die Höhe. Er saß noch immer auf dem Boden; seine Augen waren verwirrt. Er betrachtete das Kind mit einigem Erstaunen, streckte dann die

Hand nach seinem Stocke aus und schrie mit fürchterlicher Stimme: Wer ist da?

„Ich mein Herr," antwortete der Knabe. „Ich, ich, Klein-Gervais! Geben Sie mir gefälligst mein Vierzigsousstück zurück. Heben Sie gefälligst Ihren Fuß auf!" Dann wurde der Knabe, wie klein er auch war, drohender: „Wollen Sie wohl Ihren Fuß aufheben!" rief er aus; „Heben Sie ihren Fuß auf!"

„Bist Du noch immer hier!" rief Jean Valjean, und richtete sich barsch in die Höhe, ließ den Fuß noch immer fest auf dem Geldstücke stehen und schrie: „Willst Du wohl machen, daß Du wegkommst!"

Der Knabe sah ihn bestürzt an, begann vom Kopfe bis zu den Füßen zu zittern, und floh dann nach einigen Minuten stummen Schreckens aus Leibeskräften von dannen und wagte nicht weder sich umzublicken noch einen Schrei auszustoßen.

Nachdem er so eine Strecke Wegs gerannt war, kam er außer Athem und mußte langsamer gehen, und Jean Valjean konnte sein Schluchzen vernehmen. Nach einigen Augenblicken war das Kind verschwunden.

Die Sonne war untergegangen. Dunkel umgab Jean Valjean. Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen, und das Fieber wallte durch seine Adern. Er stand noch aufrecht und war nicht von der Stelle gewichen, seitdem der Knabe entflohen war. Der Athem hob seine Brust nur in langen und ungleichen Zwischenräumen. Sein Blick, welcher 10 bis 12 Schritte vor sich auf den Boden stierte, schien mit genauer Aufmerksamkeit die Form einer blauen Porzellanscherbe zu studiren, welche in dem Grase lag. Plötzlich erbebte er; er empfand die abendliche Kälte.

Er zog seine Mütze tiefer in die Stirne, suchte mechanisch seine Blouse fest anzuziehen und zuzuknöpfen, that einen Schritt vorwärts und bückte sich, um seinen Stock aufzuheben. Jetzt bemerkte er das Vierzigsousstück, welches sein Fuß halb in die Erde getreten hatte und das zwischen den Kieseln glänzte. Das wirkte, als ob ihn ein elektrischer Schlag getroffen hätte. „Was ist denn das?" murmelte er zwischen den Zähnen. Er wich drei Schritte zurück, blieb dann stehen und hielt seinen Blick fest auf jenen Punkt geheftet, auf den er eben noch mit dem Fuß getreten hatte, gleichsam als wäre dieses Ding, welches in der Dunkelheit glänzte, ein offenes, auf ihn gerichtetes Auge.

Nach einigen Augenblicken stürzte er sich konvulsivisch auf das Geldstück, hob es auf, richtete sich in die Höhe, blickte weit über die Ebene, ließ die Augen an dem ganzen Horizonte umherschweifen, ein

Schauer überlief ihn und er stand zitternd da, wie ein aufgescheuchtes wildes Thier, das eine Zufluchtsstätte sucht.

Er sah nichts. Die Nacht brach ein; die Ebene war kalt und unheimlich; dichte violettene Nebel wogten in dem Dämmerlichte auf und nieder.

Huh! sagte er und machte sich in der Richtung auf den Weg, in welcher das Kind verschwunden war. Als er dreißig Schritte zurückgelegt, blieb er stehen, schaute um sich und sah nichts. Dann rief er mit aller Macht: „Klein-Gervais! Klein-Gervais!“

Er schwieg und lauschte. Niemand antwortete ihm. Die Ebene war öde und still. Nur Dunkelheit, in welche sich sein Auge verlor, und Schweigen, in welches seine Stimme verhallte, umgaben ihn. Es wehte ein eisiger Wind und verlieh den Gegenständen seiner Umgebung eine Art düsteren Lebens. Die Sträuche schüttelten ihre kleinen magern Zweige mit unglaublicher Wuth. Man hätte sagen mögen, daß sie Jemanden bedrohten oder verfolgten.

Er setzte seinen Weg von Neuem fort, begann dann zu laufen, blieb von Zeit zu Zeit stehen und schrie dann in die Einsamkeit hinein mit einer Stimme, die so furchtbar und trostlos klang, wie man nur jemals etwas gehört haben mag: „Klein-Gervais! Klein-Gervais!“

Wenn das Kind ihn auch gehört hätte, so würde es sich gefürchtet und wohl gehütet haben, zu ihm zu kommen. Aber der Knabe war ohne Zweifel schon weit weg. Jean Valjean begegnete einem Priester zu Pferde; er ging auf denselben zu und sagte zu ihm:

Ist Ihnen nicht ein Kind begegnet, Herr Pfarrer?

Nein, entgegnete dieser.

Ein Knabe, Namens Klein-Gervais?

Ich habe Niemanden gesehen.

Jean Valjean zog zwei Fünffrankenstücke aus seiner Tasche und gab sie dem Priester: „Das ist für Ihre Armen, Herr Pfarrer!“ Es war ein kleiner Knabe von ungefähr 10 Jahren; er hatte ein Murmelthierchen. Er kam hier des Wegs daher; ein Savoyarde. Hätten Sie ihn vielleicht gesehen, Herr Pfarrer?

Ich habe ihn nicht gesehen.

Klein-Gervais? Ist er denn nicht aus einem der Dörfer hier? Können Sie mir nichts von ihm sagen?

Wenn es so ist, wie Sie sagen, mein Freund, so ist es ein fremdes Kind. Das kommt hier häufig vor. Man kennt dasselbe nicht.

Jean Valjean nahm hastig zwei weitere Fünffrankenstücke und gab auch diese dem Priester. „Für die Armen!“ sagte er wieder.

Dann fügte er wie in einer Anwandelung von Geistes-Verwirrung hinzu:

„Herr Pfarrer, lassen Sie mich verhaften; ich bin ein Dieb!"

Der Priester gab seinem Pferde die Sporen und ritt erschrocken von dannen.

Jean Valjean eilte in derselben Richtung vorwärts, welche er Anfangs eingeschlagen hatte. Er legte so ein langes Stück Wegs zurück, indem er sich beständig umschaute, rief und schrie, aber Niemanden sah noch hörte. Zwei oder drei Mal eilte er in der Ebene auf einen Gegenstand zu, der Aehnlichkeit mit einem am Boden lauernden Menschen zu haben schien; es war nur Gestrüppe oder ein ein wenig über die Oberfläche der Erde hervorstehender Felsen.

Endlich blieb er an einem Orte, wo sich drei Fußwege kreuzten, stehen. Der Mond war aufgegangen. Er ließ seinen Blick über die endlose Steppe schweifen und rief zum letzten Male: „Klein-Gervais! Klein-Gervais!" Seine Stimme verlor sich in dem Nebel, ohne auch nur ein Echo wach zu rufen. Dann murmelte er noch einmal: Klein-Gervais! aber mit schwacher und unartikulirter Stimme. Das war Jean's letzte Anstrengung. Seine Knie begannen unter ihm zu wanken, als ob eine unsichtbare Macht ihn plötzlich mit der Last seines bösen Gewissens erdrückte. Er sank nieder auf einen dicken Stein, fuhr sich mit den Händen in die Haare, drückte das Gesicht zwischen seine Knie und rief aus: „Ich bin ein Elender!"

Jetzt borst sein Herz. Thränen entquollen seinen Augen. In 19 Jahren war dies das erste Mal, daß er weinte.

Als Jean Valjean den Bischof verlassen hatte, war er, wie wir gesehen, ganz aus seinem bisherigen Ideenkreise herausgetreten. Er vermochte sich über das was in ihm vorging keine Rechenschaft zu geben. Er sträubte sich gegen die ungleiche Handlungsweise und gegen die milden Worte des Greises: „Ich kaufe Ihnen Ihre Seele ab. Ich entreiße sie der Schlechtigkeit und gebe sie Gott zurück." Das kam ihm unaufhörlich in den Sinn. Er setzte seiner himmlischen Milde den Stolz entgegen, welcher gleich einer Verschanzung des Bösen sich in unserm Innern birgt. Er fühlte unbestimmt, daß der Angriff dieses Priesters der gewaltigste und der heftigste Sturm war, wovon er noch erschüttert worden; daß seine Verstocktheit sein ganzes Leben hindurch nicht unterdrückt würde, wenn sie einer solchen Güte Widerstand leiste; daß, wenn er nachgäbe, er auf jenen Haß verzichten müsse, womit die Handlungen der anderen Menschen seine Seele so viele Jahre hindurch erfüllt hatten und der ihm gefiel; er fühlte endlich, daß er siegen oder unterliegen müsse, und daß der

Kampf, ein ungeheurer und endgültiger Kampf, zwischen seiner Schlechtigkeit und der Tugend jenes Mannes sich entsponnen habe.

Von allen diesen Gedanken aufgeregt, wankte er wie trunken einher. Hatte er, während er so mit verstörten Augen seines Weges daher schritt, ein klares Bewußtsein von Dem, was aus seinem Abenteuer in D . . . für ihn erwachsen könne? Verstand er jene geheimnißvoll summenden Töne, welche in gewissen Augenblicken des Lebens den Geist des Menschen zugleich warnen und peinigen? Eine Stimme flüsterte ihm in's Ohr, daß für die Zukunft alle Halbheit bei ihm aufhöre, daß er, wenn er nicht der beste Mensch würde, er der schlechteste werden müsse; daß er jetzt noch höher als der Bischof steigen, oder noch tiefer als der Galeerensklave sinken müsse; daß er, wenn er gut werden wollte, ein Engel werden müßte; daß er, wenn er schlecht bleibe, ein Teufel werden müßte.

Hier müssen wir noch einmal jene Fragen wiederholen, welche wir bereits an einer anderen Stelle aufgeworfen haben. Drang ein schwacher Schimmer von alle Dem in seine Gedanken? Das Unglück schärft und bildet, wir haben das schon gesehen, den Verstand; aber doch ist es zweifelhaft, ob Jean Valjean über Alles, was wir angedeutet haben, klar wurde. Wenn diese Gedanken sich ihm auch naheten, so verstand er sie doch nur dunkel und unbestimmt, und sie versetzten ihn nur in eine unaussprechliche, fast schmerzliche Verwirrung. Als er jenen dunkeln und häßlichen Ort verließ, den man das Bagno nennt, hatte der Bischof seiner Seele wehe gethan, wie auch ein zu grelles Licht die Augen schmerzlich blendet, wenn man die Finsterniß verläßt. Das zukünftige, das mögliche Leben, welches sich jetzt rein und strahlend vor ihm aufrollte, erfüllte ihn mit Schauder und Angst. Er wußte nicht, woran er eigentlich war. Wie wenn eine Eule plötzlich die aufgehende Sonne sähe, so war der Sträfling durch die Tugend geblendet worden, ja fast dadurch erblindet.

Gewiß war es schon, und hiervon hatte er keine Ahnung, daß er nicht mehr derselbe Mensch war, daß sich alles in ihm verändert hatte, daß es nicht mehr in seiner Macht stand, die Worte und die Berührung des Bischofs aus seinem Gedächtnisse zu verbannen. In dieser Stimmung war ihm Klein-Gervais begegnet und er hatte demselben sein Vierzigsousstück geraubt. Warum? Er würde es in der That nicht zu erklären vermocht haben. War es die letzte gleichsam verzweifelte Anstrengung der schlechten Gedanken, welche er mit aus dem Bagno genommen, ein letzter Impuls, ein Resultat dessen, was man in der Statik „erworbene Kraft“ nennt? Das war es, und vielleicht war es auch noch weniger als das. Nicht er hatte das Geld

geraubt, sondern das Thier; dieses hatte aus Gewohnheit oder Instinkt den Fuß auf dieses Geldstück gesetzt, während der Geist in unaufhörlichem und gewaltigem Ringen begriffen war. Als der Verstand erwachte und diese That des Thieres sah, bebte Jean Valjean erschreckt zurück und stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Es war das ein seltenes Phänomen, das aber auch nur in der Lage möglich war, in welcher sich Jean Valjean befand. Indem er dem Knaben das Geldstück raubte, hatte er eine That begangen, deren er nicht mehr fähig war.

Wie dem auch sei, diese letzte schlechte Handlung hatte eine entscheidende Wirkung auf ihn; sie durchdrang plötzlich das Chaos, welches seinen Geist umgab und zerstreute es, sie häufte die dichte Finsterniß auf der einen, das Licht auf der andern Seite; es wirkte in ihrem gegenwärtigen Zustande auf seine Seele, wie chemische Reagentien auf eine trübe Mischung wirken, indem sie ein Element niederschlagen und das andere klären.

Anfangs suchte er, ohne sich zu prüfen und nachzudenken, in wilder Hast wie Jemand, der sich zu retten sucht, den Knaben wieder ausfindig zu machen, um demselben das Geldstück wiederzugeben; als er die Fruchtlosigkeit seines Bemühens erkannte, blieb er verzweiflungsvoll stehen.

In dem Augenblicke wo er ausrief, „Ich bin ein Elender!" hatte er sich als den erkannt, der er war, und er war schon so in sich selbst verspalten, daß es ihm vorkam, er sei nur ein Phantom und habe dort den widerlichen Galeerensträfling Jean Valjean vor sich mit Fleisch und Bein, mit seinem Stocke in der Hand, seiner Blouse um den Lenden, mit seinem Sacke voll gestohlener Sachen auf dem Rükken, mit seinem entschlossenen und düstern Gesicht und mit seinen von abscheulichen Plänen geschwängerten Gedanken.

Das Uebermaß des Unglücks hat, wie wir bereits gesehen, ein gewisses Etwas, das Visionen erzeugt. Er sah ihn leibhaftig vor sich, diesen Jean Valjean mit seinem unheimlichen Gesichte. Er hätte diesen Menschen wohl fragen mögen, wer er sei, und hatte selbst Entsetzen vor demselben gefunden.

Sein Gehirn befand sich in einem jener heftigen und doch so schauerlich ruhigen Augenblicke, wo der Traum so lebhaft ist, daß er die Wirklichkeit absorbirt. Man sieht die Gegenstände vor sich nicht mehr und sieht die Gestalten, welche sich in dem Geiste drängen, gleichsam leibhaftig vor den Augen. Er betrachtete sich also gewissermaßen von Angesicht zu Angesicht und sah zugleich durch diese Hallucinationen hindurch eine geheimnißvolle Tiefe, eine Art Licht, welches er anfäng-

lich für eine Fackel hielt. Als er aufmerksamer auf jenes Licht hinschaute, erkannte er, daß dieses Licht eine menschliche Gestalt hatte und der Bischof war. Sein Gewissen betrachtete abwechselnd die beiden vor ihm stehenden Männer: den Bischof und Jean Valjean. Es hatte nichts Geringeres als des Ersteren bedurft um den Zweiten umzugestalten. Durch eine jener sonderbaren Wirkungen, welche solchen Verzückungen eigenthümlich sind, wurde in dem Maße, als seine Träumerei andauerte, der Bischof größer und strahlender und Jean Valjean kleiner und dunkler. In einem gewissen Augenblicke war er nur noch ein Schatten. Plötzlich verschwand er gänzlich; der Bischof allein war noch geblieben. Er erfüllte die ganze Seele dieses Elenden mit einem herrlichen Strahle.

Jean Valjean vergoß lange Thränen, heiße Thränen; er schluchzte wie ein Weib, ja wie ein Kind. Während er weinte, wurde es heller in seinem Kopfe; es war eine außerordentliche, zugleich entzückende und schreckliche Helle. Sein vergangenes Leben, sein erstes Vergehen, seine lange Buße, seine äußerste Verstimmtheit, seine innere Verstocktheit, seine durch so viele Rachepläne gewürzte Freilassung, was ihm bei dem Bischofe zugestoßen, die letzte That, die er begangen, das einem Kinde geraubte Vierzigsousstück, dieses Verbrechen, das um so größer und ungeheuerlicher war. Alles das stand klar vor seinen Augen, aber in einer solchen Klarheit, wie er es bis dahin noch niemals gesehen hatte. Er schaute auf sein Leben zurück; es kam ihm entsetzlich vor; er erblickte seine Seele und sie erschien ihm in häßlichster Mißgestaltung. Aber ein mildes Licht lag auf diesem Leben und auf dieser Seele. Es kam ihm vor, als sähe er den Satan von paradiesischem Lichte umflossen.

Wie lange er so weinte? Wie viele Stunden? Was er that, nachdem er ausgeweint hatte? Das hat man niemals erfahren. Erwiesen ist nur, daß der Fuhrmann, welcher zu jener Zeit den Frachtverkehr zwischen Grenoble und D... vermittelte und der gegen 3 Uhr Morgens in letzterer Stadt eintraf, auf der Straße, in welcher der bischöfliche Palast lag, einen Mann sah in der Stellung eines Betenden, welcher im Schatten vor der Thüre des Bischofs, Willkomm auf den Knieen lag.

Drittes Buch.

Im Jahre 1817.

I.

Das Jahr 1817.

Ludwig XVIII. bezeichnete mit einem gewissen königlichen Aplomb, dem es nicht an Stolz fehlte, das Jahr 1817 als das 22. seiner Re-

gierung. Es ist dasselbe Jahr, in welchem Bruguiere de Sorsum berühmt war. Alle Läden der Friseurs hofften auf die Wiedereinführung des Puders, waren himmelblau angestrichen und mit den königlichen Lilien von Bourbon geschmückt. Es war jene ehrliche Zeit, wo Graf Lynch jeden Sonntag in St. Germain des-Pres auf der Bank der Kirchenvorsteher in seiner Pairsuniform saß, mit seinem rothen Kordon, seiner langen Nase und jener Majestät des Profils, die einem Manne eigen ist, der eine glänzende That vollbracht hat. Die von dem Grafen Lynch verrichtete glänzende That bestand nämlich darin, daß er am 12. März 1814 als Maire von Bordeaux dem Herzoge von Angouleme die Stadt etwas zu früh übergeben hatte. Daher auch seine Pairie. Im Jahre 1817 war es Mode, daß man den kleinen Knaben von 4 bis 6 Jahren große Ledermützen mit Ohrklappen aufsetzte, welche große Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Eskimos hatten. Die französische Armee hatte, wie die österreichische, weiße Röcke erhalten; die Regimenter hießen Legionen; an Stelle der Nummern trugen sie die Namen der Departements. Napoleon war auf St. Helena und da England ihm neues grünes Tuch verweigerte, so ließ er seine alten Uniformen wenden. Im Jahre 1817 sang Pellegrini, tanzte Fräulein Bigottini, herrschte Potier, existirte Odry noch nicht. Frau Saqui trat an Stelle Forioso's. Es waren noch Preußen in Frankreich und Deladot war noch eine wichtige Person. Die Legitimität hatte sich befestigt, indem sie Pleignier, Carbonneau und Tolleron erst die Hand und dann den Kopf abgehauen hatte. Der Großkammerherr Fürst Talleyrand und der zum Finanzminister designirte Abbé Louis sahen sich lächelnd an und zwar mit dem Lächeln der Auguren; beide hatten am 14. Juli 1790 zur Verherrlichung der Föderation das feierliche Hochamt auf dem Marsfelde abgehalten; Talleyrand celebrirte als Bischof, Louis diente als Diakon. Im Jahre 1817 sah man auf den Wegen desselben Marsfeldes dicke cylinderförmige Hölzer, sie lagen auf dem Boden im Regen, verfaulten im Grase, waren blau angestrichen und zeigten noch deutlich die Spuren von vergoldeten Adlern und Bienen, womit sie dekorirt gewesen. Das waren die Säulen, welche zwei Jahre vorher noch die Estrade des Kaisers im Marsfelde unterstützt hatten. Sie waren hier und da durch die Bivouakfeuer der Oesterreicher geschwärzt und verkohlt. Zwei bis drei Hundert dieser Säulen waren in jenen Bivouakfeuer verschwunden und hatten die breiten Hände der Kaiserlichen gewärmt. Das Maifest hatte das Eigenthümliche gehabt, daß es im Juni und auf dem Marsfelde abgehalten wurde. Paris war noch in Aufregung durch das Verbrechen Dautun's, der den Kopf seines Bru-

ders in das Bassin des Marché-aux-Fleurs warf. Im Marineministerium begann man sich zu beunruhigen, weil man noch ohne Nachrichten war über jene verhängnißvolle Fregatte „Medusa,“ welche Chaumareix mit Schande und Gericault mit Ruhm bedecken sollte. Der Oberst Selves begab sich nach Egypten, um dort Soliman-Pascha zu werden. Die Herzogin von Duras las in ihrem Boudoir dreien oder vier Freunden die noch ungedruckte „Ourika“ vor und man kratzte vom Louvre die N ab. Die Brücke von Austerlitz dankte ab und nannte sich die „Brücke des königlichen Gartens.“ Ludwig XVIII., der mit dem Nagel des Fingers Stellen im Horaz bezeichnete und mit Besorgniß an Helden dachte, welche Kaiser und an Dauphins, welche Schuhmacher werden, hatte zwei Dinge, welche ihm Sorge machten: Napoleon und Mathurin Bruneau. Die französische Akademie stellte als Preisaufgabe das Thema: „Das Glück, welches das Studium verschafft.“ Bellard war offiziell beredt; man sah in seinem Schatten jenen zukünftigen General-Advokaten de Broë keimen, welcher den Sarkasmen eines Paul Louis Courier verheißen war. Es gab einen falschen Chateaubriand, Namens Marchangry. Es gab auch einen falschen Marchangry Namens d'Arlincourt. Das Institut strich den Akademiker Napoleon Buonaparte aus seiner Liste. Eine königliche Ordonnanz errichtete in Angouleme eine Marine-Schule, denn da der Herzog von Angouleme Groß-Admiral war, so lag es auf der Hand, daß die Stadt Angouleme mit Recht alle Eigenschaften eines Seehafens beanspruchen konnte. Das monarchische Prinzip würde sonst Schaden gelitten haben. Man discutirte im Ministerrathe die hochwichtige Frage, ob man die Anschlagzettel Franconis dulden dürfe, weil das Straßengesindel sich vor denselben versammelte. Das Cafe Lemblin schwor auf den Kaiser im Gegensatze zu dem Cafe Valois, welches zu den Bourbonen hielt. Man hatte den Herzog v. Berry an eine sizilianische Prinzessin verheirathet. Frau von Staël war vor einem Jahre gestorben. Die großen Zeitungen waren ganz klein. Das Format war beschränkt, aber groß die Freiheit. Der „Constitutionnel“ war konstitutionell. In den feilen Blättern beschimpften die prostituirten Journalisten die Poscribirten des Jahres 1815; David hatte kein Talent, Arnault keinen Geist, Carnoult keine Ehrlichkeit mehr, Soult hatte keine einzige Schlacht gewonnen; Napoleon war kein Genie mehr. Jedermann weiß, daß die an einen Verbannten mittelst der Post abgesandten Briefe demselben nicht zugingen, weil die Polizei die Unterschlagung derselben sich zur besondern Pflicht machte. Die Thatsache ist nicht neu; der verbannte Descartes beklagte sich schon darüber. Als David in einem belgischen Blatte sein Mißtrauen darüber an

den Tag legte, daß er die Briefe nicht empfing, welche an ihn geschrieben wurden, da machten die royalistischen Blätter hierüber ihre Späße und verhöhnten den Verbannten.

Die Worte „Königsmörder" oder „Abstimmende", „Feinde" oder Alliirte, „Napoleon" oder „Buonaparte" trennten zwei Menschenklassen mehr, als es ein Abgrund vermochte. Alle Verständigen stimmten darin überein, daß die Aera der Revolution auf ewig durch Ludwig XVIII. geschlossen sei, den man den unsterblichen „Urheber der Charte" nannte. Auf dem Pont Neuf grub man auf den Piedestal, welchen die Statue Heinrichs IV. zierte, das Wort: „Redivivus" ein. Decazes ein in gewissem Maße liberaler Geist dominirte, die Ehescheidung war abgeschafft. Die Lyceen hießen Collegien Die Schüler, welche am Rockkragen eine goldene Lilie trugen, balgten sich wegen des Königs von Rom herum.

Die Schloßpolizei denunzirte der Herzogin von Berry, daß das Portrait des Herzogs von Orleans überall aufgestellt war; derselbe sah in seiner Husarenuniform besser aus als der Herzog von Berry in seiner Dragoneruniform, und das war mißlich. Die Stadt Paris ließ auf ihre Kosten den Invalidendom von Neuem vergolden. Nach der allgemeinen Meinung war Charles Lebson das Genie des Jahrhunderts; der Neid verfolgte ihn. Da der Cardinal Fesch sich abzudanken weigerte, so verwaltete Herr de Pins, Erzbischof von Amasie, die Diözese Lyon. Zwischen Frankreich und der Schweiz begann der Streit über das Dappen = Thal; er wurde angeregt durch ein Memoire des damaligen Hauptmanns, spätern Generals Dufaur. Lord Byron begann aufzutauchen; Millevoye machte ihn Frankreich bekannt mit den Worten: „ein gewisser Lord Byron." Der Abbe von Caron spendete in einem kleinen Kreise von Geistlichen einem unbekannten Priester Lobsprüche: dieser Priester hieß Felice Robert und wurde später Lamenais. Das Faubourg St. Germain und der Pavillon Marsan wünschten sich Delavau wegen seiner Devotion zum Polizeipräsidenten. Dupuytren und Recamier zankten sich im anatomischen Saale der medizinischen Schule und waren im Begriff sich aus Anlaß der Göttlichkeit Jesu Christi mit Faustschlägen zu traktiren. Couvier, der ein Auge auf die Natur und das andere auf die Bibel gerichtet hielt, suchte der bigotten Reaktion dadurch zu schmeicheln, daß er die Fossilien mit der Schrift in Einklang zu bringen sich bemühte. Der Abbe Gregoire, früher Bischof, Conventsmitglied, Senator, wurde in der royalistischen Polemik als der „infame Grehoire" behandelt. Man konnte noch unter dem dritten Bogen der Brücke von Jena an seiner Weiße den neuen Stein erkennen, mit welchem man vor 2 Jahren das

Loch wieder zugemauert hatte, welches Blücher hatte anbringen lassen, um die Brücke in die Luft zu sprengen. Die Gerechtigkeit rief einen Mann vor ihre Schranken, der, als er den Grafen von Artois in die Notre-Dame-Kirche treten sah, ausrief: „Ha! Es war doch eine schönere Zeit, als Bonaparte und Talma Arm in Arm gingen.“ Eine aufrührerische Aeußerung: sechs Monate Gefängniß!

Die Verräther traten offen und kühn auf; Menschen, welche am Abende vor der Schlacht zum Feinde übergegangen waren, verschwiegen die Belohnungen nicht, welche sie dafür erhalten hatten und sie trugen ohne Scham am hellen Thage ihre Reichthümer und Würden zur Schau. Die Deserteure von Ligny und Quatrebras zeigten in der Offenlegung ihrer bezahlten Schurkerei nackt und blos ihre monarchische Hingebung.

Das ist, was bunt durcheinander auf dem jetzt längst verflossenen Jahre 1817 oben aufschwimmt. Die Geschichte läßt alle diese Besonderheiten unberücksichtigt, und sie kann auch nicht anders, denn sie würde sich sonst ins Unendliche verlieren. Diese Details, welche man mit Unrecht als geringfügige bezeichnet, — es gibt in der Menschheit eben so viele kleine Thatsachen, als in der Vegetation kleine Blätter — sind nützlich. Aus der Physiognomie der Jahre wird das Angesicht des Jahrhunderts zusammengesetzt.

In diesem Jahre 1817 machten vier junge Pariser „einen guten Spaß.“

II.
Zweimal vier.

Von diesen Parisern war der Eine aus Toulouse, der Andere aus Limoges, der Dritte aus Cahors und der Vierte aus Montauban, aber sie waren Studenten und wenn man Student sagt, so sagt man auch Pariser, denn in Paris studiren heißt in Paris geboren werden.

Diese jungen Leute waren durchaus unbedeutend; sie waren vier Muster des gewöhnlichen Schlages, weder gut noch schlecht, weder gelehrt noch unwissend, weder Genies noch Dummköpfe, und standen in dem Alter von 20 Jahren.

Von diesen Vier hieß der Eine, der Toulouser, Felix Tholomyes, der aus Cahors Listollier, der aus Limoges Fameuil und der aus Montauban Blachevelle. Natürlich hatte Jeder seine Geliebte. Blachevelle liebte Favorite, die so genannt wurde, weil sie in England gewesen war; Listollier betete Dahlia an, die sich als Spitznamen einen Blumennamen gewählt hatte. Fameuil vergötterte Zephine, welches eine Abkürzung von Josephine war; und Tholomyes hatte Fan-

tine, die wegen ihrer schönen hellen Haare die Blondine genannt wurde.

Favorite, Dahlia, Zephine und Fantine waren vier reizende, duftige und strahlende Mädchen und, da sie ihre Nadel noch nicht ganz verlassen hatten, mehr oder weniger Arbeiterinnen. Sie waren zwar durch ihre Liebschaften etwas derangirt, hatten aber im Ganzen noch jene Blüthe der Unschuld, welche in dem Weibe den ersten Fall überlebt. Eine von den Vieren nannte man die Junge, weil sie die jüngste war; eine Andere nannte man die Alte und diese Alte war 23 Jahre alt. Die drei Ersteren waren erfahrener, sorgloser und flüchtiger in dem Gewühle des Lebens als Fantine, die Blondine, welche sich noch in ihrer ersten Illusion befand.

Dahlia, Zephine und namentlich Favorite hätten das nicht sagen können. Der kaum begonnene Roman ihres Lebens umfaßte schon mehr als eine Episode, und der Liebhaber, welcher im ersten Kapitel Adolph hieß, war im zweiten Alphons und im dritten Gustav genannt. Armuth und Gefallsucht sind zwei verhängnißvolle Rathgeberinnen; die Eine murrt, die Andere schmeichelt, und die armen Mädchen des Volkes haben beide, welche ihnen in die Ohren flüstern. Und diese nicht gut bewachten Herzen hören ihnen zu. Daher auch die Fehltritte, welche sie begehen, und die Steine, welche man auf sie wirft. Man erdrückt sie mit dem Glanze alles Unbefleckten und Unzugänglichen.

Favorite, welche in England gewesen, wurde von Dahlia und Zephine bewundert. Sie hatte schon frühzeitig eine eigene Wohnung. Ihr Vater war ein alter Professor der Mathematik, der unverheirathet war und trotz seines hohen Alters noch Unterricht ertheilte. Er hatte sich in seiner Jugend einmal in ein Kammermädchen verliebt, und das Resultat dieser Liebe war Favorite. Von Zeit zu Zeit begegnete sie ihrem Vater, der sie grüßte. Eines Morgens trat eine alte, fromm aussehende Frau bei ihr ein und sagte zu ihr:

Kennen Sie mich nicht, Fräulein?

Nein.

Ich bin Ihre Mutter.

Darauf öffnete die Alte den Schrank, aß und trank, ließ eine Matratze, welche sie besaß, herein bringen und richtete sich ein. Diese mürrische und frömmelnde Frau sprach niemals mit Favorite, saß Stunden lang da, ohne daß ihr ein einziges Wort über die Lippen floß, aß und trank Morgens, Mittags und Abends für Vier und ging gelegentlich zu dem Portier hinunter, um über ihre Tochter loszuziehen.

Was Dahlia zu Listollier und auch vielleicht zu Andern hingezo-

gen, was sie dem Müßiggang übergeben hatte, waren wohl ihre hübschen rosigen Fingernägel. Wie konnte man mit solchen Nägeln arbeiten? Zephine hatte Fameuil durch ihre schmollende und schmeichlerische Art und Weise, wie sie: „Ja, mein Herr!“ zu sagen verstand, erobert. Da die jungen Leute Kameraden waren, so waren die Mädchen Freundinnen.

Ehrbar und weltklug ist zweierlei; Favorite, Zephine und Dahlia waren weltkluge, Fantine ein ehrbares Mädchen. Ehrbar? fragt man; aber Tholomyes? Wir antworten hierauf, daß die Liebe Fantinens zu Tholomyes ihre erste, ihre einzige und eine treue Liebe war. Sie war die Einzige von den Vieren, welche nur von einem Einzigen mit „Du“ angeredet wurde.

Fantine war eines jener Wesen, wie sie aus der Tiefe des Volkes hervorsprossen. Sie war hervorgegangen aus dem undurchdringlichsten sozialen Dunkel; sie trug an der Stirne das Mal der Anonymität, des Unbekannten. Sie war in M . . . geboren. Von welchen Eltern? Das vermochte Niemand zu sagen. Man hatte ihren Vater und ihre Mutter niemals gekannt. Sie hieß Fantine. Warum Fantine? Sie hatte niemals einen andern Namen gehabt. Zur Zeit ihrer Geburt bestand noch das Direktorium. Sie hatte keinen Taufnamen, weil es damals keine Kirche gab. Sie hieß wie es dem ersten besten Vorübergehenden einfiel, der sie klein und barfuß in den Straßen umherlaufend antraf. Sie empfing den Namen, wie sie auch das Wasser aus den Wolken auf ihre Stirne empfing, wenn es regnete. Man nannte sie die kleine Fantine; mehr wußte Niemand von ihr. Mit 10 Jahren verließ Fantine die Stadt und trat bei Pächtern der Umgegend in Dienst. Mit 15 Jahren kam sie nach Paris, „um ihr Glück zu machen.“ Fantine war schön und blieb rein, so lange sie es eben vermochte. Sie war eine hübsche Blondine mit schönen Zähnen. Sie hatte Gold und Perlen als Mitgift; aber ihr Gold hatte sie auf ihrem Kopfe und die Perlen in ihrem Munde.

Sie arbeitete um zu leben; dann liebte sie auch um zu leben, denn das Herz will auch seine Befriedigung haben. Sie liebte Tholomyes.

Für ihn war es eine Liebschaft, für sie eine Leidenschaft. Die Straßen des Quartier Latin, welche von dem Gewühle der Studenten und ihrer Grisetten erfüllt sind, sahen den Anfang dieses Liebestraumes. Sie war in diesen Straßen, in denen so viele Liebschaften angeknüpft und gelöst werden, Tholomyes lange ausgewichen, aber so, daß sie ihm immer wieder begegnete. Das war der Anfang der Idylle. Blachevelle, Listollier und Fameuil bildeten eine Art Gruppe, deren Haupt Tholomyes war. Er hatte den Geist.

Tholomyes war ein Student nach altem Muster, ein „bemoostes Haupt;“ er war reich, er besaß jährlich 4000 Francs Rente. Tholomyes war ein Lebemann, in den Dreißigern und hatte sich schlecht conservirt.

Er hatte Runzeln im Gesicht, Zähne verloren und wies mit Spott auf seine Kahlköpfigkeit hin, denn auf seinem Kopfe hatte sich bereits eine Glatze gebildet. Er verdaute schlecht und ein Auge thränte beständig. Aber in dem Maße, wie seine Jugend erlosch, fachte er seine Lustigkeit an. Die Zähne ersetzte er durch sein komisches Geberdenspiel, seine Haare durch die Freude, seine Gesundheit durch die Ironie und sein thränendes Auge lachte unaufhörlich. Er war verwittert, aber noch immer voller Blüthen. Seine Jugend, die vor der Zeit schwand, zog sich in guter Ordnung zurück, sie brach in Lachen aus und man sah nur Feuer in derselben. Er hatte eine Posse geschrieben, die jedoch im Vaudeville nicht angenommen wurde. Dann und wann machte er Verse. Er zweifelte an Allem, was in den Augen der Schwachen sich als große Stärke zeigt. Da er ironisch war und eine Glatze hatte, so war er der Chef. Iron ist ein englisches Wort und heißt „Eisen.“ Ob das Wort Ironie wohl daher stammen mag?

Eines Tages nahm Tholomyes die drei Andern bei Seite und sagte in orakelhaftem Tone zu ihnen: Es ist jetzt beinahe ein Jahr her, daß Fantine, Dahlia, Zephine und Favorite immer eine Ueberraschung von uns verlangen. Sie sprechen uns immer davon, namentlich mir. Unaufhörlich fragen unsere Schönen mich, wann ich ihnen die Ueberraschung bereiten werde. Zugleich schreiben uns unsere Eltern. So hetzt man von beiden Seiten. Der Augenblick scheint mir gekommen. Besprechen wir uns.

Hierauf senkte Tholomyes seine Stimme und sagte etwas so Lustiges, daß alle vier in ein lautes und begeistertes Lachen ausbrachen und Blachevelle ausrief: Nun! das nenne ich eine Idee!

Sie kamen an eine mit Tabaksqualm gefüllte Kneipe, traten in dieselbe, und der übrige Theil ihrer Besprechung verliert sich im Dunkel.

Das Resultat dieser Dunkelheit war eine blendende Vergnügungspartie, welche am folgenden Sonntage Statt fand und wozu die vier jungen Leute die vier Mädchen einluden.

III.

Vier zu Vier.

Es hält schwer, sich heute noch vorzustellen, was vor 50 Jahren eine Landpartie von Studenten und Grisetten war. Paris hat nicht mehr dieselbe Umgebung; die Physiognomie hat sich seit einem halben Jahrhundert vollständig verändert. Wo früher eine zweirädrige Chaise rasselte, braust jetzt ein Eisenbahnzug daher: wo sich früher ein Boot langsam auf der Seine hinschleppte, stolzirt jetzt ein Dampfer einher. Das Paris von 1862 ist eine Stadt, die ganz Frankreich zu ihrem Weichbilde hat.

Die erwähnten vier Paare betheiligten sich an allen nur möglichen ländlichen Vergnügungen. Es war im Anfang der Ferien, ein warmer und heller Sommertag. Am Abende vorher hatte Favorite, welche die einzige war, die zu schreiben verstand, im Namen der vier Andern Folgendes an Tholomyes geschrieben: „Der Morgen ist die beste Stunde zu einem Ausfluge.“ Deßhalb standen sie des Morgens um sechs Uhr auf, fuhren gemeinschaftlich nach St. Cloud, besahen dort den ausgetrockneten Wasserfall, meinten, es müßte sehr schön sein, wenn Wasser darin wäre, frühstückten im „Mohren,“ machten allerlei tolle Spiele, pflückten Blumen, kauften hier und dort, naschten, wo sich die Gelegenheit dazu bot und waren, mit einem Wort äußerst glücklich.

Die jungen Mädchen zwitscherten und schwätzten wie junge, eben flügge gewordene Vögel. Es war ein Freudenrausch. Dann und wann stießen, kniffen und neckten sie die jungen Leute. Es war der Morgenrausch des Lebens. Alle Vier waren zum Entzücken hübsch. Ein alter klassischer Poet, der damals viel von sich reden machte, der Ritter de Labouisse, sah sie an jenem Tage unter den Maulbeerbäumen von St. Cloud umherirren und rief aus, indem er an die Grazien dachte: „Es ist eine zu viel.“ Favorite, die Freundin Blachevelle's, welche die Alte hieß und 23 Jahre zählte, eilte voraus unter den mächtigen grünen Baumzweigen, sprang über Gräben, hüpfte über Gesträuche und gab wie ein junger weiblicher Faun den Ton an bei dieser lustigen Partie. Zephine und Dahlia, deren gegenseitige Schönheit dann am besten zur Geltung gelangte, wenn sie beieinander waren, trennten sich nicht und zwar mehr aus Instinkt der Koketterie als aus Freundschaft. Sie stürzten sich wechselseitig aufeinander und nahmen eine Haltung nach Art der Engländerinnen an. Die ersten Keapsakes waren erschienen. Die Melancholie war bei den Frauen in Mode, wie später der Byronismus bei den Männern. Listollier und Fameuil

welche eine Unterhaltung über ihre Professoren angeknüpft hatten, erklärten Fantine den Unterschied zwischen Delviercourt und Blondeau, Blachevelle schien besonders zu dem Zwecke geschaffen zu sein, des Sonntags den Shawl Favoriten's auf seinem Arme zu tragen. Tholomyes folgte und beherrschte so die Beiden. Er war sehr heiter, aber man fühlte, daß er das Scepter schwang. Es lag eine Art Diktatur in seiner Fröhlichkeit. Seine besondere Zierde waren unförmig weite Nankinbeinkleider mit straffangezogenen Fußriemen. In der Hand einen gewaltigen Rohrstock, der 200 Francs gekostet hatte, und im Munde hatte er Cigarren, — was zu jener Zeit noch etwas Seltenes und besonderes war.

Dieser Tholomyes ist bewunderungswürdig, sagten die Anderen mit Verehrung. Welche Beinkleider! Welch eine Energie!

Was Fantine betrifft, so war sie die Freude selbst. Ihre glänzenden Zähne hatten offenbar die Bestimmung, — zu lachen. Sie trug ihren Strohhut mit den langen weißen Bändern lieber in der Hand als auf dem Kopfe. Ihre rosigen Lippen plauderten zum Entzücken. Ihre üppigen, etwas aufgeworfenen Mundwinkel schienen die Kühnheit herauszufordern, aber ihre langen, dunklen Augenwimpern senkten sich bescheidentlich über die Keckheit, welche sich in dem untern Theile ihres Gesichtes aussprach. Sie trug ein Barège-Kleid, kleine Schuhe mit hohen Absätzen, deren Bänder sich auf ihren feinen weißen Strümpfen kreuzten und eine Art Spencer. Die drei Andern, welche, wie wir gesehen haben, weniger schüchtern waren, als Fantine, trugen weit ausgeschnittene Kleider, was im Sommer und unter mit Blumen bedeckten Hüten viel Anmuthiges und Anziehendes hat. Aber außer diesen Kleidern trugen sie den Spencer der Fantine mit seiner Durchsichtigkeit und Indiskretion, der halb verhüllte und halb zeigte, dem der berühmte Liebeshof unter dem Vorsitze der Vicomtesse de Cette mit den meergrünen Augen vielleicht den Preis der Koketterie zuerkannt haben würde. Es kommt ja wohl vor, daß das Naivste eben das Klügste ist.

Blendend en face, zart im Profil, tiefblaue Augen, dichte Augenbrauen, kleine Füße, bewunderungswürdige Hände, eine blendend weiße Haut, welche hier und da das blaue Geäder durchschimmern ließ, eine kindliche und frische Wange, ein kräftiger Hals, ein starker, doch geschmeidiger Nacken, tadellos geformte Schultern, eine durch Sinnigkeit gemilderte Heiterkeit, die reinen Züge des Gesichtes einer Bildsäule: so war Fantine. Ja, man hätte sogar glauben sollen, unter diesen Flittern und Bändern sei eine Statue verborgen und diese Statue habe eine Seele.

Fantine war schön, ohne sich viel darauf einzubilden. Jene seltenen Denker, die geheimnißvollen Priester des Schönen, welche im Stillen jedes Ding der Vollkommenheit gegenüber stellen, würden in diesem Mädchen durch ihre Pariser Anmuth hindurch die geheiligte Euphonie der Alten erkannt haben. Dieses Mädchen aus den untersten Volksschichten hatte „Race". Sie war schön in zweierlei Beziehung, auf Styl und Rythmus. Der Styl ist die Form des Ideals; der Rythmus ist die Bewegung desselben.

Wir haben gesagt, daß Fantine die verkörperte Freude war; sie war auch die personifizirte Schamhaftigkeit. Ein Beobachter, der sie genau erforscht hätte, würde trotz des Rausches der Jugend, der Jahreszeit und der Liebe einen unaussprechlichen Ausdruck von Zurückhaltung und Bescheidenheit in ihr entdeckt haben. Sie gerieth immer noch in keusche Bewunderung. Fantine hatte lange, weiße und zarte Finger wie die Vestalin, welche in der Asche des heiligen Feuers mit einer goldenen Nadel rührt. Obgleich sie, wie wir es später leider sehen werden, Tholomyes nichts versagt hatte, so zeigte ihr Gesicht in der Ruhe einen durchaus jungfräulichen Ausdruck; eine Art ernster, ja strenger Würde überzog dasselbe plötzlich in gewissen Stunden, und es machte einen eigenthümlichen und verwirrenden Eindruck, wenn man ihre Munterkeit so schnell erlöschen und an die Stelle der Lustigkeit ohne Uebergang eine ernste Stimmung treten sah. Dieser plötzliche, zuweilen scharf hervortretende Ernst hatte Aehnlichkeit mit der Verachtung einer Göttin. Ihre Stirne, ihre Nase und ihr Kinn zeigte jenes Gleichgewicht der Linien, welches sehr verschieden ist von dem Gleichgewicht der Verhältnisse und aus welchem die Harmonie des Antlitzes hervorgeht. In dem so charakteristischen Zwischenraume, welcher den untern Theil der Nase von der Oberlippe trennt, hatte sie jenes unmerkliche und reizende Fältchen, das geheimnißvolle Zeichen der Keuschheit, welches Barbarossa Liebe zu einer Diana einflößte, welche man bei Ausgrabungen in Ikonium fand.

Die Liebe ist ein Vergehen; es mag sein! In Fantine aber schwebte die Unschuld über dem Vergehen.

IV.

Tholomyes ist so vergnügt, daß er ein spanisches Lied singt.

Dieser Tag war von Anfang bis zu Ende, wenn man so sagen darf, Morgenroth. Die ganze Natur schien gefeiert zu haben und zu lachen. Es herrschte in St. Cloud eine balsamische Luft; ein von der Seine aufsteigendes Wehen bewegte leise die Zweige; die Zweige gestikulirten in diesem Gesäusel; die Bienen raubten die Jasmi-

nen aus; Schaaren bunter Schmetterlinge sammelten sich im Klee und in dem närrischen Hafer, und den erhabenen Park des französischen Königs durchflatterte eine zahllose Menge vagabondirender Vögel.

Die vier jungen Paare, welche sich mit der Sonne, den Feldern, den Blumen und Bäumen vermengt hatten, strahlten. Und in dieser paradiesischen Gemeinsamkeit, wo sie plaudernd und singend umhereilten, tanzten, Blumen pflückten, sich ihre rosafarbigen durchbrochenen Strümpfe in dem hohen Grase befeuchteten, toll und arglos umherspringend, küßten sich hier und da alle untereinander, mit Ausnahme Fantine's, welche in ihrer eigenthümlichen, scheuen Zurückhaltung verharrte und welche liebte. „Du siehst immer sonderbar aus," sagte Favorite zu ihr.

Das sind wahre Freuden. Diese Ausflüge verliebter Paare sind ein mächtiger Appell an das Leben und an die Natur; sie lassen aus Allem Liebkosungen und Licht hervorsprudeln. Es gab einmal eine Fee, welche die Wiesen und die Bäume ganz besonders für die Liebenden schuf. Daher das Hüpfen und Schwärmen der Liebenden auf Auen und Wiesen, welches nie aufhören und so lange dauern wird, als es Feld, Wald, Wiese, Grün und Blumen und als es jugendliche Verliebte gibt. Der Patrizier und der Habenichts, der Herzog, der Pair und der Bettler, die Hofleute und die Leute der Stadt, wie die Bezeichnung ehemals lautete, Alle müssen diesem Zuge folgen. Man lacht, man sucht sich, die Luft ist erfüllt mit einer sonderbaren Helle. Welch' eine Verklärung geht mit dem vor, welcher liebt. Selbst Notariatsgehülfen sind Götter! Man glaubt, das würde niemals ein Ende nehmen. Die Philosophen, die Dichter, die Maler betrachten diese Verzückungen und wissen nicht, was sie damit machen sollen, so blendet das Alles!

Nach dem Frühstück besahen die vier Paare eine neu aus Indien angekommene Pflanze, deren Namen uns entfallen ist und welche zu jener Zeit fast ganz Paris nach St. Cloud zog. Es war ein bizarrer, allerliebster Strauch mit hohem Stengel, dessen unzählige, seidenfeine und blätterlose Zweige von einer Million kleiner weißer Röschen bedeckt waren, was der Pflanze das Aussehen gab, als ob sie von einem mit Blumen durchstreuten Haarschmucke umgeben sei. Es umstand dieselbe immer eine Anzahl Bewunderer.

Nachdem der Strauch besehen war, sagte Tholomyes: „Ich sorge für den Esel!" Er verständigte sich mit dem Eseltreiber über den Preis und man kehrte über Vanvres und Issy zurück. In Issy war der dortige Park, Nationalgut, welchen jetzt ein gewisser Bourguin

hestet, zufällig weit geöffnet. Sie begaben sich hinein, besuchten die Einsiedler-Gruppe in ihrer Grotte und versuchten die kleinen geheimnißvollen Wirkungen des berühmten Spiegelkabinets. Sie bewegten mächtig die große Schaukel, welche an zwei von dem Abbé de Bernis gefeierten Castanienbäumen befestigt war. Während die Schönen Eine nach der Andern in lautem Gelächter und unter dem Flattern der Gewänder sich schaukeln ließen, sang der Toulouser Tholomyes, der etwas Spanisches an sich hatte, da Toulouse gewissermaßen die Nachbarin von Tolosa ist, ein altes spanisches Liedchen, welches vielleicht auch durch ein Mädchen angeregt wurde, welches auf einer Schaukel zwischen den Bäumen einherflog.

Soy de Badajoz.
Amor me Jlama
Toda mi alma
Es en mis ojos
Porque ensenas
A tus piirnas.

Nur Fantine wollte sich nicht schaukeln.

Ich liebe nicht, daß man sich solch ein Ansehen gibt, murmelte Favorite etwas verletzt.

Als man die Esel entließ, harrte ihrer eine neue Freude; sie fuhren in Booten die Seine hinauf und gingen von Passy bis zur Barriere de l'Etoile zu Fuß. Sie waren, wie wir gehört, bereits seit 5 Uhr Morgens auf den Beinen; „aber Sonntags wird man nicht müde," bemerkte Fantine. Von Zeit zu Zeit rief Favorite unterwegs aus:

Aber die Ueberraschung? Wo bleibt denn die Ueberraschung?

Geduld! antwortete Tholomyes.

V.

Bei Bombarda.

Mittlerweile dachte man doch an's Diner, und die freudestrahlenden vier Paare landeten endlich etwas müde im Cafe Bombarda, einem Filialgeschäft, welches der berühmte Restaurateur Bombarda, dessen Schild man damals in der Rue de Rivoli neben der Straße Delorme sah, in den Champs Elysées errichtet hatte.

Ein großes, schönes Zimmer, mit Alkoven und Bett im Hintergrunde, (da das Schenkzimmer so überfüllt war, so mußte man hiermit fürlieb nehmen) zwei Fenster, von denen aus man die Ulmen,

den Quai und den Fluß sehen konnte. Eine herrliche Augustsonne streifte die Scheiben. Auf einem der beiden Tische lag ein Berg von Damen- und Herrenhüten, mit Blumenbouquets gemischt; an dem andern Tische saßen vier lustige Paar um ein Durcheinander von Schüsseln, Tellern, Gläsern, Bierkrügen, Weinflaschen u. s. w.

So stand es mit der um 5 Uhr Morgens begonnenen Schäferei Nachmittags um 4½ Uhr. Die Sonne senkte sich; der Appetit war gestillt.

In den Champs Elysées, voller Sonne und Menschen, sah man nur Licht und Staub, zwei Dinge, aus denen der Ruhm besteht. Die Pferde von Marly, diese wiehernden Marmorblöcke, bäumten sich in einer goldglänzenden Wolke. Karossen fuhren hin und her. Eine Schwadron prachtvoller Gardes du Corps kam die Chaussee Neuilly herunter; die weiße Flagge, welche die untergehende Sonne etwas rosig färbte, wehte auf der Kuppel der Tuilerien. Der Platz de la Concorde, welcher jetzt wieder „Platz Ludwigs XV." hieß, war überfüllt von glücklichen Spaziergängern. Viele trugen eine silberne Lilie an einem Moirée-bande im Knopfloche. Schaaren sonntäglich feiernder Bewohner der Vorstädte trieben sich auf dem großen Platze umher, spielten Ringelstechen und amüsirten sich auf den hölzernen Pferden der Carrousels. Andere tranken. Einige, Druckerlehrlinge, trugen Mützen von Papier; weithin erschallte ihr fröhliches Johlen. Es war eine Zeit unbestreitbaren Friedens und tiefer royalistischer Sicherheit; es war jene Zeit, wo ein geheimer Specialbericht des Polizei-Präfekten Angles an den König über die Vorstädte von Paris mit folgenden Zeilen schloß: „Alles wohl erwogen, Sire, so ist von diesen Leuten nichts zu fürchten. Sie sind leichtfertig und indolent wie die Katzen. Das untere Volk der Provinzen ist beweglich, ungestüm; das in Paris nicht. Es sind alle kleine Menschen, Sire! Sie müßten ihrer zwei aufeinander stellen, um einen ihrer Grenadiere daraus zu machen. Von Seiten des Volkes der Hauptstädte liegt kein Grund zur Besorgniß vor. Es ist merkwürdig, daß die Statur dieser Bevölkerung in den letzten 50 Jahren noch kleiner geworden ist; das Volk der Pariser Vorstädte ist kleiner als vor der Revolution! Es ist keine Gefahr vorhanden. Uebrigens ist es eine gutmüthige Canaille!"

Daß eine Katze sich in einen Löwen verwandeln kann, hielten die Polizeipräfekten nicht für möglich. Aber es ist doch der Fall und das ist das Wunderbare an dem Volke von Paris. Die von dem Grafen Angles so verachtete Katze wurde übrigens in den alten Republiken sehr verehrt. Sie stellte in deren Augen die Freiheit dar. Unter Andern stand auf dem öffentlichen Platze in Corinth die kolossale

Statue einer Katze. Die naive Polizei der Restauration sah das französische Volk durch etwas zu schön gefärbte Gläser an. Es ist keineswegs „eine gutmüthige Canaille." Der Pariser ist für den Franzosen, was der Athenienser für den Griechen war. Niemand schläft besser als er; Niemand ist offener, frivoler und fauler als er; Niemand scheint mehr zu vergessen als eben er. Aber man verlasse sich darauf nicht. Er ist fähig, Alles hinzunehmen und gehen zu lassen; ist aber der Witz zu Ende, dann ist er bewunderungswürdig in jeder Art der Wuth. Man sporne ihn an und man hat den 10. August; man gebe ihm ein Gewehr und man hat Austerlitz. Er ist der Stützpunkt Napoleons und die Hülfsquelle Dantons. Wenn es sich um das Vaterland handelt, so legt er die Uniform an; handelt es sich um die Freiheit, so reißt er die Pflastersteine aus dem Boden.

Man nehme sich in Acht vor ihm. Aus der ersten besten Straße macht er ein kaudinisches Joch. Wenn die geeignete Stunde kommt, dann wird dieser Vorstädter groß; dann erhebt sich dieser kleine Mann; sein Gesicht nimmt einen furchtbaren Ausdruck an, sein Athem wird zum Sturme und aus dieser schwächlichen Brust gebt Wind genug hervor, um die Klüfte der Alpen zu verschieben.

Dem Pariser Vorstädter hat die Revolution es zu verdanken, daß sie Europa erobern konnte. Er singt, das ist seine Freude. Man setze sein Lied mit seiner Natur in Verbindung, und man wird sehen! So lange es nur die Carmagnole zum Refrain hat, stürzt er nur Ludwig XVI. vom Throne; heißt man ihn die Marseillaise singen, so befreit er die Welt.

Kehren wir jetzt von jener Notiz des Grafen Angles zu unsern vier Paaren zurück. Das Diner war, wie wir gesehen, beendigt.

VI.

Ein Kapitel, in welchem man sich anbetet.

Fameuil und Dahlia trillerten, Tholomyes trank, Zephine lachte, Fantine lächelte. Listollier blies in eine hölzerne Trompete, welche er in St. Cloud gekauft hatte. Favorite sah Blachevelle zärtlich an und sagte:

Blachevelle, ich bete Dich an!

Dieses veranlaßte von Seiten Blachevelle's die Frage:

Was würdest Du thun, Favorite, wenn ich Dich nicht mehr liebte?

Ich! rief Favorite aus. Ach, sprich so nicht, auch nicht im Scherz.

Wenn Du aufhörst mich zu lieben, würde ich Dir nacheilen, würde ich Dich umklammern, Dich kratzen, würde Dich mit Wasser bespritzen und Dich verhaften lassen.

Blachevelle lächelte mit wollüstiger Blasirtheit. Favorite fuhr fort: Ja, ich würde die Wache rufen. Oh! Ich würde mich nicht im Mindesten dazu schämen! Canaille!

Blachevelle warf sich entzückt in seinen Stuhl zurück und schloß stolz die Augen.

Dahlia, welche noch aß, sagte leise zu Favorite:

Vergötterst Du Deinen Blachevelle denn wirklich?

Ich hasse ihn, erwiederte Favorite in demselben Tone, indem sie ihre Gabel wieder nahm. Er ist geizig. Ich liebe den Kleinen unserm Hause gegenüber. Es ist ein sehr hübscher junger Mann. Kennst Du ihn? Man sieht ihn für den Schauspieler an. Ich liebe die Schauspieler. Wenn er nach Hause kommt, klagt seine Mutter: „Ach! Nun ist meine Ruhe wieder hin. Jetzt wird er wieder zu lärmen anfangen. Aber Du verrückst mir noch den Kopf." Er geht nämlich auf den Speicher, wo er singt und deklamirt. Er verdient bereits 20 Sous den Tag mit Abschreiben bei einem Advokaten. Er ist der Sohn eines ehemaligen Kantors von St. Jacques de Haut-Pas. Er vergöttert mich so, daß er eines Tages, wo ich damit beschäftigt war, Teig zu kneten, zu mir sagte: „Mamsell! Machen Sie Pfannkuchen aus Ihren Handschuhen und ich werde sie essen." Nur Künstler können so was sagen. Er ist schön. Ich bin im besten Zuge mich in diesen Kleinen wahnsinnig zu verlieben. Aber das macht nichts. Dann sage ich doch zu Blachevelle, daß ich ihn anbete. Nun? Wie ich lügen kann!

Favorite hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort;

Ich bin traurig, Dahlia. Den ganzen Sommer regnet es; der Wind verstimmt mich im höchsten Grade. Blachevelle ist knauserig; Erbsen giebt's noch kaum auf dem Markte, man weiß nicht was man essen soll. Ich habe den Spleen, wie die Engländer sagen. Die Butter ist so theuer! Und dann, es ist schrecklich zu sagen, speisen in demselben Zimmer, wo auch ein Bett steht! Das verkürzt mir das Leben!

VII.

Die Weisheit des Tholomyes.

Während Einige sangen, plauderten die Andern tumultuarisch durcheinander und das ganze gab einen wüsten Lärmen. Tholomyes legte sich ins Mittel.

Schwätzen wir nicht so in's Blaue hinein und nicht so rasch, rief er aus. Ueberlegen wir, wenn wir Effekt machen wollen. Zu viel Improvisation erschöpft den Geist. Das Bier, welches ausläuft, macht keinen Schaum. Essen wir mit Andacht, tafeln wir langsam und eilen wir mit Weile. Sehen Sie nur, wie der Frühling erfriert, wenn er sich übereilt. Sein Uebermaß an Eifer verdirbt die Pfirsich- und Pflaumenblüthen. Die Eile ohne Weile nimmt auch den Diners ihre Anmuth und Freude. Keinen Uebereifer, meine Herren!

Eine dumpfe Rebellion gab sich in der Gruppe kund.

Lassen Sie uns in Ruhe, Tholomyes, bemerkte Blachevelle.

Nieder mit dem Tyrannen! rief Fameuil.

Wir sind nüchtern! fügte Listollier hinzu.

Betrachte meine Ruhe, Tholomyes, ergänzte Blachevelle.

Friede! rief Tholomyes in dem Tone eines Mannes aus, der das Scepter wieder ergreift. Ich wiederhole meine Ermahnung. Weg mit dem Uebereifer, fort mit dem Heidenlärm und dem wilden Toben! Kein Uebermaß, selbst nicht in der Fröhlichkeit und in Wortspielen. Ich bin klug wie Amphiarous und kahlköpfig wie Cäsar. Est modus in rebus. Auch das Zechen und Tafeln muß ein Ende nehmen. Sie lieben die Leckereien, meine Damen. Nehmen Sie nicht zu viel davon. Auch diese muß man mit Kunst und Verständniß genießen. Die Unmäßigkeit straft sich selbst. Die Unverdaulichkeit ist berufen dem Magen Moral zu predigen. Und bedenken Sie wohl, daß jede unserer Leidenschaften, selbst die Liebe, ein Magen ist, den man nicht überladen darf. Man muß zur rechten Zeit das Schlußwort „Finis" aussprechen, man muß sich zusammennehmen, wenn es nöthig ist, man muß seiner Zeit den Riegel vor seinem Appetit schieben. Derjenige ist weise, welche zur gegebenen Zeit seine eigene Verhaftung zu vollziehen versteht. Sie können einiges Vertrauen in mich setzen. Weil ich die Rechte einigermaßen studirt habe, wie es meine Examina bezeugten weil ich den Unterschied zwischen einer bewegten und einer schwebenden Frage kenne, weil ich eine latein. Thesis über die Art und Weise, wie man in Rom die Tortur vornahm zur Zeit, als Munatius Demens Quästor war, vertheidigt habe, weil ich, wie es scheint, bald Doktor sein werde, so folgt daraus nicht durchaus nothwendig, daß ich ein Dummkopf sei. Ich empfehle Euch Mäßigung in Euren Wünschen so wahr ich Felix Tholomyes heiße; es verhält sich so. Wohl Demjenigen, der, wenn die Stunde geschlagen, einen heroischen Entschluß faßt und abdankt wie Sylla oder Origenes.

Favorite hörte aufmerksam zu und sagte:

Welch ein vortreffliches Wort, Felix! Ich liebe diesen Namen. Es ist eine lateinische Bezeichnung und will soviel heißen als glücklich.

Quirites! Gentlemen! Caballeros! Freunde! Wollen Sie keinen Stachel empfinden, auf das Brautbett verzichten und der Liebe Trotz bieten? Es giebt nichts Einfacheres. Das Recept ist folgendes: Trinkt Limonade, arbeitet übermäßig und über Eure Kräfte, schleppt Blöcke und Klötze, schlafet wenig, spült Eure Kehlen mit kohlensauren Getränken und zuweilen mit Mohnsaft aus, würzt das Alles mit einer strengen Diät, vergeht vor Hunger, fügt kalte Bäder hinzu, nehmt Brechmittel ein und legt Euch eine Bleiplatte auf den Magen.

Ich habe lieber eine Frau, sagte Listollier.

Eine Frau! rief Tholomyes aus. Verlassen Sie sich darauf nicht. Wehe Dem, der sich auf das schwankende Herz einer Frau verläßt. Die Frau ist treulos und falsch. Sie haßt die Schlange aus Handwerksneid!

Du bist betrunken, Tholomyes! rief Blachevelle aus.

Freilich! sagte Tholomyes.

So sei heiter und vergnügt, bemerkte Blachevelle.

Es sei, entgegnete Tholomyes.

Und sein Glas füllend, erhob er sich und sprach:

Ruhm dem Wein! Nunc-te, Bacche, canam! Entschuldigen Sie meine Damen, das ist spanisch. Der Beweis, Senoras, ist folgender: Wie das Volk, so das Faß. Die Arroba von Castilien enthält 16 Litres, der Cantaro von Alicante 12, der Talmude der kanarischen Inseln 25, der Cuartin der Balearen 26, der Stiefel des Czaren Peter 30 Litres. Es lebe dieser Czar, welcher groß, und dieser Stiefel, welcher noch größer war.

Nun, meine Damen, ich will Ihnen noch einen freundschaftlichen Rath ertheilen: Täuschen Sie sich im Nachbar. Das Eigenthümliche in der Liebe ist der Irrthum. Die Liebschaft soll sich nicht abmühen und arbeiten wie eine englische Magd, welche von lauter Scheuern Horn auf den Knieen bekommt. Sie ist dazu nicht geschaffen; sie irrt fröhlich und vergnügt, die süße Liebschaft. Man hat gesagt: irren ist menschlich; ich sage: irren ist verliebt sein. Nun, meine Damen, ich vergöttere Sie alle. O, Zephine, Josephine, Sie würden reizend sein, wenn Sie nicht so sonderbar aussähen. Sie haben in der That das Aussehen, als ob Sie ein hübsches Gesicht hätten, auf das man sich, gleichsam aus Versehen, gesetzt hat. Und Favorite! O, Ihr Nymphen und Musen!

Als Blachevelle eines Tages über den Rinnstein Guerin-Boisseau schritt, sah er ein Mädchen mit weißen, glatt angezogenen Strüm-

pfen, das seine Waden zeigte. Diese Einleitung gefiel ihm und er liebte. Die welche er liebte, war Favorite. Oh, Favorite, du hast jonische Lippen! Es gab einen griechischen Künstler, genannt Euphorion, dem man den Beinamen „der Lippenmaler" gab. Dieser Grieche allein wäre würdig gewesen, Deinen Mund zu malen. Höre! Vor Dir gab es kein Wesen, das Deines Namens werth war. Du bist geschaffen, um den Apfel zu erhalten wie Venus, oder um ihn zu essen wie Eva. Die Schönheit beginnt bei Dir. Ich habe eben von Eva gesprochen; Du hast sie geschaffen. Du verdienst das Erfindungspatent der schönen Frau. Jetzt, Favorite, höre ich auf „Du" zu sagen, weil ich von der Poesie zur Prosa übergehe. Sie sprachen so eben von meinem Namen; das hat mich gerührt. Aber wer wir auch immer sein mögen, mißtrauen wir den Namen. Sie können sich irren. Ich heiße Felix und bin durchaus nicht glücklich. Die Worte sind Lügner. Glauben Sie nicht blind den Andeutungen, welche sie geben. — Miß Dahlia, ich würde mich an Ihrer Stelle Rosa nennen. Die Blume muß wohlriechend sein und die Frau Geist haben. Von Fantine sage ich nichts. Sie ist eine Denkerin, eine Träumerin, ein Schatten in Gestalt einer Nymphe. Sie hat die Schamhaftigkeit einer Nonne, welche sich in das Grisettenleben verirrt; sie flüchtet sich in Illusionen, sie singt, betet, schaut den blauen Himmel an, ohne zu wissen was sie sieht noch thut.

Fantine, merke Dir das heute: ich, Tholomyes, bin eine Illusion; aber sie begreift mich nicht einmal, das blonde Kind der Chimären! Uebrigens ist Alles in ihr Frische, Süßigkeit, Tugend, milde Morgenhelle, Fantine, Du verdientest eigentlich Perle zu heißen. Meine Damen! Jetzt ertheile ich Euch noch einen zweiten Rath: Heirathet nicht. Das Heirathen ist ein Pfropfreis; ein Mal gelingt's, ein anderes Mal nicht; setzt Euch der Gefahr nicht aus. Aber was ist das für ein Lied, welches ich da singe? Es ist in's Blaue gesprochen. Alle Mädchen sind heirathslustig, und wir mögen sagen was wir wollen, so träumt doch jede Nätherin, Putzmacherin und Schuheinfasserin von einer glücklichen und reichen Heirath. Aber beherzigt Eines, meine Schönen: Ihr genießet zu viel Zucker. Ihr Frauen begeht ein großes Unrecht, und das ist zu viel Zucker zu essen. Merkt wohl auf: der Zucker ist ein Salz. Jedes Salz trocknet aus und der Zucker thut dieses mehr wie jedes andere Salz. Er saugt das Flüssige des Blutes aus den Adern; das Blut wird dick und zuletzt gar ganz hart. Daher die Tuberkeln in der Lunge und zuletzt der Tod. Deshalb grenzt auch die Honigruhr an die Schwindsucht. Esset also keinen Zucker und Ihr werdet leben! Jetzt wende ich mich zu den Männern. Meine

Herren! Machet Eroberungen. Raubt Euch gegenseitig die Geliebte ohne Gewissensbisse. In der Liebe gibt es keine Freunde. Ueberall wo es eine schöne Frau gibt, beginnt die offene Feindschaft. Kein Pardon, Krieg auf Tod und Leben! Eine hübsche Frau ist ein casus belli. Alle Illusionen der Geschichte werden mit Cotillons beendigt. Die Frau ist das Recht des Mannes. Romulus hat die Sabinerinnen entführt, Wilhelm die sächsischen Weiber, Cäsar die Römerinnen. Der Mann, welcher nicht geliebt wird, stürzt sich wie ein Geier auf die Geliebten Anderer, und ich, ich richte an alle jene Unglücklichen, die Wittwer sind, die erhabene Proklamation Bonapartes an die italienische Armee: Soldaten! Es fehlt Euch an Allem. Der Feind hat Alles was Euch fehlt!

Tholomyes hielt inne.

Komme zu Athem, Tholomyes, sagte Blachevelle.

Blachevelle stimmte, von Listollier und Fameuil unterstützt, eines jener Werkstattsliedchen an, die gereimt oder reimlos, gedankenlos sind wie das Schaukeln des Baumes und das Geräusch des Windes und die in dem Tabaksqualm entstehen und mit demselben wieder verschwinden.

Dieser Gesang konnte Tholomyes nicht beruhigen. Er leerte sein Glas und begann wieder:

Nieder mit der Weisheit! Vergesset was ich gesagt habe. Ich bringe der Lustigkeit einen Trinkspruch aus. Seien wir lustig. Vervollständigen wir unser Rechtsstudium durch Thorheit und Nahrung. Es lebe die Schöpfung! die Welt ist ein Diamant. Ich bin glücklich; ich habe Feuer und Glück! Ich grüße Dich, Sommer! Die Pampas Amerikas würden mir gefallen, wenn ich nicht die Arkaden des Odeon hätte. Meine Seele verliebt sich in die jungfräulichen Wälder und den Savannen! Alles ist fröhlich! Die Mücken summen in den Sonnenstrahlen. — Küsse mich, Fantine!“

Und er versah sich und küßte Favorite.

VIII.

Der Tod eines Pferdes.

Man speist bei Edon besser als bei Bombarda, rief Zephine aus.

Ich ziehe Bombarda Edon vor, erklärte Blachevelle. Es ist bei jenem luxuriöser, asiatischer. Sehet doch den Saal dort unten; es hängen Spiegel an den Wänden. Und welche Messer, die Hefte sind bei Bombarda von Silber und bei Edon von Horn. Und Silber ist doch kostbarer als Horn.

Tolomyes schaute in diesem Augenblicke nach dem Invalidendom hin, der von den Fenstern Bombarda's aus sichtbar war.

Es entstand eine Pause.

Tholomyes, rief Fameuil plötzlich aus, Listollier und ich hatten eben einen Disput.

Ein Disput ist gut, antwortete Tholomyes, ein Zank noch besser.

Wir disputirten über Philosophie.

So?

Wem gibst Du den Vorzug, Descartes oder Spinoza?

Desaugniers, entgegnete Tholomyes.

Nach diesem Ausspruche trank er und fuhr fort: „Ich will leben, es sei! Es ist auf Erden doch noch nicht Alles aus, weil man dummes Zeug schwätzen kann. Ich danke den unsterblichen Göttern dafür. Man lügt, aber man lacht; man behauptet, aber man zweifelt. Meine Damen! Der Wein, welchen ihr so viel still und schweigsam trinkt, ist Madera, ein Gewächs von Coural das Freiras, welches 317 Klafter über dem Meeresspiegel liegt. Merket auf! dreihundertsiebenzehn Klafter! Und Herr Bombarda, der herrliche Restaurateur gibt Euch diese 317 Klafter zu 4 Francs 50 Centimen.

Ehre sei dem Bombarda. Er gleicht Munophis in Elephanta, wenn er mir eine Almea schicken, und Thygelion von Chäronäa, wenn er mir eine Hetäre bringen könnte. Denn, meine Damen, es gab Bombardas in Griechenland und in Egypten. Apulcjus berichtet es uns. Es ist nichts Neues, immer dasselbe. Nil sub sole novum, sagte Salomon; Amor omnibus idem, sagte Virgil. Noch ein letztes Wort. Wissen Sie, meine Damen, wer Aspasia war? Obgleich sie zu einer Zeit lebte, wo die Frauen noch keine Seele hatten, so hatte sie doch eine Seele, eine in Rosa und Purpur getauchte Seele, glühender als das Feuer, frischer als die Morgenröthe. Aspasia war ein Wesen, in welchem sich die beiden Extreme der Frau berührten; sie war eine prostituirte Göttin.

Tholomyes, der so wieder in Zug gerathen war, würde schwerlich inne gehalten haben, wenn in demselben Augenblicke nicht ein Pferd auf dem Quai niedergestürzt wäre. Es war eine alte, abgemagerte und für den Abdecker reife Stute, welche einen sehr schweren Karren ziehen mußte. Vor der Thüre Bombardas angekommen, wollte das Thier, welches erschöpft und abgemattet war, nicht mehr weiter. Dieser Zwischenfall zog eine Menge Volkes herbei. Kaum hatte der Karrenführer Zeit zu einem Fluch und zu einem unerbittlichen Peit-

schenhieb gehabt, als das Thier niederstürzte, um sich nie wieder zu erheben. Bei dem Lärm der Vorübergehenden wandten die heiteren Zuhörer des Tholomyes sich um.

Armes Thier! seufzte Fantine.

Dahlia rief aus: Ei, da beklagt Fantine nun die Pferde noch. Kann man wohl so dumm sein! Sie warf den Kopf zurück, sah Tholomyes fest an und sagte:

Nun! Wie ist's mit der Ueberraschung?

Richtig. Der Augenblick ist gekommen, antwortete Tholomyes. Meine Herren! Die Stunde, den Damen eine Ueberraschung zu bereiten, hat geschlagen. Warten Sie einen Augenblick meine Damen.

Das beginnt mit einem Kuß, sagte Blachevelle.

Auf die Stirne, antwortete Tholomyes.

Jeder drückte mit ernster Miene einen Kuß auf die Stirne seiner Geliebten; dann gingen alle Viere, den Finger auf den Mund gelegt, hintereinander zur Thüre hinaus.

Favorite klaschte bei ihrem Hinausgehen in die Hände und sagte: Das ist schon amüsant.

Bleibet nicht zu lange, murmelte Fantine, wir erwarten Euch.

IX.

Lustiges Ende der Freude.

Als die jungen Mädchen allein waren, legten sie sich in's Fenster und plauderten vorn über geneigt von einem Fenster in das andere hinüber.

Sie sahen die vier jungen Männer Arm in Arm das Wirthshaus Bombarda verlassen. Sie wandten sich um, nickten ihnen mit dem Kopfe zu und verschwanden in der staubigen Menge welche Sonntags die Champs Elysées füllt.

Bleibt nicht lange! rief Fantine.

Was sie uns wohl mitbringen mögen? bemerkte Favorite.

Es wird gewiß etwas Hübsches sein, sagte Dahlia.

Ich möchte, daß es etwas von Gold wäre, fügte Favorite hinzu.

Sie wurden indeß bald durch die Bewegung am Ufer des Wassers zerstreut. Es war um die Zeit, wo die Posten und Diligencen abgingen. Fast sämmtliche Posten nach dem Süden und dem Westen passirten damals die Champs Elysées. Die meisten fuhren über den Quai durch die Barriere von Passy. Von Minute zu Minute drängte sich ein mächtiger, schwarz und gelb angestrichener, schwer mit Koffern, Felleisen u. s. w. beladener und mit Passagieren gefüllter Wagen durch

die Menge, zermalmte das Pflaster und wirbelte gewaltige Staubwolken auf. An diesem Lärm ergötzten sich die jungen Mädchen. Favorite rief aus.

Welch ein Spektakel! Man möchte sagen, daß ein Haufen Ketten davon flöge.

Es ereignete sich ein Mal, daß einer jener Wagen, welche man nur mit Mühe unter den dichten Ulmen unterscheiden konnte, einen Augenblick inne hielt und dann im Galop wieder weiter fuhr. Fantine wunderte sich darüber.

Es ist sonderbar! sagte sie; ich meinte doch die Diligencen hielten nicht inne.

Favorite zuckte mit den Achseln: „Diese Fantine ist doch eigenthümlich. Sie geräth über die einfachsten Dinge in Verwunderung. Man denke sich Folgendes: ich bin ein Reisender und sage zur Diligence, ich gehe schon bis auf den Quai voraus, lassen Sie mich dort einsteigen. Die Diligence fährt vorüber, sieht mich, hält inne und nimmt mich auf. Das kommt jeden Tag vor. Du kennst das Leben noch nicht, meine Liebe."

So verstrich einige Zeit. Plötzlich machte Favorite eine Bewegung wie Jemand, der erwacht.

Nun, sagte sie, wo bleibt denn die Ueberraschung?

Ei, ja, bemerkte Dahlia, die berühmte Ueberraschung!

Sie bleiben sehr lange, fügte Fantine hinzu.

Kaum war dieser Seufzer über Fantinens Lippen gedrungen, als der Kellner, welcher das Diner servirt hatte eintrat. Er hielt etwas in der Hand, das einem Briefe glich.

Was ist das? fragte Favorite.

Es ist ein Brief, welchen die Herren für die Damen zurückgelassen haben, antwortete der Kellner.

Warum haben Sie ihn nicht gleich gebracht?

Weil die Herren befohlen haben, ihn den Damen erst nach Verlauf einer Stunde zu übergeben.

Favorite riß dem Kellner den Brief aus der Hand. Ei, sagte sie, er ist ohne Adresse. Aber es steht etwas darauf geschrieben:

„Das ist die Ueberraschung."

Sie öffnete den Brief lebhaft und las (sie konnte lesen) Folgendes:

„Geliebte! Ihr wisset, daß wir Eltern haben. Eltern! Freilich ist das etwas wovon ihr wenig versteht. Dieselben heißen in dem Code civil Väter und Mütter. Diese Eltern seufzen, sehnen sich nach uns; jene guten Männer und guten Frauen nennen uns

verlorene Söhne; sie wünschen unsere Rückkehr und bieten sich an, ältKer schlachten zu lassen. Wir gehorchen ihnen, da wir tugendhaft sind. In dem Augenblicke, wo Ihr diese Zeilen leset, bringen uns feurige Rosse zu unsern Vätern und Müttern. Wir hauen uns Hütten, wie die Redensart ist. Wir reisen ab, wir sind abgereist. Die Toulouser Diligence entreißt uns dem Abgrunde, und der Abgrund seid Ihr, unsere kleinen Schönen! Wir treten zurück in die Gesellschaft, in die Pflicht, in die Ordnung und zwar in einem Trab, in dem man 4 Meilen in der Stunde zurücklegt. Es ist von Bedeutung für das Vaterland, daß wir werden, was alle Welt wird, Präfekten, Familienväter, Feldhüter, Staatsräthe. Verehrt uns, wir opfern uns. Wenn dieser Brief Euch das Herz zerreißt, so werft ihn bei Seite. Lebet wohl!

Ungefähr 2 Jahre hindurch haben wir Euch glücklich gemacht. Zürnet uns nicht.

(gezeichnet): Blachevelle
Fameuil
Listollier
Felix Tholomyes."

Post=Scriptum: Das Diner ist bezahlt.

Die vier Mädchen blickten sich einander an.

Favorite brach zuerst das Schweigen. Nun! rief sie aus, das ist immerhin ein guter Spaß!

Es ist drollig, bemerkte Zephine.

Blachevelle muß diesen Einfall gehabt haben, fügte Favorite hinzu. Das macht mich verliebt in ihn. Kaum ist er abgereist, so fange ich an, ihn zu lieben. Das ist eine lustige Geschichte.

Nein, sagte Dahlia, es ist eine Idee von Tholomyes. Man erkennt ihn darin wieder.

In diesem Falle, entgegnete Favorite, rufe ich: Nieder mit Blachevelle! Es lebe Tholomyes!

Es lebe Tholomyes! riefen Dahlia und Zephine.

nd sie brachenin Lachen aus.

Fantine lachte mit den Andern.

Als sie eine Stunde nachher in ihr Stübchen zurückgekehrt war, weinte sie. Es war, wie wir bereits gesagt haben ihre erste Liebe. Sie hatte sich diesem Tholomyes hingegeben wie einem Gatten und das arme Mädchen hatte ein Kind.

(Ende des ersten Bandes.)

Die Elenden

von

Victor Hugo.

Deutsch von Wilhelm Schroers.

Erster Theil: Fantine.

(Zweiter Band.)

Mülheim a. d. Ruhr, 1863.
Verlag von Julius Bagel.

Gedruckt bei F. H. Nieten in Duisburg.

Viertes Buch.

Anvertrauen ist zuweilen überlassen.

I.

Eine Mutter, die einer anderen begegnet.

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts gab es in Montfermeil bei Paris eine Art von Garküche, die heut zu Tage nicht mehr existirt. Sie wurde von Leuten gehalten, die sich Thénardier nannten und aus Mann und Frau bestanden. Das erwähnte Etablissement lag in der Ruelle du Boulanger.

Ueber der Thüre sah man ein Brett, flach auf die Mauer genagelt. Darauf war etwas gemalt, das wie ein Mann aussah, der einen andern auf dem Rücken hat. Dieser Letztere hatte dicke vergoldete Generals-Epauletten, mit großen silbernen Sternen darin. Rothe Flecken stellten Blut vor. Der Rest des Gemäldes bestand aus Rauch und sollte vermuthlich eine Schlacht bezeichnen. Darunter las man die Worte: „Zum Sergeanten von Waterloo." — Nichts ist so gewöhnlich als ein Wagen oder ein Karren vor der Thüre einer Herberge. Das Fuhrwerk, oder besser gesagt, das Stück Fuhrwerk aber, welches an einem Frühlingsabend im Jahre 1818 die Straße vor der Garküche des Sergeanten von Waterloo versperrte, hätte, seiner besondern Form wegen, die Aufmerksamkeit eines zufällig vorübergehenden Malers auf sich gezogen. Es war das Vordergestell eines Blockwagens, wie sie in den waldigen Gegenden gebraucht werden, und die dazu dienen, eichene Bohlen oder Baumstämme zu transportiren. Dieses Vordergestell bestand aus einer massiven, eisernen Rad-Achse, die zwei schwere ungewöhnlich große Räder trugen, und einer schweren Deichsel. Das ganze war plump, ungestaltet und wuchtig. Es glich beinahe der Lafette einer Riesenkanone. Die Waldwege hatten den Rädern, Speichen, Stäben, Achsen, und der Deichsel einen scheußlichen, schlammigen, gelblichen, dicken Anstrich gegeben, der so ziemlich dem glich, den man öfters an Cathedralen wahrnimmt. Das Holz war unter dem dicken

Schlamme und das Eisen unter dem Roste verschwunden. Unter der Achse hing, wie zur Zierrath, eine dicke Kette, würdig eines Galeerensklaven-Goliath. Beim Anblick dieser Kette dachte man nicht sowohl an die Bäume, die sie schleppen sollte, sondern an Mastodonten und Mammuths, für die sie nicht zu schwach gewesen wäre. Sie hatte ein so bagnonmäßiges, aber cyclopisches und übermenschliches Aussehen, als hätte den Polyphem, Shakespare den Caliban daran gefesselt.

Warum stand nun das Vordergestell dieses Blockwagens an dieser Stelle in der Straße? Zunächst um die Straße zu versperren, dann um vollends zu verrosten. Man findet in der alten sozialen Ordnung eine ganze Menge solcher Erscheinungen, und die keinen andern Grund haben, da zu sein, als diesen. Die Kette streifte unter der Achse ziemlich nahe an die Erde. In einer Biegung saßen an diesem Abende, wie auf dem Seile einer Schaukel, in lieblicher Umarmung, zwei kleine Mädchen, von welchen das eine zwei und ein halbes Jahr, das andere achtzehn Monate alt sein mochte. Das Kleinste lag in den Armen des Größten. Ein geschickt befestigtes Schnupftuch hinderte sie am Fallen. Eine Mutter hatte diese schauderhafte Kette gesehen und sich gesagt: Ei! das ist ein Spielzeug für meine Kinder.

Die beiden Kleinen, anmuthig und mit einiger Sorgfalt gekleidet, strahlten vor Vergnügen. Man hätte sagen sollen, zwei Rosen unter altem Eisen. Ihre Augen glänzten triumphirend. Auf ihren frischen Wangen lag ein süßes Lächeln. Die eine hatte blondes, die andere kastanienbraunes Haar. Ihre naiven Gesichter drückten ein reizendes Erstaunen aus. Ein blühender Strauch in ihrer Nähe schickte den Vorübergehenden die Wohlgerüche zu, welche von ihnen auszuströmen schienen. Die achtzehn Monat alte Kleine zeigte ihren nackten, schönen, weißen, kleinen Leib mit jener keuschen Ungeschicklichkeit, die Kindern eigen ist. Ueber und um diese beiden lieblichen, von Glück und Wonne strahlenden Kinderköpfchen zeichnete sich, gleich dem Eingange zu einer Höhle, das riesige, vom Rost geschwärzte, fast schrecklich aussehende, krumme und winkelige Vordergestell ab. Einige Schritte davon kauerte auf der Schwelle der Herberge die Mutter, eine Frau von übrigens abstoßendem Aeußern, die aber in diesem Momente etwas Rührendes hatte, weil sie die beiden Kinder mit Hülfe eines langen Seilchens schaukelte. Sie sah sich dabei mit einer ängstlichen Sorgfalt nach ihnen um, mit jenem himmlischen und seelenvollen Ausdruck, welcher nur der Mutter eigen ist. Bei jedem Hin- und Herschwanken der Kette

verursachten die scheußlichen Ringe einen durchdringenden Ton, der einem Zornausbruche glich. Die kleinen Mädchen jauchzten dann vor Freude, zu welcher sich die sinkende Sonne gesellte. Nichts konnte so reizend sein als die Laune des Zufalls, der aus einer Titanenkette eine Schaukel für Cherubine gemacht hatte.

Während die Mutter ihre beiden Kleinen so wiegte, sang sie mit einer falschen Stimme eine damals berühmte Romanze: „Es muß sein, sagte ein Krieger."

Ihr Gesang und die Betrachtung ihrer Töchter verhinderten sie, zu hören und zu sehen, was in der Straße vorging.

Inzwischen hatte sich ihr Jemand genähert, gerade als sie den ersten Vers der Romanze sang: denn plötzlich hörte sie eine Stimme, die nahe bei ihrem Ohre ihr die Worte zurief: Sie haben da zwei hübsche Kinder, Madame.

„Der schönen und zärtlichen Imogine," fuhr die Mutter fort, immer noch bei ihrer Romanze. Dann drehte sie den Kopf herum. Einige Schritte vor ihr stand eine Frau. Diese hatte ebenfalls ein Kind, das sie auf den Armen trug. Außerdem war sie noch mit einem ziemlich dicken, anscheinend sehr schweren Nachtsacke belastet.

Das Kind dieser Frau war eins der himmlischsten Wesen, die man nur sehen konnte. Es war ein kleines Mädchen von zwei bis drei Jahren. Es hätte den beiden andern kleinen Mädchen wegen der Koketterie seines Anzuges wohl den Sieg streitig machen können; es hatte einen bäurischen Kopfputz von feiner Leinwand, Bänder an seinem Leibchen und Spitzen an seinem Mützchen. Sein in die Höhe gehobener Rock ließ ein weißes, festes Bein mit Grübchen sehen. Die schöne Kleine war wunderbar rosig und sah sehr wohl aus. Sie machte einem Lust, in die Aepfel ihrer Wangen zu beißen. Von ihren Augen konnte man nur sagen, daß sie sehr groß sein mußten und prachtvolle Wimpern hatten. Sie schlief.

Sie schlief diesen Schlaf des unbedingten Vertrauens, der nur diesem Alter eigen ist.

Die Arme einer Mutter sind von Zärtlichkeit gemacht; die Kinder schlafen fest in denselben! —

Die Mutter sah ärmlich und traurig aus. Sie war wie eine städtische Arbeiterin angezogen, die wieder eine Bäuerin werden will. Sie war jung. War sie schön? Vielleicht; aber bei diesem Anzuge konnte man es nicht sehen. Ihr Haar, von welchem nur eine blonde Flechte zu sehen war, schien sehr stark zu sein, war aber strenge unter einem beguinenartigen, häßlichen, enganliegenden unter dem Kinn gebundenen Kopfputz verborgen. Das Lachen

zeigt die schönen Zähne, wenn man welche hat; aber sie lachte nicht. Sie war bleich; sie sah sehr müde und etwas krank aus; sie betrachtete das in ihren Armen schlafende Kind mit diesem eigenthümlichen Blick der Mutter, welche ihr Kind genährt hat. Ein großes, blaues Schnupftuch, wie es die Invaliden haben, wie ein Umschlagtuch zusammengelegt bedeckte auf schwerfällige Weise die Taille. Ihre Hände waren verbrannt und voller Sommersprossen, ihre Zeigefinger an der Spitze hart und von Nadelstichen zersetzt; sie trug einen braunen Mantel von grober Wolle, ein Kleid von Leinewand und große, dicke Schuhe.

Es war Fantine.

Ja, es war Fantine. Sie war schwer wieder zu erkennen; wenn man sie aber genau ansah, sah man, daß sie immer noch schön war. Eine traurige Falte, welche dem Anfang der Ironie glich, zog sich über ihre rechte Wange. Was ihre Toilette betraf, diese lustige Toilette von Musselin und Bändern, welche mit der Heiterkeit, der Thorheit und der Musik gemacht zu sein scheint, voll von Flitter und nach Veilchen duftend, — diese Toilette war verschwunden, wie diese schönen, glänzenden Nachtreife, welche in der Sonne gleich Diamanten strahlen; sie schmelzen und lassen den Zweig ganz schwarz zurück. Zehn Monate waren seit jenem „hübschen Spaß“ vergangen.

Aber was hatte sich denn Alles während dieser zehn Monate zugetragen? Man kann es errathen. — Dem Ueberfluß folgte bald der Mangel. — Fantine hatte Favorite, Zephine und Dahlia sofort aus dem Auge verloren: das Seitens der Männer zerrissene Band hatte sich Seitens der Frauen gelöst; sie würden sich vierzehn Tage später sehr verwundert haben, wenn man ihnen gesagt hätte, daß sie Freundinnen wären; es war hierzu kein Grund mehr vorhanden. Fantine war allein geblieben. — Nachdem der Vater ihres Kindes abgereist war — ach! ein solcher Bruch heilt nicht wieder — stand sie ganz allein, an Gewohnheit zur Arbeit ärmer, an Geschmack zum Vergnügen reicher. Durch ihre Verbindung mit Tholomyes dahin gebracht, ihre kleine Beschäftigung zu mißachten, hatte sie ihre Abzugsquellen vernachläßigt; sie waren verstopft. Kein Hülfsmittel! Fantine konnte kaum lesen; schreiben konnte sie gar nicht; in ihrer Jugend hatte man sie nur gelehrt, ihren Namen zu unterzeichnen. Sie hatte einmal durch einen öffentlichen Schreiber an Tholomyes schreiben lassen; dann zum zweiten, dann zum dritten Male. Tholomyes hatte nicht einmal geantwortet. Eines Tages hörte Fantine einige Klatschschwestern, als sie ihre Tochter betrachtete, sagen: meint man es denn wohl ernst mit diesen Kindern? Man zuckt die Achseln über solche Kinder. —

Da dachte sie an Tholomyes, der die Achseln über ihr Kind zuckte und der es mit diesem unschuldigen Wesen nicht ernst meine; und ihr Herz wurde finster gegen diesen Mann. — Aber was sollte sie nun thun? Sie wußte nicht mehr an wen sie sich wenden sollte. Sie hatte Fehler begangen, allein der Grund ihrer Natur war, wie man sich erinnern wird: Schamhaftigkeit und Tugend. Sie fürchtete unbestimmt, daß sie dicht daran war, in Elend zu fallen und in das Schlimmere hinabzugleiten. Sie mußte Muth haben, sie hatte ihn; sie stemmte sich. Sie kam auf den Gedanken, in ihre Vaterstadt zurückzukehren, nach M. an der M. Dort konnte sich vielleicht Jemand ihrer erinnern und ihr Arbeit geben. Ja! Aber ihren Fehltritt durfte Niemand ahnen! Sie erkannte nur unbestimmt die mögliche Nothwendigkeit einer Trennung, schmerzlicher noch, als es die erste war.

Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen, aber sie faßte einen Entschluß.

Fantine hatte, wie man sehen wird, den wilden Muth des Lebens. Auf den Putz hatte sie, rasch entschlossen, verzichtet: sie trug jetzt ein Kattunkleid. Alles, was sie an Seide, Putz, Bändern und Spitzen besessen, hatte sie zum Schmucke ihres Töchterchens bestimmt. Das war jetzt ihre einzige Eitelkeit und gewiß eine heilige. Sie verkaufte Alles, was sie noch besaß, und kam so in den Besitz von 200 Fr. Nachdem sie ihre geringen Schulden bezahlt hatte, blieben ihr ungefähr noch 80 Fr. Sie verließ Paris an einem schönen Frühlingsmorgen mit 21 Jahren und mit ihrem Kinde auf dem Rücken. Wer sie beide so hätte vorüberziehen sehen, hätte Mitleid mit ihnen gehabt. Diese Frau besaß auf der Welt nichts als dieses Kind, und dieses Kindes ganzer Reichthum auf Erden war diese Frau. Fantine hatte ihr Töchterchen selbst genährt. Dabei aber hatte ihre Brust gelitten, denn sie hustete etwas.

Da wir keine Gelegenheit mehr haben werden, etwas über Herrn Felix Tholomyes zu sagen, so beschränken wir uns darauf, zu erwähnen, daß er zwanzig Jahre später, unter dem Könige Louis Philipp, ein dicker, einflußreicher und vermögender Anwalt, ein kluger Wahlmann und ein sehr strenger Geschworener in der Provinz war. Dabei war er nach wie vor Lebemann.

Nachdem Fantine, um sich etwas zu erholen, dann und wann für drei oder vier Sous mittelst der sogenannten Petites Voitures (kleine Stellwagen) in den Umgebungen von Paris einige Meilen zurückgelegt hatte, kam sie so um die Mittagsstunde in Montfermeil, in der Ruelle du Boulanger an.

Als sie vor der Herberge Thénardier vorbeikam und die beiden

kleinen Engel sich so entzückt auf ihrer Monsterschaukel wiegen sah, blieb sie wie geblendet von dem Anblick dieser himmlischen Freude stehen.

Es gibt zauberhafte Erscheinungen und diese beiden kleinen Mädchen waren es für diese Mutter.

Sie betrachtete sie in größter Aufregung. Die Anwesenheit von Engeln kündigt die Nähe des Paradieses an. Sie glaubte über dieser Herberge das geheimnißvolle „Hier" der Vorsehung zu lesen. Diese beiden Kleinen waren offenbar glücklich. Sie betrachtete und bewunderte sie mit einer solchen Rührung, daß in dem Augenblicke, als die Mutter Athem zwischen zwei Strophen schöpfte, sie sich nicht enthalten konnte, ihr die schon erwähnten Worte zuzurufen:

Sie haben da zwei hübsche Kinder, Madame.

Die wildesten Geschöpfe werden entwaffnet, wenn man ihren Kleinen schmeichelt.

Die Mutter hob den Kopf in die Höhe und dankte. Dann lud sie die Vorübergehende ein, sich auf die Bank an der Thüre zu setzen, während sie selbst auf der Schwelle sitzen blieb.

Darauf plauderten die beiden Frauen mit einander.

Ich heiße Frau Thénardier, sagte die Mutter der beiden Kleinen. Diese Herberge gehört uns.

Dann auf ihre Romanze zurückkommend, summte sie zwischen den Zähnen:

Es muß sein, ich bin Ritter,
Ich muß nach Palästina ziehn.

Frau Thénardier war eine rothhaarige, untersetzte, eckige Frau, das Modell eines Soldatenweibes, in all seiner Anmuthlosigkeit. Und, wie sonderbar! dabei hatte sie etwas Sinnendes, das vom Romanlesen kam, so eine männliche Ziererei. Alte Romane haben solche Wirkungen auf die verschrobene Einbildungskraft von Köchinnen. Sie war jung, kaum 30 Jahre alt. Hätte diese Frau, die da auf der Schwelle hockte, aufrecht gestanden, so hätte vielleicht ihr hoher Wuchs, ihre viereckige Riesengestalt, die für eine Jahrmarktsbude paßte, die Reisende von vorneherein erschreckt, ihr Vertrauen erschüttert, und eine Annäherung unmöglich gemacht. Das Schicksal hängt gar manchmal davon ab, ob Jemand sitzt oder steht.

Die Reisende erzählte ihre Geschichte mit einigen kleinen Abänderungen.

Daß sie Handarbeiterin und ihr Mann gestorben sei; daß sie in Paris keine Arbeit habe finden können und daß sie nun diese anderwärts, in ihrer Heimath suche; daß sie Paris noch an demselben Morgen, zu Fuß, verlassen habe; daß, da sie ihr Kind trage

und deshalb müde wäre, sie den Wagen von Villemomble benutzt habe, der ihr begegnet sei; daß sie von Villemomble zu Fuß nach Montfermeil gegangen, und auch die Kleine ein Bischen, aber nicht viel, gelaufen sei. Sie wäre so jung, daß sie sie wieder hätte nehmen und ihr Kleinod wieder in Schlaf bringen müssen.

Bei diesem Worte gab sie ihrem Kinde einen leidenschaftlichen Kuß, so daß es erwachte. Das Kind öffnete seine großen blauen Augen, die es von der Mutter hatte und sah sich um; wonach? Nach Nichts und nach Allem, es sah sich um mit jenem ernsten, mitunter strengen Blick, der kleinen Kindern eigen ist, der ein Geheimniß ihrer strahlenden Unschuld, unserer Tugend im Dämmerlichte gegenüber ist. Man sollte glauben, sie fühlten, daß sie Engel, und wir Menschen sind. Dann fing das Kind an zu lachen, und glitt, obgleich es die Mutter zurückhielt, mit der unbezähmbaren Energie eines kleinen Wesens, das laufen will, auf die Erde. Mit einem Male sah es die beiden andern auf der Schaukel, blieb plötzlich stehen und streckte, als Zeichen der Bewunderung, die Zunge heraus.

Mutter Thénardier machte nun ihre Mädchen los, nahm sie von der Schaukel herunter und sagte: Amüsirt euch nun alle drei.

In solchem Alter wird man rasch vertraut. Nach Verlauf einer Minute spielten die kleinen Thénardiers schon mit der neu Angekommenen. Sie gruben Löcher in die Erde und hatten dabei ein unbeschreibliches Vergnügen.

Die neu Angekommene war sehr munter. In der Fröhlichkeit ihres Kindes konnte man die gute strenge Mutter erkennen. Es hatte einen Holzspan genommen, der ihm als Schaufel diente und bohrte emsig damit ein Loch, das groß genug war, einer Mücke als Grab zu dienen. Des Todtengräbers Arbeit erregt Lachen, wenn sie ein Kind verrichtet.

Inzwischen setzten die beiden Weiber ihr Geplauder fort.

Wie heißt denn Ihr Püppchen?

Cosette.

Cosette ist eine Ableitung von Euphrasie.

Die Kleine hieß Euphrasie und daraus hatte die Mutter Cosette gemacht, im Geiste jenes süßen und anmuthigen Instinktes, der die Mütter aus dem Volke, Josefa in Pepita und Francoise in Sillette umtaufen lehrt.

Diese Art Ableitungen sind im Stande, die Etymologisten vollständig außer Fassung zu bringen. Wir haben sogar eine Großmutter gekannt, der es wirklich gelungen war, Theodor in Gnon zu verwandeln.

Wie alt ist sie denn?

Sie geht in's dritte Jahr.

Grade wie meine Aelteste.

Inzwischen bildeten die drei kleinen Mädchen eine, tiefe Angst und Glückseligkeit ausdrückende Gruppe. Es war ein Ereigniß eingetreten. Ein dicker Wurm kroch eben aus der Erde heraus. Sie hatten Furcht und waren darüber entzückt.

Ihre strahlenden Stirnen berührten sich. Man hätte sagen sollen: es wären drei Köpfe im Glorienschein.

Wie die Kinder so schnell mit einander befreundet sind, schrie Mutter Thénardier: Man sollte schwören, es wären drei Schwestern!

Dieses Wort zündete wie ein Funke, den die andere Mutter erwartet zu haben schien. Sie ergriff die Hand der Thénardier, sah sie fest an und sagte dann:

Wollen Sie mir mein Kind bewahren?

Die Thénardier gerieth darüber in ein solches Erstaunen, daß sie weder Ja noch Nein sagte.

Fantine fuhr fort:

Sehen Sie; ich kann meine Tochter nicht mit nach der Heimath nehmen. Die Arbeit erlaubt es mir nicht. Mit einem Kinde kann man nirgends unterkommen. Sie sind so lächerlich dort im Lande! Mich hat der liebe Gott an Ihrer Herberge vorbeigeführt. Als ich Ihre Kleinen so artig, reinlich und zufrieden sah, war ich ganz ergriffen. Ich sagte da zu mir: das ist doch eine gute Mutter. Jetzt habe ich es! Das geben drei Schwestern. Und dann wird es ja nicht lange dauern, bis ich wieder da bin. Wollen Sie mein Kind so lange hüten?

Es wäre zu überlegen, sagte die Thénardier.

Ich gebe monatlich 6 Franken.

Jetzt ließ sich eine Stimme aus dem Innern des Hauses heraus vernehmen:

Unter sieben Franken nicht und dann sechsmonatliche Vorausbezahlung!

Sechsmal sieben ist zwei und vierzig, sagte die Thénardier.

Ich gebe sie, versetzte die Mutter.

Und außerdem fünfzehn Franken zur Deckung der ersten Auslagen, fing die Männerstimme wieder an.

Macht zusammen sieben und fünfzig Franken, sagte Madame Thénardier. Dazwischen summte sie:

Es muß sein, sprach ein Krieger.

Ihr sollt sie haben, war die Antwort. Ich besitze achtzig Fran-

ken. Mit dem Reste kann ich zu Fuß nach Hause gehen. Da unten werde ich Geld verdienen, und sobald ich es habe, hole ich meinen Engel wieder.

Darauf fing der Mann wieder an:

Hat die Kleine auch Zeug?

Es ist mein Mann, sagte die Thénardier.

Gewiß hat sie das, das arme liebe Kind. Ich habe wohl gemerkt, daß es Ihr Mann war. Und dazu noch schönes genug! Viel zu viel! alles Dutzendweise und seidene Kleider, wie eine Dame. Es ist alles dort in meinem Nachtsacke.

Das Zeug müssen Sie auch hier lassen, sagte der Mann wieder.

Gewiß werde ich das. Es wäre doch wunderlich, wenn ich Ihnen meine Tochter nackt übergäbe.

Nun kam das Gesicht des Meisters zum Vorschein.

Es ist gut, sagte er.

Der Handel wurde geschlossen. Die Mutter brachte die Nacht in der Herberge zu, gab ihr Geld und ließ ihr Kind dort; schnürte ihren von dem Kinderzeuge entbundenen, nun leicht gewordenen Nachtsack zusammen und reiste des folgenden Tages in der Frühe, ab, indem sie versprach, bald wieder zu kommen. — Soeine Abreise wird ruhig ausgeführt; aber sie ist zum Verzweifeln.

Eine Nachbarin der Thénardiers begegnete der Mutter, als sie davon ging. Sie ging zurück und sagte:

Ich habe so eben eine Frau in der Straße weinen gesehen, daß es zum Erbarmen ist.

Als die Mutter Cosettes fort war, sagte der Mann zu der Frau:

Damit kann ich meinen Wechsel von hundert und zehn Franken bezahlen, der morgen fällig ist. Es fehlten mir 50 Franken daran. Weißt Du, daß er mir protestirt worden wäre und ich den Gerichtsvollzieher im Hause gehabt haben würde?

Du hast da eine hübsche Falle gelegt, mit Deinen Kleinen.

Ohne daran zu denken, sagte die Frau.

II.

Eine Skizze von zwei schielenden Figuren.

Das gefangene Mäuschen war wohl sehr klein, aber die Katze freut sich auch über eine magere Maus.

Wer waren denn die Thénardiers?

Sagen wir nur gleich einige Worte darüber. Wir werden später den Entwurf ergänzen.

Diese Leute gehörten jener Bastardklasse an, welche zwischen gro-

ßen Emporkömmlingen und intelligenten Herabgekommenen, zwischen der sogenannten Mittelklasse und der niedern liegt, die einige Fehler der zweiten mit fast allen Lastern der ersten verbindet, ohne den hochherzigen Geist des Arbeiters, oder die Ordnung des ehrenhaften Bürgers zu besitzen. Es waren zwergartige Naturen, welche, wenn sie an einem düstern Feuer zufällig aufflammen, leicht ungeheuerlich werden. Es war in dem Weibe etwas vom Thiere und in dem Manne Stoff zum Schurken. Beide waren im höchsten Grade jenes scheußlichen Fortschritts fähig, der im Bösen gemacht wird. Es giebt Krebsseelen, die beständig nach dem Dunkeln zurückkriechen, die im Leben mehr rück- als vorwärts gehen, die Erfahrung zu Hülfe nehmen, ihre Unförmlichkeit noch auffallender zu machen, die immer schlechter, immer schwärzer werden. Dieser Mann und dieses Weib gehörten zu dieser Klasse.

Thénardier besonders war einem Physiognomiker eine unangenehme Erscheinung. Man braucht nur gewisse Leute zu betrachten, um ihnen zu mißtrauen. Man fühlt dann schon, daß sie vom Kopf bis zu den Füßen in unheimliches Dunkel gehüllt sind. Sie sind unruhig, wenn man hinter ihnen, und drohend, wenn man vor ihnen steht. Es ist etwas Unbekanntes in ihnen. Man kann eben so wenig für das einstehen, was sie gethan haben, als für das, was sie thun werden. Der scheue Blick verräth sie. Man braucht sie nur ein Wort sprechen zu hören, eine Geberde machen zu sehen, so erinnert das schon an finstere Geheimnisse aus ihrer Vergangenheit, an düstere Mysterien in ihrer Zukunft.

Dieser Thenardier war, wenn man ihm Glauben schenken konnte, Soldat gewesen; er sagte Sergeant. Vermuthlich hatte er den Feldzug von 1815 mitgemacht und sich ziemlich tapfer dabei benommen, wie es schien. Wir werden später sehen, wie es sich damit verhielt. Das Schild über seiner Thüre war eine Anspielung auf eine seiner Waffenthaten. Er hatte es selbst gemalt, denn er war in Allem ein wenig bewandert. Desto schlimmer.

Es war die Zeit, in welcher der alte klassische Roman — von Clelia auf Lodoiska, zwar noch nobel, aber immer flacher, von Mademoiselle de Scudery auf Madame Bournon-Malarme und von Madame Lafayette auf Madame Barthelemy-Hardot herabgekommen — die liebende Seele der Pariser Thürsteherin entflammte und sogar im Weichbilde einige Verheerungen anrichtete.

Madame Thénardier hatte gerade Verstand genug für diese Art Lectüre, womit sie sich nährte. Was ihr an Hirn geblieben war, ging darin unter. So lange sie jung geblieben und sogar noch etwas

später hatte ihr das eine Art nachdenklicher Haltung neben ihrem Manne verliehen. Dieser war ein ziemlich denkendes, in der Grammatik einigermaßen bewandertes Subjekt, grob und fein zu gleicher Zeit, in sentimentaler Hinsicht nach Pigault-Lebrun gebildet und in „Allem was das Geschlecht betrifft," wie er in seinem Rauderwälsch zu sagen pflegte, vollständig roh, ohne irgend eine Beimischung. Seine Frau war zwölf oder fünfzehn Jahre jünger als er. Später, als ihr romantischer Haarschmuck ins Graue überzugehen begann, als die Megäre sich von der Pamela losmachte, war die Thénardier nur noch ein dickes, böses Weib, das dumme Romane verschlungen hatte. Man liest aber solche Albernheiten nicht ungestraft. Die Folge davon war, daß ihre älteste Tochter Eponine hieß. Was die jüngere betrifft, so wäre die arme Kleine beinahe Gulnare getauft worden. Ich weiß nicht welcher glücklichen, durch einen Roman von Ducray-Duminil bewirkten Aenderung sie es verdankte, daß man ihr nur den Namen Azelma beigelegt hatte.

Uebrigens soll nebenbei bemerkt werden, daß nicht Alles lächerlich und oberflächlich in dieser sonderbaren Epoche ist, auf die wir hier anspielen und die man mit dem Namen „Anarchie der Taufnamen" bezeichnen könnte. Neben dem romantischen Element, dessen wir erwähnten, gab es auch ein sociales. Es ist heut zu Tage nichts Seltenes, daß der Ochsenhirte Arthur, Alfred oder Alphons heißt und der Vicomte — wenn es noch welche giebt — Thomas, Peter oder Jacob getauft wird. Diese Versetzung, welche den eleganten Namen auf den plebejischen und den ländlichen auf den aristokratischen pfropft, ist nichts als ein Nachklang aus den Zeiten der Gleichheit. Der unwiderstehliche Geist des Neuen ist eben so sehr darin, wie in allem Andern. In diesem scheinbaren Mißklange liegt etwas Großes und Bedeutungsvolles, — die französische Revolution.

III.

Die Lerche.

Es ist nicht genug, blos böse zu sein, um vorwärts zu kommen. Das Wirthshaus machte schlechte Geschäfte.

Dank den 57 Franken der Reisenden, hatte Thénardier einen Protest vermeiden und seiner Unterschrift Ehre machen können. Den Monat später hatten sie wieder Geld nöthig. Die Frau trug die Ausstattung Cosette's für 60 Franken nach Paris und versetzte sie im dortigen Leihhause. Als das Geld ausgegeben war, gewöhnten sich die Thénardiers an den Gedanken, in dem kleinen Mädchen nur ein Kind zu erblicken, das sie aus Barmherzigkeit aufgenommen hat-

ten. Und danach behandelten sie es auch. Da es jetzt keine Kleider mehr hatte, so gab man ihm die alten abgelegten Röcke und Hemden der kleinen Thénardiers, das heißt, Lumpen.

Man ernährte sie mit dem was alle Welt auf den Tellern gelassen hatte, etwas schlechter als den Hund, etwas besser als die Katze. Der Hund und die Katze waren übrigens ihre gewöhnlichen Genossen. Cosette aß mit ihnen unter dem Tisch aus einem hölzernen Napf, gerade wie die Thiere ihn auch hatten.

Die Mutter, die sich in M. an der M. niedergelassen hatte, schrieb oder ließ vielmehr alle Monat schreiben, um sich nach ihrem Kinde zu erkundigen. Die Thénardiers antworteten jedesmal: Dem Kinde gehe es außerordentlich wohl.

Nachdem die ersten sechs Monate verstrichen waren, sandte die Mutter sieben Franken für das Kind ein und fuhr damit ziemlich pünktlich jeden Monat fort. Das Jahr war noch nicht vorüber, als Thénardier sagte: „Das ist wirklich eine große Gnade, die sie uns erweist; was sollen wir denn eigentlich mit ihren sieben Franken anfangen; — und er schrieb und verlangte zwölf Franken monatlich. Die Mutter, welche sie erwiederten, daß ihr Kind glücklich sei und „gut gedeihe" fügte sich der Forderung und sandte zwölf Franken.

Es gibt Naturen, denen es nicht möglich ist nach einer Seite hin zu lieben, oder nicht nach der andern hin zu hassen. Die Mutter Thénardier liebte ihre beiden Kinder leidenschaftlich, — also haßte sie das fremde.

Es ist traurig, wenn man sich zugestehen muß, daß auch die Liebe einer Mutter ihre häßlichen Seiten haben kann. So wenig Raum Cosette auch bei ihr einnahm, so kam es ihr doch vor, als ob auch dies Wenige ihren Kindern genommen würde, und als ob diese Kleine die Luft verminderе, welche ihre Töchter athmeten. Diese Frau hatte, wie so viele ihres Schlages, eine gewisse Quantität Liebe und eine gewisse Quantität Mißhandlungen, die sie täglich verwenden mußte. Hätte sie Cosette nicht gehabt, so würden unbedenklich ihre Töchter, so sehr sie dieselben auch vergötterte, Alles erhalten haben; aber die Fremde leistete ihnen den Dienst, die Schläge von ihnen abzuwenden. Ihre Töchter erhielten nur ihre Liebkosungen. Cosette durfte sich nicht rühren, ohne nicht auf ihr Haupt einen Hagel von strengen, unverdienten Züchtigungen herab zu ziehen. Armes, schwaches Wesen, welches nichts von Gott und der Welt verstehen sollte, unaufhörlich gestraft, gescholten, gestoßen, geschlagen, und welches dabei neben sich zwei kleine Wesen, wie sie eins war, sah, die im Strahle der Morgenröthe lebten. Die Thénardier war schlecht gegen

Cosette; Eponine und Anzelma waren es eben so. Kinder in diesem Alter sind nur Exemplare ihrer Mütter. Das Format ist kleiner, das ist der ganze Unterschied.

Ein Jahr verging, dann noch eins.

Man sagte sich im Dorfe:

Diese Thénardiers sind doch gute Leute. Sie sind nicht reich und sie erziehen ein armes Kind, welches man bei ihnen gelassen hat.

Unterdessen hatte Thénardier, Gott weiß wie, erfahren, daß das Kind wahrscheinlich ein Bastard sei und daß die Mutter dies nicht gestehen dürfe; er verlangte deßhalb 15 Franken per Monat, weil, wie er sagte, „das Geschöpf“ groß würde, und „äße“ und drohte es zurückzuschicken. „Sie soll mich nur nicht ärgerlich machen, oder ich schmeiße ihr ihren Wurm mitten in ihre Heimlichthuerei. Ich muß mehr haben.“

Die Mutter zahlte 15 Franken.

Von Jahr zu Jahr wuchs das Kind und auch sein Elend. So lange Cosette ganz klein war, war sie der Schmerzableiter für die beiden anderen Kinder; so wie sie anfing sich etwas zu entwickeln, das heißt, ehe sie noch 5 Jahre alt war, wurde sie die Magd des ganzen Hauses.

Fünf Jahre! wird man sagen: das ist unwahrscheinlich. Leider ist es aber wahr. Das sociale Leiden beginnt in jedem Alter. Haben wir nicht erst neulich in dem Prozesse Dumollard eine Waise, Bandit geworden, gesehen, ein Kind, welches, wie die amtlichen Verhandlungen feststellten, seit seinem fünften Jahre allein auf der Welt stand, welches „arbeitete um zu leben und stahl.“

Cosette mußte Alles thun, die Zimmer, den Hof, die Straße fegen, das Geschirr waschen und selbst schwere Lasten schleppen. Die Thénardiers hielten sich um so mehr für berechtigt, so zu handeln, als die Mutter, welche immer noch in M. . . . an der M. . . war, anfing, schlecht zu bezahlen. Einige Monate blieben rückständig.

Wäre die Mutter nach 3 Jahren nach Montfermeil zurückgekommen, sie hätte ihr Kind nicht wieder erkannt. Cosette, vor ihrer Ankunft in diesem Hause so schön, so frisch, war jetzt mager und bleich. Es lag etwas Unruhiges in ihrer ganzen Haltung. Trotzkopf! sagten die Thénardiers.

Die Ungerechtigkeit hatte sie grämlich, das Elend hatte sie häßlich gemacht. Nur ihre schönen Augen waren ihr geblieben und diese thaten Einem weh, denn weil sie so groß waren, so war es als ob man um so mehr Traurigkeit in ihnen läse.

ten. Und danach behandelten sie es auch. Da es jetzt keine Kleider mehr hatte, so gab man ihm die alten abgelegten Röcke und Hemden der kleinen Thénardiers, das heißt, Lumpen.

Man ernährte sie mit dem was alle Welt auf den Tellern gelassen hatte, etwas schlechter als den Hund, etwas besser als die Katze. Der Hund und die Katze waren übrigens ihre gewöhnlichen Genossen. Cosette aß mit ihnen unter dem Tisch aus einem hölzernen Napf, gerade wie die Thiere ihn auch hatten.

Die Mutter, die sich in M. an der M. niedergelassen hatte, schrieb oder ließ vielmehr alle Monat schreiben, um sich nach ihrem Kinde zu erkundigen. Die Thénardiers antworteten jedesmal: Dem Kinde gehe es außerordentlich wohl.

Nachdem die ersten sechs Monate verstrichen waren, sandte die Mutter sieben Franken für das Kind ein und fuhr damit ziemlich pünktlich jeden Monat fort. Das Jahr war noch nicht vorüber, als Thénardier sagte: „Das ist wirklich eine große Gnade, die sie uns erweist; was sollen wir denn eigentlich mit ihren sieben Franken anfangen; — und er schrieb und verlangte zwölf Franken monatlich. Die Mutter, welche sie erwiederten, daß ihr Kind glücklich sei und „gut gedeihe" fügte sich der Forderung und sandte zwölf Franken.

Es gibt Naturen, denen es nicht möglich ist nach einer Seite hin zu lieben, oder nicht nach der andern hin zu hassen. Die Mutter Thénardier liebte ihre beiden Kinder leidenschaftlich, — also haßte sie das fremde.

Es ist traurig, wenn man sich zugestehen muß, daß auch die Liebe einer Mutter ihre häßlichen Seiten haben kann. So wenig Raum Cosette auch bei ihr einnahm, so kam es ihr doch vor, als ob auch dies Wenige ihren Kindern genommen würde, und als ob diese Kleine die Luft verminderе, welche ihre Töchter athmeten. Diese Frau hatte, wie so viele ihres Schlages, eine gewisse Quantität Liebe und eine gewisse Quantität Mißhandlungen, die sie täglich verwenden mußte. Hätte sie Cosette nicht gehabt, so würden unbedenklich ihre Töchter, so sehr sie dieselben auch vergötterte, Alles erhalten haben; aber die Fremde leistete ihnen den Dienst, die Schläge von ihnen abzuwenden. Ihre Töchter erhielten nur ihre Liebkosungen. Cosette durfte sich nicht rühren, ohne nicht auf ihr Haupt einen Hagel von strengen, unverdienten Züchtigungen herab zu ziehen. Armes, schwaches Wesen, welches nichts von Gott und der Welt verstehen sollte, unaufhörlich gestraft, gescholten, gestoßen, geschlagen, und welches dabei neben sich zwei kleine Wesen, wie sie eins war, sah, die im Strahle der Morgenröthe lebten. Die Thénardier war schlecht gegen

Cosette; Eponine und Anzelma waren es eben so. Kinder in diesem Alter sind nur Exemplare ihrer Mütter. Das Format ist kleiner, das ist der ganze Unterschied.

Ein Jahr verging, dann noch eins.

Man sagte sich im Dorfe:

Diese Thénardiers sind doch gute Leute. Sie sind nicht reich und sie erziehen ein armes Kind, welches man bei ihnen gelassen hat.

Unterdessen hatte Thénardier, Gott weiß wie, erfahren, daß das Kind wahrscheinlich ein Bastard sei und daß die Mutter dies nicht gestehen dürfe; er verlangte deßhalb 15 Franken per Monat, weil, wie er sagte, „das Geschöpf" groß würde, und „äße" und drohte es zurückzuschicken. „Sie soll mich nur nicht ärgerlich machen, oder ich schmeiße ihr ihren Wurm mitten in ihre Heimlichthuerei. Ich muß mehr haben."

Die Mutter zahlte 15 Franken.

Von Jahr zu Jahr wuchs das Kind und auch sein Elend. So lange Cosette ganz klein war, war sie der Schmerzableiter für die beiden anderen Kinder; so wie sie anfing sich etwas zu entwickeln, das heißt, ehe sie noch 5 Jahre alt war, wurde sie die Magd des ganzen Hauses.

Fünf Jahre! wird man sagen: das ist unwahrscheinlich. Leider ist es aber wahr. Das sociale Leiden beginnt in jedem Alter. Haben wir nicht erst neulich in dem Prozesse Dumollard eine Waise, Bandit geworden, gesehen, ein Kind, welches, wie die amtlichen Verhandlungen feststellten, seit seinem fünften Jahre allein auf der Welt stand, welches „arbeitete um zu leben und stahl."

Cosette mußte Alles thun, die Zimmer, den Hof, die Straße fegen, das Geschirr waschen und selbst schwere Lasten schleppen. Die Thénardiers hielten sich um so mehr für berechtigt, so zu handeln, als die Mutter, welche immer noch in M. . . . an der M. . . war, anfing, schlecht zu bezahlen. Einige Monate blieben rückständig.

Wäre die Mutter nach 3 Jahren nach Montfermeil zurückgekommen, sie hätte ihr Kind nicht wieder erkannt. Cosette, vor ihrer Ankunft in diesem Hause so schön, so frisch, war jetzt mager und bleich. Es lag etwas Unruhiges in ihrer ganzen Haltung. Trotzkopf! sagten die Thénardiers.

Die Ungerechtigkeit hatte sie grämlich, das Elend hatte sie häßlich gemacht. Nur ihre schönen Augen waren ihr geblieben und diese thaten Einem weh, denn weil sie so groß waren, so war es als ob man um so mehr Traurigkeit in ihnen läse.

Es war ein herzzerreißender Anblick im Winter dieses arme Kind zu sehen, welches noch nicht 6 Jahre alt war, und zitternd unter den alten Lumpen von zerrissener Leinwand vor Tagesanbruch die Straße fegte, mit einem großen Besen in ihren kleinen rothen Händchen und einer Thräne in ihren großen Augen.

Im Orte nannte man sie die Lerche. Das Volk, welches die Bilder liebt, hatte diesen Namen dem kleinen Wesen gegeben, welches nicht größer als ein Vogel, zitternd, erschreckt, frierend jeden Tag die Erste im Hause und im Dorfe auf war, immer vor Tagesanbruch auf der Straße wie im Felde.

Nur die arme Lerche sang niemals.

Fünftes Buch.

Abwärts.

I.

Geschichte eines Fortschritts in der Fabrikation schwarzer Glaswaaren.

Was wird inzwischen aus der Mutter, welche nach Aussage der Leute von Montfermeil ihr Kind verlassen zu haben schien? Wo war sie? Was that sie?

Nachdem sie ihre kleine Cosette unter der Obhut der Thénardiers gelassen, hatte sie ihre Reise fortgesetzt und war nach M. an der M. gekommen.

Es war, wie man sich erinnert, im Jahre 1818.

Fantine hatte ihre Provinz vor 10 Jahren verlassen und M. an der M. hatte sich seitdem sehr verändert. Während Fantine allmälig in's Elend gekommen war, war ihre Geburtsstadt blühender geworden.

Seit etwa zwei Jahren hatte sich dort eines jener industriellen Ereignisse erfüllt, die in unbedeutenden Gegenden die Stelle großer vertreten.

Seit undenklichen Zeiten wurde in den Fabriken zu M. an der M. das schwarze englische Schmelzglas und die schwarzen deutschen Glaswaaren nachgemacht. Diese Spezialindustrie hatte seit langer Zeit nur vegetirt, weil das Rohmaterial in M. theuer zu beschaffen war und in Folge dessen auch die Arbeitslöhne nicht hoch zu stehen kamen. Zur Zeit als Fantine nach M. zurückkam, ging eine unerhörte Veränderung in der Produktion dieser schwarzen Artikel vor sich. Gegen das Ende des Jahres 1815 war ein unbekannter Mann in die Stadt gekommen, hatte sich daselbst niedergelassen und war mit der Idee hervorgetreten, bei der Fabrikation Gummiharz an Stelle

des Harzes und statt der üblichen Ringe Schieberinge aus einfachem Eisenblech anzuwenden. Diese kleine Aenderung brachte eine förmliche Umwälzung hervor.

Sie hatte aber auch den Werth des Rohmaterials bedeutend reduzirt. Es wurde nun möglich, erstens den Preis für die Handarbeit zu erhöhen, eine Wohlthat, die der ganzen Gegend zu Gute kam; zweitens die Fabrikation zu verbessern, welcher Vortheil dem Consumenten zufiel; drittens billiger zu verkaufen und dennoch den Nutzen, im Interesse des Produzenten, zu verdreifachen.

Die eine Idee hatte also drei Resultate.

Der Erfinder dieses Verfahrens war in weniger als drei Jahren reich geworden. Gut! aber was noch besser war, er hatte Alles um sich herum wohlhabend gemacht. Er war ein Fremder im Departement. Wo er her kam, wußte man nicht. Ueber sein früheres Leben war wenig bekannt.

Man erzählte sich, daß er mit sehr geringen Mitteln in die Stadt gekommen war und damals höchstens einige Hundert Francs besessen habe.

Mit diesem geringen Kapitale und einem genialen Gedanken, den Ordnung und Ueberlegung unterstützten, hatte er sein Glück und den Wohlstand des ganzen Distriktes begründet. Bei seiner Ankunft in M. hatte er die Kleidung, Haltung und Sprache eines Arbeiters.

An demselben Tage, als er unbemerkt seinen Einzug in die kleine Stadt M. an der M. hielt — es war in der Dämmerung eines Dezember-Abends — den Sack auf dem Rücken und den Dornenstock in der Hand, war eine bedeutende Feuersbrunst in dem Stadthause ausgebrochen. Der Mann hatte sich in die Flamme gestürzt und mit Gefahr seines Lebens zwei Kinder gerettet, welche zufälliger Weise dem Gensdarmerie-Kapitän gehörten. Man hatte deshalb auch nicht daran gedacht, ihm seinen Paß abzuverlangen. Seit der Zeit wußte man seinen Namen. Er nannte sich Vater Madeleine.

II.

Madeleine.

Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, hatte ein sinnendes Aeußere und war gutmüthig. Das ist Alles, was man von ihm sagen konnte. Dank dem raschen Aufschwunge der Industrie, die er so wunderbar verbessert hatte, war M. an der M. zum Mittelpunkte eines bedeutenden Verkehrs geworden. Die Einkünfte des Vaters Madeleine waren so bedeutend, daß er schon im Laufe des zweiten Jahres eine Fabrik hatte erbauen können, die zwei geräumige Werkstätten,

die eine für Männer, die andere für Frauen enthielt. Wer hungerte, brauchte sich nur dort zu zeigen, und war sicher, Arbeit und Brot zu finden. Vater Madeleine verlangte von den Männern guten Willen, von den Frauen reine Sitten und von Allen Redlichkeit. Er hatte die Werkstätten abgetheilt, damit Mädchen und Frauen getrennt von den Männern und sittsam bleiben konnten. In diesem Punkte war er unerbittlich. Es war der einzige, worin er gewissermaßen intollerant war. Diese Strenge war um so gerechtfertigter, als M. eine Garnisonstadt war, in welcher es zahlreiche Gelegenheit zur Verführung gab. Die Ankunft dieses Mannes, seine Gegenwart war eine Wohlthat der Vorsehung. Bevor Vater Madeleine erschienen war, lag Alles darnieder; jetzt regte sich überall jenes gesunde Leben, das aus der Arbeit entspringt. Ein mächtiger, Alles erwärmender, Alles durchdringender Umschwung war an die Stelle der früheren Stagnation getreten. Arbeitslosigkeit und Elend waren unbekannt geworden. Es gab keine, noch so dürftige Börse, in der nicht etwas Geld, keine noch so ärmliche Wohnung, in welcher nicht etwas Freude gewesen wäre. Vater Madeleine stellte Jeden an. Er verlangte nur eins: sei ein ehrsamer Mann, sei ein ehrsames Mädchen!

In solcher Thätigkeit, die er, wie gesagt, hervorgerufen und deren Mittelpunkt er war, erwarb sich Vater Madeleine sein Vermögen. Was aber auffallend bei einem so einfachen Geschäftsmanne erscheinen mußte, war, daß das nicht der Hauptzweck seines Strebens zu sein schien. Er dachte, so mußte man glauben, viel an die Andern und wenig an sich. Im Jahre 1820 besaß er eine bei Laffitte auf seinen Namen gebuchte Summe von 630,000 Franken. Er hatte aber, bevor er dieses Geld für sich zurücklegte, mehr als eine Million für die Stadt und die Armen ausgegeben. Das Hospital war schlecht dotirt. Er ließ zehn Betten auf seine Kosten darin einrichten. M. an der M. ist in die Ober- und Unterstadt getheilt. Die Unterstadt, welche er bewohnte, besaß nur eine Schule, eine schlechte, baufällige Hütte. Er ließ zwei neue Schulhäuser bauen, eins für die Knaben, eins für die Mädchen. Den beiden Lehrern warf er ein, ihr offizielles kärgliches Gehalt um das doppelte übersteigendes aus, und als ihm eines Tages Jemand ganz erstaunt über die Gründe seiner Handlungsweise fragte, antwortete er: „Schulmeister und Ammen sind die wichtigsten Personen im Staate.“ Ebenso hatte er auf seine Kosten eine Kleinkinderbewahranstalt, ein damals in Frankreich ganz unbekanntes Institut, und eine Unterstützungskasse für altersschwache und kränkliche Arbeiter gestiftet. Um seine Fabrik hatte sich, wie um einen Mittelpunkt, schnell ein neues Stadtviertel gebildet wo eine ziemliche

Anzahl dürftiger Familien ihre Zuflucht suchten. In der von ihm darin gestifteten Apotheke wurden die Medicamente umsonst an die Arbeiter vertheilt. In der ersten Zeit seines Wirkens sagten die sogenannten guten Leute: Das ist ein Vogel, der sich bereichern will. Als man aber sah, daß er das Land bereicherte, bevor er an sich selbst dachte, meinten dieselben guten Seelen: Es ist ein Ehrgeiziger. Das schien um so wahrscheinlicher, als dieser Mann religiös war (!) und das in gewissem Maße bethätigte, was man zu jener Zeit sehr gern sah. Er ging regelmäßig jeden Sonntag in die Frühmesse.

Der Abgeordnete des Ortes, der überall Concurrenz witterte, fing an, sich darüber zu beunruhigen. Dieser Deputirte, der Mitglied des kaiserlichen corps législatif gewesen war, theilte die religiösen Ansichten eines père de l'Oratoire, bekannt unter dem Namen Fouché, Herzog von Otrante, dessen ergebenster Diener und Freund er gewesen war. Bei verschlossenen Thüren aber belächelte er Gott. Als er den reichen Manufakturisten Madeleine in die Siebenuhrmesse gehen sah, erblickte er in ihm einen möglichen Candidaten und beschloß, ihm zuvorzukommen. Er nahm daher einen Jesuiten zum Beichtvater und ging in die Hochmesse und in die Vesper. Der Ehrgeiz war zu der Zeit, in der ganzen Bedeutung des Worts, ein Kirchthurmrennen geworden. Die Armen zogen, wie der liebe Gott, Nutzen aus dieser Angst, denn der ehrenwerthe Deputirte stiftete ebenfalls zwei Betten im Hospitale, wodurch das Dutzend voll wurde.

Inzwischen verbreitete sich eines Morgens, im Jahre 1819, das Gerücht, daß auf die Vorstellung des Herrn Präfekten und in Anbetracht der dem Lande geleisteten Dienste, Vater Madeleine vom Könige zum Maire von M. an der M. ernannt werden würde. Die, welche erklärt hatten, daß der Eingewanderte ein Ehrgeiziger sei, brachen bei dieser Nachricht in jenes Entzücken aus, das allen Menschen eigen ist, wenn sie triumphirend mit den Worten herausplatzen können: Nun! was haben wir gesagt? Ganz M. war in Aufruhr. Das Gerücht war begründet. Einige Tage darauf las man die Ernennung im Moniteur. Aber Vater Madeleine lehnte sie ab.

In demselben Jahre 1819 sah man, bei der Industrie-Ausstellung, die Produkte des von Madeleine erfundenen, neuen Verfahrens. Auf den Bericht der Jury ernannte der König den Erfinder zum Ritter der Ehrenlegion. Neuer Aufruhr in der kleinen Stadt. „Es war ihm um das Kreuz zu thun!" hieß es.

Aber Vater Madeleine verzichtete auch darauf. — Dieser Mann war ohne Widerrede ein Räthsel.

Die guten Seelen zogen sich nun aus der Klemme, indem sie sagten: Alles in Allem, ist er doch nur eine Art Abenteurer.

Wie man gesehen hat, verdankte ihm die Gegend viel. Die Armen verdankten ihm Alles. Er hatte sich so nützlich zu machen gewußt, daß man ihn wohl ehren mußte und er war so gut, so sanftmüthig, daß man ihm schließlich auch die Liebe nicht versagen konnte. Namentlich vergötterten ihn seine Arbeiter und er duldete diesen Cultus mit einer Art von melancholischem Ernst.

Als sein Reichthum ohne Zweifel war, grüßten ihn die einflußreichen Personen und man nannte ihn in der Stadt: Herr Madeleine; seine Arbeiter und die Kinder fuhren fort ihn Vater Madeleine zu nennen, was ihm mehr als alles Andere ein Lächeln zu entlocken vermochte. In dem Maße als er sich aufschwang, regneten Einladungen auf ihn. „Die Gesellschaft reklamirte“ ihn. Die kleinen, geschraubten Versammlungen in M., welche, wohlverstanden für den Handwerker, in der ersten Zeit verschlossen waren, öffneten dem Millionär jetzt beide Thorflügel. Nun wurden ihm tausenderlei Anträge gemacht. Er lehnte Alles ab.

Aber auch noch diesmal hielten sich die guten Seelen nicht für geschlagen. Er ist ein unwissender Mensch, von schlechter Erziehung hieß es. Man weiß nicht, wo er herkommt. Er weiß sich in Gesellschaft nicht zu benehmen und es ist noch keineswegs bewiesen, daß er lesen kann!

Als man ihn Geld verdienen sah, hatte man gesagt: er ist Kaufmann. Als man ihn aber sein Geld mit vollen Händen wieder ausgeben sah, hieß es: er ist ehrgeizig. Als man ihn die Ehrenbezeugungen ablehnen sah, sagte man: er ist ein Abenteurer, und als er endlich auch die Gesellschaft ablehnte, hieß es: er ist ein roher, ungebildeter Mensch!

Im Jahre 1820, fünf Jahre nach seiner Ankunft in M. an der M., waren die Dienste, die er dem Lande erwiesen hatte, so auffallend, und der Wunsch der ganzen Gegend so einstimmig, daß ihn der König neuerdings zum Maire der Stadt ernannte. Er schlug es noch einmal aus, aber der Präfekt nahm seine Weigerung nicht an. Auch baten ihn die angesehensten Männer der Stadt und das Volk auf der Straße. Kurz, man machte ihm so lebhafte Vorstellungen, daß er endlich Ja sagte. Man bemerkte hierbei, daß ihm die fast zornige Anrede einer alten Frau aus dem Volke zu bestimmen schien, die ihm vor seiner Thüre in übler Laune zurief: Ein guter Maire ist nützlich. Geht man dem Guten aus dem Wege, das man

thun kann? Das war die dritte Phase seines Aufschwungs. Aus dem Vater Madeleine war Herr Madeleine und aus diesem Herr Maire geworden.

III.

Deponirte Summen bei Lafitte.

Uebrigens war er noch so schlicht als am ersten Tage. Er hatte graue Haare, ein ernstes Auge, einen sonnenverbrannten Teint, wie ein Arbeiter, und die nachdenkende Miene eines Philosophen. Er trug in der Regel einen breitkrämpigen Hut und einen langen, bis unter's Kinn zugeknöpften Ueberrock von dickem Tuch. Er erfüllte die Pflichten seines Amtes, als Maire; im Uebrigen lebte er aber ganz zurückgezogen. Er sprach nur mit wenigen Leuten, wich den Höflichkeiten aus, grüßte von der Seite und machte sich schnell fort, lächelte, um nicht sprechen zu müssen, und gab lieber etwas, als daß er gelächelt hätte. „Welch' ein guter Bär," sagten die Frauen von ihm. Sein Vergnügen bestand darin, im Felde spazieren zu gehen.

Er aß allein, mit einem offenen Buche vor sich, worin er las. Seine kleine Bibliothek war gewählt. Er liebte Bücher; Bücher sind kalte, aber zuverlässige Freunde. In dem Maße als ihn das wachsende Vermögen zum Herrn seiner Zeit machte, schien er diese dazu zu benutzen, seinen Geist zu bilden. Seit er in M. war, hatte man bemerkt, daß seine Sprache artiger, gewählter, milder geworden war.

Er führte auf seinen Spaziergängen gern eine Flinte bei sich, bediente sich aber selten derselben. Wenn es zufällig einmal geschah, so schoß er so sicher, daß man darüber erschrak. Ein wehrloses Thier tödtete er niemals. Auch schoß er nie einen kleinen Vogel.

Obgleich er nicht mehr jung war, sagte man doch, daß er eine erstaunliche Kraft besäße. Er griff überall zu, wo es Noth that, hob ein gefallenes Pferd auf, machte ein im Schlamm versunkenes Rad wieder los und brachte einen flüchtigen Stier zum Stehen, indem er ihn an den Hörnern festhielt. Wenn er ausging, waren seine Taschen immer voll Geld, wenn er nach Hause kam, waren sie leer. Ging er durch ein Dorf, so lief ihm die zerlumpte Jugend jauchzend nach und umringte ihn, wie ein Schwarm Mücken.

Es schien, als ob er ehemals viel auf dem Lande gelebt habe, denn er kannte viele Arten nützlicher Geheimnisse, die er den Bauern erklärte. Er zeigte ihnen, wie man den Kornbrand vermeidet, wenn man den Speicher und die Fugen des Bodens mit einer Auflösung von Kochsalz bestreut, wie man die Raupen vertreibt, wenn man allenthalben, an Mauern und Dächern, in Häusern und Feldern Schar-

lelblüthe anbringt. Er besaß auch Recepte, um die Gelbsucht der Seidenwürmer, den Feldkümmel, die Wicke, den wilden Hanf, den Fuchsschwanz und sämmtliche Parasitenpflanzen aus den Kornfeldern zu vertreiben. Ein Kaninchengehege schützte er gegen die Ratten mit Hülfe eines Meerschweinchens, dessen bloßer Geruch sie vertrieb.

Eines Tages sah er Leute auf dem Felde, welche eifrig damit beschäftigt waren, Brennesseln auszureißen. Er besah sich diesen Haufen entwurzelter und schon trockener Pflanzen und sagte: Die sind todt. Inzwischen wären sie noch gut, wenn man sich ihrer zu bedienen wüßte. Wenn die Brennessel jung ist, liefert sie ein ausgezeichnetes Gemüse; alt wird sie faserig wie der Hanf. Brennesseltuch ist so gut wie Hanftuch. Gehackt ist die Brennessel gut fürs Geflügel und zerrieben fürs Hornvieh. Brennesselsaamen unter dem Futter gibt den Haaren des Viehes eine glänzende Farbe. Die Wurzel mit Salz vermengt gibt eine hübsche, gelbe Farbe. Uebrigens ersetzt die Brennessel, die man zweimal mähen kann, das Heu ausgezeichnet. Und was braucht diese Pflanze? Wenig Boden, keine Pflege, keine Kultur. Nur der Saame, der in dem Maße ausfällt, wie er reif wird, ist schwer zu erndten. Das ist Alles. Mit einiger Mühe, wenn man sie sich nehmen wollte, könnte die Brennessel sehr nützlich werden. Man vernachlässigt sie aber, und da wird sie schädlich. Nach einer Pause setzte er hinzu: meine Freunde! vergeßt es nicht, es gibt weder schädliche Pflanzen noch böse Menschen. Es gibt nur schlechte Bebauer.

Die Kinder hatten ihn gern, weil er allerliebste kleine Sachen aus Stroh und Cocosnüssen zu machen verstand.

Wenn er die Thüre einer Kirche schwarz behangen sah, so ging er hinein. Er war so gern bei einem Begräbnisse, wie Andere bei einer Taufe. Die große Güte seines Wesens zog ihn zu den Unglücklichen hin. Er mischte sich unter trauernde Freunde, unter schwarz gekleidete Familien, unter Geistliche, welche bei einem Sarge beteten. Er schien in Gedanken mit Trauerpsalmen und einer andern Welt beschäftigt zu sein. Das Auge gen Himmel gerichtet, schien er die Geheimnisse des Unendlichen erforschen zu wollen und Trauerstimmen zu hören, am Rande eines Abgrundes, in dessen dunklen Tiefen der Tod wohnt.

Er verrichtete eine Menge guter Werke, wobei er sich eben so verborgen hielt wie Andere, wenn sie Böses thun. Er schlich sich Abends in die Häuser und heimlich die Treppen hinauf. Betrat dann ein armer Teufel des Abends seine Dachkammer, so fand er die Thüre of-

sen, mitunter erbrochen. Zuerst schrie er voller Schrecken. Das war ein Dieb! Dann trat er näher und siehe da. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Goldstück, das Jemand vergessen zu haben schien. Der Uebelthäter, der diesen Besuch gemacht hatte, war Vater Madeleine.

Er war freundlich und traurig. Das Volk sagte: Das ist ein reicher Mann, der nicht stolz aussieht. Das ist ein glücklicher Mann der nicht zufrieden scheint.

Einige behaupteten, daß er eine geheimnißvolle Person sei, daß man seine Zimmer nie betreten könne, weil es eine wahre Anachoretenzelle, mit geflügelten Sanduhren, Todtenköpfen und kreuzweise über einander gelegten Todtengebeinen sei. Das wurde von vielen Leuten geglaubt, so daß einige junge, elegante und etwas boshafte Damen aus M. eines Tages zu ihm kamen und sagten: Herr Maire, zeigen Sie uns doch Ihr Zimmer, man sagt, daß es eine Einsiedelei sei. — Er lächelte und führte sie auf der Stelle in diese Einsiedelei. Dort erwartete sie die Strafe für ihre Neugierde. Das Zimmer war einfach, mit ziemlich geschmacklosen Mahagonimöbeln — sie sind es fast alle — und Tapeten zu zwölf Sous ausgeschmückt. Man bemerkte nichts darin als zwei altmodische Leuchter auf dem Kamine, die von Silber zu sein schienen, „denn sie waren mit einem Controlstempel versehen.“

Diese Beobachtung paßt ganz zum Geiste der Kleinstädter.

Demungeachtet fuhr man doch fort, zu behaupten, daß Niemand in dieses Zimmer käme, daß es eine Eremitenhöhle, ein Loch, eine Gruft sei. Auch flüsterte man sich zu, daß er ungeheure Summen bei Lafitte deponirt habe; daß diese stets zu seiner Verfügung stünden, so zwar, hieß es, daß Herr Madeleine eines Morgens zu Lafitte kommen und gegen Quittung seine zwei oder drei Millionen in zehn Minuten mitnehmen könnte. In Wirklichkeit reduzirten sich diese zwei oder drei Millionen, wie wir gesagt haben, auf 630—640,000 Franken.

IV.

Herr Madeleine in Trauer.

Im Anfange des Jahres 1821 kündigten die Journale den Tod des Herrn Myriel, Bischofs von D . . . an, auch Monseigneur Bienvenu genannt. Er starb im Geruche der Heiligkeit und im Alter von 82 Jahren. Der Bischof von D . . . war, um eine Einzelheit hinzuzufügen, welche die Zeitungen nicht erwähnt hatten, mehrere Jahre vor seinem Tode blind geworden, aber er blieb immer zufrieden mit

seinem Loose, da er seine Schwester bei sich hatte. Wir wollen nebenbei bemerken, daß blind und geliebt sein, in der That auf Erden wo doch nichts vollkommen ist, eine der wunderbar auserlesensten Formen ist, worin das Glück sich zeigt. Beständig eine Frau, ein Mädchen, eine Schwester, ein geliebtes Wesen an seiner Seite zu haben, das da ist, weil man seiner bedarf und weil es ohne Dich nicht leben mag; dem unentbehrlich zu sein, was uns durchaus nothwendig; unablässig die Stärke der Neigung an der Dauer der Abwesenheit ermessen und sich sagen zu können: weil sie mir alle ihre Zeit widmet, besitze ich ihr ganzes Herz; im Geiste statt im Gesichte zu lesen; die Treue eines Wesens zu sehen, wenn ringsum die Welt in Finsterniß liegt; das Rauschen eines Kleides, ähnlich dem sanften Flügelschlage eines Schutzengels zu vernehmen; ihn kommen und gehen, sprechen und singen zu hören und dabei zu denken, daß man der Mittelpunkt dieser Bewegungen, dieser Worte und dieses Gesanges ist; in jeder Minute seine eigene Anhänglichkeit bekunden zu könneu und sich um so mächtiger zu fühlen, je hülfloser man ist; im Dunkeln und durch das Dunkel das Gestirn zu werden, um welches dieser Engel kreist: Das ist eine Wonne, die wenige ihres Gleichen hat. Das höchste Glück des Lebens ist die Ueberzeugung, geliebt zu sein: geliebt, seiner selbst wegen, oder besser noch, ohne daß man dazu auffordert: Diese Ueberzeugung hat der Blinde.

In dieser Noth bedient zu werden, ist Liebkosung. Fehlt ihm etwas? Nein! Ist man geliebt, so ist man nicht blind. Und welche Liebe! Eine durch und durch tugendhafte. Wo Gewißheit ist, gibt es keine Blindheit. Die tastende Seele sucht die Seele und findet sie. Und diese gefundene und bewährte Seele gehört einem Weibe. Eine Hand stützt Euch: es ist die ihrige. Ein Mund berührt Eure Stirn: es ist der ihrige. Ihr fühlt einen Odem nahe bei Euch: sie ist es. Sie verehrt und bemitleidet Euch. Alles von ihr zu empfangen, nie von ihr verlassen, auf das schwache, sanfte Geschöpf gestützt zu sein; die Vorsehung mit seinen Händen fassen und sie in seine Arme schließen zu können: welches Entzücken! Das Herz, diese himmlische und dunkle Blume wird in geheimnißvoller Weise ergriffen. Man verzichtet auf dieses Dunkel nicht für alles Licht! Die Engelsseele ist da, unablässig da. Sie geht nur, um wieder zu kommen. Sie verschwindet wie ein Traum und erscheint wieder als eine Wirklichkeit. Es wird Euch wärmer, wenn sie kommt. Mit ihr stellt sich Heiterkeit, Frohsinn, Begeisterung ein. Es ist ein Strahlen in der Nacht. Und die tausend kleinen Aufmerksamkeiten; nichts und doch so unendlich viel in dieser Leere! Die unaussprechlichsten Accente des weiblichen

Organs, Euch süße Träume zu bereiten und Euch das todte Universum vor die Seele zu zaubern. Es ist die Seele, die liebkost. Man sah nichts, aber man fühlt sich angebetet. Ein Paradies in der Finsterniß!

Aus diesem Paradies war Monseigneur Bienvenu in's andere übergegangen.

Die Nachricht von seinem Ableben wurde von dem Lokaljournale in M. mitgetheilt.

Am andern Morgen sah man Herrn Madeleine, ganz in Schwarz gekleidet, mit einem Flor um den Hut.

In der Stadt bemerkte man diese Trauer und sprach darüber. Der Umstand schien ein Licht auf die Vergangenheit Herrn Madeleine's zu werfen. Man schloß daraus, daß er in einiger Verbindung mit dem ehrenwerthen Bischof gestanden habe. Er trauert für den Bischof von D . . . hieß es in den Salons. Das erhöhte das Ansehen außerordentlich, in welchem Herr Madeleine stand und gab ihm, mit einem Male, eine gewisse Bedeutung in den Augen der adeligen Welt in M. Das mikroskopische Faubourg St. Germain der Gegend dachte nun daran der Quarantaine Herrn Madeleine's als eines muthmaßlichen Verwandten eines Bischofs ein Ende zu machen. Herr Madeleine bemerkte die veränderte Stimmung daran, daß ihm die alten Frauen jetzt häufiger Verbeugungen machten und die jungen öfter zulächelten. Eines Tages wagte es eine Alterspräsidentin, dieser vornehmen Kleinstädter, neugierig nach dem Rechte der Anciennität, die Frage an ihn zu richten:

Der Herr Maire ist zweifelsohne ein Vetter des verstorbenen Bischofs von D . . .?

Er antwortete: Nein, Madame!

Aber, fuhr die Standeswittwe fort, Sie tragen doch Trauer seinetwegen?

Das geschieht deßhalb, war die Antwort, weil ich in meiner Jugend Bedienter in seiner Familie war.

Man hatte noch eine Beobachtung gemacht.

So oft nämlich ein junger, das Land durchstreifender Savoyarde in die Stadt kam und Arbeit als Rauchfangkehrer suchte, ließ ihn der Herr Maire rufen, frug ihn um seinen Namen und gab ihm Geld. Das sagten sich die kleinen Savoyarden unter einander und es ließen sich daher auch viele bei ihm blicken.

V.

Unbestimmtes Wetterleuchten am Horizonte.

Allmälig und mit der Zeit verschwand jede Opposition. Herr Madeleine hatte Anfangs eine Art Bann zu bekämpfen, der auf Allen lastet, die emporsteigen. Es waren Anschwärzungen und Verleumdungen, dann Schlechtigkeiten und endlich nur noch Bosheiten, bis schließlich Alles ruhig wurde. Die Achtung wurde allgemein, herzlich und aufrichtig, und es gab eine Zeit um das Jahr 1821, wo das Wort „Herr Maire" in M. fast mit demselben Accente ausgesprochen wurde, als das „Sr. Gnaden der Herr Bischof" im Jahre 1815. Man kam von zehn Meilen in der Runde, um sich bei Herrn Madeleine Rath zu holen. Er verglich die Streitigkeiten, verhinderte die Prozesse, versöhnte die Feinde. Jeder nahm ihn gern zum Richter in seiner Sache an. Es schien, als ob das Buch der Natur sein Gesetzbuch sei. Die Verehrung, die man ihm zollte, war so zu sagen ansteckend geworden und hatte sich in 6 oder 7 Jahren über die ganze Gegend ausgebreitet.

Ein einziger Mann in der Stadt und im Kreise blieb unempfindlich bei dieser allgemeinen Verehrung. Was auch Vater Madeleine thun mochte, es machte keinen Eindruck auf ihn, als ob eine Art unbestechlichen, unerschütterlichen Instinktes ihn beunruhigte und wach erhielt. Man sollte in der That glauben, daß in gewissen Leuten ein wahrhaft bestialischer Instinkt, der rein und beharrlich ist, wie jeder, der Antipathien und Sympathien hervorruft, der fatalistisch eine Natur von der andern trennt, niemals zweifelt, sich niemals verleugnet, niemals schweigt, klar in der Dunkelheit, unfehlbar, gebieterisch, widerspenstig gegen alle Fingerzeige der Vernunft, und der, wie die Geschicke auch gestaltet sein mögen, den Hunde-Menschen von der Anwesenheit des Katzen-Menschen, den Fuchs-Menschen von der Gegenwart des Löwen-Menschen auf geheimnißvolle Weise benachrichtigt. Häufig, wenn Herr Madeleine ruhig, wohlwollend, von Jedermann geliebt und verehrt, durch die Straßen ging, begegnete ihm ein hochgewachsener, in einem grauen Ueberrock gekleideter, mit einem dicken Stocke bewaffneter Mann mit einem breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe; derselbe drehte sich dann rasch hinter ihm um und sah ihm so lange nach, bis er verschwunden war. Dann kreuzte er die Arme, schüttelte leise den Kopf und zog die Oberlippe fast bis an die Nase in die Höhe; eine sehr bezeichnende Grimasse, die ungefähr sagen wollte:

Aber wer ist denn dieser Mensch da? Ich habe ihn sicher schon irgendwo gesehen. In keinem Falle soll er mich täuschen.

Diese ernste, fast drohende Person gehörte zu denen, welche, selbst wenn sie nur flüchtig besieht, den Denker beschäftigen.

Er hieß Javert und gehörte zur Polizei, versah in M. dies schwierige, aber nützliche Amt eines Inspektors und kannte Herrn Madeleine nicht von der ersten Zeit seiner Ankunft in M.

Javert verdankte seinen Posten der Protektion des Herrn Chabouillet, Sekretairs des Staatsministers, Grafen Angles, damaligen Polizeipräfekten von Paris. Als Javert nach M. kam, war das Glück des Großmanufakturisten schon gemacht und Vater Madeleine bereits Herr Madeleine geworden.

Gewisse Polizeibeamte haben eine gewisse Physiognomie, die man ein Gemisch von Gemeinheit und Autorität nennen könnte. In Javerts Physiognomie lag nichts Gemeines.

Unserer Ueberzeugung nach würde man, wenn man mit den Augen in die Seele blicken könnte, deutlich die seltsame Beobachtung machen, daß jedes Individuum der menschlichen Gattung irgend einer Gattung des Thierreichs entspricht. Diese von den Denkern kaum erfaßte Wahrheit würde man dann leicht erkennen.

Man würde sich überzeugen, daß von der Auster bis zum Adler, vom Schwein bis zum Tiger, alle Thiere im Menschen sind und jedes von ihnen in einem Menschen ist. Mitunter gibt es auch deren mehrere auf einmal in einem.

Die Thiere sind nichts Anderes, als die unter unsern Augen herumirrenden Gestalten unserer Laster und Tugenden, die sichtbaren Phantome unserer Seele. Gott zeigt sie uns, damit wir nachdenken sollen. Da die Thiere aber nur Nachtgestalten sind, so machte Gott sie nicht bildungsfähig im vollen Sinne des Wortes. Wozu wäre es auch gut? Im Gegentheil, weil unsere Seele etwas Reelles, mit eigenthümlichen Zwecken ist, hat Gott sie mit Intelligenz ausgerüstet, dem Thiere aber nur eine beschränkte Bildungsfähigkeit zukommen lassen. Eine gute sociale Erziehung kann aus einem Geiste, welcher Art er auch sei, immer denjenigen Nutzen ziehen, der in ihm steckt.

Das gilt, wohlverstanden, für den beschränkten Standpunkt des Scheinlebens auf Erden, unbeschadet der tiefgehenden Frage bezüglich der früheren oder späteren Existenz des Individuums und der Wesen, die nicht Mensch sind. Das sichtbare Ich berechtigt die Denker in keiner Weise, das unsichtbare Ich zu leugnen.

Nimmt man jetzt einen Augenblick mit uns an, daß in jedem Menschen eine der Thiergattungen der Schöpfung enthalten sei, so

wird es uns leicht sein, festzustellen, wer denn eigentlich dieser Sicherheitsbeamte Javert war.

Die asturischen Bauern sind überzeugt, daß in jeder Wolfsbrut auch ein Hund ist, den die Mutter tödtet. Thäte sie es nicht, so würde er mit der Zeit die kleinen Wölfe zerreißen.

Man denke sich so einen Wolfshund, mit menschlichem Gesichte, so hat man Javert.

Javert war im Gefängnisse, von einer Kartenschlägerin geboren worden, deren Mann auf den Galeeren war. Als er größer wurde, erkannte er, daß er außer der Gesellschaft stand und er verzweifelte daran, je wieder in dieselbe eintreten zu können. Er hatte bemerkt, daß die Gesellschaft beharrlich zwei Klassen von Menschen zurückstößt, die, welche sie angreifen, und die welche sie schützen. Es blieb ihm nur die Wahl zwischen diesen beiden Klassen. Gleichzeitig fühlte er sich von einer gewissen Strenge, einem Geiste der Ordnung und einer Rechtschaffenheit durchdrungen, zu der sich ein unaussprechlicher Haß gegen jene Zigeunerrace gesellte, aus der er entsprungen war. Er suchte daher Dienste bei der Polizei, machte seinen Weg und war mit 40 Jahren Inspektor.

Er war in seiner Jugend als Aufseher der Galeerensträflinge im Süden angestellt gewesen.

Bevor wir weiter erzählen, müssen wir uns noch über den Ausdruck „menschliches Gesicht" verständigen, den wir so eben mit Beziehung auf Javert gebrauchten.

Das menschliche Gesicht Javerts bestand in einer Stumpfnase, mit zwei gewaltigen Nasenlöchern, denen ein mächtiger Backenbart seinen Besuch machte. Sah man diese Höhlen und Waldungen zum ersten Male, so fühlte man sich nicht wohl. Wenn Javert lachte, was eben so seltsam als schrecklich war, zogen sich seine schmalen Lippen so zurück, daß man nicht nur seine Zähne, sondern auch das Zahnfleisch sah.

Es entstanden dann, um seine Nase herum dicke und wild aussehende Falten, wie auf der Schnauze eines Raubthieres. War Javert ernst, so glich er einer Dogge; lachte er, so war er ein Tiger. Uebrigens hatte er wenig Schädel und viel Unterkiefer. Die Haare fielen ihm über Stirn und Augenbrauen. Zwischen den beiden Augen bemerkte man immer eine senkrechte Falte, die einem drohenden Wetter glich. Der Blick war finster, der Mund zusammengekniffen und abschreckend und der Ausdruck seines Gesichtes gebieterisch und wild. In der Natur dieses Mannes herrschten zwei einfache, und relativ genommen, sehr gute Triebe vor, die er aber durch Uebertrei-

bung fast in das Gegentheil verwandelt hatte: Achtung vor der Behörde und Haß gegen die Auflehnung.

In seinen Augen waren Diebstahl, Mord und alle übrigen Verbrechen nur verschiedene Formen des Aufstandes. Mit einer Art von blindem, unerschütterlichem Glauben suchte er Alles zu umschlingen, was ein Amt im Staate hat, vom ersten Minister bis zum Feldhüter hinab. Er empfand vor Allem eine Abneigung, einen Widerwillen, eine Verachtung, was einmal die gesetzlichen Schranken überschritten hatte. Er war absolut und ließ keine Ausnahmen zu. Einerseits sagte er: der Beamte kann sich nicht irren; der Magistrat hat nie Unrecht. Andererseits erklärte er: Die sind unwiderruflich verloren! Es ist nichts Gutes mehr zu erwarten! Er theilte ganz die Ansicht jener extremen Menschen, die dem Gesetze, ich weiß nicht welche Macht beimessen, Dämonen zu machen oder, wenn man will, zu constatiren und die einen Styx zu Füßen der Gesellschaft wollen. Er war stoisch, ernst, streng, ein finsterer Träumer, demüthig und hochfahrend, wie ein Fanatiker. Sein Blick war kalt und eindringend wie ein Bohrer. Sein ganzes Leben hing an den beiden Worten: Wachen und überwachen. Er verfolgte die gerade Linie in dem, was es auf der Welt nur Krummes geben kann. Er hatte das Bewußtsein seiner Nützlichkeit, die Religion seines Amtes und war Spion, wie ein anderer Priester ist.

Wehe dem, der ihm in die Hände kam. Er hätte seinen Vater verhaftet, wenn er aus dem Bagno entwichen wäre, und seine Mutter denuncirt, wenn sie sich etwas Aehnliches hätte zu Schulden kommen lassen. Er hätte das mit jener inneren Genugthuung vollbracht, die der Tugendhafte empfindet. Dabei führte er ein Leben voller Entbehrungen: Einsamkeit, Entsagung, Keuschheit; niemals eine Zerstreuung. Unbeugsam in seiner Pflicht, dachte er sich die Polizei, wie sich der Spartaner seinen Staat dachte.

Er war eine unerbitliche Schildwache von wilder Rechtschaffenheit, ein marmorner Spion, ein Brutus im Vidocq. In der ganzen Person Javerts lag das Lauernde und Versteckte. Die mystische Schule Joseph de Maistres, welche zu der Zeit das, was man die Ultrajournale nannte, mit hoher Cosmogonie würzte, würde nicht unterlassen haben, Javert als ein Symbol zu bezeichnen. Man sah seine Stirne nicht, die ganz unter dem Hut verborgen war. Man sah auch seine Augen nicht, die sich unter den Augenbrauen verloren. Ebenso steckte das Kinn tief in seiner Halsbinde und seine Hände in den Aermeln. Sogar den Stock trug er unter dem Ueberrocke. War aber die Gelegenheit da, so sah man plötzlich, wie aus einem dunklen

Hinterhalte, eine eckige und schmale Stirne, einen unheilvollen Blick, ein drohendes Kinn, ungewöhnlich große Hände und einen furchtbaren Knittel hervorblicken.

In seinen Mußestunden, deren er wenige hatte, las er, obwohl er die Bücher haßte. Er war daher nicht unbewandert in der Literatur, und man konnte dies an seiner etwas gewählten Ausdrucksweise erkennen.

Er hatte kein einziges Laster, wie wir bereits erwähnt haben. Wenn er mit sich zufrieden war, nahm er eine Prise Tabak. Das was das einzige Band, welches ihn an die Menschheit fesselte.

Man wird nun leicht begreifen, daß Javert, der Schrecken jener ganzen Klasse von Leuten war, welche in der Jahresstatistik des Justizministeriums unter die Rubrik der „Verdächtigen" fallen. Wenn sie den Namen Javert nur aussprechen hörten, suchten sie das Weite; sahen sie ihm aber ins Gesicht, so wurden sie starr vor Schrecken.

So war dieser furchtbare Mensch beschaffen. Javert war, als habe er stets ein Auge auf Herrn Madeleine gerichtet, ein Auge voll von einem beharrlichen Verdachte und einer Menge von Vermuthungen. Herr Madeleine hatte das zwar schließlich bemerkt, aber es schien, als ob er nicht darauf achtete. Er richtete nicht einmal eine Frage an Javert, suchte ihn nicht und vermied ihn auch nicht. Er ertrug, so schien es, ohne es zu bemerken, diesen lästigen, fast stechenden Blick. Er behandelte Javert, wie jeden Andern, mit Güte und Ungezwungenheit.

Aus einigen, Javert entschlüpften Worten errieth man, daß er heimlich, mit seiner Neugierde, die der „Race" eigen ist, und in welcher sich eben so viel Willenskraft als Instinkt zeigt, alle früheren Spuren, die Vater Madeleine anderwärts gelassen haben mochte, verfolgt hatte. Er schien zu wissen und gab es auch mit halben Worten zu verstehen, daß Jemand in einem gewissen Lande gewisse Erkundigungen über eine gewisse, spurlos verschwundene Familie eingezogen habe. Einmal waren ihm sogar, laut mit sich selbst redend, die Worte entschlüpft:

Ich glaube, daß ich ihn jetzt habe!

Darauf blieb er drei Tage nachdenkend, ohne ein Wort zu sprechen. Es schien, daß der Faden, den er zu halten glaubte, wieder zerrissen sei.

Uebrigens — wir bemerken das, um nicht in den Verdacht zu kommen, zu absolut zu sein — kann es nichts wirklich Unfehlbares im menschlichen Leben geben. Das gerade ist das Eigenthümliche des Instinktes, daß er, auf eine falsche Spur geleitet, irre gemacht, von

seinem Wege abgebracht werden kann. Im andern Falle stände er über der Intelligenz und das Thier wäre dann klüger als der Mensch.

Javert war offenbar durch das ganze Wesen und die Ruhe des Herrn Madeleine etwas außer Fassung gebracht. Eines Tages jedoch schien sein sonderbares Benehmen auf Herrn Madeleine Eindruck gemacht zu haben und zwar bei folgender Gelegenheit.

VI.

Der Vater Fauchelevent.

Herr Madeleine ging eines Morgens durch ein ungepflastertes Gäßchen in M., vernahm Lärm und bemerkte einen Zusammenlauf von Leuten in einiger Entfernung. Er ging hin. Ein bejahrter Mann, Namens Vater Fauchelevent, war unter seinem Karren gefallen, vor welchem das Pferd gestürzt war.

Fauchelevent war einer der wenigen Gegner, die Herr Madeleine damals noch hatte.

Als Madeleine in die Gegend kam, hatte Fauchelevent, ein ehemaliger Dorfschreiber, eine Art von halbgelehrtem Bauern, einen kleinen Handel, der aber schlecht ging. Fauchelevent sah, wie dieser einfache Arbeiter sich bereicherte, während er, der Meister, zu Grunde ging. Das hatte Eifersucht in ihm erregt, und er hatte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Herrn Madeleine zu schaden. Inzwischen hatte er fallirt und da er schon bejahrt war, und seine Habe nur in einem Karren und einem Pferde bestand, er übrigens auch ohne Familie und Kinder war, so wurde er Kärrner, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Das Pferd konnte, weil es beim Sturz beide Schenkel gebrochen hatte, nicht wieder aufstehen. Der Greis war zwischen die Räder gekommen und der Fall so unglücklich gewesen, daß die ganze Last des Karrens auf seiner Brust ruhte. Vater Fauchelevent ächzte auf herzzerreißende Weise unter der ihn fast erdrückenden Last.

Man hatte, aber vergeblich, versucht, ihn hervorzuziehen. Eine unzweckmäßige Kraftäußerung, eine ungeschickte Hülfe konnte ihm das Leben kosten. Es war unmöglich, ihn anders als durch Hebung des Fuhrwerks von unten frei zu machen.

Javert, der gegenwärtig war, als sich das Unglück zutrug, hatte nach einer Wagenwinde geschickt. Da kam Herr Madeleine hinzu, dem man respektvoll Platz machte.

Zu Hülfe! schrie der alte Fauchelevent. Wer hat Herz genug, einen alten Mann zu retten?

Herr Madeleine wandte sich an die Umstehenden:
Ist die Winde da?
Man sucht eine, versetzte ein Bauer.
In wie viel Zeit kann sie hier sein?
Man ist nach Flachot, hier ganz in der Nähe gegangen, wo ein Huffschmidt wohnt; aber eine gute Viertelstunde wird es immer dauern.
Eine Viertelstunde, schrie Madeleine.
Es hatte am Tage vorher geregnet, der Boden war aufgeweicht, der Karren sank mit jedem Augenblicke tiefer in die Erde und drückte immer mehr auf die Brust des alten Kärrners. Es war offenbar, daß er ihm vor Ablauf von fünf Minuten die Rippen zerbrechen mußte.
Wir dürfen unmöglich eine Viertelstunde warten, sagte Madeleine zu den zusehenden Bauern.
Wir werden wohl warten müssen.
Dann wird es aber zu spät sein! Seht ihr denn nicht, daß der Karren immer tiefer sinkt?
Ja leider.
Hört, fing Madeleine wieder an, es ist noch Platz genug für einen Mann unter dem Wagen; wenn Jemand unter denselben kröche und ihn mit dem Rücken aufhöbe. In einer halben Minute kann man den armen Mann herausziehen. Ist Einer hier, der Herz und Körper hat. Fünf Louisd'or sind zu verdienen!
Keiner von den Anwesenden rührte sich.
Zehn Louisd'or sagte Madeleine.
Die Anwesenden schlugen die Augen nieder.
Einer darunter murmelte: man müßte verteufelt stark sein und doch noch Gefahr laufen, zerquetscht zu werden!
Nun! fing Madeleine wieder an, zwanzig Louisd'or!
Gleiches Schweigen.
Es fehlt ihnen nicht an gutem Willen, ließ sich eine Stimme vernehmen.
Herr Madeleine drehte sich um und erkannte Javert. Er hatte ihn bei seiner Ankunft nicht bemerkt.
Javert fuhr fort:
Es fehlt an Kraft. Man müßte ein furchbarer Mensch sein, um es fertig zu bringen, diesen Karren so mit seinem Rücken aufzuheben.
Dann fuhr er fort, indem er Herrn Madeleine fest ansah und jedes Wort betonte, das er aussprach.

Herr Madeleine, ich habe in meinem ganzen Leben nur einen einzigen Menschen gekannt, der im Stande gewesen wäre, das zu thun, was Sie verlangen.

Madeleine fuhr zusammen.

Javert, ohne seinen Blick von ihm abzuwenden, fuhr mit scheinbar gleichgültiger Miene fort:

Es war ein Galeerensklave.

Ah! sagte Madeleine.

Im Bagno von Toulon.

Madeleine wurde bleich.

Unterdessen sank der Karren langsam immer tiefer. Vater Fauchelevent stöhnte und brüllte:

Ich ersticke! Es bricht mir die Brust! Eine Winde! Irgend etwas! Ach, O!

Madeleine blickte um sich:

Ist denn Niemand da, der die zwanzig Louisd'or verdienen und diesem armen Alten das Leben retten will?

Keiner der Umstehenden rührte sich.

Javert fing wieder an:

Ich habe in meinem Leben nur einen Menschen gekannt, der eine Winde ersetzen konnte; das war dieser Galeerensklave!

O! Jetzt erdrückt es mich! schrie der Greis.

Madeleine hob den Kopf in die Höhe, begegnete dem immer noch auf ihn gerichteten Falkenblicke Javerts, sah die unbeweglichen Bauern an und lächelte traurig. Dann sank er, ohne ein Wort zu sprechen auf die Kniee, und war, ehe die Menge noch Zeit hatte, einen Schrei auszustoßen, unter dem Wagen.

Es folgte nun ein schrecklicher Augenblick gespannter, stiller Erwartung.

Man sah Madeleine, fast auf plattem Leibe, zweimal unter diesem fürchterlichen Gewichte den vergeblichen Versuch machen, seine Ellbogen den Knieen näher zu bringen. Vater Madeleine, rief man ihm zu, machen Sie sich da fort. Der alte Fauchelevent selbst, sagte zu ihm:

Gehen Sie, Herr Madeleine; Ich muß sterben, gehen Sie! lassen Sie mich! Sie werden ebenfalls erdrückt!

Madeleine antwortete nicht.

Die Umstehenden keuchten. Die Räder waren immer tiefer eingedrungen und es war fast schon unmöglich geworden, daß Herr Madeleine wieder unter dem Wagen hervorkommen konnte.

Mit einem Male sah man, daß die ungeheure Masse sich be-

wegte, und daß die Räder sich aus dem Geleise hoben. Gleichzeitig hörte man eine dumpfe Stimme die Worte ausrufen:

Eilt Euch! helft!

Es war Herr Madeleine, der seine letzte äußerste Kraft angewandt hatte.

Nun stürzte Alles hin. Die Hingebung eines Einzigen hatte Allen Muth und Stärke verliehen. Zwanzig Arme stürzten den Karren um, und der alte Fauchelevent war gerettet.

Jetzt stand Madeleine wieder auf. Er war bleich, obwohl er von Schweiß triefte. Seine Kleider waren zerrissen und mit Schmutz bedeckt. Sie weinten Alle, und der Greis küßte ihm die Kniee und nannte ihn den lieben Gott. Auf seinem Gesichte lag, ich weiß nicht welcher Ausdruck glücklichen und himmlischen Leidens, und er sah Javert, der ihn noch immer betrachtete, mit seinem ruhigen Auge fest an.

VII.

Fauchelevent wird Gärtner in Paris.

Fauchelevent hatte sich bei seinem Falle die Kniescheibe verrenkt. Vater Madeleine ließ ihn in sein Arbeiterhospital bringen, welches er im Fabrikgebäude selbst hatte einrichten lassen und worin zwei barmherzige Schwestern die Pflege übernommen hatten. Am folgenden Morgen fand der Greis ein Tausendfrankenbillet auf seinem Nachttische nebst den von der Hand des Vater Madeleine geschriebenen Worten: Ich kaufe Ihnen Ihren Karren und Ihr Pferd ab. Der Karren war zerbrochen und das Pferd todt. Fauchelevent wurde wieder gesund, behielt aber ein steifes Bein. Herr Madeleine verschaffte ihm, vermittelst der Empfehlungen der Schwestern und seines Pfarrers, eine Stelle als Gärtner in einem Frauen-Kloster des Viertels St. Antoine in Paris.

Einige Zeit darauf wurde Herr Madeleine zum Maire ernannt. Als Javert Herrn Madeleine zum ersten Male mit der Schärpe bekleidet sah, die ihn zur ersten Behörde in der Stadt machte, verspürte er eine Art Zittern, wie eine Dogge, die einen Wolf unter den Kleidern ihres Herrn wittert. Von diesem Augenblick ab, vermied er ihn, so sehr er nur konnte. Wenn es der Dienst gebieterisch erforderte und es gar nicht zu umgehen war, mit dem Herrn Maire zusammenzukommen, sprach er äußerst respektvoll mit ihm.

Der in M. an der M. vom Vater Madeleine hervorgerufene Wohlstand war, außer an den sichtbaren Zeichen, deren wir bereits erwähnten, auch an einem andern Symptome zu erkennen, das, ob-

wohl nicht in's Auge fallend, deshalb nicht minder bedeutungsvoll ist. Es trügt niemals. Wenn die Bevölkerung darbt, die Arbeit fehlt, wenn der Handel null ist, so bleibt der Steuerpflichtige aus Noth mit der Zahlung zurück, läßt die Frist verstreichen und abermals verstreichen und der Staat gibt in diesem Falle viel Geld aus, um die Steuern einzutreiben. Ist aber Arbeit im Ueberflusse vorhanden, ist das Land glücklich und reich, so werden die Abgaben ohne Mühe entrichtet und kosten dem Staat wenig an Beitreibungsgebühren. Man kann sagen, daß die Kosten für Steuereintreibung ein unfehlbares Thermometer sind, an dem man das Elend und den öffentlichen Wohlstand ablesen kann. In sieben Jahren hatten sich die Auslagen für Steuereintreibung um drei Viertel des Betrages für das Arrondissement von M. an der M. vermindert. Der damalige Finanzminister, Herr M. de Villele, erwähnte daher dieses Arrondissements häufig vor allen andern.

So stand es in der Gegend, als Fantine dahin zurückkam. Niemand erinnerte sich noch ihrer. Glücklicher Weise war das Thor der Fabrik des Herrn Madeleine fast eben so gut, als das Gesicht eines Freundes. Sie stellte sich vor und wurde in der Frauenwerkstatt aufgenommen.

Die Beschäftigung war neu für Fantine und sie konnte daher keine große Geschicklichkeit darin entfalten. Die Folge davon war, daß ihr der Tag wenig einbrachte. Inzwischen genügte es doch. Die Aufgabe war gelöst; sie verdiente ihren Unterhalt.

VIII.

Madame Victurnien gibt dreißig Franken für Moral aus.

Als Fantine sah, daß sie leben konnte, wurde sie auf kurze Zeit wieder fröhlich. Anständig von seiner Arbeit zu leben, welche Gnade des Himmels. Auch stellte sich die Freude an der Arbeit wirklich wieder ein. Sie kaufte einen Spiegel, vergnügte sich daran, in demselben ihre Jugend, ihre schönen Haare und Zähne wiederzufinden, vergaß vieles, dachte nur an ihre Cosette und an die Zukunft, und war fast glücklich. Sie miethete ein kleines Zimmer und möblirte es auf Credit, den man ihr für noch zu erhaltende Arbeit schenkte. Das war noch so ein Ueberbleibsel ihrer unordentlichen Gewohnheiten aus früheren Zeiten.

Da sie nicht sagen konnte, daß sie verheirathet war, so hatte sie sich wohl gehütet, wie wir es bereits schon andeuteten, von ihrer kleinen Tochter zu sprechen.

Im Anfang hatte sie, wie man weiß, die Thénardiers pünktlich

bezahlt. Da sie aber nur unterzeichnen konnte, so war sie genöthigt, sich, zu ihrer Correspondenz, eines öffentlichen Schreibers zu bedienen.

Sie schrieb oft und das wurde bemerkt. Man zischelte sich in ihrem Atelier ganz leise zu, daß Fantine Briefe schreibe und daß sie ein Verhältniß habe.

Niemand ist so bemüht, das Thun und Treiben der Andern zu belauern, als gerade die, welche es nichts angeht. — Warum kommt dieser Herr nie zu einer anderen Zeit, als in der Abenddämmerung? Warum hängt der Herr so und so seinen Schlüssel Donnerstags nie an den Nagel? Warum geht er immer durch die engen Straßen? Warum steigt Madame immer aus ihren Fiaker, ehe sie an ihrem Hause angekommen ist? Warum läßt sie Briefpapier kaufen, wenn ihre Mappe noch ganz voll ist? u. s. w.

Es gibt Wesen, die um den Schlüssel zu diesen Räthseln zu finden, die sie übrigens gar nicht berühren, mehr Geld ausgeben, mehr Zeit verschwenden und sich mehr Mühe dabei geben, als nöthig wäre, um zehn gute Handlungen zu verrichten. Und das thun sie unentgeltlich, blos des Vergnügens halber, ohne eine andere Vergeltung, als die ist, welche ihnen die Befriedigung ihrer Neugierde gewährt. Sie gehen Dem oder Der tagelang nach, stehen stundenlang Schildwache an den Straßenecken, unter den Eingangsthoren, bei Nacht, Regen und Kälte, bestechen die Commissionäre, machen Droschkenkutscher und Lakaien betrunken, erkaufen sich eine Kammerfrau oder gewinnen einen Thürsteher für sich. Weshalb? Für nichts. Reine Begier etwas zu sehen, zu erfahren, zu ergründen. Reiner Kitzel, um etwas sagen zu können. Wenn diese Geheimnisse bekannt, diese Mysterien publik geworden, diese Räthsel vom hellen Tageslichte beschienen sind, ziehen sie Katastrophen, Duelle, Bankerotte, ruinirte Familien, gebrochene Existenzen zur großen Freude derer nach sich, die „Alles entdeckt" haben, und zwar ohne das geringste Interesse bei der Sache, aus reinem Instinkte. — Traurige Erscheinung!

Es gibt Leute, die schlecht sind, nur aus dem Bedürfniß, zu sprechen. Ihre Unterhaltung, Plaudern im Salon, Geschwätz im Vorzimmer, gleicht den Kaminen, an denen das Holz rasch verbrennt; sie verbrauchen viel Brennmaterial; und das Brennmaterial ist der Nächste.

Man fing an Fantine zu beobachten.

Mehr als Eine war eifersüchtig auf ihre schönen Haare, ihre weißen Zähne.

Man bemerkte, daß sie in der Werkstätte, mitten unter den übrigen Arbeiterinnen, sich zuweilen umwandte, um eine Thräne zu

trocknen. Das war in den Augenblicken, wo sie an ihr Kind dachte; vielleicht auch an den Mann, den sie geliebt hatte.

Es ist eine mühselige, schwere Arbeit, mit den finstern Anhänglichkeiten der Vergangenheit zu brechen.

Man bemerkte ferner, daß sie monatlich wenigstens zweimal an dieselbe Adresse schrieb, und daß sie ihre Briefe frei machte. Es gelang, sich die Adresse zu verschaffen: „Herrn Thénardier, Gastwirth zu Montfermeil.“ Man brachte den öffentlichen Schreiber in der Schenke zum Plaudern; es war dies ein alter schwacher Mann, der seinen Magen nicht mit Rothwein füllen konnte, ohne seine Taschen von allen Neuigkeiten, die in denselben waren, zu leeren. — Kurz, man erfuhr bald, daß Fantine ein Kind habe, „es sollte so eine Art von Tochter sein.“ Es fand sich eine alte Gevatterin, die nach Montfermeil reiste, mit den Thénardiers sprach und bei ihrer Rückkehr sagte:

Für meine dreißig Francs bin ich doch nun im Reinen. Ich habe das Kind gesehen!

Die Gevatterin, die dieses gethan hatte, war eine Gorgone, hieß Madame Victurnien und war die Wächterin und die Pförtnerin der Tugend von aller Welt. Madame Victurnien war 56 Jahre alt und die Maske des Alters diente bei ihr der Maske der Häßlichkeit zur Unterlage. Eine meckernde Stimme, ein essigsaures Gemüth.

In ihrer Jugend, im Jahre 93, hatte sie einen aus dem Kloster entsprungenen Mönch mit einer rothen Mütze geheirathet, der von den Bernardinern zu den Jakobinern übergegangen war. Sie war trocken, abstoßend, derbe, spitz, stachelig, fast giftig und das Alles in Erinnerung an ihren Mönch, dessen Wittwe sie war und der sie auf etwas herbe Art gezähmt und gebeugt hatte. — Es war eine Brennessel, an der man die Reibung der Kutte sehen konnte. Bei der Restauration war sie bigott geworden und daß auf eine so energische Weise, daß die Priester ihr ihren Mönch vergeben hatten. Sie besaß ein kleines Vermögen, welches sie auf eine prunkende Weise einer religiösen Gemeinde vermacht hatte. Sie war im bischöflichen Palaste von Arras gern gesehen. Diese Frau Victurnien war also nach Montfermeil gegangen; bei ihrer Rückkehr sagte sie: Ich habe das Kind gesehen.

Alles dies nahm Zeit weg. Fantine war schon länger als ein Jahr in der Fabrik, als eines Morgens die Aufseherin der Werkstätte ihr von dem Herrn Maire 50 Franken übergab und ihr bekannt machte, daß sie nicht mehr zur Werkstätte gehöre, und daß der Herr Maire ihr rieth, die Gegend zu verlassen.

Fantine war starr vor Schrecken. Sie konnte den Ort nicht verlassen; sie war das Geld für ihre Wohnung, ihre Möbel schuldig. Fünfzig Franken reichten nicht aus, um diese Schuld zu bezahlen. Sie stammelte einige flehende Worte heraus.

Die Aufseherin machte ihr bekannt, daß sie die Werkstelle augenblicklich zu verlassen habe. Fantine war überdies nur eine mittelmäßige Arbeiterin. Erdrückt fast, von Scham mehr noch als von Verzweiflung, verließ sie die Fabrik und ging auf ihr Zimmer. Jetzt also kannte alle Welt ihren Fehltritt.

Sie hatte keine Kraft mehr ein Wort zu sprechen. Man rieth ihr zu dem Herrn Maire zu gehen; sie hatte keinen Muth dazu. Der Maire gab ihr 50 Franken, weil er gut war; er jagte sie fort, weil er gerecht war.

Sie beugte sich unter diesen Ausspruch.

IX.

Madame Victurnien's Erfolg.

Die Wittwe des Mönches war also wenigstens zu etwas gut. — Herr Madeleine hatte von diesem Allen nichts gewußt. Das sind so diese eigenthümlichen Combinationen, von denen das Leben so voll ist. Herr Madeleine kam fast nie in das Arbeitszimmer der Frauen. Die Aufsicht in demselben führte eine alte Jungfer, welche der Herr Pfarrer ihm empfohlen, und zu welcher er alles Vertrauen hatte. Sie war übrigens eine sehr respektable Person, fest, billig, unbescholten und rein und erfüllt von jener Liebe, die im Geben — aber nicht eben so von der, welche im Verstehen und Verzeihen besteht. Herr Madeleine verließ sich vollständig auf sie. Die besten Menschen sind zuweilen gezwungen, ihre Autorität zu deligiren. In dieser Machtvollkommenheit und in der festen Ueberzeugung, daß sie etwas Gutes thue, hatte die Aufseherin den Prozeß gegen Fantine instruirt, in demselben erkannt und das Urtheil vollstreckt.

Was die 50 Franken betraf, so hatte sie diese von einer Summe Geldes genommen, welche Herr Madeleine ihr gegeben hatte, um Arbeiterinnen zu unterstützen, von welcher sie aber keine Rechnung zu legen brauchte.

Fantine suchte eine Stelle als Magd: sie ging von einem Hause zum andern. Niemand wollte etwas von ihr wissen. Die Stadt hatte sie nicht verlassen können. Der Trödler, dem sie das Geld für die Möbel, — und was waren es für Möbel? — noch schuldig war, hatte ihr gesagt: wenn Sie fortgehen, so lasse ich Sie als eine Die-

din verhaften. Der Hauswirth, dem sie die Miethe noch verschuldete, sagte zu ihr: Sie sind jung und hübsch; Sie können bezahlen.

Sie theilte ihre 50 Franken zwischen dem Trödler und dem Hauswirth, gab dem Ersteren drei Viertel seines Mobilars wieder, behielt nur das Nöthigste und befand sich bald ohne Arbeit, ohne Beschäftigung und hatte nichts als ihr Bett und etwa noch 100 Franken Schulden.

Sie fing an, grobe Soldatenhemden zu nähen und verdiente damit 12 Sous täglich. Zehn kostete sie ihre Tochter. Dies war die Zeit, wo sie anfing, Thénardiers schlecht zu bezahlen.

Eine alte Frau, bei welcher sie Abends ihr Licht ansteckte, wenn sie nach Hause ging, lehrte sie die Kunst, im Elende zu leben. Hinter dem: von wenig leben, kommt das: von nichts leben. Das sind zwei Zimmer: das erste ist dunkel, in dem zweiten ist schwarze Nacht.

Fantine lernte, wie man im Winter das Feuer entbehren kann, wie man auf einen Vogel verzichtet, der alle acht Tage für einen Pfennig Hanfsamen frißt, wie man aus seinem Unterrock seine Bettdecke, aus seiner Bettdecke seinen Unterrock macht, wie man sein Licht spart, wenn man sein Abendessen bei dem erleuchteten Fenster gegenüber einnimmt. Man weiß wirklich nicht, wie viel gewisse schwache Wesen, welche in Armuth und Ehrlichkeit alt geworden sind, aus einem Sou machen können. Das wird zuletzt ein wahres Talent. Fantine erwarb sich dieses erhabene Talent und faßte wieder etwas Muth.

Um diese Zeit sagte sie auch zu einer Nachbarin:

Bah! ich sage mir, wenn ich nur fünf Stunden schlafe und die ganze übrige Zeit an meine Näherei arbeite, so werde ich schon dahin gelangen, mein Brod zu verdienen. Ueberdies ißt man wenig wenn man traurig ist. Nun! Leiden, Unruhe, etwas Brod von einer und Kummer von der andern Seite, — das zusammen wird mich schon ernähren.

In dieser Noth ihre kleine Tochter bei sich haben zu können, wäre ein wunderbares Glück gewesen. Aber sollte diese ihren Mangel theilen? und dann war sie ja auch Thénardiers Geld schuldig. Wie sollte sie das bezahlen? wie sollte sie die Reise machen?

Die Alte, welche ihr, so zu sagen, Unterricht in dem dürftigen Leben gegeben hatte, war eine wahre Heilige! Sie hieß Margarethe, war fromm aus wirklicher Frömmigkeit, arm, liebevoll gegen die Armen und selbst gegen die Reichen, konnte eben gerade so viel schreiben

um Margarethe zu kritzeln und glaubte an Gott, was die eigentliche Wissenschaft ist.

Es gibt viele dergleichen Tugenden da unten, eines Tages werden sie da oben sein. Dieses Leben hat noch einen folgenden Tag.

In der ersten Zeit hatte Fantine sich so geschämt, daß sie nicht gewagt hatte, auszugehen. Wenn sie auf der Straße war, glaubte sie, daß man sich hinter ihr umwende und mit Fingern auf sie zeige; alle Welt sah sie an und Niemand grüßte sie; die bittere, kalte Verachtung der Vorübergehenden drang ihr wie ein eisiger Wind durch Leib und Seele. — Es scheint, daß in kleinen Städten eine Unglückliche nackt ist unter den Sarkasmen und der Neugierde Aller. In Paris wenigsten kennt Einen Niemand und diese Unbekanntheit ist ein Kleidungsstück. Wie tausendmal wünschte sie nach Paris kommen zu können! Aber es war unmöglich!

Sie mußte sich ebenso daran gewöhnen, nicht beachtet zu werden, wie sie sich an den Mangel gewöhnt hatte. Almälig hatte sie sich auch darin gefunden. Nach zwei oder drei Monaten schüttelte sie die Schande ab und fing an auszugehen, als ob nichts vorgefallen sei. Das ist mir sehr egal, sagte sie.

Sie ging, sie kam, erhobenen Hauptes, ein bitteres Lächeln auf ihren Lippen und sie fühlte, daß sie frech wurde.

Madame Victurnien sah sie zuweilen vor ihrem Fenster vorbeigehen, bemerkte die Dürftigkeit dieser Creatur, welche durch sie auf ihrem Platz zurückversetzt war und sie wünschte sich Glück darüber. Die Bösen haben ein schwarzes Glück.

Die übermäßige Arbeit ermüdete Fantine und der kurze trockene Husten, den sie hatte, vermehrte sich. Zuweilen sagte sie ihrer Nachbarin Margarethe:

Fühlen Sie nur, wie heiß meine Hände sind.

Des Morgens aber, wenn sie mit einem alten zerbrochenen Kamm ihre schönen Haare, welche wie geflochtene Seide herunterfielen, kämmte, hatte sie eine Minute glücklicher Koketterie.

X.

Fortsetzung des Erfolges.

Es war gegen das Ende des Winters gewesen, als man sie entlassen hatte; der Sommer verging, aber der Winter kam wieder. Der Winter, keine Wärme, kein Licht, keinen Mittag, der Abend rührt fast an den Morgen, Nebel, Dämmerung, das Fenster ist grau, man sieht nicht klar. Der Himmel ist ein Kellerloch. Der ganze Tag ist

ein Keller. Die Sonne sieht aus, wie ein Armer. Abscheuliche Jahreszeit! Der Winter verwandelt das Wasser des Himmels und das Herz der Menschen zu Stein. Fantine's Gläubiger fingen an, sie zu plagen. Sie verdiente sehr wenig. Ihre Schulden waren größer geworden. Die Thénardiers, welche jetzt schlecht bezahlt wurden, schrieben ihr jeden Augenblick Briefe, deren Inhalt sie untröstlich machte und deren Porto sie ruinirte. Eines Tages schrieben sie ihr, daß ihre kleine Cosette bei der jetzigen Kälte ganz nackt sei, daß sie einen wollenen Unterrock nöthig habe und daß die Mutter hierzu wenigstens zehn Franken schicken müsse. Sie erhielt den Brief und zerknitterte ihn den ganzen Tag zwischen den Fingern. Am Abend trat sie bei einem Barbier ein und zog ihren Kamm aus den Haaren. Ihre wunderschönen blonden Haare fielen ihr bis auf die Hüfte.

O! die schönen Haare! rief der Barbier.

Was würden Sie mir dafür geben?

Zehn Franken.

Schneiden Sie sie ab.

Sie kaufte einen gestrickten Unterrock und schickte ihn Thénardiers.

Die wurden wüthend über den Unterrock. Was sie haben wollten, war Geld. Sie gaben den Rock Eponine. Die arme „Lerche" mußte auch ferner frieren.

Fantine dachte: jetzt friert mein Kind nicht mehr. Ich habe es mit meinen Haaren gekleidet, — sie setzte kleine runde Mützchen auf, welche ihren seines Schmuckes beraubten Kopf verbargen und welche ihr sehr gut standen.

In Fantine's Herzen begann jetzt eine finstere Arbeit.

Als sie sah, daß sie ihre Haare nicht mehr machen konnte, fing sie an, Alles um sich her zu hassen. Sie hatte lange Zeit mit allen Uebrigen die Achtung vor Vater Madeleine getheilt; als sie aber immer wieder daran dachte, daß er sie fortgejagt habe, daß er die Ursache ihres Unglücks sei, da fing sie an, ihn auch, ja ihn besonders zu hassen. Wenn sie vor der Fabrik vorbeiging, zu der Stunde, wo die Arbeiter in der Thüre stehen, so affektirte sie zu lachen und zu singen.

Eine alte Arbeiterin, die sie einmal auf diese Weise lachen und singen hörte, sagte: das ist ein Mädchen, die einmal ein schlechtes Ende nimmt.

Sie schaffte sich einen Geliebten an, den Ersten, der ihr gerade in den Weg kam, einen Menschen, den sie nicht weiter liebte, aus Trotz, mit Wuth im Herzen. Es war ein erbärmlicher Mensch, eine

Art von musicirendem Bettler, ein Faulenzer, der sie mißhandelte und der sie verließ, wie sie ihn genommen hatte — mit Ekel.

Sie betete ihr Kind an.

Je tiefer sie hinabstieg, je mehr Alles um sie herum finsterer wurde, desto mehr strahlte dieser süße kleine Engel in ihrer tiefsten Seele. Sie sagte zu sich: Wenn ich einst reich sein werde, werde ich meine Cosette bei mir haben. — Und dann fing sie an zu lachen.

Das Husten verließ sie nicht mehr und ihr Rücken war immer mit einem kalten Schweiß bedeckt.

Eines Tages erhielt sie von den Thénardiers folgenden Brief: „Cosette ist an einer Krankheit erkrankt, welche jetzt hier in der Gegend herrscht. Sie nennen sie das Hirsefieber. Sie muß theuere Medizin haben. Das ruinirt uns und wir können nicht mehr bezahlen. Wenn Sie uns nicht vor Verlauf von acht Tagen vierzig Franken schicken, so ist die Kleine todt."

Sie fing laut an zu lachen und sagte zu ihrer alten Nachbarin: Die sind wirklich gut! Vierzig Franken! Was ist das auch! Zwei Napoleons. Wo soll ich sie wohl hernehmen? Sind sie dumm, diese Bauern.

Dann trat sie an eine Bodenluke und las den Brief noch einmal. Darauf lief sie die Treppe hinunter und aus dem Hause, immer lachend. Einem ihr Begegnenden antwortete sie auf seine Frage: weshalb sie denn so lustig sei? — Das ist wirklich eine schöne Dummheit, welche die Leute da mir schreiben. Sie wollen vierzig Franken von mir. Die Bauern! Bah!

Als sie über den Marktplatz ging, sah sie eine Menge Leute um einen Wagen von sonderbarer Form versammelt, auf dessen Verdeck ein ganz in Roth gekleideter Mensch stand. Es war ein reisender Zahndoktor, der dem Publikum mit lauter Stimme seine vollständigen Gebisse, Opiate, Pulver und Elixire empfahl.

Fantine mischte sich unter den Haufen und lachte wie die Andern, über diese Anpreisungen, welche bald in platter Mundart für die Canaille, bald in vornehmem Jargon für die Leute comme il faut gesprochen wurden.

Der Zahnausreißer sah das schöne Mädchen, welches lachte und rief plötzlich: Sie da, Sie Mädchen, die da lacht, Sie haben schöne Zähne. Wenn Sie mir Ihre beiden Paletten verkaufen wollen, so gebe ich Ihnen für jeden einen Napoleonsd'or.

Paletten? was ist denn das? fragte Fantine.

Paletten, erwiederte der Zahndoktor mit großem Ernst, sind die beiden obern Vorderzähne.

Abscheulich! rief Fantine.

Zwei Napoleonsd'or! brummte eine zahnlose Alte. Die ist wahrhaftig glücklich.

Fantine entfloh und hielt sich die Ohren zu, um die heisere Stimme des Menschen nicht zu hören, der ihr nachrief:

Ueberlegen Sie es sich wohl. Zwei Napoleons. Das ist Geld! Wenn Sie wollen, so kommen Sie heute Abend nach dem „Silbernen Anker." Dort finden Sie mich.

Fantine ging wieder nach Hause; sie war wüthend und erzählte die Sache ihrer guten Nachbarin Margarethe: Wie finden Sie das? ist das nicht ein abscheulicher Mensch? Wie kann man solchen Leuten nur erlauben, frei im Lande umher zu reisen? mir meine Vorderzähne ausziehen zu wollen? ich müßte ja scheußlich aussehen. Haare wachsen wieder; aber Zähne .... Das Ungeheuer! nein, lieber wollte ich, den Kopf voran, aus dem fünften Stock mich auf das Pflaster stürzen. Er sagte mir, daß er heute Abend im „Silbernen Anker" sein wolle.

Was bot er denn? fragte Margarethe.

Zwei Napoleons.

Das macht vierzig Franken.

Ja, sagte Fantine, das macht vierzig Franken.

Sie blieb in Nachdenken versunken und fing an zu arbeiten. Nach Verlauf einer Viertelstunde legte sie ihr Nähzeug fort, ging hinaus und las den Brief der Thénardiers noch einmal.

Als sie wieder ins Zimmer trat, fragte sie Margarethe, die bei ihr arbeitete:

Was ist denn das, ein Hirsefieber? Wissen Sie das?

Ja, antwortete das alte Mädchen, das ist eine Krankheit.

Da braucht man wohl viel Medizin.

Furchtbar viel.

Wie bekommt man denn diese Krankheit?

Ach, das ist so eine Krankheit, die man oft hat; man weiß selbst nicht woher.

Werden die Kinder auch davon befallen?

Vorzugsweise Kinder.

Stirbt man daran?

Sehr oft, erwiederte Margarethe.

Fantine ging zum dritten Male hinaus und las ihren Brief noch einmal.

Am Abend ging sie aus und man sah, daß sie den Weg nach der Rue de Paris einschlug, wo die Gasthöfe sind.

Am andern Morgen, als Margaretha bei Tagesanbruch zu Fantine ins Zimmer trat, (denn sie arbeiteten immer zusammen und brauchten so Beide nur ein Licht anzuzünden) saß Fantine bleich, eiskalt auf ihrem Bette. Sie hatte sich nicht hingelegt. Ihre Haube war auf ihre Knie gefallen. Das Licht war die ganze Nacht nicht ausgelöscht worden und war fast ganz niedergebrannt.

Margarethe stand auf der Stubenschwelle still, versteinert fast über diese grenzenlose Unordnung und rief:

Allmächtiger Gott! Das ganze Licht ist verbrannt. Was ist denn geschehen?

Dann sah sie Fantine an, die ihren Kopf mit den kurz abgeschnittenen Haaren zu ihr hinwandte. — Fantine war seit gestern Abend zehn Jahre älter geworden.

Je su! rief Margarethe, was fehlt Dir, Fantine?

Nichts, erwiederte diese. Im Gegentheil. Mein Kind wird nicht aus Mangel an Hülfe an dieser abscheulichen Krankheit sterben. Ich bin zufrieden.

Bei diesen Worten zeigte sie der alten Frau zwei Napoleonsd'or, die auf dem Tische glänzten.

Jesus Maria! sagte Margerethe. Das ist ja ein Vermögen; woher hast Du diese Louisd'or?

Ich habe sie gehabt, antwortete Fantine.

Zu gleicher Zeit lächelte sie.

Das Licht erleuchtete ihre Züge. Es war ein blutiges Lächeln. Ein röthlicher Speichel beschmutzte den Rand ihrer Lippen; in ihrem Munde sah man eine schwarze Lücke.

Die beiden Vorderzähne fehlten.

Die 40 Franken schickte sie nach Montfermeil. Uebrigens war das Ganze nur eine List von Thénardier, um Geld zu erhalten. Cosette war gar nicht krank.

Fantine warf ihren Spiegel aus dem Fenster. Seit langer Zeit hatte sie ihr Zimmer im zweiten Stock mit einer Dachkammer, welche durch ein Vorhängeschloß verschlossen war, vertauscht; eine von jenen Dachwohnungen, deren Decke einen Winkel mit dem Fußboden bilden und in denen man sich jeden Augenblick den Kopf stößt. Der Arme kann bis an das Ende seines Zimmers nur eben so gehen, wie bis an das Ende seines Geschickes — sich immer mehr und mehr beugend. Sie hatte kein Bett mehr; ein alter Lumpen war ihre Decke, ein Strohsack auf der Erde und ein Stuhl, aus welchem das Stroh fast gänzlich heraus war, machten ihr Meublement aus. Ein kleiner Rosenstock, den sie hatte, stand vertrocknet, vergessen in der Ecke. In

der andern Ecke stand ein Buttertopf, in welchen sie Wasser hatte, welches im Winter fror und in welchem die verschiedenen Wasserhöhen lange Zeit durch Eiskreise abgezeichnet blieben. Sie hatte die Scham verloren, jetzt verlor sie auch die Koketterie. Letztes Zeichen. Sie ging mit schmutzigen Mützen aus; sie besserte, sei es aus Mangel an Zeit, sei es aus Gleichgültigkeit, ihre Wäsche nicht mehr aus. Je weiter die Hacken in den Strümpfen zerrissen, desto tiefer zog sie die Strümpfe in die Schuhe; man konnte dies an den Falten im Strumpfe deutlich erkennen. Ihr altes, ziemlich verbrauchtes Corsett flickte sie mit Stücken von altem Callico, welche bei der geringsten Bewegung zerrissen. Die Leute, denen sie Geld schuldig war, machten ihr „Scenen" im Hause und ließen ihr keine Ruhe. Sie traf sie auf der Straße, sie traf sie auf der Treppe wieder. Sie verbrachte ihre Nächte mit Weinen und Grübeln. Ihre Augen glänzten und in der linken Seite fühlte sie beständig einen stechenden Schmerz. Sie hustete viel. Sie haßte den Vater Madeleine aus tiefster Seele und beklagte sich nie. Sie arbeitete 17 Stunden täglich; aber ein Arbeitgeber fing an, durch die Gefangenen arbeiten zu lassen und dies setzte den Taglohn für eine Näherin auf 9 Sous herunter. Siebzehn Stunden Arbeit täglich und dafür 9 Sous! Ihre Gläubiger waren unbarmherziger wie jemals. Der Trödler, der fast alle seine Sachen wieder hatte, sagte täglich zu ihr: Wann wirst Du mich bezahlen, Betrügerin?

Was wollte man denn eigentlich von ihr? Sie fühlte, daß sie gehetzt wurde und in ihr entwickelte sich etwas von dem wilden Thier. Um diese Zeit gerade schrieb ihr Thénardier, daß er unbedenklich viel zu gutmüthig gewesen sei und viel zu lange gewartet habe, daß er sofort 100 Franken haben müsse, sonst würde er die kleine Cosette, welche eben anfange, sich von ihrer schweren Krankheit zu erholen, trotz der Kälte, trotz der schlechten Wege auf die Straße werfen; sie möge werden, was sie könne, sie möge krepiren, wenn sie sonst wolle.

Hundert Franken! dachte Fantine. Wie ist es möglich, hundert Franken in einem Tage zu verdienen. —

Nun, es sei! sagte sie; wir wollen auch das Letzte noch verkaufen.

Die Unglückliche machte sich zur öffentlichen Dirne.

XI.

Christus nos liceravit.

Was ist nun eigentlich die Geschichte Fantines? Es ist die Gesellschaft, welche eine Sclavin kauft.

Von wem? Von dem Elende. Von dem Hunger, dem Durst, dem Alleinstehen, der Verlassenheit, der Hülflosigkeit. Trauriger, schmerzlicher Handel! Eine Seele für ein Stück Brod. Das Elend bietet an, die Gesellschaft nimmt an.

Das heilige Gesetz Jesu Christi beherrscht unsere Civilisation; aber es durchdringt dieselbe noch nicht. Man sagt, daß die Sclaverei aus der europäischen Civilisation verschwunden ist. Das ist ein Irrthum. Sie besteht noch immer: aber sie lastet nur auf dem Weibe und nennt sich Prostitution.

Sie lastet auf dem Weibe, das heißt auf der Armuth, auf der Schwäche, auf der Schönheit, auf der Mutterschaft. Und das ist wahrlich nicht die geringste Schande für den Mann.

Bei dem Punkte dieses schmerzlichen Drama's, bei welchem wir jetzt angekommen sind, war an Fantine nichts mehr von dem geblieben, was sie früher gewesen war. Indem sie Schmutz wurde, war sie auch Marmor geworden. Wer sie anrührte, empfand Kälte. Sie ging vorüber, sie erduldete Alles, sie kannte Dich nicht wieder; sie zeigte das entehrte, strenge Gesicht

Das Leben und die soziale Ordnung haben ihr letztes Wort zu ihr gesprochen. Was ihr irgend begegnen konnte, war ihr begegnet. Sie hatte Alles bereut, Alles ertragen, Alles erprobt, Alles gelitten, Alles verloren, Alles beweint. Ihre Resignation glich der Gleichgültigkeit, wie der Tod dem Schlafe gleicht. Sie vermied nichts mehr. Der ganze Himmel kann auf sie fallen; der ganze Ocean kann über sie hinfließen. Was kümmert sie das! sie ist ein vollgesogener Schwamm.

Sie glaubt es wenigstens. Aber es ist ein Irrthum, wenn man sich einbildet, daß man das Schicksal erschöpfen, daß man auf den Grund von irgend etwas gelangen kann.

Was sind aber alle diese in buntem Gemisch unter einander geworfenen Geschicke? wohin gehen sie? Weshalb sind sie gerade so?

Der, welcher das weiß, sieht das ganze Dunkel. Er ist allein. Er nennt sich Gott.

XII.

Der Müßiggang des Herrn Bamatabois.

Es gibt in allen kleinen Städten, und namentlich gab es in M. eine Klasse von jungen Leuten, die sich in der Provinz mit ihren 1500 Franken dasselbe Ansehen geben, wie Einer, der in Paris 200,000 Franken das Jahr verschwendet. Es sind dies Wesen von der großen neutralen Klasse, Kapaunen, Schmarotzer, Nullen, die ein



wenig Grundbesitz, ein wenig Thorheit, ein wenig Geist haben, die Tölpel in einem Salon sein würden und sich für Gentlemen in der Kneipe halten, die sagen: meine Wiesen, mein Holz, meine Bauern, die die Schauspielerinnen auspfeifen, um zu beweisen, daß sie Leute von Geschmack sind, die mit den Offizieren der Garnison Streit anfangen, um zu beweisen, daß sie Kriegsleute sind, die jagen, rauchen, gähnen, trinken, nach Tabak riechen, Billard spielen, die Reisenden betrachten, die aus dem Postwagen steigen, die im Kaffeehause leben, im Gasthofe essen, einen Hund haben, der unter dem Tische die Knochen frißt, und eine Geliebte, welche die Teller auf denselben setzt, die mit einem Sous knausern, die die Moden übertreiben, das Trauerspiel lieben, die Frauen verachten, ihre alten Stiefel auftragen, London verkehrt nach Paris, Paris nach Pont-à-Mousson copiren, als stumpfsinnige Menschen alt werden, nicht alt werden, zu nichts dienen und nicht viel Schaden thun.

Wäre Herr Felix Tholomyes in seiner Provinz geblieben, und hätte er Paris nie gesehen, er wäre so ein Mensch geworden.

Wenn sie reicher wären, würde man sagen: sie sind Elegants; — wenn sie ärmer wären, würde man sagen: es sind Faullenzer. — Es sind aber ganz einfach Müßiggänger. Unter ihnen gibt es Langweilige, Gelangweilte und närrische Kerle.

In jener Zeit bestand ein Elegant aus einem großen Vatermörder, einem großen Halstuch, einer Uhr mit Petschaften, drei über einander gezogenen Westen von verschiedenen Farben, das Blau und Roth inwendig, einem Rock von olivenfarbigem Tuch mit langer Taille und langen Schößen, zwei Reihen dicht aneinanderstehender silberner Knöpfe, die bis zur Schulter hinauf gingen, aus einem etwas helleren, ebenfalls olivenfarbigen Beinkleid, an den beiden Nähten mit einer unbestimmten aber immer ungeraden Anzahl Streifen, — von einem bis zu elf, — besetzt. Hierzu kamen Schuhstiefel mit Hufeisen an den Hacken, ein hoher Hut mit schmalem Rande, kurzes Haar, ein dicker Spazierstock und eine Unterhaltung mit Calembourgs von Potier gespickt. Ein Schnurrbart wollte in dieser Parade so viel sagen, als: Civilist; Sporen so viel, als: Fußgänger.

Der Elegant der Provinz zeichnete sich durch längere Sporen und wilderen Schnurrbart aus.

Es war dies gerade die Zeit des Kampfes der Republikaner des südlichen Amerikas gegen den König von Spanien, des Kampfes Bolivars gegen Morillo. Die Hüte mit kleinen Krämpen waren Roya-

listen und hießen Morillo's. Die Liberalen trugen Hüte mit breitem Rand, die Bolivar's genannt wurden.

Acht oder zehn Monate nach dem Vorerzählten, in den ersten Tagen des Januars 1824, an einem Abend, an welchem es geschneit hatte, amüsirte sich einer dieser Elegants, dieser Müßiggänger, ein „Wohlgesinnter," denn er trug einen Morillo und war sehr warm in einen jener großen Mäntel eingewickelt, welche damals Mode waren, damit, ein armes Geschöpf zu necken, die in einem tief ausgeschnittenen Ballkleide und Blumen im Haar vor dem Fenster des Kaffeehauses der Offiziere vorüberging.

Jedesmal, wenn dieses Frauenzimmer bei ihm vorüberging, blies er ihr einen Mund voll Cigarrenrauch in's Gesicht und begleitete diese Handlung immer mit einer Redensart, die seiner Ansicht nach geistreich oder lustig sein sollte, wie z. B.: Ach, wie bist Du häßlich! — Willst Du wohl machen, daß Du wegkommst! — Du hast ja keine Zähne mehr u. s. w. — Dieser Herr hieß Herr Bamatabois.

Das Frauenzimmer, ein trauriges, aufgeputztes Gespenst, das im Schnee hin und herging, antwortete ihm nicht, sah ihn nicht einmal an und erfüllte schweigend und mit einer finstern Regelmäßigkeit ihren Spaziergang, der sie von fünf zu fünf Minuten wieder zu den bittern Spottreden führte, wie der zu Spießruthen verurtheilte Soldat immer wieder unter die Ruthe kommt.

Wahrscheinlich ärgerte dieser geringe Erfolg den Müßiggänger, der einen Augenblick, wo sie sich grade umwandte, benutzte, um leisen Schrittes, sein Lachen verbeißend, hinter ihr herzuschleichen, sich dann bückte, eine Hand voll Schnee nahm und diese ihr roh zwischen die nackten Schultern tief in den Rücken steckte. Das Mädchen stieß ein Wuthgebrüll aus, wandte sich um, sprang wie eine Tigerin auf ihn los und überhäufte ihn mit den scheußlichsten Redensarten, die jemals aus einer Wachtstube in den Schmutz fallen können. Diese Schimpfreden, welche mit einer durch den Branntwein heiser gewordenen Stimme hervorgestoßen wurden, kamen auf eine scheußliche Weise aus einem Munde, welchem wirklich die beiden Vorderzähne fehlten. — Es war Fantine.

Der Lärm, den dieser Vorfall verursachte, zog die sämmtlichen Offiziere aus dem Kaffeehause, die Vorübergehenden blieben stehen und es bildete sich ein großer Kreis, lachend, höhnend und Beifall klatschend, um diesen Wirbel, der aus zwei Wesen bestand und in welchem man nicht unterscheiden konnte wer der Mann, wer die Frau war. Der Mann, dessen Hut an der Erde lag, wehrte sich, die Frau, deren Haube ebenfalls abgefallen war, heulend, ohne Zähne und ohne

Haare, gelblich bleich vor Wuth, scheußlich, schlug und stieß mit Händen und Füßen.

Plötzlich trat ein hochgewachsener Mann aus der versammelten Menge hervor, ergriff die Frau bei ihrem mit Schmutz bedeckten seidenen Kragen und sagte zu ihr:

Folge mir!

Die Frau hob den Kopf in die Höhe; ihre wüthende Stimme verstummte augenblicklich. Ihre Augen waren gläsern, sie war todtenbleich geworden und zitterte vor Schreck vom Kopf bis zu den Füßen. Sie hatte Javert erkannt.

Der Elegant aber hatte diesen Zwischenfall benutzt, um zu verschwinden.

XIII.

Lösung einiger Stadtpolizeifragen.

Javert schob die Umstehenden bei Seite, drängte sich durch und ging mit großen Schritten nach dem Polizeibureau, welches sich am äußersten Ende des Platzes befindet, indem er das elende Geschöpf mit sich fortzog. Sie ließ ihn maschinenmäßig gewähren. Weder er noch sie sprachen ein Wort. Ein Schwarm freudig aufgeregter Zuschauer schickte ihnen allerlei Redensarten nach. Aeußerstes Elend gibt Gelegenheit zu Obscönitäten.

Als Javert beim Polizeibureau angekommen war, welches aus einem niedrigen, mittels eines Ofens erheizten Saale bestand, zu dem von der Straße aus eine verglaste und vergitterte Thür führte, öffnete Javert dieselbe, trat mit Fantine ein und machte sie wieder hinter sich zu, zum großen Verdruß der Neugierigen, die sich auf den Zehen erhoben und den Hals ausstreckten, um durch die trüben Scheiben der Wachtstube sehen zu können. Neugierde ist wie Feinschmeckerei. Sehen ist ein Verschlingen.

Als Fantine eingetreten war, ließ sie sich stumm, unbeweglich, wie eine furchtsame Hündin, in einem Winkel nieder.

Der wachthabende Sergeant stellte ein brennendes Licht auf die Tafel.

Javert setzte sich, zog ein gestempeltes Blatt Papier aus der Tasche und begann zu schreiben.

Diese Art Frauenzimmer werden von unseren Gesetzen gänzlich der diskretionären Gewalt der Polizei überlassen. Sie thut mit ihnen was ihr gut dünkt und confiscirt nach Belieben ihre beiden traurigen Errungenschaften: ihre Industrie und ihre Freiheit. Javert war unbeweglich; auf seinem ernsten Gesichte lag keine Spur von Empfin-

dung. Indessen war er tief in ernste Gedanken versunken. Es war einer jener Momente, in welchen er, ohne Controle, aber mit allen Skrupeln eines strengen Gewissens, seine furchtbare diskretionäre Gewalt ausübte. Er fühlte in diesem Augenblicke, daß sein Polizeiagentenschemel ein Tribunal war. Er war Richter. Er richtete und verurtheilte. Er sammelte Alles, was er an Ideen besaß, um das wichtige Geschäft zu Ende zu bringen, welches er vor hatte.

Je mehr er über den Fall mit diesem Mädchen nachdachte, desto mehr empörte er ihn. Es war offenbar, daß er dem Vollzuge eines Verbrechens beigewohnt hatte. Er hatte so eben, dort in der Straße, gesehen, wie die bürgerliche Gesellschaft durch ein rechtloses Geschöpf, in der Gestalt eines Wählers und Grundeigenthümers, beleidigt und angegriffen worden war. Eine Prostituirte hatte sich an einen Bürger vergriffen. Er, Javert, hatte das gesehen. Schweigend brachte er seine Gedanken zu Papier.

Als er damit fertig war, unterzeichnete er, faltete das Blatt zusammen und sagte zu dem wachthabenden Sergeanten, indem er es ihm übergab:

Nehmen Sie drei Leute und führen Sie dieses Mädchen ins Gefängniß.

Dann sich zu Fantine wendend:

Du hast sechs Monate!

Die Unglückliche zitterte.

Sechs Monate! sechs Monate Gefängniß! schrie sie. Sechs Monate, mit täglich sieben Sous. Aber was wird dann aus Cosette.

O meine Tochter, meine Tochter! Aber ich bin den Thénardiers noch mehr als hundert Franken schuldig, Herr Inspektor, wissen Sie das?

Sie schleppte sich auf dem, von den schmutzigen Stiefeln der Besucher feucht gewordenen Boden knieend vorwärts, ohne aufzustehen mit gefaltenen Händen.

Herr Javert, sagte sie, ich bitte um Gnade. Ich versichere Sie, daß ich nicht Unrecht gehabt habe. Wenn Sie zu Anfang dagewesen wären, würden Sie es gesehen haben! ich schwöre es Ihnen, bei dem guten Gott, daß ich nicht Unrecht gehabt habe. Es war dieser Herr Bürger, den ich nicht kenne, der mir Schnee in den Rücken geworfen hat. Hat man das Recht uns Schnee in den Rücken zu werfen, wenn wir ruhig unseres Weges gehen, ohne Jemand zu nahe zu treten? Das hat mich in Aufregung gebracht. Ich bin ein wenig leidend, sehen Sie! und dann hatte er mich auch schon eine Zeitlang allerlei Unangenehmes gesagt: „Du bist häßlich! Du häst keine Zähne mehr.“

Ich ließ ihm ruhig und dachte: der Herr amüsirt sich. Ich betrug mich anständig gegen ihn und habe ihn gar nicht angeredet. Da warf er mir Schnee in den Rücken. Herr Javert, mein guter Herr Inspektor! ist denn Niemand da, der zugesehen hat und Ihnen sagen kann, daß das, was ich sage, wahr ist?

Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, mich zu erzürnen. Sie wissen, daß man im ersten Augenblick seiner nicht immer Herr ist. Man läßt sich zu Lebhaftigkeiten hinreißen, wenn man so etwas Kaltes im Nacken fühlt, in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartet. Ich habe Unrecht gehabt, den Hut dieses Herrn zu verderben. Warum ist er auch fortgegangen? Ich werde ihn um Verzeihung bitten. O mein Gott! ich mache mir gar nichts daraus, um Verzeihung zu bitten. Lassen Sie mir diesmal noch Gnade angedeihen, Herr Javert. Sehen Sie, Sie wissen das nicht; in den Gefängnissen verdient man nur sieben Sous. Die Regierung kann nichts dafür, aber man verdient sieben Sous und stellen Sie sich vor, daß ich hundert Franken zu bezahlen habe, wenn nicht, so schickt man mir meine Kleine zurück. O mein Gott! ich kann sie nicht bei mir haben. Was ich thue, ist so abscheulich! O meine Cosette, mein kleiner Engel der guten heiligen Jungfrau! was wird aus dir werden, armes Schäfchen! Ich will Ihnen sagen, diese Thénardiers, Wirthsleute, Bauern, haben keine Vernunft. Sie wollen Geld haben. Stecken Sie mich nicht in's Gefängniß! Sehen Sie, man würde die Kleine auf die Landstraße werfen. Da, sieh zu, wie es geht! und das mitten im Winter. Man muß doch Mitleid mit so etwas haben, mein guter Herr Javert! Wenn sie größer wäre, könnte sie ihr Brod verdienen, aber sie kann noch nicht arbeiten, in dem Alter. Ich bin im Grunde genommen kein böses Weib. Nicht Feigheit und Lust am Wohlleben hat das aus mir gemacht. Ich habe Branntwein getrunken, weil ich im Elend war. Ich mag ihn nicht; aber er betäubt mich. Als ich glücklicher war, hätte man nur in meine Schränke zu blicken brauchen und man würde gesehen haben, daß ich nicht kokett und nicht unordentlich war. Ich hatte Wäsche, viele Wäsche. Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Javert.

So sprach sie, ganz gebrochen, vom Schluchzen fast erstickt, von Thränen geblendet, mit entblößtem Busen, die Hände ringend, von einem kurzen, trockenen Husten dann und wann unterbrochen, leise stotternd, im Tone einer Sterbenden. Großer Schmerz ist ein göttlicher und schrecklicher Lichtstrahl, der die Elenden förmlich verklärt. In diesem Augenblicke war Fantine schön geworden. In gewissen Mo-

menten hielt sie mit ihrer Rede ein und küßte zärtlich den Ueberrock des Polizeimannes. Sie hätte ein Herz von Granit gerührt; aber eins von Holz kann man nicht rühren.

Nun! sagte Javert, ich habe Dich angehört! Bist Du bald fertig mit reden? Vorwärts jetzt; Du hast Deine sechs Monate! Gott im Himmel selbst könnte nichts daran ändern. Bei diesem feierlichen Ausspruche: „Gott im Himmel könnte nichts daran ändern", begriff sie, daß ihr Urtheil gesprochen sei. Sie brach zusammen und murmelte:

Gnade!

Javert drehte ihr den Rücken zu.

Die Wache faßte sie beim Arme.

Seit einigen Minuten war ein Mann eingetreten, auf den man nicht Acht gegeben hatte. Er hatte die Thüre nicht zugemacht, sich mit dem Rücken daran gelehnt und den verzweifelten Bitten Fantines zugehört.

In dem Augenblicke, wo die Wache Hand an die Unglückliche legte, die nicht aufstehen wollte, that er einen Schritt vorwärts, nach dem Lichte zu und sagte:

Einen Augenblick, wenn's beliebt!

Javert schlug die Augen auf und erkannte Herrn Madeleine. Er zog seinen Hut ab und grüßte ihn, mit einer Art von tückischem, mißmuthigem Wesen:

Verzeihen Sie, Herr Maire!

Das Wort: Herr Maire machte einen seltsamen Eindruck auf Fantine. Mit einem Male richtete sie sich grade auf, wie ein Gespenst, das aus der Erde hervorschießt, stieß die Soldaten mit beiden Armen zurück, ging grade auf Herrn Madeleine zu, bevor man sie noch zurückhalten konnte, sah ihn fest, mit verstörter Miene an und schrie:

Ah! also bist Du der Maire!

Dann brach sie in ein wildes Gelächter aus und spie ihm in's Gesicht.

Herr Madeleine trocknete sich das Gesicht ab und sagte:

Inspektor Javert, setzen Sie diese Frau in Freiheit!

Javert war in diesem Augenblicke nahe daran wahnsinnig zu werden. Er empfand Schlag auf Schlag die gewaltigste Gemüthserschütterung, die ihn in seinem Leben noch ergriffen hatte; er wurde fast irre an sich selbst. Eine öffentliche Dirne speit dem Maire ins Gesicht. Das erschien ihm als etwas so ungeheuerliches, daß er, in seinen kühnsten Unterstellungen, die einfache Möglichkeit eines solchen

Ereignisses als Heiligthumsschändung angesehen hätte. Andererseits stellte er einen heimlichen, unklaren, abscheulichen Vergleich an, zwischen dem, was dieses Weib war und was dieser Maire sein könnte. Es kam ihm dabei schaudernd vor, als ob dem wunderbaren Attentate etwas ganz Einfaches zu Grunde liege. Als er aber sah, daß der Maire sich ganz ruhig das Gesicht abtrocknete und sagte: „Setzen Sie dieses Weib in Freiheit!“ war er wie von Sinnen. Gedanken und Worte versagten ihm zu gleicher Zeit. Die Grenze möglichen Erstaunens war bei ihm überschritten.

Diese Worte hatten übrigens keinen geringeren Eindruck auf Fantine gemacht. Sie hob ihren nackten Arm auf und klammerte sich an die Ofenklappe, wie Jemand, der zu fallen fürchtet.

Inzwischen betrachtete sie Alles um sich herum und sprach dann mit leiser Stimme, wie zu sich selbst:

In Freiheit! man soll mich gehen lassen! ich soll nicht in's Gefängniß? Wer hat das gesagt? Es ist unmöglich, daß Jemand das gesagt habe. Ich habe wohl falsch gehört. Dieses Ungeheuer von Maire kann es doch nicht sein! Sind Sie es, mein guter Herr Javert, der gesagt hat, man möge mich in Freiheit setzen? Oh! Sehen Sie, ich will es Ihnen sagen und Sie werden mich gehen lassen! Dieses Ungeheuer von Maire, dieser alte Schuft von Maire, ist an Allem schuld. Stellen Sie sich vor, Herr Javert, daß er mich fortgejagt hat, wegen einer Klatscherei von alten Weibern in der Werkstatt. Ist das nicht abscheulich! Ein armes Mädchen fortzuschicken, das seine Arbeit ehrbar verrichtet! Darauf konnte ich nicht mehr verdienen, was ich zum Leben brauchte und alles Unglück kam von selbst. Zunächst könnten die Herren von der Polizei wohl eine Verbesserung einführen und das wäre, die Arbeitsunternehmer in den Gefängnissen zu verhindern, den armen Leuten Unrecht zu thun. Ich will Ihnen das erklären, sehen Sie! Beim Hemdenmachen verdienen sie zwölf Sous; jetzt bekommen sie aber nur neun. Davon kann man nicht mehr leben. Man muß also werden, was man werden kann. Ich für meine Person hatte meine kleine Cosette und war also gezwungen ein schlechtes Frauenzimmer zu werden. Sie begreifen jetzt, daß dieser Schuft von Maire an all dem Uebel schuld ist. Freilich habe ich den Hut dieses Herrn Bourgeois vor dem Offizierkaffeehause mit Füßen getreten. Er hatte mir aber meinen ganzen Anzug mit Schnee beschmutzt. Wir Frauenzimmer haben nur ein Seidenkleid, für den Abend. Sehen Sie, ich habe nie absichtlich Böses gethan, wahrhaftig, Herr Javert, und ich sehe allenthalben Frauenzimmer, die viel schlechter als ich und doch viel glücklicher sind. O, Herr Javert! Sie

waren es, der gesagt hat, daß man mich hinausgehen lassen soll, nicht wahr? Erkundigen Sie sich, sprechen Sie mit meinem Hauswirth. Ich bezahle regelmäßig meine Miethe; man wird Ihnen sagen, daß ich ordentlich bin. O! mein Gott! ich bitte Sie um Verzeihung, ich habe, ohne darauf zu achten, die Ofenklappe berührt und dadurch entsteht Rauch.

Herr Madeleine hörte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er hatte, während sie sprach, in seine Westentasche gegriffen, seine Börse herausgezogen und sie geöffnet. Aber sie war leer. Er steckte sie wieder in die Tasche und sagte zu Fantine:

Wie viel haben Sie gesagt, daß Sie schuldig seien?

Fantine, deren Blicke nur auf Javert gerichtet waren, drehte sich nach der Seite des Sprechenden und sagte:

Spreche ich denn mit Dir?

Dann wandte sie sich an die Soldaten:

Sagt doch, Ihr da, habt Ihr gesehen, wie ich ihm in's Gesicht gespieen habe? O! alter Schurke von einem Maire; Du kommst hierher, um mir Furcht einzujagen; aber ich habe keine Furcht vor Dir. Ich habe Furcht vor Herrn Javert. Ich fürchte mich vor meinem guten Herrn Javert.

So sprechend wandte sie sich wieder zu dem Inspektor;

Dabei, sehen Sie, Herr Inspektor, muß man gerecht sein! Ich begreife, daß Sie gerecht sind, Herr Inspektor! Die Sache ist sehr einfach. Ein Mann wirft spielend einem Frauenzimmer Schnee in den Nacken, worüber die Offiziere lachen. Man muß sich doch mit etwas amüsiren, und wir sind ja dazu da; wie? Darauf kommen Sie. Sie müssen, Sie mögen wollen oder nicht, die Ordnung wieder herstellen. Sie nehmen das Weib mit sich, das Unrecht hat. Da sie aber gutmüthig sind, so sagen Sie nach reiflicher Ueberlegung: laßt sie wieder laufen; es ist wegen der Kleinen; denn sechs Monate Gefängniß würden mich ja hindern, mein Kind zu ernähren. Nur laß Dich nicht wiedersehen, Spitzbübin! O! ich werde nicht mehr wiederkommen, Herr Javert! Man kann jetzt Alles mit mir anfangen, ich werde mich nicht mehr rühren. Nur heute, sehen Sie, habe ich geschrieen, weil es mir wehe that. Ich dachte gar nicht daran, daß dieser Herr mich mit Schnee werfen würde und dann befinde ich mich auch nicht recht wohl, wie ich Ihnen schon gesagt habe; ich huste; es liegt mir etwas im Magen, wie eine glühende Kugel und der Arzt sagt zu mir: pflegen Sie sich. Da, fühlen Sie einmal mit Ihrer Hand, fürchten Sie sich nicht, da ist es!

Sie weinte nicht mehr; ihre Stimme war einschmeichelnd. Sie legte die plumpe, rauhe Hand Javerts auf ihren weißen zarten Hals und sah ihn lächelnd an.

Dann machte sie sich plötzlich lebhaft daran, ihren in Unordnung gekommenen Anzug wieder in Ordnung zu bringen und ihr Kleid herunter zu ziehen, das beim Rutschen über den Boden sich bis an das Knie aufgestreift hatte. Hierauf ging sie nach der Thüre, den Soldaten freundlich mit dem Kopfe zunickend und mit halblauter Stimme ihnen zurufend:

Kinder, der Herr Inspektor hat gesagt, daß man mich gehen lassen soll; ich gehe.

Sie legte die Hand auf die Klinke. Noch ein Schritt und sie wäre in der Straße gewesen.

Javert immer noch unbeweglich dastehend, mit starr auf die Erde gerichtetem Blicke, erschien inmitten dieser Scene wie eine verschobene Bildsäule, die auf Jemand wartet, der ihr einen Platz anweist.

Das Geräusch der Klinke rüttelte ihn auf.

Er hob den Kopf mit einem Ausdruck unumschränkter Autorität in die Höhe, der stets um so erschreckender ist, je tiefer der Gewalthaber steht; unbändig bei dem wilden Thiere, grausam bei dem Mann ohne Bedeutung.

Sergeant, schrie er, sehen Sie denn nicht, daß diese Närrin fort will? Wer hat ihnen gesagt, sie gehen zu lassen?

Ich, sagte Madeleine.

Als Fantine die Stimme Javerts vernahm, zitterte sie und ließ die Klinke los, wie ein auf der That ertappter Dieb. Darauf lauschte sie der Stimme Madeleine's, drehte sich wieder um und betrachtete, von diesem Moment an, ohne ein Wort zu sprechen, mit vor Angst unterdrücktem Athem, bald Madeleine, bald Javert, je nachdem der Eine oder Andere sprach.

Es war klar, daß Javert, ehe er sich erlaubte, den Sergeanten so anzufahren, wie er es gethan hatte, ganz, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Häuschen gekommen" sein mußte und dies in Folge der Weisung des Maires, Fantine in Freiheit zu setzen. Hatte er aber nun die Anwesenheit des Maires ganz vergessen? War er jetzt mit sich selbst darüber ins Reine gekommen, daß es gradezu unmöglich sei, daß „eine Autorität" so einen Befehl ertheilen könne und daß der Herr Maire ganz gewiß etwas gesagt habe, was ihm gerade in den Mund gekommen war? Oder war er Angesichts der Abnormitäten, denen er seit zwei Stunden als Zeuge beiwohnte, zur Ueberzeugung gekommen, daß jetzt zum Aeußersten geschritten werden müßte, daß

der kleine Mann sich nothwendig in einen großen, der Sicherheitsbeamte in eine Magistratsperson, der Polizeimann in einen Mann der Justiz verwandeln müsse und daß bei einer so außerordentlichen Sachlage, das Gesetz, die Moral, die Regierung und die ganze Gesellschaft sich in ihm, Javert, personifizirten.

Wie dem auch sei, als Herr Madeleine das Wort: Ich ausgesprochen hatte, das wir vernommen haben, sah man den Polizeiinspektor Javert sich blaß, kalt, mit blauen Lippen und einem verzweiflungsvollen Blicke zu dem Herrn Maire wenden. Seinen ganzen Körper überlief ein unmerkliches Zittern und er sagte — unerhört — mit niedergeschlagenem Auge, aber fester Stimme:

Herr Maire es kann nicht sein!

Wie? sagte Herr Madeleine.

Diese Unglückliche hat einen Bourgeois beleidigt.

Inspektor Javert, versetzte Herr Madeleine, mit einem versöhnlichen und ruhigen Ausdrucke, hören Sie mich an! Sie sind ein Ehrenmann und ich nehme keinen Anstand, mich gegen Sie auszusprechen. Die Wahrheit ist die: ich ging über den Platz, als Sie die Frau abführten. Es standen noch Leute da und ich erkundigte mich bei ihnen. Ich habe Alles erfahren. Der Bürger hatte Unrecht und hätte von einer guten Polizei arretirt werden müssen.

Darauf versetzte Javert:

Das elende Geschöpf hat den Herrn Maire beleidigt.

Das geht mich an, erwiederte Herr Madeleine. Diese Beleidigung ist vielleicht rein persönlich. Ich kann damit machen was ich will.

Ich bitte um Verzeihung, Herr Maire. Diese Beleidigung betrifft nicht Sie, sondern die Justiz.

Inspektor Javert, entgegnete Herr Madeleine, das Gewissen ist die oberste Polizei. Ich habe diese Frau gehört und weiß was ich zu thun habe.

Und ich, Herr Maire, weiß nicht was ich sehe.

Dann begnügen sie sich damit, zu gehorchen.

Ich gehorche meiner Pflicht. Meine Pflicht will, daß dieses Weib sechs Monate in's Gefängniß gehe.

Herr Madeleine entgegnete mit Sanftmuth:

Hören Sie wohl, was ich Ihnen jetzt sage: Sie geht nicht einen Tag in's Gefängniß. — Bei diesem entscheidenden Ausspruche wagte Javert, den Maire fest anzublicken und, aber immer noch in äußerst respektvollem Tone, zu sagen:

Ich bin in Verzweiflung darüber, dem Herrn Maire wiedersprechen

zu müssen. Es ist das erste Mal in meinem Leben, aber Sie werden wohl die Gewogenheit haben, mir zu erlauben, ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich innerhalb der Grenzen meines Wirkungskreises geblieben bin. Ich bleibe, weil der Herr Maire es so will, bei der Angelegenheit des Bürgers stehen. Ich war gegenwärtig. Dieses Mädchen hat sich auf Herrn Bamatabois geworfen, der Wähler und Eigenthümer dieses Hauses, mit dem Balkon, an der Ecke des freien Platzes ist. Es hat drei Etagen, und ist aus massiven Hausteinen. Kurz! Es gibt Fälle in dieser Welt! Wie dem auch sein mag, Herr Maire, dieser Fall geht der Straßenpolizei an, für die ich sorgen muß. Deßhalb lasse ich das Mädchen Fantine nicht los.

Herr Madeleine kreuzte die Arme und sagte mit einer so ernsten Stimme, wie sie bisher noch Niemand in der ganzen Stadt von ihm vernommen hatte:

Der Fall, von dem Sie sprechen, betrifft die städtische Polizei. Nach dem Wortlaute der Artikel neun, elf, fünfzehn und sechsundsechzig des Criminalgesetzbuches bin ich Richter in der Sache. Ich befehle daher die Freilassung dieses Frauenzimmers.

Javert wollte noch einen letzten Versuch machen.

Aber Herr Maire . . .

Ich rufe Ihnen den Artikel einundachtzig des Gesetzes vom dreizehnten Dezember 1799, über ungesetzliche Verhaftung, in's Gedächtniß.

Erlauben Sie, Herr Maire . . .

Kein Wort mehr!

Inzwischen . . .

Gehen Sie, sagte Herr Madeleine.

Javert empfing den Streich gerade stehend mitten in der Brust, wie ein russischer Soldat. Er verneigte sich vor dem Herrn Maire und ging hinaus.

Fantine machte ihm Platz an der Thüre und sah ihn mit stummer Verwunderung vorübergehen.

Inzwischen war sie immer noch in einer seltsamen, innerlichen Aufregung. Sie hatte gesehen, daß sich zwei einander entgegenstehende Mächte um sie stritten. Sie hatte mit ihren Augen zwei Männer miteinander ringen sehen, in deren Händen ihre Freiheit, ihr Leben, ihre Seele, ihr Kind lag. Der eine dieser Männer zog sie in die Finsterniß, der andere führte sie zum Lichte zurück. Bei diesem Kampfe, dessen Verhältnisse ihr im Sprechen größer erschienen, kamen ihr beide Männer wie Riesen vor. Der eine sprach wie ihr Dämon, der andere wie ihr Schutzengel. Der Dämon wurde vom Engel des Lichts besiegt und — es lief ihr bei dem Gedanken ein Schau-

der über den Körper, vom Kopf bis zu den Füßen — dieser Engel, dieser Befreier war eben der Mann, den sie verabscheute, dieser Maire, den sie so lange Zeit als den Urheber all ihres Elends betrachtet hatte, dieser Madeleine.

In dem Augenblicke sogar, wo sie ihn auf die scheußlichste Weise beleidigt hatte, erschien er ihr als Retter!

Hatte sie sich also geirrt? Sollte sie alle ihre Ansichten, ihre ganze Denkungsweise aufgeben? Sie wußte es nicht und zitterte. Sie hörte bestürzt zu, sie sah sich ganz verwirrt um und bei jedem Wort, was Herr Madeleine sagte, fühlte sie den schauerlich finstern Haß in ihrem Innern zusammenstürzen und verschwinden, sie fühlte etwas Erwärmendes, etwas Unaussprechliches in ihrem Herzen sich regen: Freude, Vertrauen und Liebe.

Als Javert weggegangen war, kehrte sich Herr Madeleine zu ihr und sagte mit langsamer Betonung, kaum fähig zu sprechen, wie ein ernster Mann, der nicht weinen mag:

Ich habe Sie gehört. Ich wußte nichts von dem, was sie erzählten. Ich glaube, daß es wahr ist, und ich fühle, daß es wahr ist. Ich wußte nicht, daß sie meine Fabrik verlassen hatten. Warum haben Sie sich nicht an mich gewendet? Aber hören Sie! Ich werde Ihre Schulden bezahlen, ich werde ihr Kind kommen lassen, oder sie sollen zu ihm gehen. Sie werden hier oder in Paris leben, wo Sie wollen. Ich werde für Sie und Ihr Kind sorgen. Sie werden nicht mehr arbeiten, wenn Sie wollen. Sie sollen so viel Geld von mir haben, als Sie gebrauchen. Sie werden wieder ein ordentliches Mädchen werden, wenn Sie erst glücklich sind. Und selbst, hören Sie, ich erkläre es Ihnen schon jetzt, wenn Alles so ist, wie Sie sagen, und ich zweifle nicht, daß dem so ist, so haben Sie nie aufgehört, vor Gott tugendhaft und heilig zu sein. Sie armes Weib!

Das war mehr, als die arme Fantine ertragen konnte. Cosette besitzen! dem schimpflichen Leben entsagen zu können! Frei, reich, glücklich, ehrbar mit Cosette zu leben! Alle diese Wirklichkeiten des Paradieses plötzlich mitten in ihrem Elend sich entfalten zu sehen! Sie sah den Mann, der so mit ihr gesprochen hatte, wie stumpfsinnig an und konnte nur zwei- oder dreimal schluchzen: O! O! O!

Sie brach zusammen, fiel vor Herrn Madeleine auf die Kniee und ehe er es noch hindern konnte, fühlte er, daß sie seine Hand ergriffen und ihre Lippen darauf gedrückt hatte. Dann fiel sie in Ohnmacht.

Sechstes Buch.

Javert.

I.

Anfang der Ruhe.

Herr Madeleine ließ Fantine nach der Kranken-Abtheilung transportiren, die er in seinem eigenen Hause hatte einrichten lassen. Er übergab sie den Schwestern, die sie ins Bett legten. Ein hitziges Fiber hatte sich bei ihr eingestellt. Sie sprach laut und irre während der Nacht. Inzwischen schlief sie endlich doch ein.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, wachte Fantine wieder auf. Sie vernahm ein Athmen ganz in der Nähe ihres Bettes, und als sie den Vorhang zurückstreifte, sah sie Herrn Madeleine vor sich stehen, der etwas über ihrem Haupte ansah. Es lag viel Mitleid, Angst und etwas Bittendes in diesem Blick.

Sie verfolgte die Richtung und sah, daß er ein an der Mauer befestigtes Crucifix betrachtete.

Herr Madeleine hatte sich in den Augen Fantinens von da ab verwandelt. Er schien ihr wie in einen Glorienschein gehüllt. Er schien im Gebete vertieft zu sein. Sie betrachtete ihn lange und wagte nicht ihn zu unterbrechen. Endlich sagte sie schüchtern zu ihm:

Was machen Sie denn da?

Herr Madeleine war seit einer Stunde an derselben Stelle. Er wartete auf Fantinen's Erwachen. Er nahm ihre Hand, fühlte ihr den Puls und antwortete:

Wie geht's Ihnen?

Gut; ich habe geschlafen, sagte sie, ich glaube, es geht besser! Es ist nichts!

Darauf fing er an, auf die Frage antwortend, welche sie anfangs an ihn gerichtet hatte, als hätte er sie eben erst vernommen:

Ich betete zu dem Märtyrer da oben.

In Gedanken setzte er hinzu:

Für die Märtyrin hier unten.

Herr Madeleine hatte die Nacht und den Morgen damit zugebracht, Erkundigungen einzuziehen. Er wußte nun Alles. Er kannte die Geschichte Fantinens in all ihren schmerzlichen Einzelheiten.

Sie haben viel gelitten, arme Mutter! sagte er. O! beklagen Sie sich nicht. Sie haben jetzt den Antheil der Auserwählten. So macht man aus Menschen Engel. Es ist nicht Ihre Schuld. Sie wissen es nicht anzufangen. Sehen Sie, die Hölle, aus der Sie kommen, war eine Vorbereitung für den Himmel. Es gab keinen andern Weg.

Er seufzte tief. Sie indessen lächelte; die beiden Zahnlücken machten dieses Lächeln noch erhabener.

In derselben Nacht hatte Javert einen Brief geschrieben. Er gab ihn am folgenden Morgen im Postbureau in M. auf. Die Adresse lautete:

„An Herrn Chaboullet, Secretair des Herrn Polizei-Präfekten in Paris."

Da der Vorfall in der Wachtstube ruchbar geworden war, so dachte die Vorsteherin des Postbureaus und mehrere andere Personen, die den Brief sahen und Javerts Handschrift erkannten, daß er seine Entlassung einreiche.

Herr Madeleine beeilte sich, an die Thénardiers zu schreiben. — Fantine schuldete ihnen hundert und zwanzig Francs. Er schickte ihnen dreihundert, mit der Weisung, sich davon bezahlt zu machen und das Kind sogleich nach M. an der M. zu bringen, wo seine kranke Mutter nach ihm verlange.

Das blendete Thénardier.

Teufel! sagte er zu seiner Frau, lassen wir das Kind nicht los. Das Mädchen wird jetzt eine melkende Kuh werden. Ich errathe es. Irgend ein Tropf wird sich in die Mutter vernarrt haben.

Er antwortete daher schleunig mit einer gut redigirten Nota von fünfhundert und einigen Francs. Darin kamen mehr als dreihundert Francs in Ansatz für zwei unbestreitbare Rechnungen des Doctors und Apothekers, welche während zweier langen Krankheiten Eponine und Azelma verpflegt und mit Arzneien versehen hatten.

Cosette war, wie wir schon erwähnt haben, nie krank gewesen. Es handelte sich also hierbei nur um eine kleine Namensunterschiebung. Thénardier quittirte auf seiner Rechnung: Abschläglich dreihundert Francs erhalten.

Herr Madeleine schickte auf der Stelle abermals dreihundert Francs hin und schrieb dabei:

„Eilen Sie, Cosette hierher zu begleiten."

Christi! sagte Thénardier, lassen wir das Kind nicht los.

Inzwischen wurde Fantine nicht besser. Sie war noch immer in der Kranken-Abtheilung.

Die Schwestern hatten „dieses Mädchen" anfangs nur mit Widerwillen aufgenommen und verpflegt. Wer die Basreliefs in Reims gesehen hat, erinnert sich der aufgeworfenen Lippen, womit die weisen Jungfrauen die thörichten betrachten. Diese antike Verachtung der Vestalinnen gegenüber der Hetäre ist einer der tiefsten Instinkte weiblicher Würde. Auch die Schwestern empfanden das und um so

stärker, weil [illegible]gibs waren. Nach Verlauf weniger Tage hatte sie Fantine aber entwaffnet. Ihre demüthigen und sanften Reden und die Mutter in ihr rührten sie. Eines Tages hörte eine der Schwestern wie sie nach einem Fieberanfalle sagte: Ich bin eine Sünderin gewesen, aber wenn ich mein Kind bei mir haben werde, so will das heißen, daß Gott mir verziehen hat. So lange ich im Argen war, wollte ich meine Cosette nicht bei mir haben. Ich hätte ihren erstaunten und traurigen Blick nicht ertragen. Und doch sündigte ich ihretwegen, deshalb wird mir Gott auch verzeihen. Ich werde des guten Gottes Segen empfinden, wenn Cosette hier sein wird. Ich werde sie sehen und es wird mir wohlthun, diese Unschuld zu betrachten. Sie weiß von nichts! Sie ist ein Engel, sehen Sie, meine Schwestern! In dem Alter fliegt man, wenn man noch nicht gefallen ist.

Herr Madeleine besuchte sie zweimal täglich und jedesmal frug sie ihn:

Werde ich meine Cosette bald wiedersehen?

Er antwortete:

Vielleicht morgen früh! Sie kann jeden Augenblick ankommen, ich erwarte sie.

Das bleiche Gesicht der Mutter strahlte.

O! sagte sie, wie glücklich werde ich sein.

Wir haben oben bemerkt, daß sie nicht besser wurde. Ihr Zustand schien sich im Gegentheil von Woche zu Woche zu verschlimmern. Diese Hand voll Schnee auf die nackte Haut, zwischen den Schulterblättern hatte die Transpiration plötzlich gehemmt und den Ausbruch einer heftigen Krankheit herbeigeführt, die schon seit mehreren Jahren in ihr brütete. Man fing damals grade an, beim Studium und bei Behandlung der Brustkrankheit sich nach den schönen Weisungen Laennee's zu richten. Der Arzt auskultirte Fantine und zuckte die Achseln.

Herr Madeleine frug ihn:

Nun, wie geht es!

Hat sie nicht ein Kind, was sie sehen möchte? gab der Doktor zur Antwort.

Ja!

Wohlan, so machen Sie, daß es schnell kommt.

Herr Madeleine zitterte.

Fantine frug ihn:

Was sagte der Doktor?

Herr Madeleine bemühte sich zu lächeln.

Er hat gesagt, daß ich das Kind recht schnell kommen lassen sollte. Das würde Sie bald wieder gesund machen.

O! versetzte sie, da hat er Recht! Aber was haben doch diese Thénardiers, daß sie Cosette so lange bei sich halten? O! Sie wird kommen. Endlich sehe ich das Glück ganz in meiner Nähe.

Indessen ließen Thénardiers „das Kind nicht los" und hatten hundert schlechte Gründe dafür. Cosette befand sich nicht so wohl, um eine Winterreise antreten zu können. Und dann waren noch eine Menge kleiner, schreiender Schulden in der Umgegend zu tilgen, worüber er sich die Rechnungen zusammensuchen mußte 2c. 2c.

Ich werde Jemanden schicken, um Cosette abzuholen, sagte Vater Madeleine. Wenn es sein muß, gehe ich selbst.

Er ließ sich von Fantine folgenden Brief diktiren, den sie unterzeichnen mußte:

Herr Thénardier!

Uebergeben Sie Cosette der Person, welche diesen Brief überbringt. Man wird Ihnen alle kleinen Auslagen bezahlen. Ich habe die Ehre Sie achtungsvoll zu grüßen.

Fantine."

Während das vorging, trat ein ernstes Ereigniß ein. Wie hübsch wir den mysteriösen Stamm unseres Lebensbaumes auch bearbeiten mögen, die schwarze Ader des Schicksals kommt immer zum Vorschein.

II.

Wie aus Jean, Champ werden kann.

Eines Morgens war Herr Madeleine damit beschäftigt, einige dringende Dienstangelegenheiten im Voraus zu ordnen, falls er sich zu einer Reise nach Montfermeil entschließen würde, als man ihm die Meldung machte, daß der Polizeiinspektor Javert ihn zu sprechen wünsche. Herr Madeleine konnte sich beim Anhören dieses Namens eines unangenehmen Eindruckes nicht erwehren. Seit dem Vorfalle im Polizeibüreau hatte ihn Javert mehr als je vermieden und Herr Madeleine ihn nicht wieder gesehen.

Lassen Sie ihn eintreten, sagte er.

Javert erschien.

Herr Madeleine war in der Nähe des Kamins, mit der Feder in der Hand, sitzen geblieben und sah in ein Aktenstück, worin er blätterte und Notizen machte. Es enthielt Verhandlungen über Polizeicontraventionen auf den Straßen. Die Ankunft Javert's veränderte in nichts die Haltung Herrn Madeleines. Er konnte nicht umhin, an die arme Fantine zu denken und er nahm sich vor eiskalt zu bleiben.

Javert grüßte den Herrn Maire, der ihm den Rücken zukehrte, respectvoll. Der Herr Maire sah ihn nicht an und fuhr fort, seine Notizen in das Faszikel zu schreiben.

Javert trat zwei oder drei Schritte vor und blieb dann stehen, ohne das Schweigen zu brechen.

Ein Physiognomiker, der mit der Natur Javerts vertraut gewesen wäre und seit längerer Zeit diesen Wilden, im Dienste der Civilisation, dieses wunderliche Gemisch von Römer und Spartaner, von Mönch und Corporal, Spion, der keiner Lüge fähig und gleichsam noch jungfräulich war, studirt hatte, ein Physiognomiker, der seine geheime und alte Abneigung vor Herrn Madeleine, sowie seinen Conflikt mit dem Maire wegen Fantinen's gewußt und Javert in diesem Augenblicke betrachtet hätte, hätte sich gesagt: Was ist denn vorgefallen?!

Wer dieses grade, durchsichtige und aufrichtige, rechtschaffene, strenge und wilde Gewissen gekannt hätte, dem hätte es nicht zweifelhaft sein können, daß in Javert ein großer Entschluß gereift war. Es ging nichts in der Seele Javerts vor, was nicht auch in seinem Gesichte zu erkennen gewesen wäre. Er liebte, wie alle heftigen Leute, eine schnelle Abrechnung. Niemals hatte seine Physiognomie einen so seltsamen, überraschenden Anblick geboten. Beim Eintreten hatte er Herrn Madeleine eine Verbeugung gemacht, mit einem Blicke, in dem weder Bosheit noch Zorn, noch Mißtrauen lag. Er war einige Schritte vom Sessel des Maire stehen geblieben. Da stand er jetzt, aufrecht, in beinahe disciplinarischer Haltung, mit der naiven und kalten Rohheit eines Mannes, der unsanft, aber immer geduldig gewesen ist. Er wartete, ohne ein Wort zu sprechen, ohne eine Bewegung zu machen, in wahrhaft demüthiger, resignirter Haltung, bis es dem Herrn Maire gefallen würde, sich umzudrehen. Er war ruhig und ernst, hatte den Hut in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, mit einem Ausdrucke, der die Mitte hielt zwischen dem Soldaten vor seinem Offizier und dem Schuldigen vor seinem Richter. Alle Gefühle und Erinnerungen, die man bei ihm hätte unterstellen können, waren verschwunden. Es lag kein Ausdruck auf diesem unerklärlichen und granitartig einfachen Gesichte.

Ueber sein ganzes Wesen war Demüthigung und Festigkeit gegossen und wenn man so sagen darf, eine muthige Niedergeschlagenheit.

Endlich legte der Herr Maire die Feder mit einer halben Wendung weg.

Nun! was ist's? Was gibts, Javert?

Javert schwieg noch einen Augenblick, als müsse er sich sammeln

dann erhob er seine Stimme mit einer Art von trauriger Feierlichkeit, die indessen nicht sein einfaches Benehmen ausschloß.

Es gibt das, Herr Maire, daß eine strafwürdige That vollbracht worden ist.

Was für eine That?

Ein Unterbeamter der Behörde hat es gegenüber einer Magistratsperson auf eine äußerst bedenkliche Art an Respekt fehlen lassen. Ich komme also, wie es meine Pflicht ist, um diesen Fall zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Wer ist dieser Beamte? frug Herr Madeleine.

Ich, versetzte Javert.

Sie?

Ich!

Und wie heißt die Magistratsperson, welche sich über diesen Beamten zu beklagen hat?

Sie, Herr Maire.

Herr Madeleine richtete sich in seinem Sessel auf. Javert dagegen verfolgte seine Rede mit ernster Miene und fortwährend niedergeschlagenen Augen:

Herr Maire, ich bin gekommen, Sie zu bitten, gefälligst auf meine Entlassung bei der Behörde antragen zu wollen.

Herr Madeleine blickte ihn voller Erstaunen an. Javert unterbrach ihn:

Sie werden vielleicht der Ansicht sein, daß ich meine Entlassung hätte einreichen können, das genügt aber nicht. Seine Entlassung einreichen, ist ehrenvoll. Ich habe gefehlt und muß bestraft werden. Ich muß davon gejagt werden.

Nach einer Pause fügte er hinzu:

Herr Maire, Sie waren neulich ungerechterweise strenge mit mir. Seien Sie es heute gerechterweise.

Aber warum denn? rief Herr Madeleine. Was sind das für Reden? Was soll das heißen? Wann haben Sie sich denn eines Vergehens gegen mich schuldig gemacht? Was haben Sie mir gethan? Worin haben Sie Unrecht mir gegenüber? Sie klagen sich an, wollen versetzt werden....

Davon gejagt, sagte Javert.

Davon gejagt, es sei! Ganz gut! Ich begreife es aber nicht!

Sie werden es begreifen, Herr Maire! — Javert seufzte aus tiefster Brust und begann dann wieder, stets kalt und traurig:

Es sind sechs Wochen her, Herr Maire, als ich, wüthend in Folge der Scene mit jenem Mädchen, Sie denuncirte.

Denuncirte?

Bei der Polizeipräfektur in Paris.

Herr Madeleine, der nicht viel öfters als Javert lachte, fing an zu lächeln:

Als Maire, der sich Uebergriffe in die Polizeiverwaltung schuldig gemacht?

Als ehemaliger Galeerensklave.

Der Maire wurde todtenblaß.

Javert, der die Augen nicht aufgeschlagen hatte, fuhr fort:

Ich glaubte es. Ich hatte seit langer Zeit so meine Gedanken. Eine Aehnlichkeit, Erkundigungen, welche Sie in Faverolles hatten einziehen lassen, Ihre Körperstärke, die Geschichte mit dem alten Fauchelevent, Ihre Geschicklichkeit im Schießen, ihr Bein, das sie etwas schleifen, kurz, was weiß ich auch? Dummheiten, ich hielt Sie aber für einen gewissen Jean Valjean.

Ein gewisser . . . Wie sprechen Sie den Namen aus?

Jean Valjean! Er ist ein Galeerensträfling, den ich vor zwanzig Jahren gesehen hatte, als ich noch Sträflingwächter = Gehülfe in Toulon war. Als er den Bagno verließ, hatte dieser Jean Valjean, wie es scheint, bei einem Bischofe gestohlen und dann einen andern Diebstahl mit bewaffneter Hand auf öffentlicher Straße an einem kleinen Savoyarden vollzogen. Er hatte sich acht Jahre lang verborgen gehalten, man weiß nicht wie und sucht ihn. Ich hatte mir eingebildet . . . Kurz, ich that das! Der Zorn hat mich bestimmt; ich habe Sie bei der Präfektur denuncirt.

Herr Madeleine, der sein Aktenstück seit einigen Augenblicken wieder ergriffen hatte, fing mit einem vollkommen gleichgültigen Ausdruck an:

Was hat man Ihnen geantwortet?

Daß ich ein Narr sei!

Nun?

Nun! man hatte Recht!

Es ist ein Glück, daß Sie es zugeben.

Das Aktenstück, welches Herr Madeleine in der Hand hielt, fiel ihm aus den Händen. Er hob den Kopf in die Höhe, sah Javert fest an und sagte mit einem unaussprechlichen Accente: Ah!

Javert fuhr fort:

Die Sache ist die, Herr Maire. Es scheint, daß in der Gegend von Ailly-le-Haut-Clocher so eine Art von gutem Kerl lebte, den man Vater Champmathieu nannte. Er war in sehr dürftiger Lage. Man gab nicht Acht auf ihn. Man weiß nicht, wovon diese Leute leben.

Kürzlich, in diesem Herbste, ist Vater Champmathieu, wegen eines Diebstahls von Aepfeln, verhaftet worden. Er war bei ..... vollzogen, gleichviel wo! Genug, es war gestohlen, eine Mauer übersprungen, Baumzweige waren abgerissen worden. Man arretirte meinen Champmathieu. Er hatte den Apfelbaumzweig noch in der Hand. Der Spaßvogel wird eingesteckt. So weit ist es nicht viel mehr als eine Correktionellsache. Aber die Vorsehung mischt sich hinein. Da das Gefängniß in schlechtem Zustande ist, so findet es der Herr Instruktionsrichter angemessen, Champmathieu nach Arras transportiren zu lassen, wo das Departementalgefängniß ist. In diesem Gefängniß, in Arras, ist ein alter Galeerensträfling, Namens Brevet, der, ich weiß nicht warum, dort eingesperrt ist, und den man zum Thürschließer gemacht hat, weil er sich gut aufführte. Kaum ist der Champmathieu abgeliefert, Herr Maire, so schreit dieser Brevet: O! O! ich kenne diesen Mann! Das ist ein fagot (alter Sträfling). Seht mich doch einmal an, alter Junge! Ihr seid Jean Valjean! — Jean Valjean! — Wer ist Jean Valjean? Der Champmathieu spielt den Erstaunten.

Stelle Dich doch nicht so! sagte Brevet. Du bist Jean Valjean! Du warst im Bagno von Toulon. Es sind zwanzig Jahre her. Wir waren zusammen dort. Champmathieu leugnet. Wahrhaftig! Sie begreifen. Man forscht nach und geht der Sache auf den Grund. Da stellt sich denn Folgendes heraus: Dieser Jean Valjean war vor 30 Jahren Baumschneider in mehreren Gegenden, namentlich in Faverolles. Dort verliert man seine Spur. Lange Zeit darnach sieht man ihn in der Auvergne wieder, dann in Paris, wo er Stellmacher gewesen und mit einem Mädchen, einer Wäscherin, gelebt haben will. Aber das ist nicht erwiesen. Endlich kommt er in diese Gegend. Was war nun dieser Jean Valjean, bevor er wegen qualifizirten Diebstahls in den Bagno geschickt wurde? Baumschneider. Wo? In Faverolles. Andere Thatsache. Dieser Jean Valjean nannte sich mit seinem Taufnamen Jean, und seine Mutter nannte sich mit ihrem Familiennamen Mathieu. Was kann nun natürlicher sein, als die Annahme, daß er, bei der Entlassung aus dem Bagno, den Namen seiner Mutter angenommen hat, um von seiner Spur abzulenken, und daß er sich Jean Mathieu nennen ließ. Er geht darauf nach der Auvergne. Die Aussprache des Landes macht aus Jean Chan, und man nennt ihn nun Chan Mathieu. Unser Mann sagt nichts dazu und hat sich nun in Champmathieu verwandelt. Sie folgen mir doch, nicht wahr? Man erkundigte sich in Faverolles. Die Familie Jean Valjean's ist nicht mehr dort. Man weiß nicht mehr, wo sie ist. Sie wissen, daß

in dieser Schichte der Gesellschaft das Verschwinden einer Familie nichts Seltenes ist. Man sucht und findet nichts mehr. Wenn diese Leute nicht Schmutz sind, dann sind sie Staub. Und dann, da der Anfang dieser Geschichte in der Zeit vor dreißig Jahren fällt, so ist Niemand mehr in Faverolles, der Jean Valjean gekannt hat. Man forschte in Toulon nach. Außer Brevet gibt es nur noch zwei Galeerensträflinge, die Jean Valjean gesehen haben. Es sind die auf Lebenszeit Verurtheilten Cochepaille und Chenildieu. Man läßt sie aus dem Bagno kommen, um sie mit dem vorgeblichen Champmathieu zu confrontiren. Sie haben kein Bedenken. Sowohl für sie als für Brevet ist es Jean Valjean. Gleiches Alter, vierundfünfzig Jahre, gleicher Wuchs, dasselbe Gesicht, kurz derselbe Mann. Er ist's. Gerade in demselben Momente schickte ich meine Denunciation an die Polizeipräfektur in Paris ab. Man antwortete mir, daß ich den Verstand verloren habe und daß Jean Valjean in Arras, in den Händen der Justiz sei. Sie begreifen, daß mich das in Erstaunen setzte, da ich glaubte denselben Jean Valjean hier gefunden zu haben. Ich schrieb an den Herrn Instruktionsrichter. Er läßt mich kommen, man führt mir den Champmathieu vor . . .

Nun? unterbrach ihn Herr Madeleine . . .

Javert antwortete darauf mit seinem unbestechlichen und traurigen Gesichte:

Herr Maire, die Wahrheit ist die Wahrheit. Es thut mir leid, aber dieser Mann ist wirklich Jean Valjean. Ich habe ihn auch erkannt.

Herr Madeleine fing nun wieder mit einer sehr tiefen Stimme an:

Sind Sie dessen gewiß?

Javert lachte, mit jenem schmerzlichen Lächeln, das einer tiefen Ueberzeugung entspringt:

O, sicher!

Er dachte einen Moment nach, nahm unabsichtlich einige Fingerspitzen voll Streusand aus dem Behälter, das auf dem Tische stand, und fügte hinzu:

Jetzt, nachdem ich den wirklichen Valjean gesehen habe, begreife ich sogar nicht, wie ich etwas Anderes habe glauben können. Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Maire!

Indem er diese flehenden und ernsten Worte an den richtete, der ihn sechs Wochen vorher, in voller Wachtstube, gedemüthigt, als er zu ihm gesagt hatte: Gehen Sie, Javert! war dieser hochfahrende Mann sich selbst unbewußt, im höchsten Grade schlicht und würdevoll.

Herr Madeleine antwortete auf seine Bitte nur mit der rauhen Frage:

Und was sagte dieser Mann?

Ah! meiner Treu, Herr Maire, die Sache ist sehr schlimm. Wenn es Jean Valjean ist, so ist er rückfällig. Eine Mauer übersteigen, einen Ast abreißen, Aepfel wegschnappen, ist für ein Kind eine Straßenbüberei, für einen Mann ein Vergehen, für einen Galeerensklaven ein Verbrechen! Einbruch und Diebstahl . . . Es fehlt nichts daran. Das gehört nicht mehr vor das Zuchtpolizeigericht, sondern vor die Assisen. Es handelt sich dabei nicht um einige Tage Gefängniß, sondern um Galeeren auf Lebenszeit. Dann kommt aber noch die Geschichte mit dem kleinen Savoyarden, die, wie ich hoffe, wieder auftauchen wird. Teufel, das ist übrigens genug, nicht wahr? Ja! für einen andern als Jean Valjean. Jean Valjean ist ein Duckmäuser. Auch daran erkenne ich ihn wieder. Ein Anderer würde, wer weiß wie, schwören und fluchen. Er würde sich anstellen und schreien. Der Kessel singt ja beim Feuer. Er wäre nicht Jean Valjean u. s. w. Er dagegen thut, als wüßte er gar nicht, wovon die Rede ist und sagt: Ich bin Champathieu und bleibe dabei. Er sieht erstaunt aus und stellt sich viehdumm, das ist noch viel besser. O, der Vogel ist schlau! aber gleichviel die Beweise sind da. Er ist von vier Personen erkannt worden. Der alte Halunke wird verurtheilt werden. Die Sache kommt bei den Assisen in Arras vor. Ich werde hingehen um Zeugniß abzulegen. Ich bin vorgeladen.

Herr Madeleine hatte sich wieder an seine Arbeit gemacht, sein Aktenstück wieder in die Hand genommen, und blätterte ruhig darin weiter, indem er abwechselnd las und schrieb, wie ein Mensch, der sehr beschäftigt ist. Er drehte sich um und sagte:

Genug, Javert! Alle diese Einzelnheiten interessiren mich, in der That, sehr wenig. Wir verlieren unsere Zeit und haben Dringenderes zu thun. Javert, Sie werden sogleich zu der guten Frau Buseaupied gehen, die dort unten, an der Ecke der Straße Saint Saulve, Kräuter verkauft. Sagen Sie ihr, sie soll ihre Klage gegen den Kärner Peter Chemelong anbringen. Das ist ein brutaler Mensch, der die Frau und ihr Kind fast überfahren hätte. Er muß bestraft werden. Dann verfügen Sie sich zu Herrn Charcellay, Straße Mont-de-Champigny. Er beklagt sich darüber, daß eine Dachtraufe des benachbarten Hauses ihm Regenwasser zuführt, welches die Fundamente seines Hauses lockert. Hiernach wollen Sie die Polizeikontraventionen constatiren, die in der Straße Guiburg bei der Wittwe Doris und in der Straße Garraud-Blanc bei Madame Renée-le-Bossé stattge-

funden haben, wie man mir anzeigt. Nehmen Sie ein Protocoll darüber auf. Aber ich gebe Ihnen da viel zu thun! Werden Sie aber nicht abwesend sein? Haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie wegen jener Angelegenheit in acht oder zehn Tagen nach Arras gehen?

Noch früher, Herr Maire.

An welchem Tage denn?

Ich glaubte dem Herrn Maire gesagt zu haben, daß die Sache Morgen vorkommt und daß ich diese Nacht mit der Diligence abreisen werde.

Herr Madeleine machte eine unmerkliche Bewegung.

Und wie lange wird die Verhandlung dauern?

Höchstens einen Tag! Das Urtheil wird spätestens morgen Nacht gefällt. Ich werde aber das Urtheil, das nicht ausbleiben kann, nicht abwarten. Sobald meine Aussage gemacht ist, komme ich wieder hierher.

Es ist gut, sagte Herr Madeleine.

Er verabschiedete Javert mit einer Handbewegung.

Javert ging aber nicht.

Um Verzeihung, Herr Maire! sagte er.

Was gibt es denn noch? frug Herr Madeleine.

Herr Maire, ich muß Sie noch an Eins erinnern.

An was?

Daß ich abgesetzt werden muß.

Herr Madeleine stand auf.

Javert, Sie sind ein Ehrenmann und ich achte Sie. Sie übertreiben Ihre Fehler. Uebrigens ist es eine Beleidigung, die mich betrifft. Javert, Sie verdienen vorzurücken und nicht rückwärts zu gehen. Ich bin der Meinung, Sie behalten Ihre Stelle. Javert sah Herrn Madeleine mit seinem aufrichtigen Auge an, in dessen Tiefe man sein wenig aufgeklärtes, aber strenges und ungestümes Gewissen zu erkennen glaubte und sagte in ruhigem Tone:

Herr Maire, ich kann Ihnen das nicht bewilligen.

Ich wiederhole Ihnen, versetzte Herr Madeleine, daß die Sache mich betrifft.

Aber Javert, der nur mit seiner Idee beschäftigt war, fuhr fort:

Was das Uebertreiben betrifft, so übertreibe ich nicht. Ich schließe so. Ich habe Sie in ungerechtem Verdachte gehabt. Das ist nichts. Es ist unser Recht! wir Leute müssen Verdacht haben, obgleich es immer ein Mißbrauch ist, einen höher Gestellten in Verdacht zu ziehen. Ohne Beweise zu haben, blos um mich zu rächen, habe ich Sie in einem Anfalle von Zorn als Galeerensträfling denuncirt, Sie, ei-

5*

nen achtungswerthen Mann, einen Maire, eine Magistratsperson! Das ist ernst, sehr ernst! Ich habe die Behörde in Ihrer Person beleidigt, ich, ein Agent der Behörde. Wenn einer meiner Untergebenen das gethan hätte, was ich gethan habe, so hätte ich ihn für dienstunfähig erklärt und fortgejagt. Wie nun? — Hören Sie, Herr Maire, noch ein Wort. Ich bin oft streng in meinem Leben gewesen. Gegen Andere. Das war recht. Ich that wohl daran. Wenn ich nun jetzt nicht strenge mit mir wäre, so würde Alles, was früher recht war, unrecht werden. Soll ich mich mehr schonen als die Anderen? Nein! Wie? Ich wäre nur gut dazu gewesen, Andere zu strafen und wollte mich durchschlüpfen lassen! Ei! da wäre ich ja ein Elender! Da hätten ja die, welche sagen: dieser Schuft von Javert! Recht! Herr Maire, ich wünsche nicht, daß sie mich mit Güte behandeln. Ihre Güte hat mich ziemlich viel Aerger gemacht, wenn sie Anderen zu Theil wurde. Ich mag sie nicht für mich. Die Güte, welche darin besteht, einer öffentlichen Dirne Recht gegen einen Bürger, einen Polizeiagenten gegen den Maire, dem Niedern gegen den Höheren zu geben, nenne ich eine schlechte Güte. Mit so einer Güte löst sich die Gesellschaft auf. Mein Gott! es ist sehr leicht, gut sein; schwieriger ist's gerecht zu sein! Hören Sie, wenn Sie das gewesen wären, was ich glaubte, so würde ich gegen Sie nicht gut gewesen sein; ich nicht! Sie hätten sehen sollen! Herr Maire, ich muß mich behandeln, wie ich jeden andern behandeln würde. Wenn ich den Uebelthätern wehrte, und den Verbrechern aufpaßte, sagte ich oft zu mir selbst: Gib Acht, wenn Du strauchelst, wenn ich Dich auf einem Fehler ertappe, so sollst Du sehen! Ich bin gestrauchelt; ich habe mich auf einem Fehler ertappt: um so schlimmer! Wohlan! fortgeschickt, cassirt, weggejagt! Das ist Recht! Ich habe Arme und kann die Erde umgraben; was ich thue ist mir gleich. Herr Maire, im Interesse des Dienstes muß ein Beispiel statuirt werden. Ich verlange einfach die Absetzung des Inspektors Javert.

Das alles wurde mit einem demüthigen und stolzen, verzweifelten und überzeugten Tone hervorgebracht, die diesem seltsamen Ehrenmanne, ich weiß nicht, was für eine wunderliche Größe verlieh.

Wir werden sehen, sagte Herr Madeleine.

Und er reichte ihm die Hand.

Javert trat zurück und sagte mit wildem Tone:

Verzeihen Sie, Herr Maire; aber das darf nicht sein. Ein Maire drückt dem Spione seine Hand nicht.

Zwischen seinen Zähnen murmelnd, fügte er hinzu:

Von dem Augenblicke ab, wo ich Mißbrauch mit der Polizeigewalt trieb, bin ich nur noch ein Spion. Dann grüßte er, sich tief verneigend, und ging nach der Thür.

Dort kehrte er sich um, die Augen immer noch niedergeschlagen.

Herr Maire, sagte er, ich werde meinen Dienst so lange verrichten, bis ich ersetzt bin.

Dann ging er hinaus.

Herr Madeleine blieb in Nachdenken versunken, indem er auf den festen und sichern Tritt lauschte, der auf dem Pflaster des Corridors verhallte.

Siebentes Buch.

Der Prozeß Champmathieu.

I.

Schwester Simplicia.

Die Ereignisse, welche nun folgen, sind nicht alle in M. an der M. bekannt geworden. Aber das Wenige, was man in dieser Stadt darüber vernahm, ist dort so im Andenken geblieben, daß es eine sehr bedeutende Lücke in diesem Buche geben würde, wenn wir dasselbe nicht in seinen geringsten Einzelheiten berichteten.

Der Leser wird in diesen Details auf zwei oder drei unwahrscheinliche Umstände stoßen, die wir aus Achtung vor der Wahrheit beibehalten.

Am Nachmittage, der auf den Besuch Javerts folgte, ging Herr Madeleine, wie gewöhnlich, zu Fantine.

Er ließ, ehe er ihr Zimmer betrat, die Schwester Simplicia herausrufen.

Die beiden Nonnen, welche den Krankendienst versahen, waren, wie alle barmherzigen Schwestern, Lazaristinnen und nannten sich Schwester Perpétua und Schwester Simplicia.

Schwester Perpétua war ein eigentliches Dorfmädchen, eine plumpe barmherzige Schwester, die in den Dienst Gottes getreten war, wie sie in einen andern Dienst getreten sein würde. Sie war gerade so Nonne, wie eine Andere Köchin. Dieser Typus ist keineswegs selten. Die Klöster nehmen solches massive ländliche Geschirr gern an und machen daraus ohne große Schwierigkeiten einen Kapuziner oder eine Ursulinerin. Das bäuerische Wesen schickt sich zum groben Andachtsdienste. Der Uebergang vom Hirten zum Karmeliter hat nichts Gewaltsames an sich. Aus dem Einen wird ohne große Mühe der Andere. Die gemeinschaftliche Grundlage dörfischer und

klösterlicher Unwissenheit ist eine fertige Vorbereitung und stellt den Landmann sofort auf eine Stufe mit dem Mönch. Man macht den Bauernkittel etwas weiter, und man hat eine Kutte. Schwester Perpétua war sehr religiös, aus Marines bei Pontoise, sprach platt und in singendem Tone, brummte den ganzen Tag, zuckerte den Thee, je nachdem der Kranke bigott und Heuchler war, fuhr die Kranken hart an, war barsch mit den Sterbenden, warf ihnen den Herrgott so zu sagen in's Gesicht und steinigte die mit dem Tode Ringenden mit zornigen Gebeten. Sie war kühn, ehrbar und hatte sehr rothe Backen.

Schwester Simplicia war wie Wachs. Neben Schwester Perpétua glich sie einer Wachskerze neben einem Talglichte. Vincenz de Paula hat die Aufgabe der barmherzigen Schwester, in welcher sich so viel Freiheit mit so viel Zwang vereint, mit jenen bewundernswerthen Worten göttlich aufgefaßt: „Ihr Kloster sei das Krankenhaus; ihre Zelle ein Miethkämmerchen; ihre Kapelle die Kirche ihrer Pfarrei; ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt, oder die Säle des Hospitals; ihre Clausur der Gehorsam; ihr Sprachgitter die Gottesfurcht; ihr Schleier die Bescheidenheit."

Dieses Ideal lebte in der Schwester Simplicia. Keiner hätte sagen können, wie alt sie war. Sie war nie jung gewesen und schien nie alt werden zu wollen. Sie war eine Person — wir wagen es nicht, Frau zu sagen — von sanftem, ernstem Charakter, eine gute Gesellschafterin, aber kalt und hatte nie gelogen. Sie war so sanft, daß sie hinfällig schien, dabei war sie aber fester als Granit. Sie berührte die Unglücklichen mit einer reizenden, zarten, reinen Hand. Es lag, so zu sagen, Schweigen in Ihrem Worte. Sie sprach nur, was gerade nothwendig war und hatte eine Stimme, die man mit demselben Entzücken im Salon, als im Beichtstuhl, vernommen hätte. Dieses zarte Geschöpf gewöhnte sich an das härene Gewand, dessen raube Berührung sie beständig an Gott und den Himmel erinnerte. Wir müssen bei einer Einzelheit länger verweilen. Niemals gelogen zu haben, niemals aus irgend einem, selbst gleichgültigen Grunde, etwas gesagt zu haben, was nicht Wahrheit gewesen wäre, das war der schlagende Zug in dem Charakter der Schwester Simplicia, das war der Accent ihrer Tugend. Wegen dieser unerschütterlichen Wahrheitsliebe war sie in der Congregation fast berühmt geworden. Der Abbe Siccard spricht von der Schwester Simplicia in einem Briefe an den Taubstummen Manieu. „So aufrichtig und rein wir auch sein mögen, so ist doch in der Offenherzigkeit von uns Allen jener Riß der kleinen, unschuldigen Lüge zu bemerken. Bei ihr keineswegs! Gibt es wirklich eine kleine, unschuldige Lüge? Lügen ist absolut schlecht!

Daß man nur wenig gelogen hat, entschuldigt nicht. Wer lügt, lügt; sei es nun viel oder wenig. Die Lüge ist des Teufels Gesicht. Satan hat zwei Namen: er heißt Satan und heißt auch Lüge. So dachte sie. Und weil sie so dachte, handelte sie auch so." Daraus entstand die Bläſſe, deren wir oben erwähnten, eine Bläſſe, die sogar Lippen und Augen bedeckte. Am Fenster dieses reinen Gewissens war kein Faden eines Spinngewebes, kein Stäubchen zu sehen. Weiß war ihr Lächeln, weiß ihr Blick! Als sie in die Gemeinschaft des heiligen Vincent de Paula trat, hatte sie den Namen Simplicia aus eigener Wahl angenommen. Simplicia von Sizilien ist, wie man weiß, jene Heilige, die sich lieber die Brüste abreißen ließ, als daß sie gesagt hätte, sie wäre in Segest statt in Syracus geboren, obwohl sie diese Lüge vom Tode gerettet hätte.

Als Schwester Simplicia in den Orden trat, hatte sie zwei Fehler, die sie sich nach und nach abgewöhnte. Sie hatte Freude an Leckereien und nahm gerne Briefe an. Sie las nie in einem andern, als in einem Gebetbuche mit großen lateinischen Lettern. Sie verstand zwar kein Latein, aber sie wußte, was in dem Buche stand.

Die fromme Jungfrau hatte Fantine lieb gewonnen, vermuthlich weil sie Tugend in schlummerndem Zustande bei ihr ahnte. Sie hatte sich daher fast ausschließlich mit ihrer Pflege beschäftigt.

Herr Madeleine führte Schwester Simplicia bei Seite und empfahl ihr Fantine mit einem eigenthümlichen Tone, dessen sich die Schwester später erinnerte. Als er sie verließ, ging er zu Fantine.

Diese wartete täglich auf die Ankunft Herrn Madeleine's, wie man sich nach Freude und Wärme sehnt. Sie sagte zu den Schwestern: „Ich lebe nur, wenn der Herr Maire da ist!"

Sie hatte an dem Tage heftiges Fieber. Sobald Sie Herrn Madeleine sah, frug sie ihn:

Und Cosette?

Er antwortete ihr lächelnd:

Bald!

Herr Madeleine war an dem Tage gegen Fantine nicht anders, wie alle Tage, nur blieb er eine Stunde, statt einer halben, worüber sie sich sehr freute. Er empfahl auf's Nachdrücklichste Jedermann an, daß man es der Kranken ja an nichts fehlen lassen solle. Man bemerkte, daß sein Gesicht einen Augenblick lang einen sehr finsteren Ausdruck annahm. Aber das wurde erklärlich, weil man wußte, daß der Arzt ihm in's Ohr geflüstert hatte: „Sie fällt sehr ab!"

Dann ging er wieder in seine Amtsstube und der Bureaudiener bemerkte, daß er aufmerksam eine Reisekarte studirte, die an der Wand hing. Darauf schrieb er mit Bleistift einige Zahlen auf ein Stück Papier.

II.

Scharfsinn Meister Scaufflaires.

Von der Mairie begab sich Herr Madeleine an das andere Ende der Stadt, zu einem Flamländer, Meister Scaufflaire, französirt Scaufflaire, der Pferde vermiethete und „Cabriolet's nach Belieben" auslieh. Der kürzeste Weg zu diesem Scaufflaire führte durch eine kurze, wenig betretene Straße, in welcher die Pfarre des Kirchspiels lag, in welchem Herr Madeleine wohnte. Der Pfarrer war, wie man sagte, ein würdiger, achtungswerther wohlmeinender Mann. In dem Augenblicke, als Herr Madeleine vor der Pfarrei vorbeikam, war nur eine Person in der Straße und diese bemerkte Folgendes: Nachdem der Herr Maire an dem Pfarrhofe vorbeigegangen war, blieb er unbeweglich stehen und ging bis an die Thüre des Presbyteriums zurück. Es war eine Thür ohne Schloß, mit eisernem Klopfer. Lebhaft streckte er die Hand nach dem Klopfer aus und hob ihn auf. Dann hielt er wieder ein, blieb nachdenklich stehen und ließ nach einigen Sekunden, statt den Hammer geräuschvoll fallen zu lassen, denselben leise nieder und verfolgte wieder seinen Weg mit einer gewissen Hastigkeit, die man früher nicht an ihm bemerkt hatte.

Bald befand sich Herr Madeleine bei Meister Scaufflaire, der damit beschäftigt war, ein Sattelzeug auszubessern.

Meister Scaufflaire, frug er ihn, haben Sie ein gutes Pferd?

Herr Maire, war des Flamländers Antwort, meine Pferde sind alle gut. Was verstehen Sie denn unter einem guten Pferde?

Ich meine ein Pferd, das zwanzig Stunden in einem Tage machen kann.

Teufel! sagte der Flamländer, zwanzig Stunden?

Ja!

Vor einem Cabriolet?

Ja!

Und wie lange kann es nach der Fahrt rasten?

Es muß nöthigenfalls schon Tags darauf wieder ins Geschirr gehen können.

Um den nämlichen Weg zu machen?

Ja!

Teufel! Teufel! zwanzig Stunden sagen Sie?

Herr Madeleine zog ein Papier aus seiner Tasche, worauf er Zahlen mit Bleistift geschrieben hatte. Es waren die Ziffern 5, 6 und 8½.

Sie sehen, sagte er, Summa neunzehn und ein halb, oder, was eben so viel ist, zwanzig Stunden.

Ich habe, was Sie brauchen, Herr Maire, fing der Flamländer nach einer Weile wieder an. Sie haben meinen kleinen Schimmel doch schon einige Male vorbeikommen sehen. Das kleine Thier ist aus dem Bas-Boulonnais und äußerst feurig. Man hat Anfangs ein Reitpferd daraus machen wollen. Der Tausend! Es schlug aus und schleuderte Jeden zu Boden. Man glaubte, daß es einen Fehler habe und wußte nicht, was man daraus machen sollte. Ich habe es gekauft und an's Cabriolet gespannt. Das gerade wollte es, mein Herr! nun war es fügsam wie ein Mädchen und ging wie der Wind. Aber Sie dürfen ihm ja nicht auf den Rücken kommen. Es liegt nicht in seinem Sinne, Reitpferd zu sein. Jeder hat seinen Ehrgeiz. Ziehen, ja! Tragen, nein! Man muß glauben, daß es sich das so vorgenommen hat.

Und kann es den Weg machen?

Ihre zwanzig Stunden immer in starkem Trabe, und in weniger als acht Stunden Zeit. Aber unter folgenden Bedingungen.

Unter welchen?

Auf halbem Wege müssen Sie es eine Stunde lang sich verschnaufen lassen. Sie geben ihm zu fressen und bleiben dabei stehen, um sicher zu sein, daß ihm der Hausknecht den Hafer nicht stiehlt; denn ich habe bemerkt, daß der Hafer in den Herbergen öfter von den Hausknechten vertrunken, als von den Pferden gefressen wird.

Man bleibt also dabei.

Zweitens. — Ist das Cabriolet für den Herrn Maire!

Ja!

Kann der Herr Maire fahren?

Ja!

Wohlan! so muß der Herr Maire allein und ohne Gepäck reisen, um das Pferd nicht zu sehr zu belasten.

Einverstanden!

Da aber der Herr Maire Niemanden bei sich hat, so wird er genöthigt sein, sich die Mühe zu nehmen, den Hafer selbst zu überwachen.

Einverstanden!

Dann muß ich dreißig Franken per Tag haben, Rasttage einbegriffen. Keinen Liard darunter. Die Futterkosten fallen dem Herrn Maire zur Last.

Herr Madeleine nahm drei Napoleond'or aus seiner Börse und legte sie auf den Tisch.

Da sind zwei Tage im Voraus.

Viertens! Für eine solche Fahrt ist ein Cabriolet zu schwer und macht das Pferd zu müde. Der Herr Maire muß sich dabei mit einem kleinen Tilbury begnügen, welches ich da habe.

Ich willige ein.

Es ist leicht, aber offen.

Das ist mir gleichgültig.

Hat der Herr Maire daran gedacht, daß wir jetzt Winter haben?

Herr Madeleine gab gar keine Antwort. Der Flamländer aber fuhr fort:

Und daß es sehr kalt ist?

Herr Madeleine schwieg immer noch.

Daß es regnen kann? fuhr Meister Scaufflaire fort.

Herr Madeleine hob den Kopf in die Höhe und sagte:

Pferd und Tilbury müssen morgen früh um halb fünf Uhr vor meinem Hause sein.

Einverstanden, Herr Maire, antwortete Scaufflaire, kratzte mit dem Daumnagel einen Flecken auf der Tischplatte aus, und fing mit seiner sorglosen Miene, hinter welcher die Flamländer ihre Schliche so gut zu bergen wissen, wieder an:

Aber nun denke ich erst daran! Der Herr Maire sagt mir ja nicht, wo er hingeht. Wo geht denn der Herr Maire hin?

Er hatte seit Beginn der Unterhaltung an nichts Anderes gedacht, wußte aber nicht, warum er es noch nicht gewagt hatte, diese Frage zu stellen.

Ist ihr Pferd gut auf den Vorderfüßen? frug Herr Madeleine.

Ja! Herr Maire. Sie müssen es bergab etwas halten. Ist der Weg zwischen hier und Ihrem Reiseziele sehr abschüssig?

Vergessen Sie nicht um halb fünf präcis, morgen in der Frühe an meiner Thüre zu sein, antwortete Herr Madeleine und ging hinaus.

Der Flamländer blieb „ganz verblüfft" stehen, wie er selbst einige Zeit darnach gestand. Der Herr Maire war etwa zwei oder drei Minuten fort, als er mit einem Male wieder die Thüre aufmachte.

Er zeigte noch immer dasselbe unempfindliche und nachdenkliche Gesicht.

Herr Scaufflaire, sagte er, wie hoch schätzen Sie Ihr Pferd, mit dem Tilbury, welche Sie mir vermiethen wollen. Eins in das Andere gerechnet?

Wie, Eins in das Andere gerechnet? Herr Maire, sagte der Flamländer, mit einem rohen Gelächter.

Ja wohl. Nun?

Will der Herr Maire Sie mir denn abkaufen?

Nein, aber ich will Ihnen für alle Fälle Sicherheit dafür stellen. Bei meiner Rückkehr geben Sie mir das Geld wieder. Wie hoch schätzen Sie Cabriolet und Pferd?

Auf fünfhundert Franken, Herr Maire.

Hier sind sie!

Herr Madeleine legte ein Bankbillet auf den Tisch, ging wieder hinaus und kam nicht wieder.

Meister Scaufflaire bedauerte es im höchsten Grade, nicht tausend Franken verlangt zu haben. Uebrigens waren Pferd und Tilbury in Bausch und Bogen ihre hundert Thaler werth.

Der Flamländer rief seine Frau und erzählte ihr den Vorfall. Wo Teufel mag doch der Herr Maire hingehen? Sie beriethen sich. — Er geht nach Paris, sagte die Frau. — Ich glaube es nicht, sagte der Mann. Herr Madeleine hatte auf dem Kaminsimse das Papier liegen assen, worauf seine Zahlen standen. Der Flamländer nahm es und sann nach. — Fünf, sechs, acht und einhalb? das müssen Poststationen sein. Darauf drehte er sich zu seiner Frau um und sagte: Ich hab's gefunden! — Wie? — Von hier bis Hesdin sind fünf Stunden, von Hesdin nach Saint-Pol sechs, und acht und eine halbe von Saint-Pol nach Arras. Er geht nach Arras.

Unterdessen war Herr Madeleine wieder zu Hause angekommen. Er hatte auf dem Rückwege einen Umweg gemacht, als ob ihn die Thüre des Pfarrers in Versuchung geführt hätte und er sie deshalb vermeiden wolle. Er ging die Treppe hinauf, in sein Zimmer und schloß sich ein, was nicht auffallend war, da er gern frühzeitig zu Bette ging. Als die Thorschließerin der Fabrik, die auch die einzige Magd des Herrn Madeleine war, bemerkte, daß er um halb neun kein Licht mehr hatte, sagte sie zu dem um diese Zeit eintretenden Kassirer: — Ist der Herr Maire krank? Ich finde, daß er so sonderbar aussieht.

Der Kassirer bewohnte das Zimmer, welches gerade unter dem des Herrn Madeleine lag. Er achtete weiter nicht auf diese Worte der Pförtnerin, legte sich und schlief ein. Gegen Mitternacht wurde er plötzlich wach. Er hatte im Schlaf ein Geräusch über seinem Kopfe vernommen. Er horchte.

Es war ihm, als ob Jemand im obern Zimmer auf- und abginge.

Er horchte und erkannte den Gang des Maire. Das kam ihm sonderbar vor, da Herr Madeleine vor dem Aufstehen gewöhnlich nie etwas von sich hören ließ.

Einen Augenblick danach hörte der Kassirer, daß Jemand einen Wandschrank öffnete und dann wieder schloß. Ein Möbel wurde verschoben. Es war eine Zeit lang still. Dann vernahm er wieder Tritte. Der Kassirer setzte sich in seinem Bette aufrecht, rieb sich den Schlaf aus den Augen, sah sich um und bemerkte durch die Fensterscheiben auf der gegenüberstehenden Mauer den röthlichen Reflex von einem beleuchteten Fenster. Dieser Reflex zitterte, als wäre er von einem flackernden Feuer und nicht von einem Lichte erzeugt worden. Da der Schatten des Fensterrahmens nicht zu sehen war, so konnte man darauf schließen, daß das Fenster weit offen war. Dieses offene Fenster bei der herrschenden Kälte mußte Verwunderung erregen. Demungeachtet schlief der Kassirer wieder ein. Aber eine oder zwei Stunden später wurde er wieder wach. Derselbe langsame und regelmäßige Schritt ließ sich immer noch über seinem Kopfe vernehmen.

Der Reflex an der Mauer war auch noch vorhanden; aber er war jetzt blaß, ruhig, wie der Abglanz eines Lampen- oder Kerzenlichtes. Das Fenster stand immer noch offen.

Im Zimmer des Herrn Madeleine aber begab sich Folgendes.

III.

Ein Sturm unter einem Schädel.

Der Leser hat ohne Zweifel errathen, daß Herr Madeleine kein Anderer, als Jean Valjean ist. Wir haben schon in das Innere dieser Seele geblickt. Der Moment ist gekommen, noch einmal hineinzusehen. Wir thun es nicht, ohne ergriffen zu sein, ohne zu zittern; denn es giebt nichts Schrecklicheres, als diese Art von Beschauung. Das geistige Auge wird nirgends so geblendet, nirgend so verfinstert, als bei der Betrachtung des Menschen. Nichts ist so furchtbar, so schwierig, so geheimnißvoll, so gränzenlos, als dieser Blick. Es gibt ein Schauspiel, größer als das Meer; das ist der Himmel. Es gibt ein Schauspiel, größer als der Himmel; das ist das Innere der Seele. Das menschliche Bewußtsein, wäre es auch nur das eines Einzigen, des unbedeutendsten Menschen, durch ein Gedicht zu veranschaulichen, wäre unbestreitbar das höchste Epos. Das Bewußtsein ist ein Chaos von Hirngespinnsten, Begierden und Versuchen, die Werkstätte der Träume, die Fundgrube der Ideen, deren man sich schämt. Es ist das Pandämonium der Sophismen, das Schlachtfeld der Leidenschaften. Dringet nur zu gewissen Stunden durch das menschliche Gesicht

in den innern Menschen, in seine Seele, und seht Euch in dieser Finsterniß um. An der stillen Außenseite bemerkt man nicht, was da für Homerische Riesen-, Drachen-, und Hydra-Kämpfe vor sich gehen, was da für Schaaren von Phantomen, wie bei Milton, für geisterhafte Spiralen, wie bei Dante, sichtbar werden. Welch ein finsteres Ding ist doch dieses Unendliche, welches jeder Mensch in sich herumträgt und an dem er mit Verzweiflung den Willen seines Hirns und die Handlungen seines Lebens abmißt!

Alighi-re kam eines Tages an eine finstere Pforte, vor welcher er zögerte. Wir haben jetzt auch eine vor uns, an deren Schwelle wir zaudern. Treten wir indessen ein.

Wir haben nur wenig dem hinzuzufügen, was dem Leser schon über die Schicksale Jean Valjeans, seit dem Abenteuer mit dem kleinen Gervais, bekannt ist. Von dem Augenblick an wurde er, wie man gesehen hat, ein anderer Mensch. Das was der Bischof aus ihm hatte machen wollen, führte er aus. Es war mehr als eine Besserung, es war eine Umwandlung.

Es gelang ihm, den Leuten aus dem Auge zu kommen. Er verkaufte das Silberzeug des Bischofs und behielt nur die Leuchter als Andenken. Von Stadt zu Stadt schleichend, durchwanderte er Frankreich, kam nach M. an der M., führte aus was wir wissen, wußte sich unangreifbar und unerreichbar zu machen und zwar nun ansässig in M. Glücklich, sein Bewußtsein durch die Erinnerung an seine Vergangenheit getrübt und die erste Hälfte seines Lebens durch die zweite gesichert zu fühlen, lebte er friedlich, beruhigt und hoffnungsvoll, nur an zweierlei denkend: seinen Namen zu verbergen und sein Leben zu heiligen, den Menschen zu entrinnen und zu Gott zurückzukehren.

Diese beiden Gedanken waren in seinem Geiste so enge mit einander verbunden, daß sie nur einen bildeten. Sie nahmen ihn beide gleich gebieterisch in Anspruch und beherrschten ihn in den kleinsten Handlungen. Sie stimmten gewöhnlich darin mit einander überein, seinen Lebenswandel zu bestimmen. Sie zeigten ihm die Schattenseite; sie machten ihn wohlwollend und schlicht; sie riethen ihm in Allem dasselbe an. Inzwischen gab es doch mitunter einen Conflikt. In einem solchen Falle, man erinnert sich, schwankte der Mann, welchen das ganze Land um M. Herrn Madeleine nannte, nicht, die erste Idee der zweiten, seine Sicherheit seiner Tugend zu opfern. So hatte er, aller Vorsorge und Klugheit entgegen, die Leuchter des Bischofs bewahrt, Trauer um ihn getragen, alle durchziehenden kleinen Savoyarden herbeigerufen und ausgefragt, Erkundigungen über seine Familie in Faverolles eingezogen und dem alten Fauchelevent, trotz der beängsti-

genden Aeußerungen Javerts, das Leben gerettet. Es schien, wir haben es schon bemerkt, daß er, wie alle weisen, heiligen und gerechten Menschen, dachte: erst die Pflicht und dann die Person.

Wir müssen inzwischen sagen, daß dieser Fall noch nicht eingetreten war.

Nie hatten die beiden Ideen, welche den unglücklichen Mann beherrschten, dessen Leiden wir erzählen, einen so ernstlichen Kampf mit einander zu bestehen gehabt. Bei den ersten Worten, welche Javert sprach, als er sein Kabinet betrat, fühlte er etwas in sich, zwar unklar, aber doch tief. In dem Augenblicke, als der Name, den er unter dem dichtesten Schleier verborgen hielt, mit so eigenthümlicher Betonung ausgesprochen wurde, war er stumm vor Bestürzung, wie berauscht von der finstern Laune seines Schicksals. Mitten in dieser Bestürzung empfand er ein Zittern, wie es großen Stürmen voranzugehen pflegt. Er beugte sich, wie eine Eiche beim Nahen des Unwetters, wie ein Soldat beim Sturm. Er fühlte dunkle Schatten voll rollenden Donners und zuckende Blitze sich über seinem Haupte sammeln. Während er Javert anhörte, war sein erster Gedanke, hinzueilen, sich zu denunciren, Champmathieu's Entlassung aus dem Gefängisse zu bewirken und selbst hineinzugehen. Dieser Gedanke war schmerzlich, peinlich, wie ein Schnitt ins lebendige Fleisch: aber es ging vorüber und er sagte: Ich will sehen! — Er unterdrückte diese erste, hochherzige Bewegung und wich vor dem Heroismus zurück.

Nach den heiligen Worten des Bischofs, nach so vielen Jahren der Reue und Verleugnung, inmitten einer so bewundernswerth begonnenen Buße, wäre es ohne Zweifel schön gewesen, wenn dieser Mann, Angesichts einer so schrecklichen Fügung, keinen Augenblick gezaudert hätte und mit gleichen Schritten auf diesen offenen Abgrund zugegangen wäre, aus dessen Tiefen ihm der Himmel entgegenstrahlte. Das wäre schön gewesen, aber es war nicht so! Wir müssen berichten, was in dieser Seele vorging und können nur beim Thatsächlichen bleiben. Der Instinkt der Selbsterhaltung behielt anfangs die Oberhand. Er belächelte flüchtig seine Ideen, unterdrückte seine Empfindungen, bedachte die für ihn so äußerst gefährliche Anwesenheit Javerts, vertagte jeden Entschluß, mit einer Festigkeit, die dem Schrecken entsprang, schlug sich das, was zu thun war, aus dem Sinn und versteckte sich hinter seine Ruhe, wie ein Kämpfer hinter seinen Schild.

Während des übrigen Tages hielt dieser Zustand an; innerlich Sturm, äußerlich tiefe Ruhe. Er bereitete nur das vor, was man „conservative Maßregeln“ nennen konnte. Es war noch Alles wirr

und unfertig in seinem Sinne. Seine Verwirrung war so groß, daß er keines einzigen klaren Gedankens Herr wurde. Er hätte über sich selbst nichts anders sagen können, als daß ihn ein gewaltiger Schlag getroffen habe.

Er besuchte, wie gewöhnlich, das Schmerzenslager Fantinens und verlängerte seinen Besuch. Er sagte sich, daß er so handeln und sie den Schwestern dringend anempfehlen müsse, falls die Ereignisse seine Abwesenheit nöthig machen sollten. Er fühlte undeutlich, daß er vielleicht nach Arras werde gehen müssen, und obwohl er sich noch nicht im Geringsten zu dieser Reise entschlossen hatte, sagte er sich, daß, weil er vor jedem Verdacht geschützt sei, es keinerlei Nachtheil für ihn haben könne, Zeuge bei den künftigen Vorgängen zu sein. — Er hielt das Tilbury Scaufflaire's für alle möglichen Fälle in Bereitschaft.

Das Mittagsessen schmeckte ihm ziemlich gut.

Als er sein Zimmer wieder betreten hatte, sammelte er sich.

Er überdachte seine Lage nach allen Richtungen hin und fand sie so außerordentlich, so unerhört, daß er, mitten in seiner Träumerei, von einer geheimen, unerklärlichen Angst getrieben, plötzlich vom Stuhle aufstand und die Riegel an seiner Thür vorschob. Er fürchtete, daß noch etwas kommen möchte. Er verbarrikadirte sich gegen die Möglichkeit.

Einen Augenblick darauf blies er das Licht aus. Es war ihm lästig.

Auch schien es ihm, daß man ihn sehen könnte.

Wer? man!

Bah! das, welchem er die Thür weisen wollte, war schon eingetreten. Was er blind machen wollte, sah ihn bereits an. Sein Gewissen!

Sein Gewissen, das heißt Gott!

Er gab sich indessen im ersten Augenblick doch neuen Illusionen hin. Ein Gefühl von Sicherheit und Einsamkeit kam über ihn. Als der Riegel vorgeschoben war, hielt er sich für unangreifbar und als das Licht erloschen war, fühlte er sich unsichtbar. Er kam nun wieder zu sich, stützte seine Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand und grübelte im Finstern nach.

Wie weit bin ich denn eigentlich! Träume ich auch nicht? — Was hat man mir gesagt? — Ist es auch wahr, daß ich diesen Javert gesehen habe und daß er so mit mir gesprochen hat? Wer kann dieser Champmathieu sein? — Er gleicht mir also? — Ist's möglich? — Wenn ich bedenke, daß ich gestern noch so ruhig war und an

nichts derartiges dachte! — Was that ich denn gestern um diese Zeit? — Was bedeutet dieses Ereigniß? — Welche Folgen kann es haben? — Was ist zu thun?

Solche und andere Gedanken quälten ihn. Dabei fühlte er sich so schwach im Kopfe, daß er vergaß, was er im Augenblick zuvor gedacht hatte. Die Ideen gingen wie Wellen spurlos an ihm vorüber, und er nahm den Kopf in beide Hände, als ob er die Flüchtigen festhalten wolle. In diesem Tumulte der seinen Willen und seine Vernunft lähmte, suchte er vergeblich nach einem Entschlusse, nach einem Licht.

Er fand nichts als — Angst.

Sein Kopf brannte. Er ging an's Fenster und machte es weit auf. Es waren keine Sterne am Himmel. Darauf ging er wieder zum Tische und setzte sich.

So verstrich die erste Stunde.

Nach und nach fingen indessen seine Gedanken an, eine bestimmtere Richtung und Gestalt anzunehmen, und er konnte, wenn auch nicht das Ganze der Lage, doch Einzelnheiten derselben in ihrer wirklichen Bedeutung erkennen.

Er fing an, einzusehen, daß, so außerordentlich und kritisch die Lage auch war, er doch ganz Herr derselben sei.

Das machte ihn noch aufgeregter.

Abgesehen von dem religiösen und ernsten Zweck, der allen seinen Handlungen zu Grunde lag, war Alles was er bisher gethan hatte, nur ein Loch, welches er grub, um seinen Namen darin zu verscharren. Was er in seinen kummervollen Stunden, in seinen schlaflosen Nächten immer am meisten gefürchtet hatte, war, d i e s e n Namen einst wieder aussprechen zu hören. Er sagte sich, daß dann Alles vorbei sei, daß an dem Tage, an welchem er diesen Namen hören würde, sein neues Leben um ihn, vielleicht auch, was konnte er wissen, seine neue Seele in ihm, verschwinden würde. Er zitterte, bei dem bloßen Gedanken an diese Möglichkeit. Gewiß! wenn ihn Jemand in solchen Augenblicken gesagt hätte, daß eine Stunde käme, in welcher dieser Name an sein Ohr schlüge, in welcher dieser scheußliche Name Jean Valjean plötzlich aus der Nacht der Vergessenheit vor ihm auftauchte; dieses schreckliche Licht das Geheimniß durchdringen würde in das er sich gehüllt hatte und daß ihn dieser Name nicht bedrohen, dieses Licht nur noch mehr Finsterniß bringen, dieser zerrissene Schleier das Geheimniß noch undurchdringlicher machen würde; daß dieses Erdbeben seinen Bau nur befestigen, und dieses wunderbare Ereigniß kein anderes Resultat haben würde, wenn er es so

wollte, als seine Existenz noch klarer, noch unangreifbarer zu machen; daß aus seiner Confrontation, mit dem Phantome Jean Valjean, der gute und würdige Bürger Herr Madeleine nur noch geehrter, geachteter, unangefochtener, als je hervorgehen würde; wenn ihm das Jemand gesagt hätte, so hätte er den Kopf geschüttelt und solche Worte für sinnlos gehalten. Und doch war Alles genau so eingetroffen. Diese Anhäufung von Unmöglichkeiten war eine Thatsache und Gott hatte zugelassen, daß etwas so Sinnloses Wahrheit wurde.

Seine Gedanken wurden immer klarer. Er gab sich immer mehr Rechenschaft über seine Lage.

Es erschien ihm, als erwache er, ich weiß nicht aus welchem Traume, und als gleite er in der Nacht einen Abhang hinunter, aufrecht stehend, schaudernd, ohne Kraft sich aufzuhalten. Deutlich sah er im Schatten einen Unbekannten, den das Glück mit ihm verwechselt hatte und den es, an seiner Stelle in den Abgrund drängte. Der konnte sich aber nicht schließen, bevor nicht Einer, Er oder der Andere hineingestürzt war.

Er brauchte die Sache nur ruhig gehen zu lassen.

Er sah nun ganz klar und gestand sich Folgendes:

Daß sein Platz auf den Galeeren leer sei; daß, was er auch thun möge, er immer auf ihn warte; daß der Diebstahl an dem kleinen Gervais ihn dahin zurückbringen müsse; daß dieser leere Platz seines Herrn warte, ihn anzöge, bis er dort sei; daß das unvermeidlich und vom Schicksal so bestimmt sei. — Und dann sagte er sich ferner: daß er in diesem Augenblicke einen Stellvertreter habe, daß es scheine, ein gewisser Champmathieu sei so unglücklich ihm zu gleichen und daß er für seine Person, durch diesen Champmathieu im Bagno repräsentirt und in der Gesellschaft als Herr Madeleine bekannt, gar nichts mehr zu fürchten habe, vorausgesetzt, daß er die Welt nicht verhindere, über dem Haupte des Champmathieu diesen Stein der Infamie zu schließen, der, wie ein Grabstein, einmal gefallen, sich nie und nimmer wieder erhebt.

Diese Lage war so wunderbar, so gewaltsam, daß sie plötzlich jene unbeschreibliche, innere Aufregung in ihm hervorrief, die ein Mensch nur zwei- oder dreimal im Leben empfindet, eine Art Gewissenskampf der Alles, was das Herz an Ironie, Freude und Verzweiflung fühlt, durcheinander wühlt, und den man den Ausbruch eines innern Gelächters nennen könnte.

Er zündete rasch seine Kerze wieder an.

Ei was! sagte er, weshalb habe ich denn Furcht? worüber brauche ich denn so nachzudenken? ich bin gerettet! es ist Alles zu Ende. Ich

hatte nur eine offene Thür, durch welche meine Vergangenheit in mein jetziges Leben eindringen konnte. Diese Thür ist nun vermauert auf immer. Dieser Javert, der mich seit so langer Zeit ängstigt, sein furchtbarer Instinkt, mit dem er mich errathen zu haben schien, und mit dem er mich auch, bei Gott! errathen hat; dieser abscheuliche Jagdhund, der mir stets auf der Fährte ist: er hat den Weg, die Fährte ganz vollständig verloren und ist nun mit etwas Anderem beschäftigt. Er ist nun zufrieden gestellt und wird mich in Ruhe lassen, weil er seinen Jean Valjean gefunden hat. Wer weiß, es ist sogar möglich, daß er die Stadt verlassen will! Und das Alles ist ohne mein Zuthun geschehen! Ich habe ga nichts damit zu thun gehabt! Aber! was ist denn für ein Unglück bei alle dem! Leute, die mich jetzt sehen, würden, auf Ehre, glauben, daß mir etwas begegnet sei! Wenn übrigens Unheil für Jemanden daraus erwächst, so ist das keineswegs meine Schuld. Die Vorsehung hat es so gemacht; allem Anscheine nach, weil sie es so haben will. Hab ich das Recht, zu zerstören, was sie errichtet? Was verlange ich denn jetzt? In was will ich mich denn mischen? Es geht mich ja nichts an. Wie? Ich bin nicht zufrieden! Aber was fehlt mir denn? Das Ziel, nach dem ich seit so vielen Jahren strebe, mein Traum in stillen Nächten, weshalb ich den Himmel gebeten, die Sicherheit; ich erreiche sie! Gott will es so! Ich kann nichts gegen den Willen Gottes thun! Und warum will es Gott so? Damit ich fortsetze, was ich begonnen habe, damit ich Gutes thue, damit ich eines Tages ein großes, ermuthigendes Beispiel sei, damit gesagt werde, daß an meine fortgesetzte Reue, an die Tugend, zu welcher ich zurückgekehrt, sich zuletzt doch etwas Glück geknüpft hat. Wahrhaftig ich begreife nicht, warum ich mich so eben vor diesem braven Pfarrer gefürchtet, warum ich ihm nicht Alles wie einem Beichtvater gesagt, warum ich ihn nicht um Rath gefragt habe. Er hätte mir offenbar dasselbe gesagt. Es ist nun beschlossen; lassen wir die Dinge gehen, wie sie gehen! Lassen wir den guten Gott walten!

So sprach er in seinem innersten Gewissen mit sich, während er, wenn man so sagen könnte, über den Abgrund seines eigenen Wesens hing. Er stand vom Stuhle auf und ging im Zimmer auf und ab. Wohlan! sagte er, denken wir nicht mehr daran! Es ist nun beschlossen!

Aber er empfand keine eigentliche Freude.

Im Gegentheil.

Man kann die Gedanken eben so wenig verhindern wiederzukommen, als das Meer zum Ufer zurückzukehren. Der Matrose nennt

das Ebbe und Fluth; der Schuldige meint es Gewissensbisse. Gott stürmt in der Seele, wie in den Wogen des Meeres.

Obwohl er durchaus nicht wollte, kam er doch nach einigen Augenblicken wieder auf seinen unheimlichen Dialog zurück. Er sprach und lauschte seinen eigenen Worten, sagte was er hätte verschweigen und hörte, was er nicht hätte hören mögen, indem er jener mysteriösen Gewalt nachgab, die sagt: denke! wie man vor zweitausend Jahren zu einem anderen Verurtheilten sagte: geh Vorwärts!

Bevor wir weiter gehen und um vollkommen verstanden zu werden, müssen wir eine unumgängliche Bemerkung machen.

Es ist eine Thatsache, daß man mit sich selbst spricht. Es gibt keinen denkenden Menschen, der das nicht an sich erfahren hätte. Man kann sogar sagen, daß das Wort ein schöneres Geheimniß ist, als wenn es vom Innern des Menschen vom Gedanken zum Gewissen geht und vom Gewissen zum Gedanken zurückkehrt. In diesem Sinne muß man die in diesem Kapitel oft gebrauchten Worte verstehen: er sagte, er rief: man sagt sich, spricht mit sich, ruft sich zu, ohne daß das äußere Schweigen gebrochen wird. Es gibt einen großen Tumult; Alles spricht in uns, ausgenommen der Mund. Die inneren Vorgänge, wenn sie auch nicht sichtbar und greifbar sind, gehören darum doch nicht minder der Realität an.

Er frug sich daher, wie er jetzt denn stehe, was es denn mit dem gefaßten Entschluß für eine Bewandtniß habe. Er gestand sich selbst, daß alles, was er im Geiste geordnet hatte, unnatürlich sei, daß das: „die Dinge gehen, den guten Gott walten lassen," unbedingt abscheulich sei. Diesen Mißbegriff des Schicksals und der Menschen ausführen lassen, ihn nicht verhindern, durch Schweigen seine Zustimmung dazu geben, kurz nichts thun, hieß eben Alles thun. Es war der äußerste Grad unwürdiger Heuchelei! Es war ein gemeines, feiges, heimtückisches, verworfenes, scheußliches Verbrechen!

Zum ersten Male seit 8 Jahren kostete der unglückliche Mann den bittern Nachgeschmack eines schlechten Gedankens und einer schlechten Handlung.

Er wies sie mit Abscheu wieder von sich.

Abermals befrug er sich und wollte ernstlich wissen, was er denn darunter verstanden habe: „Mein Zweck ist erreicht!" Er sagte sich, daß sein Leben in der That einen Zweck habe. Aber welchen? Seinen Namen verbergen? die Polizei täuschen? Hatte er, um einer solchen Kleinigkeit willen, Alles gethan, was er gethan hatte? Hatte er keinen andern großen und wahren Zweck? Nicht seine Person, aber seine Seele zu retten, wieder ehrbar und gut zu werden, ein Gerech-

der zu sein! War das nicht hauptsächlich und einzig das, was er immer gewollt, was der Bischof ihm anbefohlen hatte? — Vor seiner Vergangenheit die Thüre zumachen? Aber er that es ja nicht, großer Gott! er öffnete sie ja, indem er eine schimpfliche Handlung vollzog! Er wurde wieder ein Dieb, und zwar der gehässigste, den man sich denken kann. Er stahl einem Anderen seine Existenz, sein Leben, seinen Frieden, seinen Platz in der Sonne. Er wurde ein Mörder! Er tödtete, er tödtete moralisch einen elenden Menschen, er ließ ihn zu diesem scheußlichen Tod bei lebendigem Leibe verdammen, zu diesem Tod bei offenem Himmel den man das Bagno nennt. Wenn er sich aber stellte, diesen durch einen furchtbaren Irrthum getroffenen Mann rettete, wenn er seinen Namen wieder annahm und wieder, aus Pflichgefühl, der Sträfling Jean Valjean wurde, so war das seine wahre Auferstehung, so schloß sich für ihn auf immer die Hölle, aus der er hervorgegangen war. Dem Scheine nach wieder hineinstürzen, hieß thatsächlich daraus hervorgehen! So mußte er es machen! Er hatte nichts gethan, wenn er dies nicht that! Sein ganzes Leben war dann nutzlos, seine ganze Buße umsonst. Er brauchte sich nicht mehr zu fragen: wozu ist es gut? Er fühlte, daß der Bischof da war, daß der Bischof um so mehr da war, als er todt war, daß der Bischof ihn fest ansah, daß ihm der Maire Madeleine von nun an mit all seinen Tugenden verhaßt und daß der Galeerensträfling Jean Valjean bewunderungswerth und rein in seinen Augen sein würde. Er fühlte, daß die Menschen seine Larve sahen, der Bischof aber sein Gesicht: daß die Menschen sein Leben betrachteten, der Bischof aber sein Gewissen. Er mußte daher nach Arras gehen, den falschen Jean Valjean befreien und den wahren denunciren. Ach! das war das größte Opfer, der schmerzlichste Sieg, der letzte Schritt der zu thun war. Aber er mußte gethan werden! Schmerzliches Schicksal! Er sollte in den Augen Gottes nur geheiligt sein, wenn er in denen der Menschen wieder als ehrlos erschien.

Wohlan, sagte er, so will ich es machen! meine Pflicht thun; diesen Mann retten!

Er sprach diese Worte mit lauter Stimme aus, ohne es zu bemerken.

Dann nahm er seine Bücher zur Hand, sah sie durch und brachte sie in Ordnung. Er warf einen Bündel Schuldscheine ins Feuer, die er von kleinen, bedrängten Kaufleuten erhalten hatte, schrieb einen Brief, den er siegelte und setzte auf den Umschlag: Herrn Laffitte Bankier, Rue d'Artois in Paris.

Aus seinem Secretair zog er ein Portefeuille, das einige Bank-

billets und den Reisepaß enthielt, dessen er sich in diesem Jahre bei den Wahlen bedient hatte.

Wer ihn diese verschiedenen Handlungen mit einem ernsten, gedankenvollen Wesen hätte vollziehen sehen, hätte schwerlich vermuthet, was in ihm vorging. Nur von Zeit zu Zeit bebten seine Lippen. Im andern Augenblick hob er den Kopf in die Höhe und starrte nach irgend einem Punkte in der Mauer, als ob gerade da etwas wäre, was er untersuchen oder um Rath fragen müßte.

Als er den Brief an Herrn Lafitte beendigt hatte, steckte er ihn mit dem Portefeuille in seine Tasche und fing wieder an, auf- und abzugehen.

Seine Träumerei war noch nicht zu Ende. Er sah noch deutlich seine Pflicht, in leuchtenden Buchstaben, die vor seinen Augen flammten und ihm erschienen, wohin er auch blicken mochte! — Geh! nenne Dich! denuncire Dich!

Ebenso sah er, als ob sie sich in fühlbaren, sichtbaren Formen vor ihm bewegten, die beiden Ideen, welche bis dahin die doppelte Regel seines Geistes gebildet hatten: seinen Namen verbergen, seine Seele reinigen. Zum ersten Male erschienen sie ihm in absolutem Widerspruche und er erkannte den Unterschied der sie trennte. Er sah ein, daß die eine dieser Ideen gut war, während die andere schlecht werden konnte, daß in der einen Hingebung, in der andern Egoismus lag, daß die eine für den Nächsten, die andere für das Ich stimmte, daß die eine lichtvoll, die andere finster war.

Sie bekämpften sich. Er sah wie sie sich stritten.

In dem Maße, als er nachdachte, waren sie vor dem Auge des Geistes größer geworden. Sie hatten jetzt riesige Formen und es kam ihm vor als sähe er in sich, in diesem Unendlichen, von dem wir so eben sprachen, in einer von Blitzen erhellten Nacht, eine Göttin mit einem Riesenweibe ringen. Er war voll Schrecken, aber es schien ihm, daß die gute Idee siegte.

Er fühlte, daß jetzt der andere entscheidende Moment in seinem Gewissen herannahe; daß der Bischof den ersten Abschnitt seines neuen Lebens bezeichnet hatte, und daß dieser Champmathieu den zweiten bezeichnen würde. Nach der großen Crisis, eine große Versuchung. Inzwischen stellte sich die fieberhafte Aufregung, die auf kurze Zeit verschwunden war, wieder ein. Tausend Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe, bestärkten ihn aber nur noch mehr in seinem Entschlusse.

Einen Augenblick hatte er sich gesagt: — daß er die Sache vielleicht etwas zu lebhaft auffasse, daß dieser Champmathieu nach

elle dem doch nicht verdiene, sich so für ihn zu interessiren, weil er gestohlen habe.

Darauf gab sie zur Antwort:

Wenn dieser Mann wirklich einige Aepfel gestohlen hat, so handelt es sich um einen Monat Gefängniß. Von da bis zu den Galeeren ist weit. Und wer weiß denn? Hat er gestohlen? Ist es bewiesen? Schon der Name Jean Valjean erdrückt ihn und scheint die Beweise unnöthig zu machen. Handeln die königlichen Prokuratoren nicht gewöhnlich so? Man hält ihn für einen Dieb, weil man weiß, daß er ein Galeerensträfling war.

In einem andern Momente kam ihm der Gedanke, daß, wenn er sich denuncirt haben würde, man ihn vielleicht, in Anbetracht seines heroischen Charakters seiner Handlung und seines, seit sieben Jahren geführten ehrlichen Lebens, so wie auch wegen dessen, was er für das Land gethan hatte, Gnade angedeihen lassen würde.

Aber er ließ diese Unterstellung bald fallen und lächelte bitter, als er an das Vierzig-Sous-Stück dachte, welches er dem kleinen Gervais gestohlen hatte, als er bedachte, daß ihn dieser Diebstahl rückfällig mache, daß diese Verhandlung sicher aufgenommen und, nach dem Wortlaute des Gesetzes, ihm dafür Galeeren zuerkannt würden.

Er ließ jede Illusion fallen, machte sich immer mehr von der Erde los und suchte anderwärts Trost und Kraft. Er sagte sich, daß er seine Pflicht thun müsse; daß es vielleicht nicht unglaublicher sein würde, wenn er seine Pflicht gethan, als wenn er ihr aus dem Wege gegangen wäre; daß, wenn er A l l e s g e h e n l i e ß e, wenn er in M. an der M. bliebe, seine Achtung, sein guter Ruf, seine Mildthätigkeit, sein Reichthum, seine Popularität, seine Tugend mit einem Verbrechen besudelt wäre. Wie würden sich alle diese heiligen Attribute mit der scheußlichen That vertragen? Er sagte sich, daß, wenn er sein Opfer vollbringe, im Bagno, am Schandpfahl, mit dem Eisen am Halse und der rothen Mütze auf dem Kopfe, bei unablässiger Arbeit unbarmherziger Schmach, das eine himmlische That sei.

Endlich sagte er sich auch noch, daß, wenn es nothwendig wäre und sein Geschick es so wolle, er die Anordnungen von oben nicht verhindern könne; daß er in allen Fällen wählen müsse, entweder den Schein der Tugend und die innerliche Schande oder innere Heiligkeit und die äußerliche Schande. Trotz der mannigfaltigen, finsteren Gedanken sank ihm doch der Muth nicht. Seine Geisteskraft nahm nicht ab. Er begann an etwas Anderes zu denken, an gleichgültige Dinge, ohne daß er es wollte.

Seine Pulse klopften heftig in den Schläfen. Er ging immer

noch auf und ab. Da schlug es Mitternacht auf der Kirchthurmuhr dann auf der Rathhausuhr. Er zählte die zwölf Schläge an den beiden Uhren und verglich sie mit einander.

Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er einige Tage früher, bei einem Eisenwaarenhändler eine alte Glocke zum Verkaufe ausgestellt gesehen hatte, auf welcher er den Namen Antoine Albin de Romainville gelesen hatte.

Es war ihm kalt. Er zündete ein wenig Feuer an, dachte aber nicht daran, das Fenster zuzumachen.

Inzwischen war er wieder in seine Erstarrung verfallen. Er mußte eine ziemlich bedeutende Anstrengung machen, um sich an das zu erinnern, was er vor Mitternacht gedacht hatte. Endlich fiel es ihm wieder ein.

Ja! sagte er, ich hatte mich entschlossen, mich zu denunciren.

Halt! sagte er, und diese arme Frau?

Jetzt trat eine neue Crisis ein.

Fantine erschien ihm plötzlich in seiner Träumerei, wie ein unerwarteter Lichtstrahl. Es schien ihm, daß Alles um ihn herum sich verändert habe und er rief:

O! Bisher habe ich nur an mich gedacht, und das in Erwägung gezogen, was mir zulässig schien. Es gefällt mir zu schweigen, oder mich zu denunciren, meine Person zu verstecken, oder meine Seele zu retten, eine verächtliche und geachtete Magistratsperson, oder ein infamer und verehrungswürdiger Galeerensträfling zu sein. Das ist immer noch das Ich, stets das Ich, nichts als das Ich! Es sind verschiedene Formen des Egoismus! Wenn ich ein wenig an die Anderen dächte! Die größte Frömmigkeit besteht darin, an die Anderen zu denken. Wohlan, prüfen wir es! Wenn ich nicht mehr da, wenn ich verschwunden, vergessen bin, was wird aus alledem werden? Wenn ich mich denuncire, hält man mich fest, läßt den Champmathieu los, bringt mich auf die Galeeren. Gut! Was denn? Was wird hier vorgehen? O! Hier! es gibt hier eine ganze Gegend, eine Stadt, Fabriken, eine Industrie, Arbeiter, Männer, Weiber, alte Großväter, Kinder, arme Leute! Alles das habe ich geschaffen; Alles das lebt durch mich! Ueberall wo ein Kamin raucht, habe ich Holz zum Feuer, Fleisch in den Topf geschafft! Ich habe den Wohlstand, den Verkehr, den Credit befördert. Vor mir war nichts da! Ich habe der ganzen Gegend geholfen, sie angeregt, Leben, Seele, Fülle hineingebracht. Wenn ich nicht mehr da bin, fehlt die Seele. Ich gehe fort und Alles stirbt. Und diese Frau, die so gelitten hat, die trotzdem sie gesunken, doch noch so viel Tugend bewahrt hat, be-

ren Unglück ich verschuldete, ohne es zu wollen! Und dieses Kind, das ich der Mutter versprochen habe! Bin ich dieser Frau nicht auch etwas schuldig, um all das Uebel gut zu machen, welches ich ihr zugefügt habe? Wenn ich nun verschwände, was würde daraus entstehen? Die Mutter stirbt. Das Kind wird was es werden kann. So kommt es, wenn ich mich denuncire? Laßt uns einmal sehen, wenn ich mich nicht denuncire, wie dann?

Nachdem er diese Frage an sich gerichtet hatte, hielt er ein; er zitterte und zauderte einen Augenblick; dann war es vorüber und er antwortete sich mit Ruhe:

Ja! dann muß dieser Mann auf die Galeeren, das ist wahr; aber zum Teufel, er hat ja gestohlen! Vergebens sage ich mir, daß er nicht gestohlen hat; er hat gestohlen! Ich bleibe hier und lebe so fort! In zehn Jahren habe ich zehn Millionen erworben, die ich im Lande circuliren lasse. Ich besitze nichts für meinen Theil aber was thut das? Was ich thue, geschieht auch nicht meinetwegen. Jedermanns Wohlstand ist im Wachsen. Industrielle Anstalten entstehen und wetteifern miteinander. Die Zahl der Manufacturen und Hütten nimmt zu. Die Familien, Hunderte, Tausende von Familien sind glücklich. Die Gegend bevölkert sich. Es entstehen Dörfer, in welchen nur Pachtgüter sind, und Meiereien in denen es nur Wohlstand gibt. Das Elend verschwindet und mit dem Elend die Liederlichkeit, die Prostitution, der Diebstahl, Todschlag und alle Verbrechen! Und diese arme Mutter kann ihr Kind erziehen und eine ganze Gegend wird reich und bleibt tugendhaft. O! ich war ein Narr, ein Unsinniger, daß ich davon sprach, mich zu denunciren. Ich muß es wahrhaftig überlegen und nichts übereilen. Wie! Weil es mir gefällt, den Großen und Großmüthigen zu spielen! Das ist ja ein reines Melodrama! — Weil ich nur an mich gedacht hätte, an mich allein, wie? Um einen Unbekannten, einen Dieb, einen offenbar sonderbaren Kauz, von einer vielleicht etwas übertriebenen, aber im Grunde genommen, gerechten Strafe zu befreien, soll ein ganzes Land zu Grunde gehen! soll eine arme Frau im Hospitale umkommen, soll ein kleines Mädchen auf dem Pflaster wie ein Hund krepiren! Das wäre ja abscheulich! Ohne daß seine Mutter es sogar wiedergesehen hätte! Und alles das wegen dieses alten Gauners und Apfeldiebs, der die Galeeren, wenn auch nicht deßwegen, doch sicher einer anderen Ursache halber, verdient hat! Das sind mir hübsche Bedenklichkeiten, wenn es gilt einen Schuldigen zu retten und Unschuldige zu opfern; einen alten Vagabunden zu verschonen, der nur noch einige Jahre zu leben hat, im Bagno kaum unglücklicher, als in seiner elenden Woh-

nung ist und eine ganze Bevölkerung, Mütter, Weiber und Kinder zu opfern! Diese arme kleine Cosette, die nur mich auf der Welt hat und ohne Zweifel in diesem Augenblicke, blau vor Kälte, in der Höhle dieser Thénardiers zittert! Das sind mir auch Canaillen! Und ich sollte meine Pflichten gegen alle diese armen Geschöpfe vernachlässigen, sollte mich denunciren! Ich sollte diese Albernheit, diese Dummheit begehen! Nehmen wir das Schlimmste an! Unterstellen wir, daß ich eine schlechte Handlung beginge, die mir mein Gewissen einst vorwürfe. Wenn ich diese Vorwürfe, die nur mich angehen, auf mich lade, um anderen Gutes zu thun, wenn ich diese schlechte Handlung vollziehe: so ist das grade Aufopferung und Tugend.

Er stand auf und ging wieder im Zimmer herum. Diesesmal schien er mit sich zufrieden zu sein.

Diamanten findet man nur im dunkeln Schooß der Erde und Wahrheiten nur in der Tiefe des Gedankens. Es schien ihm, daß er nach reiflicher Ueberlegung, nach langem Herumtasten in dichtester Finsterniß, endlich einen dieser Diamanten, eine dieser Wahrheiten gefunden habe und daß er seinen Fund mit Händen greifen könne. Der Anblick blendete ihn.

Ja, dachte er, das ist es. Ich bin im Wahren! Ich habe die Lösung! Ich muß mich an etwas halten. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich lasse es geschehen! will nicht mehr schwanken, nicht mehr weichen! Es handelt sich um das Interesse aller und nicht um das meinige. Ich bin Madeleine und bleibe Madeleine. Unglücklich der, der Jean Valjean ist! Ich bin es nicht mehr! Ich kenne diesen Menschen nicht, weiß nicht wer es ist. Findet sich jetzt einer, der Jean Valjean ist, so mag er sehen wie er sich hilft! das geht mich nichts an. Es ist ein Unglücksname, der in der Nacht flattert. Wehe dem, den er auf den Kopf fällt! Er betrachtete sich in dem kleinen Spiegel über seinem Kamine und sagte:

Sieh da! dieser Entschluß hat mich getröstet! Ich bin jetzt ein ganz Anderer.

Er machte wieder einige Schritte, blieb dann plötzlich stehen und begann wieder:

O! sagte er, ich darf vor keinen der Folgen meines einmal gefaßten Entschlusses zurückweichen. Es gibt noch Bande, die mich an diesen Jean Valjean fesseln. Ich muß sie zerreißen! Es gibt in diesem Zimmer noch Gegenstände, die mich anklagen können, stumme Zeugen. Wohlan! auch diese müssen verschwinden. Er suchte in seiner Tasche, zog seine Börse, öffnete sie und nahm einen Schlüssel heraus.

Er steckte ihn in ein Schloß, dessen Oeffnung man in der dunkelblauen Tapete, womit die Mauer bedeckt war, kaum sehen konnte. Darauf kam ein verborgenes Fach, zwischen dem Winkel der Mauer und dem Kaminmantel, zum Vorschein. In diesem versteckten Wandschrank lagen nichts als einige Lumpen, ein blauer Leinenkittel, eine alte Hose, ein alter Tornister und ein dicker, an beiden Enden mit Eisen beschlagener Dornstock. Die, welche Jean Valjean zur Zeit gesehen hatten, als er im Oktober 1815 durch D . . . kam, hätten leicht seinen ganzen, damaligen, elenden Anzug wieder erkannt. Er hatte ihn, ebenso wie die silbernen Leuchter, aufbewahrt, um seinen Ursprung nie zu vergessen. Nur das, was ihn an den Bagno erinnerte, hatte er verborgen, während er die Leuchter, die vom Bischof kamen, sehen ließ.

Er warf einen flüchtigen Blick nach der Thür, als ob er gefürchtet hätte, daß sie sich trotz des vorgeschobenen Riegels öffnen könne. Dann nahm er mit einer lebhaften Bewegung, ohne die Gegenstände eines Blickes zu würdigen, die er so andächtig und mit so vieler Gefahr während einer Reihe von Jahren aufbewahrt hatte, auf seinen Arm, die Lumpen, den Stock und den Tornister, und warf Alles ins Feuer.

Hierauf verschloß er mit unnöthiger Vorsicht den Schrank und schob ein großes Möbel davor. Nach einigen Sekunden waren das Zimmer und die gegenüberstehende Mauer, von dem Reflex eines großen, röthlichen, flackernden Feuers erhellt. Als der Tornister mit den scheußlichen Lumpen von der Flamme verzehrt war, bemerkte man etwas Glänzendes in der Asche. Es war eine Silbermünze. Wahrscheinlich das Vierzig-Sous-Stück, das er dem kleinen Savoyarden gestohlen hatte.

Er ging, ohne in das Feuer zu sehen, mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten immer auf und ab.

Plötzlich fiel sein Blick auf die beiden silbernen Leuchter, die vom Wiederscheine des Kaminfeuers schwach beleuchtet wurden.

Halt! dachte er, darin steckt noch der ganze Jean Valjean. Auch die müssen zerstört werden!

Er nahm die beiden Leuchter in die Hand.

Das Feuer war stark genug, um sie in eine Art Barren zu verwandeln, der keinen Schluß auf die ursprüngliche Form gestattet haben würde.

Er neigte sich über den Heerd und wärmte sich einen Augenblick. Es that ihm wirklich wohl.

Die gute Wärme! sagte er.

Er rührte mit einem der beiden silbernen Leuchter in der Gluth herum.

Noch eine Minute und sie wären im Feuer gewesen.

In diesem Augenblicke schien es ihm, als vernähme er eine Stimme in seinem Innern, die ihm zuriefe:

Jean Valjean! Jean Valjean!

Die Haare sträubten sich auf dem Kopfe.

Es war ihm wie einem Menschen zu Muthe, der etwas Furchtbares hört.

Ja, das ist es, vollende! sagte die Stimme. Vollziehe, was Du thun willst. Zerstöre die Leuchter! Vernichte dieses Andenken! Vergiß den Bischof! Vergiß Alles! Verdirb diesen Champmathieu, geh! es ist gut. Es ist also beschlossen, unwiderruflich beschlossen! Da ist ein Mann, ein Greis, der nicht weiß, was man mit ihm vorhat, der vielleicht nichts gethan hat, unschuldig ist, dessen ganzes Unglück Dein Name ist, auf dem Dein Name wie ein Verbrechen lastet, der für Dich gehalten, statt Deiner verurtheilt werden, seine Tage als ein Verworfener und Elender beschließen wird. Gut! sei ein honetter Mann für Deinen Theil. Bleibe der Herr Maire, der geehrte und geachtete Herr Maire, bereichere die Stadt, ernähre die Bettler, erziehe die Waisen, lebe glücklich, tugendhaft und bewundert und während der Zeit, während Du hier in Freude und im Lichte schwelgst, wird einer in Deinem rothen Wamms stecken, Deinen verworfenen Namen führen und Deine Kette im Bagno schleifen! Ja, das ist so ganz hübsch eingerichtet! O! Du Elender!

Da floß ihm der Schweiß von der Stirn. Er warf einen verstörten Blick auf die Leuchter. Indessen schwieg die Stimme noch nicht und fuhr also fort:

Jean Valjean! Es werden um Dich viele Stimmen laut werden, einen großen Lärm machen, Dich preisen und segnen; aber eine einzige Stimme, die Keiner hört, wird Dich in der Finsterniß verfluchen. Wohlan! Höre, Schändlicher! All' diese Segnungen fallen und dringen nicht zum Himmel empor. Nur der Fluch steigt zu Gott!

Diese Stimme, welche anfangs schwach war und aus dem Verborgensten seines Gewissens kam, wurde allmählig schallender und fürchterlicher. Er hörte sie in sein Ohr dringen. Es schien ihm, daß sie ihn verlassen habe und von Außen zu ihm spräche. Er glaubte die letzten Worte so deutlich gehört zu haben, daß er sich mit einer Art von Schrecken im Zimmer umsah.

Ist Jemand hier? frug er mit lauter Stimme und wie von Sinnen.

Dann fing er mit einem Lächeln, das dem eines Geistesschwachen glich, wieder an:

Wie dumm bin ich doch! es kann ja Niemand hier sein. Es war Jemand da; aber er gehörte nicht zu denen, die das menschliche Auge sieht.

Er stellte die Leuchter auf den Kamin.

Dann setzte er wieder seinen einförmigen, traurigen Spaziergang im Zimmer fort, welcher den unter ihm schlafenden Mann plötzlich aufgeweckt hatte.

Dieser Spaziergang tröstete und verwirrte ihn zu gleicher Zeit. Mitunter schien es ihm, daß man sich in gewissen Momenten des Lebens umsieht, um alle Dinge zu Rath zu ziehen, denen man auf seinen Wegen begegnen kann. Nach Verlauf von einigen Augenblicken wußte er nicht mehr, woran er war.

Er wich mit gleichem Schrecken vor den beiden Entschlüssen zurück, die er abwechselnd gefaßt hatte. Von diesen beiden Ideen schien ihm die eine ebenso schrecklich wie die andere. Welch ein trauriges Verhängniß! Welch ein Zufall, daß dieser Champmathieu für ihn gehalten wurde! Gerade durch das Mittel sollte er gestürzt werden, welches ihm die Vorsehung zu seinem Gedeihen angerathen zu haben schien.

Es gab einen Augenblick, in welchem er an seine Zukunft dachte. Sich denunciren, großer Gott! Sich überliefern! Er umfaßte mit einem Blick unendlicher Verzweiflung Alles, was er verlassen, Alles, was er wieder beginnen müßte. Er sollte also dieser trefflichen, ungetrübten, glänzenden, von Allen so geachteten Existenz, der Ehre und Freiheit entsagen! Er sollte nicht mehr auf dem Felde spazieren, nicht mehr den Gesang der Vögel im Mai hören, den kleinen Kindern keine Gaben mehr schenken dürfen! Die sanften Blicke der Dankbarkeit und Liebe sollten nicht mehr auf ihm ruhen. Er sollte dieses Haus verlassen, das er gebaut hatte, dieses kleine Zimmer nicht wieder betreten. Es schien ihm jetzt Alles so reizend in dieser Stunde. Er sollte nicht mehr in diesen Büchern lesen, nicht mehr an diesem kleinen Tisch von weißem Holz schreiben! Seine alte Thürsteherin, die einzige Magd, die er hatte, sollte ihm nicht mehr des Morgens seinen Kaffee bringen! Großer Gott! statt dessen die Ruderbank, das Halseisen, das rothe Kamisol, die Kette am Fuß, Beschwerde, Kerker, ein Lager auf der Erde, alle diese wohlbekannten Schrecken. Wenn er noch jung wäre! Aber er war schon bejahrt, sollte sich von dem er-

sten Besten duzen, von dem Galeerenaufseher visitiren und vom Stockmeister prügeln lassen! Sollte früh und spät seinen Fuß unter den Controlhammer des Wächters halten! Sollte die Neugier der Fremden befriedigen, denen man sagen würde: Das ist der berüchtigte Jean Valjean, welcher Maire in M. an der M. war! Des Abends sollte er schweißtriefend, todtmüde, mit der grünen Mütze über den Augen, zu zwei, unter der Peitsche des Aufsehers, die Strickleiter des schwimmenden Bagno's erklettern. O! welches Elend! Kann das Schicksal boshafter sein wie ein vernünftiger Mensch und ungeheuerlicher werden als das Menschenherz?

Wie er es auch anfangen mochte, er verfiel immer wieder in jenes schmerzliche Dilemma, das hinter seiner Träumerei steckte: Im Paradies bleiben und dort ein Dämon, oder in die Hölle zurückkehren und dort ein Engel werden!

Was sollte er thun, großer Gott! wie sollte er es machen?

Die Qual, die er so mühsam von sich abgewälzt hatte, überfiel ihn aufs Neue. Seine Gedanken fingen wieder an sich zu verwirren. Sie nahmen, ich weiß nicht was für etwas Stumpfsinniges und Maschinenmäßiges an, das der Verzweiflung eigen ist. Der Name Romainville kam ihm unaufhörlich wieder in den Sinn und dazu zwei Verse eines Gesanges, den er ehemals gehört hatte. Er erinnerte sich, daß Romainville ein kleines Gehölz bei Paris ist, wohin junge Liebespaare oft Ausflüge machen. Er schwankte innerlich und äußerlich. Sein Gang glich dem eines kleines Kindes, welches man allein laufen läßt.

In gewissen Augenblicken bekämpfte er seine Abgespanntheit und strengte sich an, seiner Vernunft Herr zu werden. Zum letzten Male suchte er eine entscheidende Lösung des Problems, vor welchem er gewissermaßen erschöpft zusammengebrochen war. Sollte er sich denunciren? Sollte er schweigen? — Es gelang ihm nicht, zu einem bestimmten Entschluß zu kommen. Die unsicheren Schlüsse, die er in seinen Träumereien gezogen hatte, flatterten an seinem Geiste vorüber und verschwanden, einer nach dem andern, wie Rauch. Er fühlte nun, daß, welche Partei er auch ergreifen, nothwendig, ohne daß er es verhindern konnte, etwas in ihm untergehen müßte. Mochte er nun rechts oder links ins Grab steigen; mochte er den Todeskampf seines Glücks, oder den seiner Tugend bestehen.

Ach! seine ganze Unschlüssigkeit hatte sich wieder eingefunden. Er war um nichts weiter gekommen, als er von Anfang an gewesen war. So quälte sich diese arme Seele ab. — Achtzehn Jahrhunderte vor diesem unglücklichen Mann, hatte das geheimnißvolle Wesen, in

welchem alles Heilige und alle Leiden der Menschheit ihren Ausdruck finden, als die Oelbäume unter dem gewaltigen Hauche des Unendlichen zitterten, lange mit der Hand den schrecklichen Kelch abgewehrt, der ihm in der Tiefe des Sternenmeeres, triefend von Schatten und Finsterniß, erschienen war.

VI.

Formen, welche das Leiden im Schlaf annimmt.

Es hatte so eben drei Uhr Morgens geschlagen und er war schon seit fünf Stunden ohne Unterbrechung auf- und abgegangen, als er sich auf einen Stuhl fallen ließ.

Er schlief ein und träumte.

Dieser Traum bezog sich, wie fast alle Träume, auf das, was seine Lage Trauriges und Schmerzliches hatte. Er machte Eindruck auf ihn. Es war ein Alpdrücken, welches sich ihm so einprägte, daß er es später auf einem von ihm hinterlassenen Papier beschrieb. Wir glauben dieses Vermächtniß wörtlich mittheilen zu müssen.

Welcher Art dieser Traum aber auch sei, die Geschichte dieser Nacht wäre unvollständig, wenn wir ihn wegließen. Es ist das düstere Abenteuer einer kranken Seele.

Auf den Briefumschlag finden wir diese Zeile.

Der Traum, den ich in jener Nacht hatte.

„Ich befand mich auf freiem Felde. Es war ein großes, trauriges Feld, auf dem kein Gras wuchs und es schien mir, als ob es weder Tag noch Nacht sei.

Ich ging mit meinem Bruder, dem Gespielen meiner Kindheit, jenem Bruder spazieren, an den ich, ich muß es gestehen, nie denke und dessen ich mich fast gar nicht mehr erinnere.

Wir sprachen mit einander und begegneten Vorübergehenden. Wir sprachen von einer ehemaligen Nachbarin, die, so lange sie in der Straße wohnte, immer bei offenem Fenster arbeitete. Während wir plauderten, wurde es uns wegen dieses offenen Fensters kalt.

Es waren keine Bäume im Feld.

Wir sahen einen Mann an uns vorbeikommen. Er war ganz nackt und saß auf einem aschenfarbigen Pferde. Der Mann hatte keine Haare. Man sah seinen Schädel und die Adern auf dem Schädel. In der Hand hielt er eine Gerte, die geschmeidig wie eine Weinrebe und schwer wie Eisen war. Dieser Reiter kam an uns vorüber und sagte nichts.

Mein Bruder sagte zu mir: Geh durch den Hohlweg.

Es war da eine Schlucht, wo man weder Gebüsch noch Moos sah. Alles war erdfarbig, sogar der Himmel. Nachdem ich einige

Schritte gemacht hatte, antwortete man mir nicht mehr, als ich sprach. Nun bemerkte ich, daß mein Bruder nicht mehr bei mir war.

Ich ging in ein Dorf, das ich sah. Ich dachte, daß es Romainville sein müßte. Warum Romainville?*)

Die erste Straße, die ich betrat, war verlassen. Ich betrat eine zweite Straße. Hinter der Ecke der Straße stand ein Mann an eine Mauer gelehnt. Ich sagte zu dem Mann: Was ist denn das für ein Land? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht. Ich sah die Thüre eines offenen Hauses und ging hinein.

Das erste Zimmer war leer. Ich ging in's zweite. Hinter der Thüre dieses Zimmer stand ein Mann an der Mauer. Ich frug diesen Mann: Wem gehört denn das Haus? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht. — Das Haus hatte einen Garten. Ich ging aus dem Haus und in den Garten. Der Garten war öde. Hinter dem ersten Baum fand ich einen Mann, der dort stand. Ich frug diesen Mann: Was ist denn das für ein Garten? Wo bin ich? Der Mann antwortete nicht.

Ich irrte im Dorfe umher, und bemerkte, daß es eine Stadt war. Alle Straßen waren öde, alle Thüren offen. Kein lebendes Wesen war in den Straßen, Zimmern und Gärten zu sehen, aber hinter jeder Mauerecke, hinter jeder Thüre, hinter jeden Baum sah man einen stummen Mann. Man sah nie mehr als einen auf ein Mal. Diese Männer sahen mich vorüber gehen.

Ich ging aus der Stadt und begann durch die Felder zu streifen.

Nach einer Weile drehte ich mich um und sah eine große Menge hinter mir. Ich erkannte alle die Männer wieder, die ich in der Stadt gesehen hatte. Sie hatten seltsame Köpfe und sie schienen sich nicht zu beeilen. Indessen gingen sie doch schneller als ich. Sie machten kein Geräusch beim Gehen. In einem Augenblicke hatte mich diese Menge eingeholt und umringt. Die Gesichter dieser Menschen waren erdfahl.

Nun sagte der Erste, den ich gesehen und beim Eingang in die Stadt gefragt hatte: — Wo gehen Sie denn hin? Wissen Sie denn nicht, daß Sie schon lange gestorben sind?

Ich öffnete den Mund, um zu antworten und bemerkte, daß Niemand um mich herum stand."

Er erwachte: Es war ihm eiskalt. Ein Wind, kalt wie Morgenluft drehte die offen gebliebenen Fensterflügel in ihren Angeln. Das

*) Diese Paranthese ist von der Hand Jean Valjeans.

Feuer war erloschen und die Kerze fast heruntergebrannt. Es war noch schwarze Nacht.

Er stand auf und ging an's Fenster. Noch immer waren keine Sterne am Himmel.

Von seinem Fenster aus übersah man den Hof und die Straße. Plötzlich schlug ein Geräusch, ein harter und trockener Ton, vom Boden her, an sein Ohr und er blickte nieder.

Er sah unter sich zwei rothe Sterne, deren Strahlen sich seltsam im Schatten verlängerten und verkürzten. Da seine Gedanken noch halb vom Nebel seiner Träume verhüllt waren, so dachte er: Halt, es gibt keine mehr im Himmel. Sie sind jetzt auf der Erde.

Inzwischen legte sich seine Verwirrung. Zum andernmale schlug derselbe Ton an sein Ohr und weckte ihn vollends auf.

Er sah genau nach und bemerkte, daß diese beiden Sterne Wagenlaternen waren. Bei der Helle, die sie verbreiteten, konnte er genau die Gestalt des Fuhrwerks unterscheiden. Es war ein Tilbury, mit einem kleinen weißen Pferd, und der Ton, den er vernommen hatte, kam von Hufschlägen des Pferdes auf dem Pflaster.

Was ist das doch für ein Wagen? frug er sich. Wer kommt denn so früh?

In diesem Augenblicke vernahm er einen schwachen Schlag an seine Zimmerthüre.

Es überlief ihn ein Schauer vom Kopfe bis zu den Füßen und er rief mit lauter Stimme:

Wer ist da?

Darauf antwortete Jemand:

Ich, Herr Maire.

Er erkannte die Stimme der alten Frau, seiner Haushälterin.

Nun, fing er an, was ist denn?

Herr Maire, es ist fünf Uhr Morgens.

Was geht das mich an?

Herr Maire, das Cabriolet ist da.

Was für ein Cabriolet?

Das Tilbury.

Was für ein Tilbury?

Hat der Herr Maire nicht ein Tilbury bestellt?

Nein! sagte er.

Der Kutscher agt aber, daß er den Herrn Maire sucht.

Welcher Kutscher?

Der Kutscher des Herrn Scaufflaire.

Herr Scaufflaire!

Wenn ihn die alte Frau in diesem Augenblicke hätte sehen können, hätte sie sich erschreckt.

Es trat nun eine ziemlich lange Pause ein. Er betrachtete mit einer stumpfsinnigen Miene die Flamme der Kerze, machte das heiße Wachs um den Docht los und rollte es zwischen seinen Fingern. Die Alte wartete noch immer. Inzwischen wagte sie es doch, noch einmal ihre Stimme zu erheben.

Was soll ich antworten, Herr Maire?

Sagen Sie, es sei gut, ich käme gleich hinunter.

V.

Hindernisse in den Rädern.

Der Postdienst zwischen Arras und M. an der M. wurde zu der Zeit von den kleinen Briefposten aus der Kaiserzeit verrichtet. Diese Briefposten bestanden aus zweirädrigen Cabriolets, die im Innern mit ungegerbtem Leder ausgeschlagen, auf Schwungfedern ruhten und nur zwei Sitze hatten, einen für den Postillon und einen für einen Reisenden. Die Räder waren mit langen hervorstehenden Naben versehen, welche die andern Fuhrwerke abhalten und die man auf den deutschen Landstraßen oft sieht. Der Depeschenkasten, eine sehr große längliche Büchse, befand sich hinter dem Cabriolet und war eins mit ihm. Er war schwarz und das Cabriolet gelb angestrichen.

Diese Fuhrwerke, denen heut zu Tage nichts mehr gleicht, hatten etwas Ungestaltetes und Unförmliches. Wenn man sie von Ferne vorüberfahren oder auf dem Wege langsam daherkriechen sah, glichen sie Insekten, die man, glaube ich, Termiten nennt und die mit einem kleinen Oberkörper ein dickes Hintertheil hinter sich her ziehen.

Sie bewegten sich übrigens sehr rasch. Die von Arras um ein Uhr Morgens abgehende Briefpost kam, nach der Durchfahrt des pariser Couriers, etwas vor fünf Uhr des Morgens in M. an.

An diesem Morgen fuhr das Postcabriolet, das auf der Straße von Hesdin nach M. hinabfuhr, beim Biegen um eine Straßenecke, bei der Einfahrt in die Stadt, gegen ein kleines Tilbury, das mit einem weißen Pferde bespannt war und in welchem nur eine Person, ein in seinem Mantel eingewickelter Mann saß. Das Rad des Tilbury empfing einen heftigen Stoß. Der Courier rief dem Reisenden zu, zu halten, aber dieser hörte nicht und setzte seine Reise in starkem Trabe fort.

Das ist ein Mann, der teufelmäßige Eile hat, sagte der Courier.

Dieser hastige Reisende ist der, den wir in eben seinen ganz gewiß Mitleid verdienenden Kämpfen sich abquälen sahen.

Wo ging er hin? Er hätte es selbst nicht sagen können. Warum beeilte er sich? Er wußte es nicht. Er ging auf's Gerathewohl vorwärts. Wohin? Nach Arras, ohne Zweifel. Vielleicht ging er aber auch nach einem andern Orte. Zu Zeiten fühlte er, daß er zitterte. Er stürzte sich in den nachtschwarzen Morgen, wie in einen Abgrund. Es trieb ihn etwas, es zog ihn etwas an. Was in ihm vorging, Niemand könnte es sagen; aber Alle werden es begreifen. Welcher Mensch hat nicht, zum Wenigsten einmal in seinem Leben, diese dunkle Höhle des Unbekannten betreten?

Uebrigens hatte er noch nichts beschlossen, noch nichts entschieden, nichts festgestellt, nichts gethan. Keine der Handlungen seines Gewissens war entscheidend gewesen. Mehr als je war es ihm wie im ersten Augenblicke. Warum ging er denn nach Arras?

Er wiederholte, was er sich schon oft gesagt hatte, als er das Cabriolet Scaufflaire's miethete, das, wie auch das Resultat ausfallen sollte, es keine nachtheiligen Folgen haben könne, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, selbst zu beurtheilen; daß es sogar klug sei, daß er wissen müsse, was vorgehe; daß man nichts entscheiden könne, ohne beobachtet und untersucht zu haben; daß Einem von Ferne Alles bergehoch erscheine: daß am Ende, wenn er diesen Champmathieu, diesen Elenden gesehen habe, sein Gewissen vermuthlich sehr beruhigt darüber sein würde, ihn statt seiner in den Bagno gehen zu sehen; daß allerdings Javert, Brevet, Chenildieu und Cochepeille, die drei letzten alten Galeerensträflinge da seien; daß sie ihn aber sicher nicht erkennen würden. Bah! welcher Gedanke! Javert wäre noch himmelweit davon entfernt; alle Muthmaßungen und Unterstellungen verweilten bei diesem Champmathieu; nichts sei so hartnäckig als Unterstellungen und Muthmaßungen; es sei gar keine Gefahr vorhanden.

Es sei ohne Zweifel ein düsterer Augenblick; er würde ihn aber überstehen; er hätte doch, Alles wohl erwogen, sein Schicksal in der Hand, so schlimm es sein möchte; er sei Herr darüber. An diesen Gedanken klammerte er sich.

Im Grunde, um Alles zu sagen, wäre er lieber nicht nach Arras gegangen.

Indessen ging er doch hin.

Während er so nachsann, spornte er sein Pferd, das einen guten geregelten und sichern Trab von zwei und einer halben Wegstunde in der Stunde ging.

In dem Maße, als das Cabriolet vorwärts eilte, fühlte er, daß etwas in ihm zurückging.

Bei Anbruch des Tages war er in freiem Felde.

Die Stadt M. an der M. lag ferne hinter ihm. Er sah den Horizont sich erhellen. Er betrachtete, ohne sie zu sehen, alle die kalten, an seinem Auge vorüberziehenden Gestalten eines Wintermorgens. Der Morgen hat seine Gespenster wie der Abend. Er sah sie nicht, aber ihm unbewußt machten, wie durch Einwirkung einer Art physischen Eindrucks, die schwarzen Schattenrisse der Bäume und Hügel, den aufgeregten Zustand seiner Seele noch düsterer und unheimlicher.

So oft er an einem jener einzeln stehenden Häuser vorbei kam, welche hier und da an der Straße lagen, sagte er: da drinnen sind doch Leute, die schlafen. Der Trab des Pferdes, das Klingeln der Glocken, die Räder auf dem Pflaster, machten ein sanftes, eintöniges Geräusch. Das ist reizend, wenn man munter, — und finster, wenn man traurig ist.

Als er in Hesdin ankam, war es heller Tag. Er hielt vor einer Herberge, um sein Pferd sich verschnaufen und ihm Hafer geben zu lassen. Das Pferd war, wie Scaufflaire gesagt hatte, von jener kleinen Boulonnaisischen Race, die zu viel Kopf, zu viel Leib, zu wenig Hals, dagegen aber eine breite Brust, eine mächtige Croupe, ein sehniges, feines Bein und einen festen Huf hat. Diese Race ist häßlich, aber stark und gesund. Das ausgezeichnete Thier hatte 5 Meilen in zwei Stunden gemacht und noch war kein Tropfen Schweiß an ihm.

Er hatte das Tilbury nicht verlassen. Plötzlich bückte sich der Stallknecht, der den Hafer brachte und betrachtete aufmerksam das Rad an der linken Seite.

Wollen Sie noch weit gehen? fragte der Stallknecht.

Er antwortete immer noch wie im Traume:

Warum?

Kommen Sie weit her? frug der Knecht wieder.

Fünf Meilen von hier.

O!

Warum sagen Sie: O!

Der Knecht bückte sich wieder, schwieg einen Augenblick mit starr auf das Rad gerichtetem Auge, richtete sich dann wieder auf und sagte:

Das ist ein Rad, das so eben fünf Meilen gemacht hat, das ist möglich! aber es wird jetzt sicher keine viertel Meile mehr machen.

Nun sprang er aus dem Tilbury.

Was sagen Sie, Freund?

Ich sage, daß es ein Wunder ist, daß Sie diese fünf Meilen gemacht haben, ohne zu stürzen, Sie und Ihr Pferd. Sehen Sie doch lieber selbst einmal.

Das Rad war in der That stark beschädigt. Der Stoß des Postcabriolets hatte zwei Speichen gebrochen und die Stäbe so bearbeitet, daß die Schraubenmutter nicht mehr hielt.

Mein Freund, sagte er zu dem Stallknecht, wohnt hier herum ein Stellmacher?

Ja wohl, Herr!

So thun Sie mir den Gefallen und holen Sie ihn.

Er wohnt zwei Schritte von hier. He! Herr Bourgaillard.

Meister Bourgaillard, der Stellmacher, stand auf der Schwelle seiner Thüre. Er untersuchte das Rad und schnitt ein Gesicht wie ein Chirurg, der ein zerbrochenes Bein betrachtet.

Können Sie das Rad auf der Stelle wieder ausbessern?

Ja, mein Herr!

Wann kann ich wieder abreisen?

Morgen!

Morgen?

Es gibt einen langen Tag daran zu thun. Ist der Herr denn eilig?

Sehr eilig. Ich muß in einer Stunde spätestens abreisen.

Unmöglich mein Herr!

Ich zahle Ihnen, was Sie wollen.

Unmöglich!

Nun dann, in zwei Stunden!

Unmöglich für heute. Ich muß zwei Speichen und eine Nabe machen. Der Herr kann vor morgen nicht abreisen.

Ich kann mein Geschäft nicht auf morgen verschieben. Wenn man nun ein anderes Rad nähme?

Wie das?

Sie sind Stellmacher?

Ganz gewiß, Herr!

Haben Sie mir kein Rad zu verkaufen? Dann könnte ich sogleich abreisen.

Ein Reserverad?

Ja!

Ich habe kein einzelnes Rad für Ihr Cabriolet fertig. Zwei Räder machen ein Paar. Zwei Räder passen nicht zusammen.

In diesem Falle verkaufen Sie mir ein Paar Räder.

Mein Herr! Nicht alle Räder passen auf eine Achse.

Versuchen Sie es nur einmal.

Es ist unnütz, mein Herr! Ich habe nur Karrenräder zu verkaufen. Wir sind hier auf dem Lande.

Könnten Sie mir denn nicht ein Cabriolet vermiethen?

Der Meister Stellmacher hatte auf den ersten Blick erkannt, daß das Tilbury ein Miethsfuhrwerk war. Er zuckte die Achseln.

Sie richten aber die Cabriolets, die man Ihnen vermiethet, hübsch zu! Wenn ich auch eins hätte, würde ich es Ihnen nicht leihen.

Aber verkaufen?

Ich habe keins.

Was! nicht ein einziges Fuhrwerk! ich bin nicht schwer zufrieden zu stellen, wie Sie sehen.

Wir sind hier auf dem Lande. Ich habe wohl, setzte der Stellmacher hinzu, da unter der Remise eine alte Kalesche, die einem Bürger in der Stadt gehört, der sie mir zum Aufbewahren übergeben hat und sie alle Jubeljahre einmal gebraucht. Ich würde sie Ihnen wohl leihen, was thäte mir das? aber der Bourgeois dürfte Sie nicht vorbeikommen sehen und dann ist es eine Kalesche. Es gehören zwei Pferde daran.

Ich nehme Postpferde!

Wo geht der Herr denn hin?

Nach Arras!

Und der Herr will heute ankommen!

Ja doch!

Mit Postpferden?

Warum denn nicht?

Ist es dem Herrn gleich, diese Nacht, das heißt um vier Uhr Morgens, anzukommen?

Nein, gewiß nicht!

Weil, sehen Sie, etwas zu bedenken ist, wenn Sie Postpferde nehmen .... Der Herr hat doch einen Paß?

Ja!

Gut, wenn der Herr Postpferde nimmt, so wird der Herr nicht vor morgen in Arras ankommen. Wir liegen auf dem Seitenwege. Mit dem Pferdewechsel ist es eine schlimme Sache. Die Thiere sind im Felde. Sie müssen tüchtig vor dem Pfluge hergehen. Man braucht hier starke Gespanne und nimmt die Pferde überall, die Postpferde so gut wie die andern. Der Herr wird wenigstens drei oder vier

Stunden auf jeder Station warten müssen. Und dann geht es im Schritt. Der Weg ist sehr hügelig.

Nun, dann werde ich reiten. Spannen Sie das Pferd aus! Einen Sattel wird man mir doch wohl verkaufen können!

Ohne Zweifel; verträgt aber dieses Pferd auch einen Sattel?

Das ist wahr; daran habe ich nicht gedacht. Es verträgt ihn nicht. —

Nun denn!

Aber ich werde doch im Dorfe ein Miethpferd finden?

Ein Pferd, um in einer Tour nach Arras zu reiten?

Ja!

Dazu gehört ein Pferd, wie wir sie hier in der Gegend nicht haben, Sie müßten es auch kaufen, denn man kennt Sie nicht. Aber Sie finden keines; weder zu kaufen noch zu miethen, weder für fünfhundert Franken noch für tausend!

Was ist denn zu thun?

Das Beste in diesem Falle, als ehrlicher Mann gesprochen, wäre, daß ich das Rad ausbesserte und Sie ihre Reise auf morgen verschöben.

Morgen ist es zu spät!

Ja, mein Gott!

Kommt denn die Briefpost nach Arras hier durch.

In dieser Nacht! Die aufwärts sowohl, als die abwärts gehende Briefpost haben den Nachtdienst.

Und Sie brauchen wirklich einen ganzen Tag, um dieses Rad auszubessern?

Einen Tag, und das einen guten!

Mit zwei Arbeitern?

Auch mit zehn!!

Wenn man nun die Speichen mit Seilen umwickelte?

Ja! die Speichen wohl, aber die Nabe nicht. Und dann ist auch die Radfelge im schlechten Zustande.

Gibt es hier einen Wagenvermiether?

Nein!

Auch keinen andern Stellmacher?

Stallknecht und Stellmachermeister antworteten mit einem gleichzeitigen Achselzucken und Kopfschütteln:

Nein!

Da empfand er eine unaussprechliche Freude. Die Vorsehung hatte sich offenbar ins Mittel gelegt. Sie hatte ihm das Rad am Fuhrwerk zerbrochen und ihn unterwegs aufgehalten. Er hatte sich auf

diese erste Art von Aufforderung noch nicht ergeben und eben alle seine Kräfte aufgeboten, um seine Reise fortzusetzen. Er hatte auf das Loyalste und Gewissenhafteste alle Mittel erschöpft. Er hatte weder die rauhe Jahreszeit noch Beschwerde und Ausgabe gescheut; er hatte sich nichts vorzuwerfen. Wenn er jetzt nicht weiter kam, so konnte er nichts mehr dafür. Es war nicht mehr sein Fehler. Es konnte seinem Gewissen nicht zur Last fallen, sondern mußte der Vorsehung zugeschrieben werden.

Er athmete auf. Zum ersten Male seit dem Besuche Javerts athmete er frei und aus voller Brust. Es schien ihm, daß die eiserne Faust, die ihm seit zwanzig Stunden das Herz zusammenschnürte, ihn loslasse. Es schien ihm, daß Gott jetzt mit ihm sei und ihm dies deutlich zu erkennen gebe.

Er sagte sich, daß er alles gethan habe, was er gekonnt und daß er jetzt nur wieder zurückkehren könne.

Wenn seine Unterhaltung mit dem Stellmacher in einem Zimmer der Herberge stattgefunden hätte, so wären keine Zeugen dagewesen, Niemand hätte ihn gehört, die Dinge wären so geblieben und es ist wahrscheinlich, daß wir dann keins jener Ereignisse zu erzählen hätten, die man später lesen wird. Die Unterhaltung fand aber auf der Straße statt. Jede laute Unterhaltung auf der Straße verursacht unvermeidlich einen kleinen Zusammenlauf. Es finden sich immer Leute, die nichts mehr verlangen, als Zuschauer zu sein. Während er den Stellmacher ausfrug, hatten sich einige Vorübergehende um sie geschaart. Ein kleiner Junge, auf den Niemand Acht gegeben und der einige Minuten schweigend zugehört hatte, riß sich, plötzlich davonlaufend, von der Gruppe los.

In dem Augenblicke, als der Reisende, nachdem er innerlich mit sich in der Weise zu Rathe gegangen war, wie wir eben berichtet, den Entschluß faßte, wieder umzukehren, kam das Kind zurück. Es war von einer alten Frau begleitet.

Mein Herr, sagte die Frau, mein Junge sagt mir, daß Sie Lust haben, ein Cabriolet zu miethen.

Diese einfachen Worte aus dem Munde einer alten Frau, die ein Kind an der Hand hielt, trieben ihm den Schweiß auf die Stirn.

Er glaubte die Hand, die ihn eben losgelassen, hinter sich im Schatten erscheinen zu sehen, bereit ihn wieder zu ergreifen.

Er antwortete:

Ja gute Frau, ich suche ein Cabriolet zu miethen. Er beeilte sich hinzuzufügen:

Aber es gibt keine hier im Lande!

O doch! sagte die Alte.

Wo denn? frug der Stellmacher.

Bei mir, versetzte die Alte.

Er zitterte, die unheilvolle Hand hatte ihn wieder ergriffen.

Die Alte besaß in der That unter einem Schuppen eine Art von Korbfuhrwerk. Der Stellmacher und der Knecht waren trostlos darüber, daß ihnen der Reisende entschlüpfen sollte. Sie legten sich also in's Mittel:

Es sei ein abscheuliches Fuhrwerk. Der Kasten ruhe auf der Achse und die Sitze seien im Innern mit Riemen angeschnallt. Dann könne es hinein regnen. Die Räder seien rostig und hätten sehr von der Feuchtigkeit gelitten. Das möchte nicht viel weiter laufen als das Tilbury. Es sei ein ächter Rumpelkasten! Der Herr habe Unrecht sich darin auf den Weg zu machen u. s. w.

Alles das war richtig, aber dieses Ding, dieser Rumpelkasten, wie er aussehen mochte, rollte doch auf zwei Rädern und konnte nach Arras führen. Er bezahlte, was man ihm abverlangte, ließ das Tilbury beim Stellmacher zur Reparatur zurück, um es auf dem Rückweg wieder mitnehmen zu können. Darauf ließ er das weiße Pferd in die Carriole spannen und setzte den Weg fort, den er seit dem Morgen verfolgte.

In dem Augenblick, als der Kasten im Schwung kam, gestand er sich, daß er noch kurz zuvor eine gewisse Freude darüber empfunden hatte, nicht dahin gehen zu können, wohin er wollte. Er prüfte die Ursache dieser Freude mit einem gewissen Aerger und fand sie abgeschmackt. Warum freute er sich denn zurückzukehren? Machte er doch die Reise freiwillig. Niemand zwang ihn dazu!

Und ganz gewiß würde ihm nichts zustoßen, was er nicht wünschte.

Als er Hesdin verließ, hörte er eine Stimme, die ihm zurief: Halt! Halt! Er brachte die Carriole mit einer lebhaften Bewegung, in welcher noch etwas Fieberhaftes und Convulsivisches lag, das der Hoffnung glich, zum Halten. Die Stimme gehörte dem kleinen Buben der Alten.

Mein Herr, sagte er, ich war es, der Ihnen die Carriole verschafft hat.

Wohlan?

Sie haben mir nichts gegeben.

Er, der so gerne Allen gab, fand diese Forderung frech, fast unverschämt.

Ah! Du bist es, Spaßvogel? sagte er, gut! Du sollst nichts haben!

Darauf peitschte er sein Pferd und fuhr in starkem Trabe weiter.

Er hatte viel Zeit in Hesdin verloren und wollte das Versäumte einbringen. Das kleine Pferd war muthig und zog für zwei. Aber man war im Monat Februar; es hatte geregnet; die Straßen waren schlecht. Und dann hatte er sein Tilbury nicht mehr. Die Carriole fuhr sehr holperich und schwerfällig. Dabei ging es immer bergan. Er brauchte mehr als vier Stunden von Hesdin nach Saint=Paul. Vier Stunden um fünf Wegstunden zu machen.

In Saint-Paul ließ er bei der ersten besten Herberge ausspannen und das Pferd in den Stall führen. Er hielt sich, wie Scaufflaire es ihm empfohlen hatte, nahe bei der Krippe, während das Pferd fraß. Seine Gedanken waren traurig und verworren.

Die Wirthsfrau kam zu ihm in den Stall.

Will der Herr nicht frühstücken?

Halt! das ist wahr, sagte er, ich habe sogar sehr guten Appetit.

Er folgte der Frau, die ein frisches, munteres Aeußere hatte. Sie führte ihn in einen niedrigen Saal, in welchem die Tische mit Wachsleinwand überzogen waren.

Eilen Sie sich, sagte er, ich muß wieder fort. Ich habe keine Zeit zu verlieren.

Eine dicke, flämische Magd brachte ihm rasch sein Couvert. Er betrachtete dieses Mädchen mit einer gewissen Behaglichkeit.

Ich weiß jetzt, was mir fehlte, dachte er. Ich hatte noch nicht gefrühstückt.

Man bediente ihn. Er machte sich schnell über das Brod her und nahm sich einen ordentlichen Mund voll. Dann legte er es wieder auf den Tisch und rührte es nicht mehr an.

An der andern Seite des Tisches speiste ein Fuhrmann. Er sagte zu demselben: Sie haben wohl ein schweres Brod?

Der Fuhrmann war ein Deutscher und verstand es nicht. Er kehrte in den Stall zu seinem Pferde zurück.

Eine Stunde darauf hatte er Saint=Paul verlassen und war auf Tinques zugefahren, das nur fünf Stunden von Arras liegt.

Was that er während der Ueberfahrt? An was dachte er? Wie am Morgen sah er die Bäume vorüberfliegen, betrachtete er die Häuser und Hütten, die bebauten Felder und die an jeder Umbiegung des Weges verschwindende Landschaft. Eine solche Beschauung genügt mitunter wohl der Seele und dispensirt sie gewissermaßen vom Denken. Tausende Dinge zum ersten und letzten Male zu sehen, was kann es Melancholischeres und Tiefsinnigeres geben. Reisen heißt in jedem Augenblicke geboren werden und sterben. Vielleicht zog er einen of

flächlichen Vergleich zwischen diesen wechselnden Horizonten und der menschlichen Existenz. Alles im Leben flieht beständig voraus. Licht und Schatten vermengen sich, folgen auf einander. Auf eine Blendung folgt Finsterniß. Man betrachtet, man streckt die Hände aus, um das Vorübergehende zu erfassen. Jedes Ereigniß ist eine Biegung im Wege und plötzlich ist man alt. Man ist wie zusammengerüttelt; alles ist finster; man sieht in ein dunkles Thor und das düstre Roß des Lebens, das euch schleppte, hält plötzlich ein. Ein Vermummter, ein Unbekannter spannt es im Finstern aus.

Die Dämmerung brach in dem Augenblicke herein, als die Kinder, aus der Schule kommend, den Reisenden in Tinques einfahren sahen. Es ist war, daß die Tage noch kurz waren. Er hielt sich in Tinques nicht auf. Als er aus dem Dorfe heraus war, richtete ein Chausseewärter, der die Straße mit Steinen fütterte, den Kopf in die Höhe und sagte:

Das Pferd da ist recht müde.

Das arme Thier konnte in der That nur noch im Schritte vorwärts.

Gehen Sie nach Arras? sagte der Wärter.

Ja!

Wenn Sie so weiter fahren, werden Sie aber nicht früh ankommen?

Er hielt sein Pferd an und fragte den Wärter:

Wie weit ist von hier nach Arras?

Beinahe sieben gute Stunden

Wie das? Nach dem Postbuche sind es nur fünf und eine Viertelstunde?

So wissen Sie also nicht, daß die Straße ausgebessert wird, versetzte der Mann. Sie werden Sie eine Viertelstunde von hier gesperrt finden. Sie können durchaus nicht weiter fahren.

Sie müssen dem Wege links nach Clarency folgen und über den Strom setzen. Wenn Sie in Camblieu sind, wenden Sie sich rechts. Dann sind Sie auf der Straße von Mont-Saint-Eloy, die nach Arras führt.

Aber es ist schon Nacht, ich werde mich verirren.

Sie sind nicht aus der Gegend?

Nein!

Ja. Das ist schlimm; nichts als Feldwege. Sehen Sie, mein Herr! fuhr der Straßenwärter fort, wollen Sie, daß ich Ihnen einen guten Rath gebe? Ihr Pferd ist müde. Kehren Sie nach Tinques

zurück. Sie finden einen guten Gasthof dort. Legen Sie sich dort zur Ruhe und schlafen Sie. Sie gehen dann morgen nach Arras.

Ich muß diesen Abend dort sein.

Das ist etwas Anderes. Suchen Sie aber dennoch den Gasthof auf und nehmen Sie Vorspann. Der Knecht wird Sie auf Ihrer Fahrt begleiten.

Er befolgte diesen Rath, kehrte um und war eine halbe Stunde später auf derselben Stelle, diesmal aber im starken Trab und mit einem guten Vorspannpferde. Ein Stallknecht, der sich den Titel eines Postillons beilegte, saß hinten auf der Deichsel.

Inzwischen bemerkte er, daß er Zeit verlor. Es war schon ganz finster geworden.

Sie bogen in einen Feldweg ein, der in einem abscheulichen Zustande war. Die Carriole stürzte aus einem Geleise ins andere. Er sagte zum Postillon:

Immer im Trab und doppeltes Trinkgeld!

Bei einem mächtigen Stoße brach plötzlich der Schwengel, an welchem die Stränge befestigt sind.

Herr, sagte der Postillon, der Schwengel ist zerbrochen; jetzt kann ich mein Pferd nicht mehr anspannen. Die Straße ist recht schlecht bei Nacht zu fahren. Wenn Sie wieder nach Tinques zurückkehrten und dort übernachteten, könnten Sie morgen bei guter Zeit in Arras sein.

Hast Du ein Stückchen Strick und ein Messer? gab er zur Antwort.

Ja, mein Herr!

Er schnitt einen Zweig vom Baume ab und machte daraus einen Schwengel.

Abermals gingen zwanzig Minuten verloren. Dann fuhren sie wieder im Galop weiter.

Es war finster in der Ebene. Ein tiefgehender schwarzer Nebel kroch über die Hügel und quoll wie Rauchmassen hervor. Vom Meere her kam ein starker Wind und verursachte von allen Seiten des Horizontes ein Geräusch, als wenn Möbel verschoben würden. Was man auch sah, Alles bot einen Schrecken erregenden Anblick dar. Wie viele Dinge zittern unter dem mächtigen Hauche der Nacht!

Der Frost durchschauerte ihn. Seit dem verflossenen Tage hatte er nichts genossen. Seine andere, nächtliche Exkursion, in der großen Ebene bei D..., tauchte unbestimmt in seiner Erinnerung auf. Es waren acht Jahre seitdem verflossen und doch schien es ihm als sei es erst gestern gewesen.

Da schlug es an einem fernen Kirchthurm und er frug den Knecht:

Wieviel Uhr ist es?

Sieben Uhr, Herr! wir werden um acht Uhr in Arras sein. Es sind nur noch drei Stunden.

Er machte nun zum ersten Male die Bemerkung — und fand es seltsam, daß sie ihm nicht früher in den Sinn gekommen war — daß vielleicht alle Mühe die er sich genommen, nutzlos sein möchte; daß ihm nicht einmal die Zeit bekannt sei, wann der Prozeß anfinge; daß er sich mindestens darnach hätte erkundigen sollen; daß es unbesonnen sei, so darauf los zu gehen, ohne zu wissen, ob das zu etwas dienen könne. Dann stellte er im Geiste einige Berechnungen an. Er sagte sich, daß die Assisensitzungen gewöhnlich um 9 Uhr Morgens begännen; daß diese Sache wohl nicht lange dauern würde; daß ein Aepfeldiebstahl bald abgeurtheilt sei; daß es sich dann nur noch um die Frage der Identität handle: daß die vier- oder fünf Zeugen bald verhört seien und die Advokaten nur wenig zu sagen hätten; daß er also ankommen würde wenn Alles zu Ende sei!

Der Postillon peitschte die Pferde. Sie hatten den Strom passirt und Mont-Saint-Eloy hinter sich gelassen.

Die Nacht wurde immer schwärzer.

VI.

Schwester Simplicia wird auf die Probe gestellt.

Fantine war inzwischen in jenem Augenblicke voller Freude. Sie hatte eine sehr schlechte Nacht zugebracht. Sie wurde von einem abscheulichen Husten und fieberhaften Träumen gequält. Als sie der Doktor des Morgens besuchte, phantasirte sie. Er sah bestürzt aus und befahl, daß man ihn sogleich von der Ankunft des Herrn Madeleine in Kenntniß setzen sollte.

Den ganzen Morgen über war sie düster, sprach wenig und machte Falten in die Bettdecke, indem sie mit leiser Stimme rechnete, als wollte sie eine Entfernung ausrechnen. Die Augen waren eingefallen und starr. Sie schienen fast erloschen; nur zeitweilig belebten sie sich und funkelten wie Sterne. Es scheint, daß beim Herannahen einer gewissen, finstern Stunde die Heiterkeit des Himmels diejenigen erfüllt, welche die Heiterkeit der Erde verläßt.

Jedesmal wenn Schwester Simplicia sie frug, wie sie sich befinde, antwortete sie einmal wie das andere Mal: Gut! ich möchte gern Herrn Madeleine sehen.

Einige Monate früher, nachdem Fantine ihren letzten Rest von

Scham und Zufriedenheit verloren hatte, war sie nur der Schatten ihrer selbst gewesen. Jetzt war sie nur noch ein Gespenst. Das physische Uebel hatte das Werk des moralischen Uebels vervollständigt. Dieses fünfundzwanzigjährige Wesen hatte eine Stirn voll Runzeln, eingefallene Wangen, eingekniffene Nasenflügel, lockere Zähne, einen bleifarbigen Teint, einen abgemagerten Hals, hervorspringende Schlüsselbeine, eine erdfahle Haut und die blonden Haare waren hier und da mit Grau untermischt. Ach! wie doch eine Krankheit alt machen kann!

Mittags kam der Arzt wieder, verschrieb etwas, erkundigte sich, ob der Herr Maire schon die Kranken-Abtheilung besucht habe und schüttelte den Kopf.

Herr Madeleine besuchte die Kranken in der Regel um 3 Uhr. Da Pünktlichkeit Güte war, so war er pünktlich.

Gegen halb drei Uhr fing Fantine an unruhig zu werden. In einem Zeitraum von fünfundzwanzig Minuten frug sie wohl zehnmal die fromme Schwester:

Meine Schwester! wie spät ist es?

Es schlug drei Uhr. Beim dritten Schlage richtete sich Fantine auf, sie, die sich in der Regel im Bette nicht rühren konnte. Sie faltete mit einer gewissen convulsivischen Geberde ihre knochigen und gelben Hände und die Nonne hörte sie kummervoll aus tiefster Brust seufzen. Dann drehte sich Fantine um und sah nach der Thüre.

Die Thüre öffnete sich nicht; es kam Niemand.

In dieser Stellung verharrte sie eine Viertelstunde, das Auge immer auf die Thüre gerichtet, unbeweglich und wie mit verhaltenem Athem. Die Schwester wagte es nicht, mit ihr zu sprechen. In der Kirche schlug es ein Viertel auf vier. Fantine ließ den Kopf wieder auf das Kissen fallen. Sie sprach nicht und machte wieder Falten im Betttuch.

Es verging eine halbe Stunde, eine Stunde, Niemand kam. Jedesmal, wenn die Uhr schlug, richtete sich Fantine in die Höhe und sah nach der Thüre. Dann sank sie wieder zurück.

Man konnte ihre Gedanken leicht errathen, aber sie sagte kein Wort, beklagte sich nicht und klagte Keinen an. Sie hustete nur auf eine klägliche Weise. Man hätte sagen sollen, daß sich etwas Finsteres auf sie herabgesenkt habe. Sie war todtenbleich und hatte blaue Lippen. Zu Zeiten lächelte sie.

Es schlug drei Uhr. Da hörte die Schwester sie ganz leise und sanft sagen: Weil ich aber doch morgen gehe, so hat er Unrecht, heute nicht zu kommen.

Schwester Simplicia war selbst überrascht, daß Herr Madeleine noch nicht da war.

Inzwischen betrachtete Fantine ihren Betthimmel. Es schien, als ob sie über etwas Vergessenes nachdächte. Plötzlich fing sie mit einer Stimme, schwach wie ein Hauch, zu singen an. Die Nonne hörte ihr zu. Fantine sang ein Lied, das ungefähr so lautete:

Wir werden hübsche Sachen kaufen,
Auf unserm Spaziergang durch die Vorstädte.
Kornblümchen sind blau und Rosen sind roth,
Kornblümchen sind blau; ich liebe meine Liebe.

Gestern kam die Jungfrau Marie zu mir,
In einem goldgestickten Mantel, nahe am Ofen
Und sagte zu mir: — Hier, unter meinem Schleier verborgen,
Halte ich den Kleinen, den du eines Tages von mir verlangtest.
Laufe in die Stadt, kaufe Linnen, Garn und Fingerhut.
Wir werden hübsche Sachen kaufen,
Auf unserm Spaziergang durch die Vorstädte.

Gute, heilige Jungfrau, bei meinem Ofen
Steht eine Wiege, mit Bändern geschmückt.
Schenkte mir Gott auch seinen schönsten Stern,
Lieber ist mir das Kind, das du mir gabst.

Was soll mir, o Jungfrau! dieses Linnen?

Mache meinem Neugeborenen eine Ausstattung davon.
Kornblümchen sind blau und Rosen sind roth,
Kornblümchen sind blau; ich liebe meine Liebe.
Wasche dieses Linnen. — Wo? — Im Strom,
Mache daraus, ohne etwas zu verderben oder zu beschmutzen,
Ein hübsches Röckchen und Jäckchen,
Die ich sticken und mit Blumen bedecken will.

Das Kind ist fort, o Jungfrau, was soll ich damit thun?

Mach' mir ein Leichentuch davon.
Wir werden hübsche Sachen kaufen,
Auf unserm Spaziergang durch die Vorstädte.
Kornblümchen sind blau und Rosen sind roth,
Kornblümchen sind blau; ich liebe meine Liebe.

Es war ein altes Lied, mit welchem sie ehemals ihre kleine Cosette in Schlummer gesungen hatte, und an welches sie in den fünf Jahren, während welcher sie ihr Kind nicht gesehen, nicht mehr gedacht hatte.

Sie sang das Lied mit einem so traurigen melodischen und sanften Ausdrucke, daß es sogar eine Nonne zum Weinen bringen konnte.

Die an ernste Scenen gewöhnte Schwester fühlte, daß ihr eine Thräne in's Auge trat.

Die Uhr schlug sechs. Fantine schien es nicht zu hören. Sie schien auf nichts in ihrer Umgebung mehr aufmerksam zu sein.

Schwester Simplicia schickte ein Dienstmädchen zu der Pförtnerin, um anfragen zu lassen, ob der Herr Maire nach Hause gekommen sei und ob er nicht bald die Krankenzimmer besuchen würde. Das Mädchen kam nach einigen Minuten wieder.

Fantine war noch immer unbeweglich und schien ganz mit ihren Gedanken beschäftigt. Die Magd flüsterte der Schwester Simplicia leise zu, daß der Herr Maire an demselben Morgen, um sechs Uhr, in einem kleinen, mit einem weißen Pferde bespannten Tilbury, trotz der strengen Kälte verreist sei; daß er nicht einmal einen Kutscher bei sich gehabt habe, daß man den Weg nicht wüßte, den er eingeschlagen; daß ihn einige Personen auf der Straße nach Arras wollten gesehen haben und daß Andere versicherten, ihm auf dem Wege nach Paris begegnet zu sein; daß er bei der Abreise wie gewöhnlich recht sanftmüthig gewesen sei und daß er zur Schließerin weiter nichts gesagt habe, als man möge ihn diese Nacht nicht erwarten.

Während die beiden Frauen, dem Bette Fantinens den Rücken kehrend, mit einander flüsterten, wobei die Schwester frug, und die Magd ihre Vermuthungen ausdrückte, hatte sich Fantine mit fieberhafter Lebhaftigkeit, wie sie gewissen Krankheiten eigenthümlich ist, in welcher die Kraft der Gesundheit mit der schrecklichen Magerkeit des Todes verbunden auftritt, in ihrem Bette auf den Knieen aufgerichtet, indem sie die zusammengeballten Hände auf das Kopfkissen stützte und den Kopf lauschend zwischen den Gardinen vorstreckte. Mit einem Male rief sie:

Sie sprechen da von Herrn Madeleine! Warum sprechen Sie so leise? Was macht er? Warum kommt er nicht?

Sie sprach mit einem so rauhen und hastigen Tone, daß die beiden Frauen eine Männerstimme zu vernehmen glaubten. Sie drehten sich erschrocken um.

Antworten Sie doch! schrie Fantine.

Die Magd stotterte:

Die Pförtnerin hat mir gesagt, er könnte heute nicht kommen.

Mein Kind, sagte die Schwester, verhalten Sie sich ruhig und legen Sie sich wieder nieder.

Fantine, ohne ihre Stellung zu ändern, fing wieder mit lauter Stimme und in einem gebieterischen und doch herzzerreißenden Tone an:

Er wird nicht kommen können? Warum nicht. Sie wissen die Ursache. Sie flüstern sie sich ja einander zu. Ich will sie wissen.

Die Magd beeilte sich, der Schwester ins Ohr zu raunen:

Sagen Sie, daß er im Stadtrathe zu thun hat.

Schwester Simplicia erröthete ein wenig. Die Magd wollte sie zu einer Lüge verleiten. Andererseits schien es ihr, daß es zweifelsohne einen furchtbaren Eindruck auf die Kranke machen und ihre Lage sehr verschlimmern würde, wenn sie ihr die Wahrheit mittheilte. Diese Schamröthe verschwand aber bald. Die Schwester richtete auf Fantine ihr ruhiges, traurig blickendes Auge und sagte:

Der Herr Maire ist verreist.

Fantine richtete sich hoch auf, fast kauerte sie auf den Fersen. Ihre Augen funkelten. Eine unendliche Freude strahlte aus diesem Schmerzensangesicht.

Verreist! rief sie. Er ist also zu Cosette gegangen, um sie zu holen.

Darauf streckte sie ihre beiden Hände gen Himmel und ihr Gesicht nahm einen erhabenen Ausdruck an. Ihre Lippen bewegten sich; sie betete mit leiser Stimme.

Als ihr Gebet zu Ende war sagte sie:

Schwester, ich will mich wieder niederlegen; ich will Alles thun, was man von mir begehrt. Ich war so eben unartig. Ich bitte Sie um Verzeihung, so laut gesprochen zu haben. Ich weiß, daß es übel von mir gethan ist, so laut zu sprechen, gute Schwester; aber sehen Sie, ich bin ganz glücklich. Der gute Gott ist gut; Herr Madeleine ist gut. Stellen Sie sich vor: er ist nach Montfermeil gegangen, meine kleine Cosette zu holen.

Sie legte sich wieder nieder, half der Nonne, als diese ihr das Kissen zurecht legte und küßte ein kleines silbernes Kreuz, welches sie am Halse trug und welches Schwester Siplicia ihr gegeben hatte.

Mein Kind, sagte die Schwester, ruhe Dich aus und sprich nicht mehr!

Fantine nahm die Hand der Schwester Simplicia in ihre feuchten Hände. Das Gefühl der naßkalten Hände war dieser fast unangenehm.

Er ist diesen Morgen nach Paris abgereist. Uebrigens hatte er nicht einmal nöthig über Paris zu gehen. Montfermeil liegt ein wenig links, wenn man von dort her kommt. Erinnern Sie sich, was er mir gestern sagte, als ich mit ihm von Cosette sprach? Bald! bald! Er will mir eine Ueberraschung bereiten. Wissen Sie, er hat mich einen Brief unterzeichnen lassen, um sie den Thénardiers abneh-

[illegible] zu können. Sie haben nichts drein zu reden, nicht wahr? sie werden Cosette zurückgeben, weil sie doch bezahlt sind. Die Behörden würden es nicht dulden, daß sie das Kind behielten, nachdem sie bezahlt sind. Meine Schwester! winken sie mir doch nicht zu schweigen! Ich bin so sehr glücklich. Es geht mir sehr gut! Es thut mir nichts mehr weh. Ich werde Cosette wiedersehen und habe sogar starken Hunger. Es sind fünf Jahre her, daß ich sie nicht mehr gesehen habe. Sie machen sich keine Vorstellung davon, wie man an ihnen hängt, an diesen Kindern! Und dann! sie wird so artig sein! Sie sollen sehen! Wenn Sie wüßten! sie hat so niedliche kleine rosige Finger. Sie wird gewiß recht schöne Hände haben. Mit einem Jahre hatte sie Händchen, daß man darüber lachen mußte. Sie muß also jetzt groß sein. Sie ist jetzt sieben Jahre alt, sie ist schon ein Fräulein. Ich nenne sie zwar Cosette, aber sie heißt Euphrasia. Sehen Sie, diesen Morgen sah ich mir den Staub auf dem Kamin an und da kam mir der Gedanke, daß ich Cosette wohl bald wiedersehen würde. Mein Gott, wie Unrecht hat man doch, Jahre zu verleben, ohne seine Kinder zu sehen. Man sollte es doch wohl bedenken, daß das Leben nicht ewig dauert. O! wie gütig ist es von dem Herrn Maire, verreist zu sein! Es ist wahr, daß es recht kalt ist! Hätte er doch nur seinen Mantel bei sich? Er wird morgen hier sein; nicht wahr? Morgen ist ein Festtag. Erinnern Sie mich doch morgen früh daran, liebe Schwester, daß ich meine kleine Spitzenhaube wieder aufsetze. Das ist ein Dorf Montfermeil! Ich habe diese Strecke damals zu Fuß zurückgelegt. Es war recht weit für mich. Aber die Diligencen gehen rasch. Morgen wird er mit Cosette hier sein. Wie weit ist es wohl von hier bis Montfermeil?

Die Schwester, welche keine Idee von Entfernungen hatte, antwortete:

O! ich glaube wohl, daß er Morgen hier sein kann.

Morgen! morgen! sagte Fantine. Ich werde Cosette morgen sehen! Sehen Sie, gute Schwester des guten Gottes, ich bin nicht mehr krank. Ich bin ganz außer mir. Ich würde tanzen wenn man es wollte.

Jemand, der sie eine Viertelstunde zuvor gesehen hätte, hätte nichts davon begriffen. Sie war jetzt ganz roth, sprach mit lebhafter und natürlicher Stimme und lächelte mit dem ganzen Gesicht. Mitunter lachte sie auch leise. Mutterfreude ist Kinderfreude.

Nun, fing Schwester Simplicia wieder an, Sie sind jetzt recht glücklich; darum gehorchen Sie mir auch und sprechen Sie nicht mehr!

Fantine legte den Kopf auf das Kissen und sagte mit halblauter Stimme:

Ja! lege Dich wieder hin; sei vernünftig, da Du Dein Kind wieder haben wirst. Sie hat Recht, Schwester Simplicia. Die hier sind haben alle Recht.

Dann ließ sie, ohne sich zu rühren oder den Kopf zu bewegen, ihre großen, weit offenen Augen mit freudigem Ausdruck überall umherschweifen und sagte nichts mehr.

Die Schwester machte die Vorhänge zu, damit die Kranke bald einschlummern könnte.

Zwischen sieben und acht Uhr kam der Arzt. Da er kein Geräusch vernahm, glaubte er, daß Fantine schlief und näherte sich vorsichtig, auf den Fußspitzen, ihrem Bette. Er zog die Vorhänge leise zurück und sah beim Scheine der Nachtlampe in die großen Augen Fantinen's, die ihn ruhig anblickten.

Nicht wahr, Herr Doktor, sagte sie, man wird sie neben mir in einem kleinen Bette schlafen lassen?

Der Arzt glaubte, daß sie phantasire.

Sie fügte hinzu:

Sehen Sie doch; es ist grade Platz genug da.

Der Arzt nahm Schwester Simplicia bei Seite, die ihm die Sache erklärte. Sie sagte ihm, daß Herr Madeleine auf ein oder zwei Tage abwesend sei, und daß man der Kranken die Wahrheit nicht habe sagen mögen, die den Herrn Maire auf der Reise nach Montfermeil glaube, daß es übrigens auch möglich sei, daß sie richtig gerathen habe. Damit war der Arzt einverstanden.

Er näherte sich dem Bette Fantines.

Ich werde ihr dann, begann diese wieder, des Morgens, wenn sie aufwacht, guten Tag sagen können, dem armen Kätzchen und des Nachts wenn ich nicht schlafe, werde ich sie doch schlafen hören. Ihr schwacher, sanfter Athem wird mir wohlthun.

Geben Sie mir Ihre Hand, sagte der Doktor.

Sie hielt ihm ihren Arm hin und sagte lachend:

Ach! Sehen Sie, es ist wahr! Sie wissen noch nicht, daß ich geheilt bin. Cosette kommt morgen.

Der Arzt war erstaunt. Es war eine merkwürdige Besserung eingetreten. Die Beklemmung hatte nachgelassen und der Puls schlug kräftiger. Dieses arme erschöpfte Wesen schien von einem neuen Leben beseelt.

Herr Doktor, fing sie wieder an, hat die Schwester Ihnen gesagt, daß der Herr Maire meine Tochter holt?

Der Arzt empfahl Schweigen und Vermeidung jeder schmerzlichen Aufregung. Er verschrieb eine Tinktur von reiner Chinarinde, und falls das Fieber sich während der Nacht wieder einstellen sollte, ein kühlendes Getränke. Als er fortging, sagte er zu der Schwester:

Es geht besser. Wenn es das Glück wollte, daß der Herr Maire morgen mit dem Kinde käme, wer weiß? Es giebt so erstaunliche Krisen. Man hat schon gesehen, daß große Freude die Krankheit mit einem Male vertrieb. Ich weiß wohl, daß diese Krankheit eine organische und schon weit vorgeschritten ist, aber es ist ja Alles in ein solches Mysterium gehüllt! Wir würden sie vielleicht noch retten.

VII.

Der ankommende Reisende trifft seine Vorkehrungen zur Abreise.

Es war bald 8 Uhr Abends, als die Carriole, welche wir auf der Landstraße verlassen haben, unter dem Thorweg des Hotels zur Post in Arras einfuhr. Der Mann, dem wir bis zu diesem Augenblicke gefolgt sind, steigt aus, antwortete mit zerstreutem Wesen auf die höflichen an ihn gerichteten Fragen des Dienstpersonals, schickte den Vorspann zurück und führte selbst ein kleines, weißes Pferd in den Stall. Dann stieß er die Thür des Billardsaals auf, welcher im Erdgeschoß war, setzte sich und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch. Er hatte vierzehn Stunden statt sechs gebraucht, um diesen Weg zu machen. Er ließ sich die Gerechtigkeit wiederfahren, daß es nicht seine Schuld war. Im Grunde war er nicht ungehalten darüber.

Da kam die Hotelbesitzerin zu ihm.

Schläft der Herr hier? Wird der Herr hier zu Nacht speisen?

Er machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

Der Stallknecht sagt, daß des Herrn Pferd sehr müde ist.

Jetzt brach er das Schweigen.

Kann das Pferd denn nicht morgen früh wieder weiter gehen?

O! mein Herr! es braucht wenigstens zwei Tage Ruhe.

Darauf frug er:

Gibt es hier kein Postbureau?

Jawohl mein Herr!

Die Wirthin führte ihn dahin. Er zeigte seinen Paß und frug, ob man noch per Post diese Nacht nach M. an der M. kommen könne. Der Platz neben dem Courier war gerade unbesetzt. Er hielt ihn also zurück und bezahlte ihn.

Herr, sagte der Postbeamte, verfehlen Sie nicht, genau um ein Uhr Morgens hier zu sein.

Als das geschehen war, verließ er das Hotel und ging in der Stadt umher.

Er kannte Arras nicht. Die Straßen waren dunkel und er durchlief sie aufs Gerathewohl. Er schien sogar absichtlich die Vorübergehenden nicht um den Weg fragen zu wollen. Er ging über den kleinen Fluß Crinchon und war bald in einem Labyrinth von schmalen Gäßchen, in denen er sich verlor. Da begegnete ihm ein Bürger mit einer Stocklaterne. Nachdem er etwas nachgesonnen hatte, entschloß er sich, ihn anzusprechen, nicht ohne sich von allen Seiten umgesehen zu haben, als ob er fürchtete, es möchte noch Jemand da sein, der seine Frage hören könnte.

Entschuldigen Sie, sagte er, wo ist denn das Justiz-Gebäude?

Sie sind wohl nicht aus der Stadt, mein Herr? frug der Bürger, der schon ein ziemlich bejahrter Mann war. Folgen Sie mir! Mein Weg führt gerade in der Nähe des Justizgebäudes, d. h. des Präfekturgebäudes. Der Justizpalast wird in diesem Augenblicke reparirt und deßhalb finden die Sitzungen des Tribunals provisorisch im Präfekturgebäude statt.

Werden auch die Assisen dort abgehalten?

Ganz gewiß, mein Herr; sehen Sie, was jetzt die Präfektur ist, war vor der Revolution das Bisthum. Herr de Conciś, welcher im Jahre zweiundachtzig Bischof war, hat dort einen großen Saal bauen lassen. In diesem großen Saale finden die Sitzungen statt.

Unterwegs sagte der Bürger:

Wenn es ein Prozeß ist, dem der Herr beiwohnen will, so ist es ein wenig spät. Die Sitzungen hören in der Regel um sechs Uhr Abends auf.

Als sie inzwischen auf dem großen Platze angekommen waren, zeigte ihm der Bürger vier lange, erleuchtete Fenster in der Fronte eines großen, finsteren Gebäudes.

Meiner Treu, Herr! Sie kommen noch zur rechten Zeit. Sie haben Glück! Sehen Sie diese vier Fenster? Da ist der Assisenhof. Es ist noch hell. Also ist noch nicht Alles zu Ende. Die Sache wird sich in die Länge gezogen haben und eine Abendsitzung stattfinden. Sie interessiren sich also für diese Verhandlung? Ist es ein Criminalprozeß? Sind Sie Zeuge?

Er antwortete:

Ich komme wegen keiner besonderen Angelegenheit. Ich habe nur mit dem Advokaten zu sprechen.

Das ist etwas Anderes, sagte der Bürger. Sehen Sie, mein Herr, hier ist die Thür. Wo ist denn die Schildwache? Sie brauchen nur die große Treppe hinaufzugehen.

Er folgte den Andeutungen des Bürgers und einige Minuten später war er in einem Saale, worin sich viele Advokaten in langen Roben befanden, die hier und da mit Personen aus dem Publikum flüsterten. Es hat immer etwas Herzbeengendes, diese schwarz gekleideten Männer zusammen zu sehen, wenn sie mit gedämpfter Stimme auf der Schwelle der Gerichtszimmer mit einander plaudern. Selten kommt ihnen Mitleid und Christenliebe in den Mund. Was man am häufigsten hört, sind Verurtheilungen im Voraus. Alle diese Gruppen scheinen den träumerisch vorübergehenden Beschauer eben so viele dunkle Bienenstöcke, in deren finsteren Höhlungen allerlei Bauten summend aufgeführt werden.

Dieser geräumige und von einer einzigen Lampe erhellte Raum war ein ehemaliger Saal des bischöflichen Palastes und diente als Vorhalle. Eine Thür mit zwei Flügeln, die in jenem Augenblick geschlossen war, trennte sie von dem großen Saale, in welchem der Assisenhof seine Sitzung hielt.

Es war in der Vorhalle so düster, daß er sich an den ersten Advokaten wandte, dem er begegnete.

Mein Herr, sagte er, bei welcher Sache ist man jetzt?

Die Sitzung ist aus! sagte der Advokat.

Aus?

Das Wort wurde mit einem solchen Accente betont, daß sich der Advokat umkehrte.

Um Vergebung, mein Herr, sind Sie vielleicht ein Verwandter?

Nein! Ich kenne Niemanden hier. Hat eine Verurtheilung stattgefunden?

Ohne Zweifel! das war wohl nicht anders möglich.

Zu Zwangsarbeit?

Auf Lebenszeit.

Mit einer so leisen Stimme, daß man sie kaum hören konnte, frug er:

Die Identität ist also constatirt worden?

Welche Identität, sagte der Advokat. Es ist keine Identität zu constatiren. Die Sache war sehr einfach. Diese Frau hatte ihr Kind umgebracht. Der Kindesmord wurde bewiesen. Die Jury hat den Vorbedacht beseitigt. Man verurtheilte sie auf Lebenszeit.

Es ist also eine Frau? sagte er.

Ja wohl! Die unverehelichte Timoisin. Von wem sprechen Sie denn?

Von nichts! Weil aber Alles aus ist, wie sie sagen, wie kommt es denn, daß der Saal noch erleuchtet ist?

Das ist wegen der anderen Sache, die man vor ungefähr zwei Stunden angefangen hat.

Was für eine andere Sache?

O! die ist auch klar. Es ist so ein Taugenichts, ein Rückfälliger, ein Galeerensträfling, der gestohlen hat. Ich kann mich nicht gut auf seinen Namen besinnen. Das ist Einer, der hat ein wahres Banditengesicht. Schon dieses Gesichtes halber würde ich ihn auf die Galeeren schicken.

Mein Herr, frug er, gibt es denn kein Mittel, in den Saal zu bringen?

Ich glaube es wahrhaftig nicht. Es sind viele Leute da. Inzwischen ist die Sitzung suspendirt. Es sind Leute herausgekommen. Wenn die Sitzung wieder anfängt, können Sie es ja versuchen.

Wo geht man hinein?

Durch diese große Thür.

Darauf verließ ihn der Advokat. Er hatte in wenigen Augenblicken alle nur möglichen Empfindungen durchgewühlt. Die Worte dieser Unbetheiligten hatten abwechselnd sein Herz wie eisige Nadeln und feurige Klingen durchbohrt. Als er sah, daß es noch nicht zu Ende war, athmete er auf. Er hätte aber nicht sagen können, ob das, was er empfand, Befriedigung oder Schmerz war.

Er näherte sich mehreren Gruppen und hörte, was man sagte. Da die Quartalrolle sehr überladen war, so hatte der Präsident für den Tag zwei einfache, kurze Verhandlungen bezeichnet.

Man hatte bei dem Kindesmord angefangen, und war jetzt bei dem Galeerensträfling, bei dem Rückfälligem, bei dem „Retourpferd.“ Dieser Mann hatte Aepfel gestohlen, aber das schien nicht recht bewiesen.

Bewiesen war, daß er schon auf den Galeeren in Toulon gesessen hatte. Das machte seine Sache schlimmer. Uebrigens war das Verhör zu Ende; auch die Zeugen waren schon vernommen. Nur die Vertheidigungsrede des Advokaten und die Entgegnung des öffentlichen Ministeriums mußten noch gehört werden. Das mochte wahrscheinlich bis Mitternacht dauern. Die Verurtheilung des Mannes stand zu erwarten. Der Generaladvokat war sehr gut und ließ Keinen wieder los. Er hatte Geist und machte Verse.

Ein Huissier stand bei der Thüre, welche nach dem Assisensaale führte. Er frug den Huissier:

Herr, wird die Thüre bald geöffnet?

Nein, sie wird nicht mehr geöffnet, sagte der Huissier.

Wie! man wird sie bei Wiederanfang der Sitzung nicht öffnen? Ist die Audienz nicht verschoben?

Sie hat so eben wieder angefangen, antwortete der Huissier, aber die Thüre wird doch nicht wieder aufgemacht.

Warum nicht?

Weil der Saal voll ist!

Was, ist kein einziger Platz mehr darin?

Kein einziger mehr! Die Thüre ist geschlossen. Keiner kommt mehr hinein.

Nach einer kleinen Weile fügte der Huissier wieder hinzu:

Es sind noch zwei oder drei Plätze hinter dem Herrn Präsidenten, aber der Herr Präsident läßt nur öffentliche Beamte zu.

Nachdem er das gesagt hatte, drehte ihm der Huissier den Rücken.

Nun zog er sich ebenfalls mit gesenktem Haupte zurück, durchschritt die Vorhalle und ging langsam wieder die Treppen hinunter, als zögere er bei jedem Schritt. Wahrscheinlich hielt er mit sich selbst Rath. Der heftige Kampf in seinem Innern seit dem verflossenen Tage war noch nicht zu Ende. Er kam mit jedem Augenblicke in ein neues Stadium. Als er auf dem Treppenabsatze angekommen war, lehnte er sich an das Geländer und kreuzte die Arme. Plötzlich machte er seinen Ueberzieher auf, nahm seine Brieftasche, zog daraus einen Bleistift hervor, zerriß ein Blatt Papier und schrieb, beim Scheine einer Laterne, hastig folgende Worte: „Herr Madeleine, Maire in M. an der M.“ Er sprang die Treppe wieder hinauf, drängte sich durch die Menge, ging gerade auf den Huissier zu, übergab ihm das Papier und sagte mit Würde:

Uebergeben Sie dieses dem Herrn Präsidenten.

Der Huissier nahm das Papier, warf einen Blick darauf und gehorchte.

VIII.

Begünstigter Eintritt.

Ohne daß er es wußte, hatte der Maire von M. an der M. sich eine Art von Berühmtheit erworben. Seit sieben Jahren erfüllte der Ruf seiner Tugend das ganze Bas-Boulonnais. Er war über die Grenzen des kleinen Landes hinaus bis in die zwei oder

drei benachbarten Departements gedrungen. Außer dem beträchtlichen Dienst, welchen er der Provinzialhauptstadt geleistet hatte, indem er die Fabrikation schwarzer Glaswaaren dort einführte, war nicht eine von den hundert und einundvierzig Gemeinden des Arrondissements von M. an der M., die ihm nicht eine Wohlthat zu verdanken gehabt hätte. Er hatte sogar, wenn es Noth that, der Industrie der andern Arrondissements aufgeholfen und in Schwung gebracht. So hatte er gelegentlich der Tüll-Fabrik in Boulogne, der Maschinen-Flachsspinnerei in Fresent und der hydraulischen Leinen-Manufaktur in Bouders-sur-Canche mit seinem Credit und seinen Fonds beigestanden. Ueberall sprach man den Namen des Herrn Madeleine mit Verehrung aus. Arras und Douai beneideten die glückliche, kleine Stadt M. um ihren Maire.

Der Rath am königlichen Hof in Douai, welcher dieser Assisensitzung in Arras präsidirte, kannte, wie Jedermann, diesen so tief und allgemein verehrten Namen. Als der Huissier bescheiden die Thüre geöffnet hatte, welche aus dem Rathszimmer in den Audienzsaal führte, beugte er sich, vortretend, über den Sessel des Präsidenten, und übergab ihm das Papier, auf welchem die Worte standen, die man bereits gelesen hat, indem er dazu bemerkte: Dieser Herr wünscht der Audienz beizuwohnen. Der Präsident schrieb einige Worte unter die ihm übergebenen und gab dem Huissier das Papier zurück, indem er sagte: Lassen Sie den Herrn eintreten. Der unglückliche Mann, dessen Geschichte wir erzählen, war nahe bei der Thüre des Saals an derselben Stelle und fast in derselben Haltung stehen geblieben, in welcher ihn der Huissier verlassen hatte. Da hörte er, in seiner Träumerei, daß Jemand zu ihm sagte: Will der Herr mir wohl die Ehre schenken mich zu begleiten?

Derselbe Huissier, der ihm noch den Augenblick zuvor den Rücken gekehrt hatte, grüßte ihn nun, sich bis zur Erde verneigend. Gleichzeitig übergab er ihm das Papier. Er entfaltete es und da er gerade bei einer Lampe stand, so konnte er Folgendes lesen:

„Der Präsident des Assisenhofes empfiehlt sich achtungsvoll dem Herrn Madeleine."

Er knitterte das Papier zwischen seinen Fingern zusammen, als ob diese paar Worte für ihn einen seltsamen und bittern Nachgeschmack gehabt hätten.

Dann folgte er dem Huissier.

Einige Minuten darauf befand er sich allein, in einer Art von

getäfelten Kabinet, von ziemlich finsterem Anblick, das von zwei Kerzen beleuchtet war, die auf einem grün gedeckten Tische standen. Die letzten Worte des Huissiers, der ihn eben verlassen hatte, tönten ihm noch in den Ohren: „Mein Herr! Sie sind hier im Rathszimmer; Sie brauchen nur den kupfernen Knopf dieser Thüre zu drehen und Sie werden sich im Audienzsaal, hinter dem Sessel des Herrn Präsidenten befinden.“ Diese Worte erweckten in ihm eine verworrene Erinnerung an die engen Gänge und die dunkeln Treppen, über die er eben gekommen war.

Der Huissier hatte ihn allein gelassen. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Er suchte sich zu sammeln, ohne daß es ihm gelingen wollte. Die Gedankenfäden in unserem Hirne reißen gewöhnlich in schmerzlichen Momenten des Lebens, wenn man ihrer am meisten bedarf.

Er betrachtete mit einer stumpfsinnigen Ruhe dieses friedliche und doch auch furchtbare Zimmer, in welchem so viele Existenzen vernichtet wurden, in welchem sein Name über ein Kurzes ertönen sollte und in welchem sein Schicksal jetzt umherging. Er betrachtete die Mauer, dann sich selbst und erstaunte über den Anblick des Zimmers und daß er darin war.

Er hatte seit 24 Stunden nichts gegessen, war von dem Schaukeln der Carriole ganz hinfällig geworden, fühlte es aber nicht. Es schien ihm, als empfinde er überhaupt nichts.

Er näherte sich einem schwarzen Rahmen, der an der Wand hing und unter Glas einen alten, autographirten Brief von Jean Nicolas Pache, ehemaligen Minister und Maire von Paris enthielt. Er trug, ohne Zweifel irrthümlicher Weise, das Datum vom 9. Juni II. und enthielt eine von Pache der Gemeinde überschickte Liste der zu Hausarrest verurtheilten Minister und Deputirten. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen und betrachtet hätte, wäre ohne Zweifel auf die Vermuthung gekommen, daß ihm dieser Brief besonders merkwürdig erschiene, denn er wendete die Augen nicht ab, und las ihn zwei oder dreimal. Er las ihn, ohne Acht darauf zu geben, denn er dachte an Fantine und Cosette.

Träumend wandte er sich um und seine Augen fielen auf den kupfernen Knopf an der Thüre, die ihn vom Assisensaale trennte. Er hatte diese Thür fast vergessen. Sein anfangs ruhiger Blick, mit welchem er diesen kupfernen Knopf betrachtete, wurde immer starrer und bestürzter, bis er nach und nach einen Ausdruck des Schreckens annahm. Aus den Haaren quollen ihm Schweißtropfen und rieselten über seine Schläfe.

Einmal machte er mit einer halb gebieterischen, halb entrüsteten Miene eine unbeschreibliche Geberde, die sagen will und auch sagt: Bei Gott! was zwingt mich denn aber dazu? Darauf drehte er sich lebhaft um, sah die Thüre vor sich, durch welche er hereingekommen war, ging darauf zu, öffnete sie und verließ das Zimmer. Er war nicht mehr in diesem Zimmer; er war draußen, in einem Corridor, einem langen, schmalen, überaus winkligen, mit Treppenabsätzen und Pförtchen versehenen Gang, der hier und da durch Laternen erleuchtet war, die Krankenlampen glichen. Durch diesen Corridor war er gekommen. Er athmete, lauschte, vernahm aber weder ein Geräusch hinter sich, noch eins vor sich. Er floh, als ob man ihn verfolgte. Plötzlich stand er still und horchte wieder. Immer noch dasselbe Schweigen und dasselbe Dunkel um ihn her. Er war außer Athem, wankte und lehnte sich an die Mauer. Die Steine waren wie Eis; ein kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Vor Frost zitternd richtete er sich wieder auf.

Als er nun so allein in der Dunkelheit vor Kälte und auch vielleicht vor sonst noch etwas zitterte, dachte er nach.

Er hatte die ganze Nacht und den ganzen Tag nachgedacht und hörte nur noch eine Stimme in seinem Innern, die Ach! seufzte.

So verfloß eine Viertelstunde. Endlich senkte er den Kopf seufzte ängstlich, ließ die Arme herabhängen und kehrte wieder um. Er ging langsam und niedergebeugt. Es schien ihm, als ob ihn Jemand auf seiner Flucht einhole und wieder zurückbrächte. Er trat wieder in das Rathszimmer. Das Erste, was ihm ins Auge fiel, war der Thürknopf. Dieser Thürknopf, rund aus polirtem Kupfer, glänzte ihm wie ein schrecklicher Stern entgegen. Er sah ihn an, wie ein Lamm das Auge eines Tigers.

Seine Blicke konnten sich nicht davon los machen. Von Zeit zu Zeit machte er einen Schritt vorwärts und näherte sich der Thüre.

Wenn er aufmerksam gewesen wäre, hätte er ein dumpfes Murmeln, ein Geräusch im benachbarten Saale vernommen. Aber er horchte nicht und vernahm nichts.

Plötzlich war er, ohne daß er selbst wußte wie, in der Nähe der Thüre und faßte convulsivisch den Knopf. Die Thüre ging auf und er war im Audienzsaal.

XI.

Ein Ort, an welchem sich Ueberzeugungen zu bilden anfangen.

Er trat einen Schritt vor, schloß die Thüre maschinenmäßig hinter sich zu und blieb in dem Anblick der Dinge vor ihm vertieft stehen.

Es war ein ziemlich geräumiger, schwach erhellter Saal, worin zuweilen ein lautes Gemurmel, zuweilen eine tiefe Stille herrschte, in welchem sich alle Fäden eines Criminalprozesses mit ihrer kleinlichen und jämmerlichen Ernsthaftigkeit, Angesichts der Zuhörer abwickelten.

An dem einen Ende des Saales, wo er sich befand, sah man Gerichtspersonen mit zerstreuter Miene, in abgetragenen Gewändern, sich an den Nägeln kauen oder die Augenlider schließen; am andern ein zerlumptes Auditorium, Advokaten in allen möglichen Stellungen, Soldaten mit rauhen, ernsten Gesichtern, altes fleckiges Tafelwerk, einen schmutzigen Plafond, Tische, die mit einem grünen, aber sehr verschossenen Tuche bedeckt, und Thüren, die von den vielen Griffen schwarz geworden waren. An Nägeln, die in der Täfelung steckten, hingen Wirthshauslampen, die mehr Rauch als Licht gaben.

Auf den Tischen standen Talglichte auf kupfernen Leuchtern. Es war etwas Trübes, Schmutziges, Trauriges, und doch machte das Ganze einen ernsten und erhabenen Eindruck, denn man fühlte jenes große Etwas, welches Gerechtigkeit heißt.

Von all diesen Leuten gab keiner auf ihn Acht. Alle Blicke waren auf einen einzigen Punkt gerichtet, auf eine hölzerne, an eine kleine Thür gelehnte Bank, links vom Präsidenten, längs der Mauer. Auf dieser Bank, die mehrere Talglichte beleuchteten, saß ein Mann zwischen zwei Gensdarmen. Dieser Mann war sein Mann.

Er suchte ihn nicht, er sah ihn. Seine Blicke fielen ganz von selbst dahin, als ob sie im Voraus gewußt hätten, wo diese Figur anzutreffen sei. Er glaubte sich selbst zu sehen, gealtert, von Gesicht zwar nicht ganz ähnlich, aber ähnlich in Haltung und Aussehen, mit seinen gesträubten Haaren, mit dem scheuen und unruhigen Blick, mit der Blouse, wie er sie am Tage getragen hatte, als er in D. ankam, voll Haß, im Busen jenen schauerlichen Schatz schrecklicher Gedanken, den er in neunzehn Jahren auf dem Pflaster des Bagno gesammelt hatte. Er frug sich schaudernd: Mein Gott, werde ich wieder so werden?

Dieses Geschöpf schien mindestens 60 Jahre alt zu sein. Es hatte etwas Rohes, Stumpfsinniges und Wildes an sich.

Beim Geräusch der aufgehenden Thüre hatte man Herrn Madeleine Platz gemacht. Der Präsident hatte den Kopf gedreht und da er wußte, daß die eintretende Person der Maire von M. an der M. war, ihn begrüßt. Der General = Advokat, der Herrn Madeleine in M. gesehen hatte, wohin ihn seine Berufsgeschäfte mehr als einmal hingeführt hatten, erkannte und grüßte ihn ebenfalls. Er be=

merkte es kaum. Er war einer Art von Hallucination zur Beute geworden und sah sich überall um. Richter, Gerichtsschreiber, Gensdarmen und eine Menge schrecklich neugieriger Köpfe hatte er schon einmal gesehen, ehemals, es waren schon siebenundzwanzig Jahre her. Er fand diese traurige Gesellschaft jetzt wieder. Diese Leute waren da, bewegten sich, existirten. Es war kein Spiel seiner Einbildungskraft, keine optische Täuschung; das waren wirkliche Gensdarmen und wirkliche Richter, eine wirkliche Menge und wirkliche Leute in Fleisch und Blut. Nun war es geschehen. Er sah die ungeheuerlichen Scenen seiner Vergangenheit wieder erscheinen, Leben annehmen, mit Allem, was die Wirklichkeit Schreckliches für ihn hatte. Alles das gähnte ihn wie ein Abgrund an.

Schauer ergriffen ihn und er schloß die Augen, indem er in der Tiefe seiner Seele ausrief: Niemals.

Durch ein tragisches Spiel des Schicksals, das alle seine Ideen verwirrte und ihn fast wahnsinnig machte, hatte er ein anderes Ich vor sich. Alle nannten diesen Mann, über den man richtete, Jean Valjean!

Er hatte vor seinen Augen, unerhörte Vision! eine Art Darstellung des schrecklichsten Augenblickes aus seinem Leben, gespielt von seinem Doppelgänger.

Alles war da, dieselben Anstalten, die nämliche Nachtstunde, fast dieselben Gesichter der Richter, Soldaten und Zuschauer. Nur über den Kopf des Präsidenten hing ein Cruzifix, das man zur Zeit seiner Verurtheilung in den Tribunalen nicht bemerkte. Als er gerichtet wurde, war Gott abwesend.

Hinter ihm stand ein Stuhl. Er ließ sich darauf niederfallen, wie versteinert bei dem Gedanken, daß man ihn sehen könnte. Als er saß, machte er sich einen Stoß Akten auf dem Tische der Richter zu Nutzen, um sein Gesicht dahinter vor den Blicken des ganzen Saales zu verstecken. Er konnte jetzt sehen, ohne gesehen zu werden. Er kam nun zum vollen Bewußtsein der Wirklichkeit und erholte sich nach und nach. Es wurde ruhig in ihm, so daß er hören konnte. Herr Bamatabois war unter der Zahl der Geschworenen.

Er suchte Javert; aber er fand ihn nicht. Die Zeugenbank war ihm durch den Tisch des Gerichtsschreibers verdeckt. Und dann war, wie bereits bemerkt, der Saal schwach beleuchtet.

In dem Augenblicke seines Eintritts kam der Advokat des Angeklagten mit seiner Vertheidigung zum Schluß. Die allgemeine Aufmerksamkeit war im höchsten Grade erregt. Die Verhandlungen dauerten schon drei Stunden. Seit drei Stunden sah diese Menge einen Mann,

einen Unbekannten, eine Art von elendem Wesen, im höchsten Grade stumpfsinnig oder äußerst verschmitzt, sich unter der Last einer schrecklichen Wahrscheinlichkeit beugen. Dieser Mann, man weiß es, war ein Vagabund, den man auf dem Felde angetroffen hatte, als er einen Zweig mit reifen Aepfeln forttragen wollte, der von einem Baume, innerhalb einer nahe gelegenen, Clos Pierron genannten Umzäunung abgerissen worden war. Wer war dieser Mann? Es hatte eine Untersuchung stattgefunden, Zeugen waren vernommen worden. Die Aussagen waren einstimmig gewesen. Es war Licht aus den Verhandlungen geflossen. Der Staatsanwalt sagte: Wir haben nicht nur einen Obstdieb oder Landstreicher vor uns; wir halten da in unsern Händen einen Banditen, einen Bannbrüchigen, einen alten Galeerensträfling, einen Elenden der gefährlichsten Art, einen Uebelthäter Namens Jean Valjean, den der Arm der Justiz schon lange sucht und der, vor acht Jahren, als er den Bagno von Toulon verließ, einen Diebstahl auf der Landstraße, mit bewaffneter Hand, an der Person eines Savoyardenknaben, Namens Petit-Gervais, vollzog, welches Verbrechen im Artikel 383 des Strafgesetzbuches vorgesehen ist, wofür wir ihn später zur Rechenschaft ziehen wollen; wenn die Identität richterlich festgestellt ist. Kürzlich hat er einen neuen Diebstahl begangen. Er ist also rückfällig. Verurtheilen sie ihn wegen der letzten That. Später wird er wegen der andern abgeurtheilt werden.

Der Angeklagte schien über diese Anklage, namentlich über die Einstimmigkeit der Zeugenaussagen, im höchsten Grade erstaunt. Er machte Geberden und Zeichen, die nein sagen wollten, oder betrachtete die Saaldecke. Er sprach mühsam, antwortete verlegen, aber sein ganzes Wesen, vom Kopfe bis zu den Füßen verneinte. Er glich gegenüber diesen in Schlachtordnung aufgestellten Gründen und Behauptungen einem Schwachsinnigen und sah inmitten dieser Gesellschaft, die ihn ergriff, wie ein Fremdling aus.

Inzwischen handelte es sich für ihn um die fürchterlichste Zukunft. Die Wahrscheinlichkeit wuchs mit jeder Minute und die ganze Menge erwartete, ängstlicher noch als er selbst, jenen unheilvollen Spruch, der wie ein Wetter über seinem Haupte drohte. Es war sogar die Möglichkeit vorhanden, daß er, statt zum Bagno, zur Todesstrafe verurtheilt wurde, wenn die Identität festgestellt und der Fall mit Petit-Gervais später mit einer Verurtheilung endigte. Wer war denn dieser Mann? Welcher Art war seine Apathie? War es Dummheit oder List? Begriff er zu viel oder gar nichts? Diese Fragen theilten die Menge und schienen auch die Jury zu theilen. Es war in diesem

Prozesse etwas, was erschreckt und in Verwirrung bringt. Das Drama war nicht allein düster, sondern auch dunkel.

Der Vertheidiger hatte ziemlich gut plaidirt, in jener eigenthümlichen Sprache, die lange Zeit bei den Rednern vor Gericht üblich war und ebensowohl in Paris als in Romorantin oder in Montbrison von sämmtlichen Advokaten gesprochen wurde. Sie ist heutzutage sogar klassisch geworden, wird aber nur noch von den offiziellen Rednern des Parkets gebraucht, denen sie wegen ihres ernsten Wohlklanges und ihrer majestätischen Bilder zusagt. In dieser Sprache heißen der Ehemann Gemahl, die Ehefrau Gemahlin, Paris Centrum der Künste und Civilisation, der König Monarch, Monseigneur der Bischof heiliger Pontifex, der General-Advokat beredter Dollmetscher des Strafgesetzes, die Vertheidigungsreden Worte, die man eben vernommen hat, das Jahrhundert Ludwig XIV. großes Jahrhundert, ein Theater Tempel Melpomenes, die regierende Familie erlauchtes Blut unserer Könige, ein Concert musikalische Feierlichkeit, der Herr Generalcommandant des Departements berühmter Krieger der u. s. w., die Zöglinge des Seminars zarte Leviten, die den Journalen zugeschriebenen Irrthümer Verläumdung, die ihr Gift in die Spalten dieser Organe träufele u. s. w.

Der Advokat hatte also mit einer Beleuchtung des Apfeldiebstahls begonnen, ein schlechtes Thema für den schwungvollen Styl; aber Béninge Bossuet selbst sah sich mitten in seiner Leichenrede gezwungen, auf ein Huhn anzuspielen und zog sich glanzvoll aus der Verlegenheit. Der Advokat hatte aufgestellt, daß der Apfeldiebstahl materiell nicht bewiesen sei. Sein Client, den er in seiner Eigenschaft als Vertheidiger beharrlich Champmathieu nannte, sei von Niemanden bei Erkletterung der Mauer und beim Abreißen des Zweiges gesehen worden. Man habe ihn mit diesem Zweige in der Hand, den der Staats-Anwalt gern einen Ast nennen wolle, arretirt; aber er behaupte, daß er ihn gefunden und von der Erde aufgerafft habe. Wo sei der Beweis vom Gegentheil? Dieser Zweig sei ohne Zweifel abgerissen, mittelst Uebersteigung entwendet und von dem erschreckten Dieb weggeworfen worden. Ohne Zweifel sei ein Diebstahl begangen worden. Wodurch sei aber bewiesen, daß dieser Dieb Champmathieu sei? Nur Eines spreche gegen ihn, seine Eigenschaft als ehemaliger Galeerensträfling.

Der Advokat leugnete nicht, daß ihm diese Eigenschaft unglücklicher Weise wohl constatirt scheine. Der Angeklagte habe in Faverolles gewohnt; er sei dort Baumschneider gewesen. Der Name Champmathieu könne wohl von Jean Mathieu abgeleitet sein. Alles das sei

wahr. Es seien endlich vier Zeugen da, welche in Champathien positiv und ohne Bedenken den Galeerensträfling Jean Valjean wiedererkennen. Solchen Angaben und Zeugnissen könne der Advokat nur das Leugnen seines Clienten entgegenstellen, welche zweifelsohne nicht uninteressant sei. Wenn man aber unterstelle, daß er der Galeerensträfling Jean Valjean sei, bewiese das denn, daß er auch die Aepfel gestohlen habe? Mehr als eine Vermuthung liege da nicht vor. Ein Beweis sei nicht vorhanden. Der Angeklagte habe, es sei wahr, und der Vertheidiger müßte in Treue zugeben, „ein schlechtes Vertheidigungssystem adoptirt." Er stelle beharrlich Alles in Abrede, den Diebstahl sowohl, als seine Eigenschaft als Galeerensträfling. Ein Geständniß hinsichtlich des letzteren Punktes wäre sicher besser gewesen und hätte seine Richter günstiger für ihn gestimmt. Er, der Advokat, habe es ihm angerathen; aber der Angeklagte habe sich beharrlich geweigert, da er ohne Zweifel glaube, Alles zu retten, wenn er nichts gestehe. Das wäre Unrecht. Müsse man aber nicht Rücksicht auf seinen Mangel an Einsicht nehmen? Dieser Mann sei offenbar stumpfsinnig. Ein langer, unglücklicher Aufenthalt im Bagno, ein langes Leiden außerhalb des Bagno's haben ihn verwildert u. s. w., er vertheidige sich schlecht, sei das eine Ursache, ihn zu verdammen? Was den Fall mit Petit-Gervais anbetreffe, so habe sich der Staatsanwalt darüber nicht zu äußern, weil dieser Fall mit der Sache nichts gemein habe. Der Advokat schloß, indem er die Jury und den Gerichtshof bat, Jean Valjean, wenn die Identität hinreichend constatirt erscheine, mit der geringsten Polizeistrafe, die einen Bannbrüchigen treffen könne, zu belegen, nicht aber mit der schrecklichen Strafe, die den rückfälligen Galeerensträfling treffe.

Darauf ergriff der General-Advokat das Wort, um den Vertheidiger zu widerlegen.

Seine Rede war so heftig und sprudelnd, wie es die Reden der Staatsprokuratoren gewöhnlich zu sein pflegen.

Er lobte die Loyalität des Vertheidigers und zog geschickten Vortheil aus derselben. Er belastete den Angeklagten mit all den Zugeständnissen, die sein Vertheidiger gemacht hatte. Der Advokat scheine zuzugeben, daß der Angeklagte Jean Valjean sei. Er nahm Akt davon. Dieser Mann sei also Jean Valjean. Die Anklage könne keinen Abstand davon nehmen und es könne nicht mehr bestritten werden.

Indem er, in einer geschickten Auseinandersetzung, die Quellen und Ursachen der Verbrechen beleuchtete, donnerte der General-Advokat gegen die Immoralität der romantischen Schule, damals in ihrer Blüthe

unter dem Namen satanische Schule, welchen ihr die Kritiker der „Quotidienne“ und „Oriflamme“ beigelegt hatten. Er schrieb nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem Einflusse dieser verderbten Literatur das Vergehen Champmathieus, oder besser gesagt Jean Valjeans zu. Als diese Betrachtungen erschöpft waren, kam er auf Jean Valjean selbst. Wer war dieser Jean Valjean? Darauf entwirft er ein Gemälde von ihm: ein ausgespienes Ungeheuer u. s. w. Ein Modell zu dieser Art von Beschreibungen liefert die Erzählung des Theramenes. Zwar zieht die Tragödie keinen Nutzen daraus, einen desto größeren aber täglich die richterliche Beredsamkeit.

Ein Schauer überlief das Auditorium und die Geschworenen. — Als er mit seiner Beschreibung zu Ende war, überließ sich der General-Advokat einer rednerischen Begeisterung, die ganz geeignet war, am andern Tage den Enthusiasmus des Journals der Präfektur zu erregen: Ein solcher Mensch, Vagabond, Bettler, ohne Existenzmittel u. s. w. u. s. w., während seiner ganzen Lebenszeit an sträfliche Handlungen gewöhnt, durch seinen Aufenthalt im Bagno kaum gebessert, wie es das an Petit-Gervais vollzogene Verbrechen beweist u. s. w., ein solcher Mensch wird auf öffentlicher Straße, auf frischer That ertappt, unweit einer übersprungenen Mauer, stellt Alles in Abrede, sogar seinen Namen und seine Identität. Außer hundert anderen Beweisen, bei welchen wir uns nicht aufhalten wollen, erkennen ihn vier Zeugen, Javert, der redliche Polizei-Inspekter Javert, und drei seiner alten Schandgenossen, die Galeerensträflinge Brevet, Chenildieu und Cochepaille. Was kann er dieser niederschmetternden Einstimmigkeit entgegenstellen? Er läugnet. Welche Verhärtung! Sie werden der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, meine Herren Geschworenen u. s. w.

Während der Generaladvokat sprach, hörte ihm der Angeklagte mit offenem Munde, mit einer Art von Erstaunen zu, worin auch etwas Bewunderung lag. Er war offenbar davon überrascht, daß ein Mann so sprechen konnte. Von Zeit zu Zeit, in den Momenten, wo die Beredsamkeit des Anwalts so heftig war, daß er sie nicht mehr zügeln konnte und der Strom seiner Rede in eine Fluth von Schmähworten ausartete, die den Angeklagten wie ein Wetter umbrausten, bewegte dieser langsam seinen Kopf von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten. Mit dieser Art stummen und traurigen Protestes hatte er sich seit dem Anfange der Debatten begnügt. Zwei oder dreimal hörten ihn die am nächsten stehenden Zuschauer sagen: — Das kommt davon, daß ich den Herrn Baloup nicht gefragt habe!
— Der General-Advokat machte die Geschwornen darauf aufmerksam, die nicht Dummheit, sondern Gewandtheit, List und Gewohnheit ver-

rathe, die Justiz zu täuschen, aus welcher die tiefe Verderbtheit dieses Menschen deutlich erhelle. Er schloß, indem er sich die Verhandlung mit Petit-Gervais vorbehielt und eine schwere Verurtheilung beantragte.

Es handelte sich dabei, wie man sich erinnert, um Zwangsarbeit auf Lebenszeit.

Der Vertheidiger stand auf und fing damit an, den Herrn „Generaladvokaten" wegen seiner „bewunderungswerthen Sprache" zu beglückwünschen, aber er wurde, obwohl er, so gut er konnte, fortfuhr, immer matter. Er verlor offenbar den Boden unter den Füßen.

X.

Das Ableugnungssystem.

Der Augenblick, die Debatten zu schließen, war gekommen. Der Präsident ließ den Angeklagten aufstehen und richtete folgende übliche Frage an ihn:

Haben Sie ihrer Vertheidigung noch etwas hinzuzufügen?

Der Mann stand aufrecht, drehte eine scheußliche Mütze zwischen den Finger und schien nichts zu hören.

Der Präsident wiederholte die Frage.

Diesmal hörte der Mann. Er schien zu begreifen. Er machte eine Bewegung, wie Jemand, der aufwacht, warf einen Blick auf das Publikum, die Gensdarmen, seinen Advokaten, die Geschworenen und den Gerichtshof, stemmte dann seine riesige Faust auf die hölzerne Randleiste vor seiner Bank, blickte noch einmal auf, indem er den Generaladvokaten fixirte, und fing dann zu sprechen an. Seine Rede glich dem Ausbruche eines Vulkans. Nach der Art, wie ihm die Worte aus dem Munde hervorstürzten, unzusammenhängend, ungestüm, stoßweise, durcheinander, hätte man glauben sollen, daß sie alle zu gleicher Zeit hervorbrechen wollten.

Ich habe das zu sagen, fing er an. Ich war Stellmacher in Paris, ich war sogar bei dem Herrn Baloup. Es ist ein hartern Stand, die Stellmacherei; man arbeitet in freier Luft, im Hof, unter dem Schuppen, bei den guten Meistern selbst niemals in einer verschlossenen Werkstatt, weil man Platz braucht, sehen Sie. Im Winter friert man so, daß man sich die Arme an den Leib schlägt, um sich zu wärmen, aber die Meister wollen es nicht, sie sagen, daß man damit Zeit verliert. Mit dem Eisen herumwirthschaften, wenn der Frost zwischen den Pflastersteinen sitzt, ist 'n rauhes Ding. Das nutzt einen Mann schnell ab. Man ist schon alt in dem Stand da, wenn man noch ganz jung ist. Mit vierzig Jahren ist ein Mann fertig.

Ich, für mein' Theil, war schon dreiundfünfzig; es ging mir gar übel. Und dann, die Arbeier sind so boshaft! Wenn 'n braver Mann nicht mehr jung ist, so nennt man ihn alter Zeisig, altes Vieh! Ich verdiente nur 30 Sous im Tag, man gab mir so wenig, wie nur möglich; die Meister zogen Profit von meinem Alter. Dazu hatte ich meine Tochter, die war Wäscherin, am Strom. Sie verdiente auch ein Bischen; das genügte für uns Beide. Sie hatte auch ihre Last: den ganzen Tag im Waschkübel mit dem halben Leib, beim Regen, beim Schnee, beim Wind, der einem das Gesicht zerschneidet; wenn es friert, es ist gerade eben so, es wird doch gewaschen. Es gibt Leute, die haben nicht viel Leinenzeug und warten darauf. Wäscht sie's nicht, so verliert sie die Kundschaft. Die Bohlen sind schlecht zusammengefügt, und das Wasser fällt überall auf Euch. Man hat ganz nasse Kleider, oben und unten. Das dringt durch. Sie hat auch am Waschbecken bei den „Rothen Kindern" gearbeitet, wo das Wasser aus Hähnen kommt. Man steht nicht drin, man wäscht vor sich beim Hahn und spült hinter sich im Bassin. Da es verdacht ist, so friert man noch mehr. Das heiße Waschwasser ist schrecklich; das verdirbt die Augen. Sie kam um 7 Uhr Abends nach Hause und legte sich geschwind zu Bett; sie war so müde. Dazu schlug sie ihr Mann. Sie ist gestorben. Wir waren nicht sehr glücklich. Sie war ein braves Mädchen, sie ging nicht auf den Ball; sie lebte ruhig für sich. Ich erinnere mich Fastnachtsdienstag lag sie um 8 Uhr im Bett. Da! Ich sage die Wahrheit. Sie brauchen nur zu fragen. Ah! Jawohl! fragen! wie dumm bin ich! Paris ist ein Abgrund. Wer kennt den Vater Champmathieu? Inzwischen ich sage Ihnen, Herr Baloup. Fragen Sie beim Herrn Baloup nach. Ich weiß nicht, was man mir eigentlich will.

Darauf schwieg der Mann, blieb aber stehen. Er hatte das Vorstehende mit einer lauten, schnellen, rauhen, harten und heiseren Stimme, mit einer Art gereizten und wilden Naivetät gesagt. Einmal hatte er sogar eingehalten, um Jemanden in der Menge zu grüßen. Die Art von Betheuerungen, die er so aufs Gerathewohl ausgestoßen zu haben schien, kamen ihm wie der Schlucken und bei jeder derselben machte er eine Bewegung, wie ein Holzspalter bei seiner Arbeit. Als er fertig war brach das Auditorium in ein helles Gelächter aus. Er betrachtete das Publikum und da er sah, daß man lachte, zwar wußte er nicht warum, fing er an mitzulachen.

Es war herzzerreißend.

Nun erhob der Präsident, ein aufmerksamer und wohlwollender Mann, seine Stimme.

Er erinnerte die Herren Geschworenen daran, daß Herr Baloup, ehemaliger Stellmachermeister, bei welchem der Angeklagte in Diensten gestanden haben wollte, erfolglos vorgeladen worden sei. Er habe Fallit gemacht und nicht mehr aufgefunden werden können. Darauf wendete er sich zu dem Angeschuldigten, forderte ihn auf, zu hören, was er ihm sagen würde und fügte dann hinzu: Sie befinden sich in einer Lage, in welcher man nachdenken muß. Der schwerste Verdacht lastet auf Ihnen und kann die schlimmsten Folgen für Sie nach sich ziehen. Angeklagter, in Ihrem Interesse fordere ich Sie zum letzten Male auf, erklären Sie sich deutlich über die beiden Thatsachen: — Erstens, haben Sie, ja oder nein, die Mauer des Clos Pierron überstiegen, den Ast abgebrochen und die Aepfel gestohlen, das heißt das Verbrechen des Diebstahls mit Einbruch begangen? Zweitens ja oder nein, sind Sie der ehemalige Galeerensträfling Jean Valjean?

Der Angeklagte schüttelte mit einer sachverständigen Miene den Kopf, wie Einer, der wohl verstanden hat und weiß, was er antworten wird. Dann that er den Mund auf, drehte sich zum Präsidenten und sagte:

— Vorerst . . .

Darauf sah er seine Mütze an, dann die Decke und schwieg.

— Angeklagter, begann nun der Generaladvokat wieder, geben Sie Acht. Sie antworten nicht auf das, was man Sie fragt. Ihre Verwirrung verurtheilt Sie. Es ist offenbar, daß Sie nicht Champmathieu heißen, daß Sie der Galeerensträfling Jean Valjean sind, der sich hinter dem Namen Jean Mathieu, dem Namen seiner Mutter, versteckt, daß Sie nach der Auvergne gegangen sind, daß Sie in Faverolles geboren sind, wo sie Baumschneider waren. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Sie die reifen Aepfel, mittelst Uebersteigung des Clos Pierron, gestohlen haben. Die Herren Geschworenen werden die Sache beurtheilen.

Der Angeklagte, der sich gesetzt hatte, stand plötzlich wieder auf, als der Generaladvokat fertig war und schrie:

Ihr seid sehr boshaft, Ihr! Da! das wollte ich sagen. Ich hab's nicht gleich finden können. Ich hab' nichts gestohlen, ich bin ein Mann, der nicht alle Tage ißt. Ich kam aus Ailly. Ich ging über Land nach 'nem Regen, von dem das Feld ganz gelb war, so daß die Pfützen überliefen, und daß am Rand vom Wege nur ganz wenig Gras über den Sand guckte. Ich fand einen abgerissenen Zweig auf der Erde. Aepfel waren dran. Ich raffte den Zweig auf, ohne zu wissen, was das für schwere Folgen für mich haben sollte. Es sind nun drei Wochen, daß ich im Gefängniß bin und daß man mich plackt.

Danach kann ich doch nicht sagen, man spricht gegen mich. Ich soll antworten, sagen Sie! der Gensdarm, der ein guter Junge ist, stößt mich an den Ellbogen und sagt leise: antworte doch! Ich kann mich nicht ausdrücken, ich hab' nicht studirt, ich bin 'n armer Mann. Das ist das Unrecht, daß man das nicht sieht. Ich habe nicht gestohlen, ich hab' das Ding vom Boden aufgerafft, was da lag. Sie sagen Jean Valjean, Jean Mathieu! ich kenne diese Personnen nicht. Sie sind aus dem Dorfe. Ich habe bei dem Herrn Baloup gearbeitet, Boulevard de l'Hospital. Ich heiße Champmathieu. Ihr seid klug, mir zu sagen, wo ich geboren bin. Weiß ich's doch selbst nicht. Es hat nicht jeder 'n Haus, um drin auf die Welt zu kommen. Es wär' zu bequem. Ich meine, Vater und Mutter waren Leute, die auf der Landstraße umherliefen; ich weiß es übrigens nicht. Als ich 'n Kind war, nannten sie mich „Kleiner," jetzt heißen sie mich „Alter!" Da! das sind meine Taufnamen! Nehmt's wie Ihr wollt. Ich war in der Auvergne, ich war in Faverolles. Was ist denn dabei? He? Kann man denn nicht in der Auvergne gewesen sein, in Faverolles gewesen sein, ohne auf den Galeeren gewesen zu sein? Ich sage Euch, daß ich nicht gestohlen habe und daß ich Vater Champmathieu bin. Ich war beim Herrn Baloup, ich hatte da meine Wohnung. Ihr langweilt mich mit Euren Dummheiten am Ende. Warum denn sind die Leute wie toll hinter mir her?

Der Generaladvokat war stehen geblieben; er wendete sich an den Präsidenten.

Herr Präsident! Nach Anhörung des confusen, aber sehr geschickten Läugnens des Angeklagten, der sich gerne für geistesschwach halten lassen möchte, was ihm aber sicher nicht gelingen wird — wovon wir ihn hiermit benachrichtigen — tragen wir darauf an, es möge Ihnen und dem Gerichtshofe gefallen, die Sträflinge Brevet, Cochepaille und Chenildieu, sowie den Polizei-Inspektor Javert, nochmals und zum letzten Male über die Identität des Angeklagten mit dem Galeerensträfling Jean Valjean zu befragen.

Ich mache den Herrn Generaladvokaten darauf aufmerksam, sagte der Präsident, daß der Polizei-Inspektor Javert in Dienstangelegenheiten nach der Hauptstadt eines benachbarten Arrondissements abberufen, den Audienzsaal und die Stadt sogleich nach seiner Vernehmung verlassen hat. Wir haben ihm dazu unsere Genehmigung ertheilt, mit Bewilligung des Generaladvokaten und des Vertheidigers des Angeklagten.

Das ist wahr, Herr Präsident, fing der Generaladvokat wieder an. In der Abwesenheit des Herrn Javert glaubte ich die Herren Ge-

schworenen daran erinnern zu müssen, was er selbst vor wenigen Stunden hier gesagt hat. Javert ist ein geachteter Mann, der durch seine strenge und gerade Rechtschaffenheit das untergeordnete, aber wichtige Amt ehrt, welches er bekleidet. Seine Aussage lautet so: „Ich habe nicht einmal moralische und materielle Beweise nöthig, um das Läugnen des Angeklagten zu widerlegen. Ich erkenne ihn vollkommen. Dieser Mann nennt sich nicht Champmathieu. Er ist ein alter, sehr boshafter und sehr gefürchteter Galeerensträfling, Namens Jean Valjean. Man hat ihn, nach überstandener Strafe, nur mit größem Bedauern entlassen. Er hat neunzehn Jahre Zwangsarbeit, wegen qualifizirten Diebstahls, ausgehalten. Fünf oder sechs Mal hatte er zu entspringen versucht. Außer dem, am kleinen Gervais und an Pierron begangenen Verbrechen, vermuthe ich, daß er noch einen Diebstahl an dem verstorbenen Bischof von D. begangen hat. Ich habe ihn oft gesehen, zur Zeit als ich noch Aufsehergehülfe im Bagno von Toulon war. Ich wiederhole es, daß ich ihn vollkommen erkenne."

Diese unzweideutige Erklärung schien einen lebhaften Eindruck auf das Publikum und die Jury zu machen. Der Generaladvokat schloß, indem er darauf bestand, daß, in Abwesenheit Javerts, die drei Zeugen Brevet, Chenildieu und Cochepaille nochmals verhört würden. Der Präsident übergab dem Huissier einen Befehl und einen Augenblick darauf öffnete sich das Zeugenzimmer. Der Huissier, von einem Gensdarmen begleitet, der bereit war ihm Beistand zu leisten, führte den ehemaligen Sträfling Brevet ein. Das Auditorium war in der größten Spannung und jeder Busen hob sich, als ob das Publikum nur eine Seele gehabt hätte. Der ehemalige Galeerensträfling Brevet trug die schwarze und graue Jacke der Centralhäuser. Brevet war ein Mann von sechszig Jahren, mit einer Art Geschäftsmannsgesicht und der Miene eines Halunken. Das paßt mitunter zusammen. Er war im Gefängnisse, wohin ihn neue Vergehen geführt hatten, so etwas wie Schließer geworden und ein Mann, von dem die Vorgesetzten sagten: er sucht sich nützlich zu machen. Die Geistlichen lobten seinen religiösen Lebenswandel. Man muß nicht vergessen, daß sich diese Geschichte unter der Restauration zutrug.

Brevet, sagte der Präsident, Sie haben eine infamirende Strafe erlitten und können keinen Eid leisten.

Brevet schlug die Augen nieder.

Inzwischen, fing der Präsident wieder an, kann selbst bei dem Menschen, den das Gesetz degradirt hat, ein Gefühl für Ehre und Billigkeit bleiben, wenn es die göttliche Gnade zuläßt. An diese Em-

pfindungen appellire ich in dieser entscheidenden Stunde. Wenn sie noch in Ihnen, wie ich hoffe, vorhanden ist, so denken Sie nach, ehe Sie mir antworten. Betrachten Sie einerseits diesen Mann, den ein Wort von Ihnen vernichten kann, andererseits die Gerechtigkeit, die ein Wort von Ihnen aufzuklären vermag. Der Augenblick ist feierlich und Sie können sich immer noch berichtigen, wenn Sie glauben, sich geirrt zu haben. — Angeklagter! stehen Sie auf! — Brevet betrachten Sie den Angeklagten genau, sammeln Sie Ihre Erinnerungen und sagen Sie auf Seele und Gewissen, ob Sie darauf beharren, diesen Mann als Ihren ehemaligen Bagnogefährten Jean Valjean wiederzuerkennen.

Brevet betrachtete den Angeklagten. Darauf drehte er sich wieder um und sagte:

Ja, Herr Präsident. Ich habe ihn zuerst erkannt und ich bleibe dabei. Dieser Mann ist Jean Valjean. Er ist im Jahre 1796 in Toulon eingetreten und 1815 herausgekommen. Ich kam das Jahr nach ihm los. Er sieht jetzt wie ein Vieh aus. Das Alter hat ihn vielleicht so herunter gebracht. Im Bagno war er heimtückisch. Ich erkenne ihn ganz bestimmt.

Setzen Sie sich, sagte der Präsident. Angeklagter! bleiben Sie stehen!

Man führte Chenildieu, Sträfling auf Lebenszeit, ein, wie man an seiner rothen Jacke und an seiner grünen Mütze erkennen konnte. Er verbüßte seine Strafe im Bagno von Toulon, von wo er wegen dieser Sache nach Arras gebracht worden war. Er war ein kleiner Mann von ungefähr 50 Jahren, lebhaft, runzlich, schwächlich, gelb, schamlos, fieberhaft. In seinem Blicke lag eine außerordentliche Kraft. Seine Kerkergenossen hatten ihm den Beinamen: Ich leugne Gott (Je-nie-Dieu) gegeben.

Der Präsident richtete ungefähr dieselben Worte an ihn wie an Brevet. In dem Augenblicke, als er ihn daran erinnerte, daß seine Bescholtenheit ihn des Rechts verlustig mache, einen Schwur zu leisten, hob Chenildieu den Kopf in die Höhe und betrachtete die Menge.

Der Präsident lud ihn ein, sich zu sammeln und frug ihn, wie früher Brevet, ob er darauf beharre, den Angeklagten zu erkennen.

Chenildieu platze darauf in ein Gelächter aus.

Pardieu! (Bei Gott!) ob ich ihn erkenne! wir waren fünf Jahre an der Kette miteinander. — Du bist uns wohl böse, Alter?

Setzen Sie sich, sagte der Präsident.

Der Huissier führte nun Cochepaille herbei; dieser, ebenfalls auf Lebenszeit verurtheilt, ebenfalls aus dem Bagno gekommen und in

Roth gekleidet, wie Chenildieu, war ein Bauer aus Lourdes, ein halber Bär aus den Pyrenäen. Er hatte die Schafe im Gebirge gehütet und war nach und nach aus einem Schäfer ein Räuber geworden. Cochepaille war nicht minder wild und schien noch stumpfsinniger als der Angeklagte. Es war einer jener unglücklichen Menschen, welche die Natur als wildes Thier angelegt und die Gesellschaft als Galeerensträfling ausgebildet hat.

Der Präsident versuchte es, ihn durch einige pathetische und ernste Worte zu rühren und frug ihn wie die beiden andern, ob er ohne Zögern und ohne Verwirrung darauf bestände, den Mann wiederzuerkennen, welcher vor ihm stehe.

Es ist Jean Valjean, sagte Cochepaille. Ich kenne ihn ganz genau.

Alle Behauptungen dieser Männer, welche offenbar aufrichtig und in gutem Glauben gemacht wurden, riefen in der Versammlung ein Gemurmel hervor, das für den Angeklagten eine schlechte Vorbedeutung war. Dies Gemurmel wuchs und steigerte sich, so oft eine neue Erklärung zu den bereits abgegebenen trat. Der Angeklagte selbst hatte sie mit jener erstaunten Miene angehört, welche nach der Aussage der Anklage sein Hauptvertheidigungsmittel war. Bei der ersten Erklärung blickten die Gensdarmen sich an und brummten zwischen den Zähnen: ah! das ist so einer! Nach der zweiten sagte er etwas lauter, fast als ob es ihm recht wäre: Gut! Bei der dritten schrie er: famos!

Der Präsident wandte sich wieder an ihn.

Angeklagter! Sie haben gehört. Was haben Sie zu sagen!

Er antwortete:

Ich sage: famos!

Das Pubikum wurde unruhig und diese Unruhe theilte sich fast den Geschworenen mit. Es war offenbar, daß der Mann verloren war. —

Huissier, sagte der Präsident, gebieten Sie Ruhe. Ich will die Verhandlungen schließen.

In diesem Augenblicke entstand plötzlich eine Bewegung ganz in der Nähe des Präsidenten. Man hörte eine Stimme, die laut rief: Brevet, Chenildieu, Cochepaille! sehet einmal hierher!

Es überlief alle eiskalt, die diese Stimme hörten, so kläglich, und doch so schrecklich war sie. Aller Augen richteten sich nach dem Punkte, wo sie herkam. Unter den bevorzugten Zuhörern hatte sich ein Mann erhoben, die Halbthür aufgestoßen, welche das Tribunal vom Mittelraum trennte, und stand nun mitten im Saale. Der

Präsident, der General-Advokat, Herr Bamatabois und zwanzig Personen erkannten ihn und riefen zu gleicher Zeit:

Herr Madeleine!

XI.

Champmathieu erstaunt immer mehr.

Er war es in der That. Die Lampe des Gerichtsschreibers beleuchtete sein Gesicht. Er hielt seinen Hut in der Hand. An seinem Anzuge war keine Unordnung zu bemerken. Sein Rock war sorgfältig zugeknöpft. Er war sehr bleich und zitterte ein wenig. Seine Haare, die bei seiner Ankunft in Arras noch grau waren, waren nun ganz weiß. Seit einer Stunde, so lange war er im Saal, waren sie weiß geworden.

Nun streckten sich alle Köpfe in die Höhe. Die Aufregung war unbeschreiblich. Einen Augenblick war das Publikum zweifelhaft. Die Stimme war so eindringlich gewesen, und der Mann, den man da vor sich sah, schien so ruhig, daß man anfangs nicht wußte, was man davon halten sollte. Man fragte sich, wer gerufen habe. Man konnte nicht glauben, daß es dieser ruhige Mann sei, der diesen schrecklichen Schrei ausgestoßen hatte.

Diese Unentschlossenheit dauerte nur einige Secunden. Bevor der Präsident und der General-Advokat nur ein Wort sagen, bevor Gensdarmen und Huissiers nur eine Bewegung machen konnten, war der Mann, den sie noch alle in dem Momente Madeleine nannten, auf die Zeugen Cochepaille, Brevet und Chenildieu zugegangen.

Ihr erkennt mich also nicht mehr? sagte er.

Keiner von den Dreien vermochte ein Wort zu sprechen, sondern Jeder deutete durch Kopfschütteln an, daß er ihn nicht kenne. Der eingeschüchterte Cochepaille grüßte militärisch. Herr Madeleine sah die Geschworenen und die Richter an und sagte dann mit sanfter Stimme:

Meine Herren Geschworenen! Setzen Sie den Angeklagten in Freiheit. Herr Präsident, lassen Sie mich verhaften! Der Mann, den Sie suchen, ist nicht der da, ich bin es. Ich bin Jean Valjean!

Nicht ein Athemzug wurde gehört. Auf das erste Erstaunen war eine Grabesstille gefolgt. Man fühlte im Saal eine Art von religiösem Schauder, der die Menge erfaßt, wenn etwas Großes geschieht.

Das Gesicht des Präsidenten hatte inzwischen einen mitleidigen und traurigen Ausdruck angenommen. Er hatte einen raschen Blick mit dem General-Advokaten und dann, mit leiser Stimme, einige

Worte mit den Beisitzern gewechselt. Dan wandte er sich an das Publikum und frug mit einem Ausdrucke, der von Allen verstanden wurde:

Ist hier ein Arzt?

Darauf ergriff der General-Advokat wieder das Wort:

Meine Herren Geschworenen! Das so seltsame und unerwartete Ereigniß, welches die Verhandlung unterbricht, flößt uns wie Ihnen ein Gefühl ein, das wir nicht nöthig haben auszudrücken. Sie kennen Alle, wenigstens dem Rufe nach, den ehrenwerthen Herrn Madeleine, Maire von M. an der M. Wenn es einen Arzt unter den Zuhörern gibt, so treten wir dem Herrn Präsidenten bei, um ihn zu bitten, dem Herrn Madeleine beistehen und ihn nach seiner Wohnung begleiten zu wollen.

Herr Madeleine ließ den General-Advokaten nicht ausreden. Er unterbrach ihn mit einem Tone voll Milde und Autorität. Die Worte, welche er sprach, waren wörtlich folgende, so wie sie unmittelbar nach der Verhandlung von einem der Zeugen dieser Scene aufgeschrieben wurden, und wie sie noch in den Ohren derer wiederklingen, die sie vor beinahe vierzig Jahren gehört haben.

Ich danke Ihnen, Herr Generaladvokat; aber ich bin nicht geistesschwach! Sie waren im Begriffe, einen großen Irrthum zu begehen; lassen Sie diesen Mann los, ich vollziehe eine Pflicht. Ich bin dieser unglückliche Verurtheilte. Ich bin der Einzige, der klar sieht und ich sage Ihnen die Wahrheit. Was ich in diesem Augenblicke thue, Gott da oben sieht es und das genügt mir. Sie können mich festnehmen, weil ich hier bin. Inzwischen hatte ich doch mein Bestes gethan. Ich hatte mich unter einem fremden Namen verborgen, ich bin reich, ich bin Maire geworden. Ich habe zu den ehrenhaften Leuten zurückkehren wollen. Es scheint, daß das nicht möglich ist. Auch gibt es Dinge, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ich will Ihnen mein Leben nicht erzählen. Eines Tages wird man es wissen. Ich habe Sr. Gnaden den Herrn Bischof bestohlen, das ist wahr. Ich habe Petit-Gervais bestohlen, das ist auch wahr. Man hat Recht gehabt zu sagen, daß Jean Valjean ein sehr boshafter Unglücklicher war. Die ganze Schuld liegt aber vielleicht nicht an ihm. Hören Sie, meine Herren Richter! Ein so tief gesunkener Mann wie ich darf weder mit der Vorsehung hadern, noch der Gesellschaft Rathschläge ertheilen. Aber sehen Sie, die Schande, von der ich mich zu befreien suchte, ist etwas Schädliches. Die Galeeren machen den Verbrecher. Nehmen Sie das an, wenn Sie wollen. Ehe ich in den Bagno ging, war ich ein armer, kurzsichtiger Bauer, eine Art von Einfaltspinsel.

Der Aufenthalt im Bagno hat mich ganz verändert. Ich war stumpfsinnig und böse geworden. Aus einem Scheit Holz wurde ein Feuerbrand. Wie mich Strenge verdorben hatte, rettete mich später Nachsicht und Güte. Doch ich bitte um Verzeihung, Sie können nicht verstehen, was ich Ihnen da sage. Sie finden bei mir in der Kaminasche das Vierzig-Sous-Stück, welches ich vor sieben Jahren dem kleinen Gervais stahl. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Verhaften Sie mich, im Namen Gottes! Der Herr Generaladvokat schüttelt den Kopf und Sie sagen: Herr Madeleine ist verrückt geworden. Sie glauben mir nicht! Das ist betrübend. Verurtheilen Sie wenigstens diesen Mann nicht. Was? Die wollen mich nicht wiedererkennen? Ich wollte, daß Javert nur hier wäre. Er würde mich schon wiedererkennen, er!

Nichts ist im Stande, die sanftmüthige, aber doch tiefe Melancholie zu bezeichnen, welche diese Worte begleitete.

Er drehte sich zu den drei Galeerensträflingen:

Wohlan, ich erkenne Euch, ich! Brevet, erinnert Ihr Euch denn nicht?

Er unterbrach sich, zögerte einen Augenblick und sagte:

Erinnerst Du Dich noch dieser gestrickten und gewürfelten Hosenträger, welche Du im Bagno trugst?

Brevet wurde wie vom Schreck geschüttelt und betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit erstaunter Miene.

Er fuhr fort:

Chenildieu, der Du Dich selbst „Ich leugne Gott" nanntest, Deine ganze rechte Schulter ist stark verbrannt, weil Du Dich eines Tages mit dieser Schulter auf ein glühendes Kohlenbecken legtest, um die drei Buchstaben T. F. P. auszulöschen, die man dennoch stets sehen kann. Antworte, ist es wahr?

Es ist wahr, sagte Chenildieu.

Er wendete sich darauf an Cochepaille.

Cochepaille, Du hast in der Nähe der Schlagader des linken Armes ein Datum, in blauen Buchstaben, mit Schießpulver eingebrannt. Es ist das Datum der Landung des Kaisers in Cannes am 1. März 1815. Streife den Aermel zurück.

Cochepaille streifte den Aermel zurück, während alle Blicke auf seinen nackten Arm fielen. Ein Gensdarm näherte sich mit einer Lampe. Das Datum war vorhanden.

Der unglückliche Mann wandte sich nun wieder zum Auditorium und den Richtern, mit einem Lächeln, worüber denen, welche es gesehen haben, noch das Herz blutet, wenn sie daran denken. Es war

das Lächeln des Triumphes und auch das Lächeln der Verzweiflung. Sie sehen wohl, sagte er, daß ich Jean Valjean bin.

Es gab in dieser Versammlung weder Richter noch Ankläger, noch Gensdarm. Es gab nur starre Augen und bewegte Herzen. Niemand erinnerte sich mehr der Rolle, die Jeder noch zu spielen haben konnte. Der General-Advokat vergaß, daß er da war, um Anträge zu stellen, der Präsident, daß er präsidiren, der Vertheidiger, daß er vertheidigen müsse. Ueberraschend war es dabei, daß keine Frage gestellt wurde und keine Autorität einschritt.

Das Charakteristische erhabener Schauspiele ist, alle Seelen auf einmal zu ergreifen und aus allen Zeugen Zuschauer zu machen. Vielleicht gab sich Niemand Rechenschaft von dem, was er empfand; ohne Zweifel sagte sich Niemand, daß er da ein großes Licht leuchten sehe. Alle fühlten sich innerlich geblendet.

Es war offenbar, daß man Jean Valjean vor sich hatte. Es war sonnenklar. Die Erscheinung dieses Mannes hatte genügt, um das noch kurz zuvor so dunkle Abenteuer hell zu erleuchten. Ohne daß es von da ab noch einer Erklärung bedurft hätte, begriff diese ganze Menge, wie durch eine Art elektrischer Offenbarung, auf der Stelle und mit einem einzigen Blicke diese einfache und großartige Geschichte eines Mannes, der sich der Justiz überlieferte, damit nicht ein Anderer an seiner Stelle verurtheilt würde.

Alle Einzelnheiten, Hindernisse und möglichen Einwände verschwanden vor dieser leuchtenden, ungeheuren That.

Dieser Eindruck verlor sich schnell; aber im Augenblicke war er unwiderstehlich.

Ich will die Verhandlung nicht länger stören, fing Jean Valjean wieder an. Ich gehe, weil man mich nicht verhaftet. Ich habe mancherlei zu thun. Der Herr General-Advokat weiß, wer ich bin, weiß wohin ich gehe. Er kann mich verhaften lassen, wenn er will.

Darauf ging er nach der Thüre. Nicht eine Stimme erhob sich; nicht ein Arm streckte sich aus, um ihn aufzuhalten. Alle machten ihm Platz. Er hatte in jenem Augenblicke so etwas Göttliches an sich, vor dem die Menge wie ein Mann zurückweicht. Mit langsamen Schritten ging er durch dieselbe. Man hat niemals erfahren, wer ihm die Thür öffnete, aber es steht fest, daß er sie offen fand, als er sie erreicht hatte. In diesem Augenblicke wandte er sich noch einmal um und sagte:

Herr General-Advokat! ich bleibe zu ihrer Verfügung.

Darauf wendete er sich an das Publikum:

Sie alle, die hier gegenwärtig sind, finden mich des Mitleids

würdig, nicht wahr? Mein Gott! wenn ich an das denke, was ich im Begriffe stand zu thun, finde ich mich beneidenswerth. Indessen wäre es mir lieber gewesen, wenn Alles dieses nicht gekommen wäre.

Er ging hinaus und die Thüre schloß sich, wie sie sich geöffnet hatte, denn die, welche gewisse erhabene Dinge verrichten, sind immer sicher, von einem in der Menge bedient zu werden.

Kaum eine Stunde darauf sprachen die Geschwornen Champmathieu von jeder Klage frei. Champmathieu, der sogleich in Freiheit gesetzt wurde, ging wie versteinert davon, hielt die ganze Welt für verrückt und begriff nichts von dem, was ihm wie eine Vision vorkam.

Achtes Buch.

Rückschlag.

I.

In welchem Spiegel Herr Madeleine seine Haare betrachtet.

Der Tag begann zu grauen. Fantine hatte zwar eine fieberhafte und schlaflose Nacht gehabt, aber die schönsten Bilder hatten sie umgaukelt. Am Morgen schlief sie wieder ein. Schwester Simplicia, die sie gewacht hatte, benutzte diesen Schlaf, um einen neuen Trank aus Chinarinde zu bereiten. Die würdige Schwester war seit einigen Augenblicken im Laboratorium der Krankenabtheilung mit ihren Gläsern und Droguen beschäftigt; sie hatte sich ganz über dieselben herübergebeugt, weil die Gegenstände in dem Nebel, welchen die Morgendämmerung über dieselben gebreitet, nicht gut sichtbar waren.

Plötzlich wandte sie den Kopf um, und stieß einen leichten Schrei aus. Herr Madeleine stand vor ihr. Er war geräuschlos in's Zimmer getreten.

Sie sind es, Herr Maire! rief sie.

Wie geht es der armen Frau? antwortete er mit leiser Stimme.

Nicht schlecht in diesem Augenblicke. Wir waren aber sehr unruhig, das versichere ich Sie.

Sie erzählte ihm nun, was vorgefallen war, daß Fantine am Abende vorher sehr schlecht gewesen sei und daß sie sich nun besser befinde, weil sie glaube, daß der Herr Maire ihr Kind von Montfermeil abholen wolle. Die Schwester wagte es nicht, den Herrn Maire auszufragen, aber sie sah ihm wohl an, daß er nicht von da kam.

Das ist gut, sagte er; Sie haben wohl daran gethan, sie nicht zu enttäuschen.

Ja, versetzte die Schwester, aber jetzt, Herr Maire, wenn sie Sie sehen wird und ihr Kind nicht, was sollen wir ihr dann sagen?

Er blieb einen Augenblick in träumerisches Nachdenken versunken.

Gott wird uns sagen, was wir thun sollen, entgegnete er.

Man kann aber doch nicht lügen, murmelte die Schwester mit halblauter Stimme.

Es war jetzt heller Tag im Zimmer der voll ins Ansicht des Herrn Madeleine fiel. Die Schwester schlug zufällig die Augen auf.

Mein Gott! Herr! was ist Ihnen denn begegnet? Ihre Haare sind ja ganz weiß.

Weiß? sagte er.

Schwester Simplicia hatte keinen Spiegel. Sie wühlte in einem Bündel und zog einen kleinen Spiegel hervor, dessen sich der Hausarzt bediente, um den Tod eines Kranken zu constatiren, d. h. um zu sehen, ob er noch athme.

Herr Madeleine griff nach dem Spiegel, betrachtete seine Haare und sagte nichts als: So! so!

Er sprach diese Worte gleichgültig aus, als ob er an etwas Anderes dächte.

Der Schwester wurde es eiskalt. Sie fühlte, daß dahinter ein düsteres Geheimniß stecke.

Er frug: Kann ich sie sehen?

Wird der Herr Maire das Kind nicht kommen lassen? sagte die Schwester, welche es kaum wagte, eine Frage zu stellen.

Ohne Zweifel, aber dazu bedarf es mindestens zwei oder drei Tage.

Wenn sie, fing die Schwester wieder schüchtern an, den Herrn Maire bis dahin nicht wiedersähe, so wüßte sie nicht, daß der Herr Maire wieder zurück sei. Es wäre leicht, sie bis dahin geduldig warten zu lassen, und wenn das Kind komme, so würde sie ganz natürlich denken, daß der Herr Maire mit dem Kinde angekommen sei. Man brauche dann nicht zu lügen.

Herr Madeleine schien einige Augenblicke nachzudenken. Dann sagte er mit ruhigem Ernst:

Nein, Schwester, ich muß sie sehen; ich bin vielleicht eilig.

Die Nonne schien dieses Wort „vielleicht“ nicht zu bemerken, das den Worten des Herrn Maire einen dunklen und eigenthümlichen Sinn verlieh. Sie antwortete, indem sie achtungsvoll die Augen niederschlug und die Stimme dämpfte.

In diesem Falle kann der Herr Maire eintreten. Sie ruht jetzt.

Er machte einige Bemerkungen über eine Thüre, die schlecht schloß und deren Geräusch die Kranke aufwecken könnte. Dann be-

trat er das Zimmer Fantines, näherte sich dem Bett und öffnete die Vorhänge. Sie schlief. Der Athem kam aus ihrer Brust mit jenem tragischen Geräusch, das diesen Krankheiten eigen ist und den armen Müttern das Herz zerreißt, wenn sie des Nachts an dem Bette ihres zum Tode verurtheilten, schlummernden Kindes wachen. Aber dieser mühsame Athemzug that einer Art unaussprechlichen, heiteren Ruhe, die auf ihrem Gesichte lag, keinen Abbruch. Diese Ruhe verklärte sie im Schlaf. Ihre Blässe hatte sich ganz in Weiß verwandelt. Nur ihre Wangen waren roth. Ihre langen, blonden Wimpern, die einzige Schönheit, welche ihr noch aus ihrer Jugend, aus ihrer Jungfräulichkeit übrig geblieben war, zuckten, obwohl sie geschlossen und niedergeschlagen blieben. Ihre ganze Person zitterte, als ob sie bereit wäre, die Flügel zu entfalten, auszubreiten und davon zu fliegen. Man fühlte das Rauschen von Flügeln, die man nicht sah. Wer sie so betrachtete, hätte nicht glauben sollen, daß sie eine Todtkranke sei. Sie glich vielmehr etwas was fortfliegen, als was sterben will. Wenn eine Hand sich senkt, um eine Blume vom Zweige zu pflücken, so zittert dieser, und scheint zu gleicher Zeit sich zu berauben und anzubieten. Etwas von diesem Zittern ist im menschlichen Körper, in dem Augenblicke, wenn die geheimnißvolle Hand des Todes die Seele pflückt.

Herr Madeleine blieb einen Augenblick unbeweglich an diesem Bette, und betrachtete abwechselnd die Kranke und das Crucifix, wie er zwei Monate früher, an dem Tage gethan hatte, als er sie zum Erstenmale in diesem Asyle besuchte. Sie waren wieder Beide in derselben Stellung wie damals: sie schlafend, er betend. Nur jetzt, seit den letzten zwei Monaten hatte sie graue und er weiße Haare bekommen. Die Schwester war nicht mit ihm eingetreten. Er stand nahe beim Bett, aufrecht, den Finger am Munde, als ob er Jemanden im Zimmer zum Schweigen bringen wollte.

Sie schlug die Augen auf, sah ihn und sagte mit einem milden Lächeln:

Und Cosette?

II.

Fantine ist glücklich.

Sie machte nicht die kleinste Bewegung, weder der Ueberraschung noch der Freude. Sie war die Freude selbst. Diese einfache Frage: — Und Cosette? wurde mit einer so tiefen Ueberzeugung, mit solcher Gewißheit, mit einer so vollständigen Abwesenheit von Zweifeln und

Unruhe ausgesprochen, daß er kein einziges Wort zur Erwiederung zu finden vermochte. Sie fuhr fort:

Ich wußte, daß Sie da waren; ich schlief, aber ich sah Sie. Ich sehe Sie schon seit langer Zeit. Ich bin Ihnen die ganze Zeit mit den Augen gefolgt. Ich sah Sie in einer Glorie und Sie hatten alle Arten von himmlischen Gestalten um sich.

Er schlug sein Auge zum Crucifix auf.

Aber, fing sie wieder an, sagen Sie mir doch, wo Cosette ist? Warum haben Sie sie nicht auf mein Bett gesetzt, so daß ich sie beim Erwachen gefunden hätte?

Er antwortete maschinenmäßig etwas, dessen er sich später nie wieder erinnerte.

Glücklicherweise kam der Arzt, der schon benachrichtigt war, Herrn Madeleine zu Hülfe.

Mein Kind, sagte der Arzt, beruhigen Sie sich; Ihr Kind ist da!

Die Augen Fantinens leuchteten und Heiterkeit verbreitete sich über ihr ganzes Gesicht. Sie faltete die Hände mit einem Ausdrucke, in dem Alles lag, was in einer Bitte nur Aufregendes, Sanftes, Rührendes, gefunden werden kann.

O! rief sie, bringen Sie sie mir!

Welch' eine rührende Muttertäuschung! Cosette war in ihrem Geiste noch immer das kleine Kind, das man auf den Armen trägt.

Noch nicht, versetzte der Arzt, nicht in diesem Augenblicke. Sie haben noch etwas Fieber. Der Anblick Ihres Kindes würde Sie zu sehr aufregen und Ihnen Schaden thun. Sie müssen vor allen Dingen geheilt werden.

Sie unterbrach ihn mit Ungestüm.

Aber ich bin ja geheilt! ich sage Ihnen, daß ich gesund bin! Ist das ein Esel, dieser Arzt. Ich will mein Kind sehen, verstehen Sie mich?!

Sie sehen, sagte der Arzt, wie aufgeregt Sie sind. So lange Sie so sind, werde ich nicht erlauben, daß Ihnen Ihr Kind gebracht wird. Es genügt nicht, es zu sehen, Sie müssen auch dafür leben. Wenn Sie vernünftig sind, bringe ich es Ihnen selbst zu.

Die arme Mutter beugte den Kopf.

Herr Doktor, ich bitte um Verzeihung, ich bitte herzlich um Verzeihung! Ehemals würde ich nicht so gesprochen haben wie so eben. Ich habe so viel Unglück gehabt, daß ich mitunter nicht weiß, was ich sage. Ich begreife, Sie fürchten die Aufregung. Ich werde so lange warten, wie Sie wollen, aber ich schwöre Ihnen, daß es mir

nichts geschadet hätte, meine Tochter zu sehen. Ich sehe sie und verlasse sie seit gestern Abend nicht mehr mit den Augen Wissen Sie, wenn man sie mir jetzt brächte, so würde ich ganz leise mit ihr sprechen. Das ist Alles! Ist es nicht ganz natürlich, daß ich Verlangen habe, mein Kind zu sehen, da man um es zu holen eigens nach Montfermeil gereist ist? Ich bin nicht heftig. Ich weiß wohl, daß ich glücklich sein werde. Die ganze Nacht habe ich weiße Gegenstände und Personen gesehen, die mir zulächelten. Der Herr Doktor wird mir Cosette zuführen, wann er will. Ich habe kein Fieber mehr, da ich geheilt bin. Ich fühle wohl, daß mir nichts mehr fehlt. Aber ich werde thun, als ob ich noch krank sei und mich nicht rühren, um den frommen Schwestern hier Freude zu machen. Wenn man sehen wird, daß ich ruhig bin, wird man sagen: man muß ihr das Kind jetzt geben.

Herr Madeleine hatte sich auf einen Stuhl zur Seite des Bettes gesetzt. Sie drehte sich zu ihm. Sie machte sichtbare Anstrengungen, um ruhig und „recht artig" zu sein, wie sie sich in diesem Zustande der Schwäche ausdrückte, welcher den Kranken zum Kinde macht. Sie that dies, damit, wenn man sie so ruhig und gelassen sehe, man keine Schwierigkeiten mehr mache, ihr Cosette zu bringen. Obwohl sie sich indessen zusammennahm, konnte sie doch nicht umhin, tausend Fragen an Herrn Madeleine zu richten.

Haben Sie eine glückliche Reise gemacht, Herr Maire? O! wie gütig Sie sind, daß Sie sie mir mitgebracht haben. Sagen Sie mir nur, wie sie aussieht. Hat sie die Reise gut ertragen. Ach! sie wird mich nicht mehr erkennen! Seit jener Zeit hat sie mich vergessen, das arme Ding! Die Kinder haben kein Gedächtniß. Sie sind wie die Vögel. Heute sehen sie etwas und morgen etwas anderes und denken dann an nichts mehr. Hatte sie auch weiße Wäsche? Hielten die Thénardiers sie auch reinlich? Wie wurde sie beköstigt? O! wie habe ich gelitten, wenn Sie das wüßten — als ich mir alle diese Fragen in meinem Elend stellte. Jetzt ist es vorbei. Ich bin fröhlich. O! ich möchte sie nur sehen! Fanden Sie sie hübsch, Herr Maire? Nicht war, meine Tochter ist hübsch? Es muß Ihnen seh kalt in der Post gewesen sein. Könnte man sie nicht, nur auf einen kleinen Augenblick, herbringen. Man könnte sie ja gleich darauf wieder wegführen. Sagen Sie Ja! Herr Maire, Sie sind ja der Herr hier; wenn Sie nur wollten!

Er nahm sie bei der Hand.

Cosette ist schön, sagte er, Cosette befindet sich wohl, Sie werden sie bald sehen, aber beruhigen Sie sich. Sie sprechen zu laut und

lassen die Arme nicht unter der Bettdecke. Deshalb müssen Sie auch immer husten.

In der That wurde Fantine fast bei jedem Worte von einem trockenen Husten unterbrochen.

Fantine murrte nicht; sie fürchtete durch zu leidenschaftliche Klagen das Vertrauen verloren zu haben, das sie einflößen wollte. Sie sprach daher nur gleichgültige Worte.

Montfermeil ist recht niedlich, nicht wahr. Im Sommer kann man Vergnügungspartieen dahin machen. Machen die Thénardiers gute Geschäfte? Es kommen nicht viele Leute in diese Gegend. Diese Herberge ist eigentlich nur eine Art Garküche.

Herr Madeleine hielt immer noch ihre Hand und sah sie ängstlich an. Es war offenbar, daß er gekommen war, um ihr Dinge zu sagen, vor deren Mittheilung er jetzt zögerte. Der Arzt hatte sich, als er seinen Besuch gemacht hatte, wieder zurückgezogen. Schwester Simplicia allein war bei ihnen geblieben.

Plötzlich unterbrach Fantine die Stille mit dem lauten Geschrei:

Ich höre sie! mein Gott, ich höre sie!

Sie streckte die Arme aus, als wollte sie Stille gebieten, hielt den Athem zurück und lauschte wie in Verzückung.

Es war ein spielendes Kind im Hofe, das der Thürschließerin oder einer Arbeiterin. Es war eine jener Zufälligkeiten, die häufig eintreten und einen Theil der geheimnißvollen Drapirung tragischer Ereignisse zu bilden scheinen. Das Kind, ein kleines Mädchen, ging, kam, lief, um sich zu erwärmen, lachte und sang mit lauter Stimme. Ach! in was Alles mischen sich nicht Kinderspiele! Dieses kleine Mädchen hatte Fantine singen hören.

O! fing sie wieder an, das ist meine Cosette! Ich erkenne ihre Stimme.

Das Kind entfernte sich, wie es gekommen war. Sein Gesang verstummte. Fantine lauschte noch einige Zeit; dann verfinsterte sich ihr Gesicht und Herr Madeleine hörte, wie sie mit leiser Stimme sagte: Wie böse dieser Arzt doch ist, mich meine Tochter nicht sehen zu lassen. Er hat ein schlechtes Gesicht, dieser Mann!

Inzwischen kam ihre Heiterkeit bald wieder. Sie fuhr fort zu sprechen; ihr Kopf lag ruhig auf dem Kissen. Wie glücklich werden wir sein! Wir werden einen kleinen Garten haben. Herr Madeleine hat es mir versprochen. Meine Tochter wird im Garten spielen. Sie wird jetzt schon die Buchstaben kennen. Ich werde sie buchstabiren lassen. Sie wird den Schmetterlingen im Grase nachlaufen. Ich werde sie betrachten. Und dann wird sie zur ersten Communion

gehen. Ah! Dann! Wann wird sie ihre erste Communion halten? Sie fing an, an den Fingern zu rechnen.

—.. Eins, Zwei, Drei, Vier und sie ist jetzt sieben Jahre alt. In fünf Jahren wird sie einen weißen Schleier haben, durchbrochene Strümpfe und wie eine junge Frau aussehen. O! meine gute Schwester, Sie wissen nicht, wie dumm ich bin. Ich denke an die erste Communion meiner Tochter!

Und sie fing an zu lachen.

Er hatte die Hand Fantinens losgelassen. Er hörte diese Worte, wie man den Wind hört, mit niedergeschlagenen Augen, in endloses Nachdenken versunken. Plötzlich hörte sie zu sprechen auf und hob maschinenmäßig den Kopf in die Höhe. Sie war jetzt schrecklich anzusehen.

Sie sprach nicht mehr und athmete nicht mehr. Sie hatte sich halb auf ihrem Sitze erhoben. Ihre magere Schulter sah aus dem Hemde hervor. Ihr noch kurz zuvor strahlendes Gesicht nahm eine bläuliche Farbe an und schien auf etwas Furchtbares vor sich, am andern Ende des Zimmers zu starren. Ihr Auge hatte der Schrecken weit aufgerissen.

Mein Gott! was haben Sie denn Fantine? rief er.

Sie antwortete nicht, indem sie unverwandt nach derselben Stelle sah, dann berührte sie seinen Arm mit einer Hand und machte ihm mit der andern ein Zeichen, hinter sich zu sehen.

Er drehte sich um und sah Javert.

III.

Javert wird zufrieden gestellt.

Unterdessen hatte sich Folgendes zugetragen:

Es hatte halb Eins in der Nacht geschlagen, als Herr Madeleine den Assisen-Saal in Arras verließ. Er war gerade noch zur rechten Zeit in seinem Gasthofe angekommen, um mit der Courier-Post abreisen zu können, auf welcher er, wie man sich erinnert, seinen Platz zurückgehalten hatte. Ein wenig vor sechs Uhr Morgens war er in M. an der M. angekommen und seine erste Sorge war die gewesen, den Brief an Herrn Laffitte im Postbüreau abzugeben, in die Krankenabtheilung zu gehen und Fantine zu besuchen.

Kaum hatte er indessen den Audienzsaal des Assisenhofes verlassen, als der Generaladvokat, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, das Wort ergriff, um die thörichte Handlungsweise des ehrenwerthen Herrn Maires von M. an der M. zu beklagen und zu erklären, daß seine Ueberzeugung durch dieses sonderbare Ereigniß,

das sich späterhin aufklären würde, keineswegs geändert sei und daß er, bis auf Weiteres, auf die Verurtheilung dieses Champmathieu bestehe, der offenbar der wahre Jean Valjean sei. Die Beharrlichkeit des Generaladvokaten stand in offenbarem Widerspruch mit den Gefühlen und Ueberzeugungen Aller, des Publikums, des Gerichtshofes und der Geschworenen. Dem Vertheidiger hatte es keine sonderliche Mühe gemacht, den Staatsanwalt zu widerlegen und festzustellen, daß in Folge der Mittheilungen des Herrn Madeleine, d. h. des wahren Jean Valjean, die Lage der Sache von Grund aus eine andere geworden sei und daß die Jury nur noch einen Unschuldigen vor Augen habe. Der Advokat hatte daran einige, unglücklicher Weise nicht mehr neue Betrachtungen über richterliche Irrthümer 2c. geknüpft und der Präsident in seinem Resumé sich dem Vertheidiger angeschlossen. In Folge dessen sprach auch die Jury nach einer kurzen Berathung von einigen Minuten Champmathieu von der Anklage frei.

Indessen hatte der General=Advokat einen Jean Valjean nöthig und da ihm Champmathieu entschlüpft war, griff er nach Herrn Madeleine.

Unmittelbar darauf, nachdem Champmathieu in Freiheit gesetzt worden war, schloß sich der General=Advokat mit dem Präsidenten ein. Sie conferirten zusammen über die Nothwendigkeit sich des Maires von M. an der M. zu bemächtigen. Diese Phrase steht ganz so im Berichte des General=Advokaten an den General=Prokurator. Nachdem die erste Aufregung vorüber war, machte der Präsident weiter keine Einwendungen mehr. Die Gerechtigkeit mußte ihren Lauf haben. Und dann, um alles zu sagen, war der Präsident obgleich ein guter und ziemlich einsichtsvoller Mann, gleichzeitig ein starker, beinahe hitziger Royalist und es hatte ihn daher unangenehm berührt, daß der Maire von M., als er von der Landung in Cannes sprach, Kaiser und nicht Bonaparte gesagt hatte.

Der Befehl zur Verhaftung wurde also ausgefertigt.

Der Generaladvokat schickte ihn nach M. an der M. durch einen reitenden Boten und beauftragte den Polizeiinspektor Javert mit der Ausführung.

Man weiß, daß Javert, sogleich nachdem er seine Aussage abgegeben hatte, nach M. zurückgekehrt war. Er machte sich, sowie der Bote ihm den Befehl zur Arretirung überbrachte, an die Ausführung desselben.

Der Bote selbst war ein sehr umsichtiger Polizeibeamter, der Javert mit einigen Worten von dem, was in Arras geschehen war, in Kenntniß setzte. Der Verhaftsbefehl war von dem Generaladvo=

katen unterzeichnet, und folgendermaßen abgefaßt: Der Inspektor Javert wird den Herrn Madeleine, Maire in M. an der M., gefänglich einziehen, da er in der heutigen Sitzung, als der ehemalige Galeerensträfling Jean Valjean erkannt wurde.

Jemand, der Javert nicht gekannt, und ihn in dem Augenblicke gesehen hätte, als er in das Vorzimmer der Krankenabtheilung eintrat, hätte nichts von dem ahnen können, was in ihm vorging und hätte sogar gefunden, daß er die gleichgültigste Miene von der Welt hatte. Er war kalt, ruhig, ernst. Seine grauen Haare fielen glatt gescheitelt über die Schläfe und die Treppe stieg er so ruhig wie gewöhnlich hinauf. Wer ihn aber gründlich gekannt und aufmerksam betrachtet hätte, der wäre vor ihm erschrocken. Die Schnalle seiner ledernen Halsbinde saß ihm, statt im Nacken, beim linken Ohr. Das verrieth eine ungeheure Aufregung.

Javert war ein ganzer Charakter, der in Erfüllung seiner Pflicht ebenso tadellos, als in seinem Anzuge, der ebenso methodisch mit den Verbrechern, als mit den Knöpfen seines Frackes war.

Der Umstand, daß die Schnalle seiner Halsbinde schief saß, bewies, daß einer jener Stürme in ihm tobte, die man ein inneres Erdbeben nennen könnte.

Er hatte einen Korporal und vier Gemeine von der benachbarten Wache mitgenommen. Die Soldaten hatte er im Hof gelassen und sich das Zimmer Fantine's von der nichts argwöhnenden Thürschließerin zeigen lassen, die daran gewöhnt war, Männer der bewaffneten Macht nach dem Herrn Maire fragen zu sehen.

Als Javert bei dem Zimmer Fantine's angekommen war, machte er die Thüre leise, wie ein Krankenwächter oder Spion, auf und trat ein.

Strenge genommen trat er nicht ein, sondern blieb mit dem Hute auf dem Kopfe, die linke Hand unter dem bis unter das Kinn zugeknöpften Oberrocke verborgen, zwischen der halboffenen Thüre stehen. Der Bleiknopf seines gewaltigen Stockes, den er hinter sich hielt war zwischen Brust und Ellenbogen sichtbar.

Beinahe eine Minute mochte er so gestanden haben, ehe man seine Anwesenheit bemerkte. Plötzlich erhob Fantine die Augen, sah ihn und veranlaßte Herrn Madeleine, sich umzublicken.

In dem Augenblicke, als der Blick Madeleine's dem Javert's begegnete, war Javert, ohne sich zu rühren, ohne die leiseste Bewegung zu machen, furchtbar anzusehen. Es gibt kein menschliches Gefühl, das so schrecklich als die Freude sein kann.

Sein Gesicht war das eines Dämons, der seinen Verdammten wiedergefunden hat.

Die Gewißheit, diesen Jean Valjean endlich gepackt zu haben, spiegelte die Empfindungen seiner Seele in seiner Physiognomie ab. Der umgerührte Bodensatz trat an die Oberfläche. Die Demüthigung, die Spur etwas verloren zu haben und einige Augenblicke lang über diesen Champmathieu im Irrthum gewesen zu sein, verschwand vor dem Stolze, Anfangs so richtig errathen zu haben und so lange Zeit einem wahren Instinkte gefolgt zu sein. Die Befriedigung Javert's äußerte sich in seinem souveränen Auftreten. Der scheußlichste Triumph strahlte auf dieser schmalen Stirn. Er war die Entfaltung aller Schrecken, welche eine solche Genugthuung einzuflößen vermag.

Javert war in diesem Augenblick im Himmel. Ohne daß er sich genau Rechenschaft davon abzulegen vermochte, hielt er sich, Javert, für die personifizirte Gerechtigkeit, das Licht und die Wahrheit in Ausübung ihres himmlischen Berufes das Böse zu vernichten. Er hatte hinter sich und um sich in unendlichem Abstande die Autorität, die Vernunft, das richterliche Urheil, das legale Gewissen, die öffentliche Abwehr, alle Sterne. Er nahm die Ordnung in Schutz, ließ das Gesetz seine Blitze schleudern und rächte die Gesellschaft. Er unterstützte das Absolute und hüllte sich in einen Glorienschein. In seinem Siege lag noch etwas Herausforderndes und Kampflustiges. Aufrecht, hochfahrend und niederdonnernd prunkte er im vollen Azur mit der übermenschlichen Bestialität eines wilden Erzengels. Im furchtbaren Schatten der That, die er vollzog, sah man in seiner krampfhaft geballten Faust undeutlich das blitzende Schwert der Gesellschaft. Glücklich und voll Entrüstung trat er das Verbrechen, das Laster, die Rebellion, das Verderbniß, die Hölle unter seine Ferse. Er strahlte, vertilgte, lächelte und es lag eine unbestreitbare Größe in diesem monströsen heiligen Michael.

Obwohl Javert furchtbar aussah, so lag doch nichts Unwürdiges in seinem Wesen.

Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Ueberzeugung und die Idee von der Pflicht können, wenn sie irren, scheußlich werden, trotzdem aber immer noch groß bleiben. Das Majestätische des menschlichen Gewissens siegt über das Schauerliche. Es sind Tugenden, mit einem Laster, dem Irrthume, behaftet; die unerbittliche, ehrenhafte Freude eines Fanatikers in ihrer ganzen Schrecklichkeit hat etwas finster, ehrwürdig Strahlendes. Javert war, ohne daß er es wußte, in seinem furchtbaren Glücke wie jeder Unwissende, der siegt,

zu beklagen. Nichts konnte peinlicher und schrecklicher sein, als dieses Gesicht, in welchem sich alles zeigte, was man das Böse im Guten nennen konnte.

IV.

Die Autorität tritt wieder in ihre Rechte.

Fantine hatte Javert seit dem Tage nicht mehr gesehen, als der Maire sie diesem Banne entrissen hatte. Ihr kranker Kopf gab ihr von nichts mehr Rechenschaft. Sie zweifelte aber keinen Augenblick daran, daß er wiederkäme, sie aufzusuchen. Sie konnte diese abscheuliche Gestalt nicht sehen. Sie glaubte, daß es mit ihr zu Ende gehe und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen, indem sie ängstlich schrie: Herr Madeleine, retten Sie mich!

Jean Valjean — wir werden ihn von nun ab nicht mehr anders nennen — war aufgestanden und sagte zu Fantine im sanftesten und ruhigsten Tone:

Seien Sie nur ruhig. Er kommt nicht Ihretwegen.

Dann wendete er sich an Javert und sagte zu ihm: Ich weiß, was Sie wollen.

Javert erwiederte : Allons! rasch!

Es lag in der Modulation, mit der diese beiden Worte gesprochen wurden, etwas Wildes, Fanatisches. Keine Orthographie ist im Stande, den Accent wiederzugeben, mit welchem sie ausgesprochen wurden. Es waren keine menschlichen Worte mehr, sondern es war eine Art Gebrüll.

Er benahm sich nicht wie gewöhnlich dabei, ließ sich nicht auf die Sache ein, präsentirte keinen Vorführungsbefehl. Für ihn war Jean Valjean eine Art geheimnißvoller, schwer greifbarer, in Finsterniß gehüllter Kämpfer, den er schon seit fünf Jahren umschlungen hielt, ohne daß er ihn stürzen konnte. Diese Verhaftung war kein Anfang, sondern das Ende. Er beschränkte sich lediglich darauf zu sagen: Allons! rasch!

Er war bei diesen Worten ruhig auf seinem Platz geblieben. Er schleuderte auf Jean Valjean einen Blick, der einem Haken glich, womit er die Elenden gewaltsam an sich zu reißen pflegte.

Dieser Blick war Fantine zwei Monate früher bis in's Mark gedrungen.

Bei der wilden Antwort Javerts hatte Fantine die Augen wieder aufgeschlagen. Aber der Herr Maire war ja da, was konnte sie zu befürchten haben?

Javert schritt in die Mitte des Zimmers vor und rief: Nun! wirst Du bald kommen?

Die Unglückliche sah sich um. Es war Niemand da, als die Schwester und der Herr Maire. Wem konnte dieses verworfene „Du“ wohl gelten? Ihr allein. Ein Schauer überlief sie.

Jetzt sah sie etwas so Unerhörtes, daß ihr nie etwas Aehnliches im wildesten Fiebertaumel vorgekommen war.

Sie sah, wie der Spion Javert den Maire beim Rockkragen ergriff, sah, wie der Maire den Kopf beugte. Nun schien ihr die Welt zusammenzustürzen.

Javert hatte in der That Jean Valjean beim Kragen gefaßt.

Herr Maire! schrie Fantine.

Javert brach in ein Gelächter aus, in jenes scheußliche Gelächter, das all seine Zähne bloßlegte.

Hier gibt es keinen Herrn Maire mehr.

Jean Valjean versuchte es nicht, die Hand los zu machen, die seinen Rockkragen gefaßt hatte. Er sagte: Javert . . .

Javert unterbrach ihn: Nenne mich Herr Inspektor!

Mein Herr, versetzte Jean Valjean, ich wünschte ein Wort allein mit Ihnen zu sprechen.

Ganz laut! Sprich ganz laut; antwortete Javert. Man spricht ganz laut mit mir.

Jean Valjean fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

Ich habe eine Bitte an Sie . . .

Ich sage Dir, daß Du laut sprechen sollst.

Aber Sie allein dürfen es nur hören.

Was liegt mir denn daran. Dann höre ich es nicht! . .

Jean Valjean drehte sich nach ihm um und sagte schnell und ganz leise:

Bewilligen Sie mir drei Tage! Drei Tage, um das Kind dieser unglücklichen Frau aufzusuchen. Ich werde zahlen, was ich muß. Sie werden mich begleiten, wenn Sie wollen.

Du willst Dich wohl lustig über mich machen! schrie Javert. Der Tausend! ich hielt Dich nicht für so dumm. Du verlangst drei Tage, um zu verreisen und sagst, daß Du das Kind dieses Mädchens abholen willst. Ha, ha! Das ist gut! Das ist wahrhaftig gut!

Fantine fing wieder an zu zittern.

Mein Kind! schrie sie, mein Kind holen! Es ist also nicht hier! Meine Schwester, antworten Sie mir, wo ist Cosette? Ich will mein Kind! Herr Madeleine! Herr Maire!

Javert stampfte mit dem Fuße.

Nun fängt die auch an! Willst Du schweigen, Canaille. Schuf-

tiges Land, in welchem Galeerensträflinge Magistratspersonen sind und öffentliche Dirnen wie Gräfinnen verpflegt werden! O, aber das soll anders werden. Es war Zeit!

Er sah Fantine fest an und sagte, indem er mit der Faust die Halsbinde, das Hemd und den Rockkragen Jean Valjeans fester packte:

Ich sage Dir, daß es keinen Herrn Madeleine, daß es keinen Herrn Maire gibt. Hier ist ein Dieb, ein Räuber, ein Galeeren-Sträfling, Namens Jean Valjean. Den halte ich! Den gibt es!

Fantine richtete sich plötzlich auf, stützte sich steif auf ihre Arme und die beiden Hände, betrachtete Jean Valjean, sah Javert an, dann die fromme Schwester und öffnete den Mund, wie um zu sprechen. Sie konnte nur ein Röcheln hervorgurgeln. Ihre Zähne klapperten. Aengstlich streckte sie die Arme aus, öffnete konvulsivisch ihre Hände und tastete um sich wie eine Ertrinkende. Dann sank sie plötzlich auf das Kopfkissen zurück.

Der Kopf fiel erst schwer auf das Kissen und dann vorwärts auf die Brust, der Mund stand weit offen: die Augen waren gleichfalls offen, aber gebrochen.

Sie war todt.

Jean Valjean legte seine Hand auf die Hand Javerts, die ihn festhielt und öffnete sie mit einem Drucke, als wäre es die Hand eines Kindes gewesen. Dann sagte er zu Javert:

Sie haben diese Frau getödet.

Wird das bald ein Ende nehmen, schrie Javert wüthend. Ich bin nicht hier, um ein Raisonnement anzuhören. Das können wir Alles sparen. Die Wache ist unten. Vorwärts oder die Handschellen! In einer Ecke des Zimmers stand ein altes eisernes Bett, in ziemlich schlechtem Zustande, dessen sich die Schwestern bedienten, wenn sie die Nachtwache hatten. Jean Valjean ging auf dies Bett zu, machte in einem Augenblicke das sehr schlotterige Kopfende los, was einem so starken Mann, wie er, ein Leichtes war, riß mit fester Hand die Randeisenstange heraus und betrachtete Javert. Dieser wich nach der Thüre zurück. Jean Valjean ging mit seiner Eisenstange in der Hand auf das Bett Fantinens zu. Als er es erreicht hatte, drehte er sich um und sagte mit einer Stimme, die man kaum hören konnte, zu Javert:

Ich rathe Ihnen nicht, mich in diesem Augenblicke zu stören.

So viel ist gewiß, daß Javert zitterte.

Es fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, die Wache herbeizu-

rufen. Aber Jean Valjean konnte den Moment benutzen und entspringen. Er blieb also, faßte seinen Stock in der Mitte und lehnte sich an den Thürrahmen, ohne seinen Blick von Jean Valjean abzuwenden.

Jean Valjean stützte sich mit dem Ellbogen auf den Knopf am Kopfende des Bettes, neigte seine Stirn auf ihre Hand, und sah auf die vor ihm liegende Fantine. So blieb er eine Zeitlang, stumm in Betrachtungen versunken, die offenbar nichts mehr mit diesem Leben gemein hatten. In seinem Gesichte und in seiner Haltung konnte man nichts Anderes als ein unaussprechliches Mitleid wahrnehmen. Nach einigen Augenblicken solcher Träumereien neigte er sich über Fantine und sprach mit leiser Stimme zu ihr.

Was sagte er ihr? Was konnte dieser ausgestoßene Mann dieser todten Frau sagen? Was waren das für Worte? Niemand auf Erden hat sie vernommen. Hörte die Todte sie? Es gibt rührende Illusionen, die vielleicht erhabene Wirklichkeiten sind. Zweifellos ist, daß Schwester Simplicia, die einzige Zeugin dessen, was vorging, oft erzählt hat, daß im Augenblicke als Jean Valjean der Fantine leise ins Ohr flüsterte, sie deutlich ein unaussprechliches Lächeln über ihre bleichen Lippen fliegen und die erloschenen Augensterne, in denen schon das volle Erstarren des Grabes lag, noch einmal hell aufleuchten sah.

Jean Valjean nahm den Kopf Fantinens in seine beiden Hände und legte ihn auf dem Kopfkissen zurecht, wie eine Mutter mit ihrem Kinde gethan haben würde; dann band er ihr das Hemd am Halse zu und strich ihr die Haare unter die Haube. Nachdem dies geschehen war, drückte er ihr auch die Augen zu.

Das Gesicht Fantinens schien in jenem Momente seltsam beleuchtet.

Der Tod ist der Eingang ins große Licht.

Die Hand Fantinens hing über das Bett hinaus.

Jean Valjean kniete sich vor diese Hand, hob sie sanft auf und küßte sie.

Dann richtete er sich auf und drehte sich zu Javert.

Jetzt, sagte er, bin ich der Ihrige.

V.

Ein passendes Grab.

Javert lieferte Jean Valjean in das Stadt-Gefängniß ab. Die Verhaftung Herrn Madeleine's machte in M. an der M. großes Aufsehen, oder um besser zu sagen, einen außerordentlichen Eindruck. Es

macht uns traurig nicht verschweigen zu können, daß auf das einzige Wort hin: er war ein Galeerensträfling, ihn fast Jedermann verließ. In weniger als zwei Stunden war alles Gute, was er gethan hatte, vergessen, und er war nur noch ein „Galeerensträfling.“ Es ist aber billig hierbei zu erwähnen, daß man die Einzelnheiten von dem, was in Arras vorgefallen war, noch nicht kannte. Den ganzen Tag hörte man in allen Theilen der Stadt Unterhaltungen wie diese: Sie wissen nicht? Er war ein befreiter Sträfling. — Wer denn? — Der Maire. — Bah! Herr Madeleine? — Ja! Wahrhaftig? — Er nannte sich nicht Madeleine. Er hat einen scheußlichen Namen Béjean, Bojean, Boujean. — Ach! mein Gott! — Er ist arretirt worden. — Arretirt? — Im Gefängniß, im Stadtgefängniß, bis man ihn weiter transportirt. — So transportire man ihn doch! Man wird ihn schon transportiren! Wohin wird man ihn transportiren? — Er wird wegen Straßenraubs, den er ehemals begangen hat, vor die Assisen kommen. — Nun, ich dachte es mir wohl. Dieser Mann war zu gut, zu vollkommen, zu vollendet. Er wollte nichts vom Elende wissen und gab allen kleinen Strolchen, denen er begegnete, Sous. Ich habe immer gedacht, daß dahinter eine schlimme Geschichte stecken müsse. In diesem Sinne drückten sich namentlich die Salons aus.

Eine alte Dame, Abonnentin des „Drapeau blanc“ (weiße Fahne), machte folgende Bemerkung, dessen tiefe Bedeutung man kaum zu ermessen vermag:

Es ist mir nicht unlieb, das wird die Buonapartisten lehren!

So verschwand dieses Schattenbild, das man Herrn Madeleine nannte, in M. an der M. Nur drei oder vier Personen in der Stadt bewahrten treu das Andenken an ihn. Darunter war die alte Pförtnerin, welche ihn bedient hatte.

Am Abende desselben Tages saß die würdige Alte in ihrer Loge, noch ganz bestürzt und in trauriges Nachdenken versunken. Die Fabrik war den ganzen Tag über geschlossen, das Thor verriegelt und die Straße öde gewesen. Es waren nur zwei Schwestern im Hause, Perpetua und Simplicia, welche bei Fantine's Leiche wachten.

Zur Zeit, als Herr Madeleine gewöhnlich heimzukehren pflegte, erhob sich die brave Pförtnerin maschinenmäßig, griff nach dem Schlüssel zum Zimmer des Herrn Madeleine, der in einem Schiebfache lag, dann nach dem Leuchter, mit dem er alle Abende die Treppe hinaufstieg; sie hing den Schlüssel an den Nagel, von dem er ihn herunter zu nehmen pflegte und stellte den Leuchter bei Seite, als ob sie ihn erwartete. Dann setzte sie sich auf ihren Stuhl und überließ sich wieder ihrem Nachdenken.

Erst nach Verlauf von mehr als zwei Stunden erwachte sie aus ihrer Träumerei und rief: Ach! du mein guter Jesu! Da habe ich ja seinen Schlüssel an den Nagel gehangen.

In diesem Augenblicke ging das Fenster ihrer Loge auf, eine Hand griff durch die Oeffnung nach dem Schlüssel, dann nach dem Leuchter, zündete die Kerze an dem brennenden Lichte an und verschwand.

Die Schließerin schlug die Augen auf und war starr vor Erstaunen. Sie stand da mit offenem Munde und wollte rufen; aber sie konnte keinen Ton hervorbringen. Sie kannte diese Hand, diesen Arm, diesen Rockärmel.

Es war Herr Madeleine.

Einige Sekunden lang war sie förmlich sprachlos, so ergriffen war sie, wie sie sich selbst später ausdrückte, als sie dieses Abenteuer erzählte.

Mein Gott, Herr Maire, versetzte sie endlich, ich glaubte Sie...

Sie hielt ein. Das Ende ihrer Phrase schien ihr respektwidrig. Jean Valjean war für sie immer noch der Herr Maire.

Er ergänzte ihre Gedanken.

Im Gefängniß sagte er. Ich war darin; ich habe einen Eisenstab meines Fensters zerbrochen, mich von der Höhe des Daches herunter fallen lassen und bin nun hier. Ich gehe in mein Zimmer. Suchen Sie mir Schwester Simplicia.

Sie ist ohne Zweifel bei der armen Frau.

Die Alte gehorchte eiligst.

Er empfahl ihr nichts an. Er war sicher, daß sie besser zu schweigen vermöchte, als er selbst.

Man hat nie erfahren, wie es ihm gelungen war, in den Hof zu bringen, ohne das Thor zu öffnen. Er trug immer einen Hauptschlüssel bei sich, mit dem er eine kleine Seitenthüre öffnete. Wahrscheinlich ist ihm dieser aber bei der Untersuchung abgenommen worden. Dieser Punkt wurde nicht aufgeklärt.

Er stieg die Treppe hinauf, die zu seinem Zimmer führte. Oben angekommen, ließ er seinen Leuchter auf der letzten Stufe, öffnete leise seine Thüre, tastete sich bis nach dem Fenster, das er nebst dem Laden schloß, holte dann erst seine Kerze und ging wieder in sein Zimmer.

Diese Vorsicht war nützlich, da, wie man sich erinnern wird, sein Fenster von der Straße aus gesehen werden konnte.

Er warf einen Blick um sich, auf seinen Tisch, seinen Stuhl

und sein Bett, das seit drei Tagen nicht benutzt worden war. Keine Spur von der Unordnung in der Nacht vor jener Abreise war darin zu bemerken. Die Schließerin hatte das Zimmer geordnet."

In der Asche hatte sie die beiden Enden des eisenbeschlagenen Stockes und das vom Feuer geschwärzte Vierzigsousstück gefunden, sie sauber abgestäubt und auf die Tafel gelegt.

Er nahm ein Blatt Papier, worauf er Folgendes schrieb:

„Das sind die beiden Enden meines eisenbeschlagenen Stockes und das dem kleinen Gervais gestohlene Vierzigsousstück, von welchem ich im Assisenhofe gesprochen habe."

Er legte die Silbermünze und die beiden Eisenstücke auf dieses Blatt Papier, so daß es, wenn man in's Zimmer kam, sogleich in's Auge fallen mußte. Hierauf zog er aus einem Armschranke ein altes, ihm zugehöriges Hemd, das er zerriß. In dieses Paar Leinenfetzen wickelte er die beiden silbernen Leuchter. Uebrigens zeigte er dabei weder Eile noch Aufregung. Während er mit dem Einwickeln der Bischofsleuchter beschäftigt war, biß er dann und wann in ein Stück Schwarzbrod. Wahrscheinlich war es das Gefängnißbrod, das er beim Entweichen mitgenommen hatte.

Dies wurde durch die Brodkrumen konstatirt, welche auf dem Steinboden des Zimmers gefunden wurden, als die Polizei später eine Haussuchung vornahm.

Plötzlich ertönten zwei schwache Schläge an der Thür.

Herein! sagte er.

Es war Schwester Simplicia.

Sie war bleich, hatte geröthete Augen und die Hand, die den Leuchter hielt, zitterte. Gewaltige Schläge des Schicksals haben das Eigenthümliche, daß, wie vollkommen oder kaltblütig wir auch sein mögen, sie das Innerste der Menschennatur gewaltsam nach außen kehren. Die Aufregungen dieses Tages hatten aus der frommen Schwester wieder ein Weib gemacht. Sie hatte geweint und sie zitterte.

Jean Valjean hatte in dem Augenblicke einige Zeilen geschrieben, die er der Schwester hinhielt, indem er sagte: Gute Schwester, übergeben Sie das dem Herrn Pfarrer!

Das Papier war zusammen geschlagen. Sie warf die Augen darauf.

Sie können es lesen, sagte er.

Sie las. — „Ich bitte den Herrn Pfarrer, alles, was ich hier zurücklasse zu überwachen. Davon können die Kosten meines Prozesses und die Beerdigungskosten für die Frau bezahlt werden, die heute

gestorben ist; der Rest ist für die Armen.“ Die Schwester wollte sprechen, aber sie konnte kaum einige unartikulirte Töne hervorbringen. Endlich sagte sie:

Will der Herr Maire nicht zum Letztenmale diese arme Unglückliche sehen?

Nein, sagte er, man verfolgt mich; man könnte mich in ihrem Zimmer arretiren. Das würde die Andacht stören.

Kaum hatte er das gesagt, als sich ein großer Lärm auf der Treppe hören ließ. Es war ein Geräusch von vielen sich nähernden Tritten. Dazwischen hörte man die alte Pförtnerin mit lauter, durchdringender Stimme schreien:

Mein guter Herr, ich schwöre es Ihnen beim guten Gott, daß während des ganzen Tages Niemand hereingekommen ist; ebenso wenig während des ganzen Abends. Ich bin ja nicht von meiner Thüre gewichen!

Ein Mann antwortete:

Inzwischen ist Licht in diesem Zimmer.

Sie erkannte Javerts Stimme.

Die Thüre war so angebracht, daß beim Oeffnen derselben ein Winkel verdeckt wurde, den die rechte Mauer mit der andern bildete. Jean Valjean blies das Licht aus und versteckte sich in diesem Winkel.

Schwester Simplicia fiel vor dem Tische auf die Knie. Die Thüre öffnete sich.

Javert trat herein.

Man hörte mehrere Männer mit einander flüstern und die Betheuerungen der Thürsteherin im Corridor. Die Schwester schlug die Augen nicht auf. Sie betete. Das Licht stand auf dem Kaminsimse und verbreitete nur wenig Helle.

Javert bemerkte die Schwester und blieb betroffen stehen.

Man erinnert sich, daß die Grundlage von Javerts Charakter, sein Element und seine Lebensluft die Verehrung der Autorität war. Er war darin ein ganzer Mensch und ließ weder Einwurf noch Beschränkung zu.

Für ihn, wohlverstanden, war die kirchliche Autorität die oberste von allen. Er war fromm, oberflächlich und pünktlich hierin, wie in allem Andern. In seinen Augen war ein Priester ein Geist, der nicht irren kann, eine Nonne ein Geschöpf, das nicht sündigt. Es waren Seelen, wie feste Thore in dieser Welt, die sich nur und einzig der Wahrheit öffneten.

Als er die Schwester sah, wollte er wieder umkehren. Das war sein erster Antrieb.

Inzwischen war doch eine andere Pflicht da, die ihn festhielt und ihn gebieterisch nach entgegengesetzter Richtung trieb. Sein zweiter Antrieb war, mindestens eine Frage zu wagen.

Die Schwester Simplicia hatte nie in ihrem Leben eine Unwahrheit gesagt. Javert wußte das und verehrte sie deshalb ganz besonders.

Meine Schwester, sagte er, sind Sie allein in diesem Zimmer?

Jetzt trat ein schrecklicher Augenblick ein, während dessen die arme Pförtnerin sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

Die Schwester schlug die Augen auf und antwortete:

Ja!

Dann, versetzte Javert, entschuldigen Sie, wenn ich noch nicht abstehe, meine Pflicht will es so; haben Sie heute Abend nicht eine Person, einen Mann gesehen. Er ist entsprungen; wir suchen ihn — diesen sogenannten Jean Valjean; haben Sie ihn nicht gesehen?

Die Schwester antwortete: Nein!

Sie log. Sie log zweimal hinter einander, Schlag auf Schlag, ohne zu zögern, rasch, wie man thut, wenn man sich opfert.

Verzeihen Sie, sagte Javert und zog sich zurück, indem er sich tief verneigte.

O heilige Tochter, du bist schon seit langen Jahren nicht mehr auf dieser Welt. Du hast dich im Lichte zu deinen Schwestern, den Jungfrauen, und deinen Brüdern, den Engeln gesellt. Möge dir diese Lüge im Paradiese vergolten sein.

Die Bestätigung der Schwester war für Javert etwas so Entscheidendes, daß ihm nicht einmal die auf dem Tische stehende ausgeblasene und noch rauchende Kerze aufgefallen war.

Eine Stunde nach diesem Vorfalle entfernte sich ein Mann zwischen den Bäumen im Nebel rasch von M. an der M. in der Richtung nach Paris. Dieser Mann war Jean Valjean. Durch die Aussage von zwei oder drei Frachtfuhrleuten, die ihm begegneten, ist festgestellt worden, daß er ein Paket trug und mit einer Blouse bekleidet war. Wo hatte er diese Blouse hergenommen? Man hat es nie in Erfahrung gebracht. Mehrere Tage vorher war ein alter Arbeiter im Fabrik-Lazarethe gestorben, der nichts als eine Blouse zurückgelassen hatte. Das war vielleicht diese Blouse.

Noch ein letztes Wort über Fantine.

Wir haben alle eine Mutter, die Erde. Dieser Mutter gab man Fantine zurück.

Der Pfarrer glaubte wohl daran zu thun, und that vielleicht auch wohl daran, als er den größten Theil der Hinterlassenschaft Jean Valjeans den Armen zukommen ließ. Indessen um was handelte es sich bei alle dem? Um einen Galeerensträfling und eine öffentliche Dirne. Deshalb ließ er es bei der Beerdigung Fantine's beim Allernothwendigsten bewenden, wie man die gemeinschaftliche Grube nennt.

Fantine wurde also in jenem Winkel des Kirchhofes beerdigt, der Allen und Keinem gehört und wo sich die Armen verlieren. Glücklicher Weise weiß Gott wo er die Seele wiederfindet. Man begrub Fantine, als es schon dunkel war unter den ersten besten Gebeinen. Sie wurde in die öffentliche Grube geworfen. Ihr Grab glich ihrem Bette.



Die Elenden

von

Victor Hugo.

Deutsch von Wilhelm Schroers.

Zweiter Theil: Cosette.

(Dritter Band.)

Mülheim a. d. Ruhr, 1863.
Verlag von Julius Bagel.

Gedruckt bei F. H. Nieten in Duisburg.

Erstes Buch.

Waterloo.

I.

Auf was man stößt, wenn man von Nivelles kommt.

Im verflossenen Jahre (1861), an einem schönen Maimorgen, kam ein Reisender, derselbe, welcher die Geschichte erzählt, von Nivelles, nach La Hulpe. Er war zu Fuß. Er folgte, zwischen zwei Baumreihen, einer breiten, gepflasterten, wellenförmigen Chaussee, auf welcher die Hügel einander folgen. Das Terrain hebt und senkt sich gleich ungeheuren Wogen. Er war an Lillois und Bois-Seigneur-Isaac vorbeigekommen. Im Westen sah er den schiefernen Glockenthurm von Braine-l'Alleud, der wie ein umgestürzter Topf aussieht. Er hatte hinter sich ein Gehölz auf einer Höhe, zur Seite eine Art wurmstichigen Wegweisers, welcher die Inschrift: „Alte Barriere Nr. 4", trug. Dicht dabei lag ein Wirthshaus, mit dem Schilde: „Zu den vier Winden. Echabeau, Privatkaffeehaus."

Eine halbe Viertelmeile von demselben kam er in ein kleines Thal, in welches Wasser durch einen Bogen im Straßendamm fließt. Die dünngesäete, aber sehr grüne Baumgruppe, welche das Thal an der einen Seite der Chaussee ausfüllt, wird auf der andern Seite immer lichter und verliert sich anmuthig und regellos nach Braine-l'Alleud zu.

Rechts, am Rande der Straße, lag eine Herberge. Eine vierräderige Karre stand vor der Thür. Daneben ein großes Bündel Hopfenstangen, ein Pflug und ein Haufen trockenes Reisholz. Neben einer grünen Hecke dampfte in einem viereckigen Loche Kalk und an einem alten Schuppen mit Strohwänden hing eine Leiter. Ein junges Mädchen gätete Unkraut im Felde aus, in welchem ein großer gelber Anschlagzettel, vermuthlich vom Jahrmarkte bei einer Kirmeß

herrührend, im Winde umherflog. Von der Ecke der Herberge neben einer Pfütze, in welcher eine Schaar von Enten herumschwamm, lief ein schlecht gepflasterter Fußweg in's Gebüsch. Diesen Fußpfad schlug der Wanderer ein.

Nachdem er etwa hundert Schritte gegangen und an einer Mauer aus dem fünfzehnten Jahrhundert, mit steilem Ziegelsteingiebel vorbeigekommen war, befand er sich vor einem großen, steinernen gewölbten, Thore, mit gradlinigem Aufsatze und zwei flachen Medaillons, im ernsten Style Ludwig XIV. Eine düstere Façade beherrschte dieses Thor, rechtwincklig auf die Façade stieß eine Mauer, die auf das Thor zulief und dieses fast in einem scharfen rechten Winkel berührte. Auf dem Platze vor dem Thore lagen drei Eggen, zwischen welchen bunt durcheinander Maiblümchen blühten. Das Thor war geschlossen. Seine beiden altersschwachen Flügel waren mit einem rostigen, antiken Klopfer versehen.

Die Sonne schien warm und schön. In den Zweigen der Bäume hörte man jenes sanfte Mairauschen, das eher aus Vogelnestern, als vom Winde zu kommen scheint. Ein keckes, vermuthlich verliebtes Vögelein sang nach Herzenslust in einem großen Baume.

Der Reisende bückte sich und betrachtete in dem Steine zur Linken, unten am rechten Thorsockel, eine ziemlich breite, kreisförmige Höhlung, die einem sphärischen Ausschnitte glich.

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügel und es trat eine Bäuerin heraus.

Sie sah den Reisenden an und das, was er betrachtete.

Das hat eine französische Kugel gethan, sagte sie.

Dann fügte sie hinzu:

Was Sie da oben sehen, in der Thüre, nahe beim Nagel, ist ein Loch von einer starken Flintenkugel. Sie ist nicht über den Busch geflogen.

Wie heißt denn diese Gegend, frug der Wanderer.

Hougomont, sagte die Bäuerin.

Der Wanderer richtete sich auf, machte einige Schritte und blickte dann über die Hecke. Er bemerkte am Horizonte, zwischen den Bäumen eine Art Hügel und auf dem Hügel etwas, das von ferne einem Löwen glich.

Er war auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

II.

Hougomont.

Hougomont war eine Trauerstätte, der Anfang des Hindernisses, der erste Widerstand, auf welchen dieser große Holzhauer Europa's, den man Napoleon nannte, bei Waterloo stieß: der Astknoten unter der Axt.

Hougomont war ein Schloß und ist jetzt nur noch eine Meierei. Für den Alterthumsforscher heißt es Hugmons. Diese Feste wurde von Hugo, Sire von Somerel, gebaut, demselben, welcher die sechste Kapellanstelle der Abtei von Villers dotirte. Der Wanderer stieß das Thor auf, streifte unter dem Thorwege an eine alte Kalesche und betrat dann den Hof.

Das Erste, was ihm in diesem Gefängnisse auffiel, war ein Bogenthor aus dem 16. Jahrhundert. Darumher war Alles zerfallen. Der monumentale Anblick bildet sich oft erst mit der Ruine. Ueber dem Bogen öffnet sich in einer Mauer ein anderes Thor mit Quadern, aus der Zeit Heinrichs IV. Dahinter sieht man die Bäume eines Obstgartens. Neben diesem Thore ist eine Mistgrube und weiter sieht man in buntem Gemisch Hacken und Schaufeln, einige Karren, einen alten Brunnen mit seiner Steinplatte und seiner eisernen Rolle, ein hüpfendes Füllen, einen Truthahn, der sich spreizt, eine Kapelle mit einem kleinen Glockenthurm, einen blühenden Birnbaum, der sich an der Mauer der Kapelle auf Spalieren verzweigt. Das ist der Hof, dessen Eroberung Napoleon so sehr beschäftigte. Diese Hand voll Erde hätte ihm, wenn er im Stande gewesen wäre, sie zu erobern, vielleicht die Herrschaft über die Welt verliehen. Die Hühner picken mit ihren Schnäbeln in dem Staube herum. Man hört ein Knurren. Es ist ein großer Hund, der die Zähne zeigt und die Engländer zerfetzt.

Die Engländer waren dort bewundernswerth. Die vier Gardekompagnieen von Cooke widerstanden daselbst sieben Stunden lang der Wuth einer ganzen Armee. Die planimetrische Ansicht von Hougomont auf der Karte stellt, Gebäude und Umzäunungen einbegriffen, eine Art von Rechteck vor, an dem ein Winkel abgeschnitten ist. In diesem Winkel ist das südliche Thor, von der erwähnten Mauer geschützt, die es dicht bestreicht. Hougomont hat zwei Thore: das südliche oder Schloßthor und das nördliche Thor der Meierei. Napoleon schickte gegen Hougomont seinen Bruder Jerome. Die Divisionen Guilleminot, Foy und Bacheln prallten da-

ran ab. Fast das ganze Corps von Reille wurde davor aufgerieben und die Geschosse Kollermanns vermochten diese heroische Mauer nicht zu bewältigen. Es gelang der Brigade Baudouin, Hougomont im Norden zu forciren. Die Brigade Soye konnte es nur im Süden angreifen, ohne es zu nehmen.

Die Gebäude der Meierei begrenzen den Hof im Süden. Ein Stück vom nördlichen Thor, welches die Franzosen zerbrachen, hängt noch an der Mauer. Es sind vier auf zwei Querbalken genagelte Bohlen, auf denen man die Spuren des Angriffs deutlich sehen kann. Das nördliche, von den Franzosen zertrümmerte Thor, das ausgebessert wurde, um die an der Mauer aufgehängte Thorfüllung zu ersetzen, öffnet sich im Hintergrunde des Hofes. Es ist viereckig, in eine, unten aus Steinen, oben aus Ziegeln gebaute Mauer eingelassen, welche den Hof im Norden begrenzt. Es ist ein einfaches Karrenthor, wie man es in allen Meiereien findet, mit zwei breiten, aus unbehauenen Bohlen gefertigten Flügeln; jenseits liegen Wiesen. Der Kampf um diesen Zugang war furchtbar. Ueber dem Thore bemerkte man lange Zeit alle Arten von blutigen Kampfabdrücken. Dort wurde Baudouin getödtet.

Noch brausen die Wetter des Kampfes in diesem Hofe: noch ist der Schrecken dort sichtbar. Das Getümmel des Kampfes hat dort steinerne Formen angenommen. So lebt es im Tode. Man glaubt, es wäre gestern gewesen. Die Mauern stöhnen wie Sterbende, die Steine fallen, die Breschen schreien; die Löcher sind Wunden. Die Bäume beugen, schütteln sich und scheinen entfliehen zu wollen.

Dieser Hof war 1815 besser ausgebaut, als er es heut zu Tage ist. Die Bauten, welche man seitdem aufgeführt hat, machen Krümmungen, Ecken und Winkel.

Die Engländer hatten sich darin verbarrikadirt. Die Franzosen drangen ein, konnten sich aber nicht darin halten. Seitwärts von der Capelle erhebt sich ein zerfallener, zerrissener Flügel des Schlosses, der einzige Ueberrest der Feste von Hougomont. Das Schloß diente als Warte, die Capelle als Blockhaus. Dort ging es mörderisch zu. Die Franzosen wurden da von allen Seiten niedergeschossen, hinter den Mauern her, von den Speicherräumen herab, aus den Kellern, aus allen Fenstern und Luftlöchern, aus den Oeffnungen im Mauerwerk.

Sie schleppten Faschinen herbei und legten Feuer an die Mauern und an die Kämpfer. Auf die Kartätschen folgte die Feuersbrunst als Gegengruß.

Man sieht in dem zerfallenen Flügel, zwischen den durch eiserne

Stangen geschützten Fenstern, die zertrümmerten Zimmerwände eines Wohngebäudes aus Ziegelsteinen. In diesen Zimmern hatten sich die englischen Garden verschanzt. Die Treppenspirale, vom Erdgeschoß bis unter das Dach geborsten, gleicht dem Innern einer zerbrochenen Muschel. Die Treppe hat zwei Etagen. Die Engländer, welche auf derselben belagert wurden, hatten sich massenweise auf die oberen Stufen zurückgezogen und die unteren losgemacht und entfernt. Es sind breite Blöcke von blauem Stein, die in den Brennnesseln einen Haufen bilden. Etwa zehn Stufen stecken noch in der Mauer. Auf der ersten ist das Bild eines Dreizacks eingegraben. Diese unzugänglichen Stufen halten fest in ihren Lagern. Das Uebrige gleicht einer zahnlosen Kinnlade. Auch sieht man zwei alte Bäume da. Der eine ist abgestorben, der andere, am Stamme verletzt, grünt im April. Seit 1815 treibt er seine Blüthen durch die Treppe.

Auch in der Capelle mordete man sich. Das wieder still gewordene Innere bietet einen seltsamen Anblick dar. Seit dem Kampfe hatte man keine Messe mehr darin gelesen, obwohl der Altar noch da ist. Er ist aus unpolirtem Holz und ruht auf einem rohen Steine.

Vier weiß angestrichene Mauern, eine Thüre, dem Altare gegenüber, zwei kleine gewölbte Fenster, über der Thüre ein großes, hölzernes Crucifix, über dem Crucifix ein viereckiges Luftloch, das mit einem Bündel Heu verstopft ist, in einer Ecke, auf der Erde ein alter, verglaster, ganz zerbrochener Rahmen: das ist die Capelle. Nahe beim Altare ist eine Statue der heiligen Anna aus dem 15. Jahrhundert angenagelt. Der Kopf des Jesuskindes ist durch einen Biscayer (große Flintenkugel) abgerissen worden. Die Franzosen, welche einen Augenblick Herren der Capelle waren, dann wieder vertrieben wurden, hatten sie in Brand gesteckt. Die Flammen wütheten in diesen baufälligen Räumen, so daß sie einem Backofen glichen. Thür und Boden brannten, nur der hölzerne Christus nicht. Das Feuer verzehrte ihm nur die Füße, wo man noch die geschwärzten Stummel sieht. Weiter kam es nicht. Das war ein Mirakel, wie die Leute sagen. Das enthauptete Jesuskind war nicht so glücklich als der Christus.

Die Mauern sind mit Inschriften bedeckt. Nahe bei den Füßen Christi liest man den Namen: Henquinenz, dann die folgenden: Conde de Rio Major; Marques y Marquesa de Alamagro (Habana). Es sind auch französische Namen mit Ausrufungszeichen, Zeichen der Entrüstung, daselbst zu lesen. 1849 hat man die Mauer wieder geweißt. Die Nationen insultirten sich innerhalb derselben. Vor der

Thüre dieser Kapelle wurde ein Leichnam aufgerafft, der noch eine Axt in der Hand hielt. Es war der Leichnam des Unterlieutenants Legros. Wenn man aus der Kapelle kommt, sieht man zur Linken einen Brunnen. Es gibt deren zwei im Höfe. Man fragt, warum weder Eimer noch Rolle an diesem zu bemerken ist. Einfach weil man kein Wasser mehr aus demselben schöpft. Warum schöpft man aber kein Wasser mehr aus demselben? Weil er voller Skelette ist.

Der Letzte, welcher Wasser aus dem Brunnen zog, nannte sich Wilhelm Van Kylsom. Es war ein Bauer, der Hougomont bewohnte und dort Gärtner war. Am 18. Juni 1815 ergriff seine Familie die Flucht und verbarg sich im nahen Gehölz.

Der Wald um die Abtei Villers gab mehrere Tage und Nächte lang der unglücklichen, nach allen Richtungen hin zerstreuten Bevölkerung Schutz. Heute noch bezeichnen gewisse kennbare Spuren, wie verbrannte, alte Baumstämme den Ort, wo diese armseligen, im tiefen Gebüsche versteckten Lager waren.

Wilhelm Van Kylsom blieb in Hougomont, um das Schloß zu hüten, und versteckte sich in einem Keller. Die Engländer entdeckten ihn darin. Man riß ihn aus seinem Verstecke und die Kämpfer zwangen diesen erschreckten Mann mit flachen Säbelhieben, sie zu bedienen. Sie hatten Durst, und Wilhelm mußte ihnen zu trinken bringen. Aus diesem Brunnen schöpfte er Wasser. Viele tranken dort zum letzten Male. Dieser Brunnen, aus dem so mancher Sterbende trank, sollte auch sterben. Nach dem Kampfe beeilte man sich die Leichen zu beerdigen. Der Tod hat eine besondere Art, den Sieg zu necken, indem er dem Ruhm die Pest nachschickt. Der Typhus ist ein Anhängsel des Sieges. Der Brunnen war tief. Man machte ein Grab daraus und warf 300 Todte hinein. Vielleicht beeilte man sich zu sehr dabei. Waren sie denn wirklich alle todt? Die Sage geht, nein! Es scheint, daß man in der Nacht, welche auf das Begräbniß folgte, schwache Stimmen aus dem Brunnen herauf hörte. Dieser Brunnen liegt einsam, mitten im Hofe. Drei Mauern, halb aus Steinen, halb aus Ziegeln, umgeben ihn wie ein Windschirm an drei Seiten, und stellen die drei Steine eines viereckigen Thürmchens dar. Die vierte Seite ist offen. An dieser Seite schöpfte man das Wasser. Die Mauer im Hintergrunde hat eine Art Fensteröffnung, die dem Loche gleicht, welches eine Haubitzenkugel macht. Dieses Thürmchen war gedeckt; man sieht aber nur noch die Tragbalken. Das Eisenwerk, welches der rechten Mauer als Stütze dient, bildet

ein Kreuz. Man bückt sich, und der Blick verliert sich in einem tiefen Cylinder aus Ziegelsteinmauerwerk; unten herrscht schwarze Nacht. Alles um den Brunnen herum und das Untere der Mauern verschwindet in Brennnesseln.

Dieser Brunnen hat als Deckplatte nicht den üblichen Kranz aus blauen Steinen, der allen Brunnen in Belgien als Schurzfell dient. Die blaue Steinplatte ist durch eine Bohle ersetzt worden, an welche sich fünf oder sechs mißgestaltete knotige und krumme Holzstücke stützen, die großen Knochen gleichen. Man sieht weder Eimer noch Kette, noch Rolle; aber das steinerne Ausgußbecken ist noch vorhanden. Das Regenwasser sammelt sich darin und von Zeit zu Zeit kommt ein Vogel aus den Wäldern, stillt seinen Durst und fliegt wieder davon. Nur ein Gebäude in diesen Ruinen, das Pächterhaus, ist bewohnt. Die Thüre dieses Hauses geht auf den Hof. Ueber einer hübschen gothischen Eisenplatte, am Thürschlosse, ist ein eiserner, schräg angebrachter Griff aus geprägtem Metall. In dem Augenblicke, als der hannoversche Lieutenant Wilda diesen Griff faßte, um sich in die Meierei zu flüchten, hieb ihm ein französischer Sappeur die Hand mit einem Beilhiebe ab.

Der Großvater der Familie, welche das Haus bewohnt, war der ehemalige Gärtner Van Kylsom, der schon lange todt ist. Eine Frau mit grauen Haaren sagte uns:

Ich war damals drei Jahre alt. Meine größere Schwester hatte Furcht und weinte. Man trug uns ins Gebüsch. Ich lag in den Armen meiner Mutter. Man hielt das Ohr an die Erde, um zu lauschen. Ich ahmte den Kanonen nach und machte Bum! Bum!

Ein Thor des Hofes, zur Linken, geht, wie gesagt, in den Obst-Garten.

In diesem Obstgarten hausten alle Schrecken. Er ist in drei Theile, man könnte fast sagen in drei Akte getheilt. Der erste Theil ist Garten, der zweite Obstgarten, der dritte Gehölz. Diese drei Theile haben eine gemeinsame Einfriedigung; an der Seite des Eingangs zu den Schloßbaulichkeiten und der Meierei links eine Hecke, rechts eine Mauer und im Hintergrunde auch eine Mauer. Die Mauer zur Rechten aus Ziegelsteinen, die Mauer im Hintergrunde aus Steinen. Man betritt zuerst den Garten. Er liegt tief, ist mit Stachelbeerstauden bepflanzt, mit wildwachsenden Pflanzen bedeckt und wird durch einen monumentalen Damm aus Hausteinen, mit doppelt geschweiften Brustwehren, abgegränzt.

Es war ein herrschaftlicher Garten, in jenem primitiven französischen Style Le Nôtre; jetzt ist er nur noch Ruinen und Brombeer-

gesträuch. Ueber den Pilastern sind Kugeln, die alte Steinkugeln zu sein scheinen. Man zählt noch dreiundvierzig Geländerdocken mit ihren Untersätzen. Die übrigen liegen im Grase. Fast alle weisen Kugelspuren nach. Eine dieser zertrümmerten Geländerdocken liegt wie ein zerbrochenes Bein auf dem Vordersteven.

In diesem Garten, der tiefer als der Obstgarten liegt, nahmen sechs Voltigeure vom 1. leichten Infanterieregiment, welche da hineingedrungen waren und nicht wieder heraus konnten, wie gefangene, in ihrer Grube gehetzte Bären, den Kampf mit zwei hannöverschen Compagnien auf, von welchen die eine mit Karabinern bewaffnet war. Die Hannoveraner besetzten die Balustraden und schossen von oben herab. Die Voltigeure erwiederten das Feuer, von unten herauf, sechs gegen zweihundert, unerschrocken. Sie hatten keinen anderen Schutz als die Johannisbeersträucher und brauchten eine Viertelstunde zum Sterben.

Wenn man einige Stufen hinaufsteigt, so kommt man aus dem Garten in den eigentlichen Obstgarten. Auf diesen paar Quadratfuß Land fielen, in weniger als einer Stunde, 1500 Mann. Die Mauer scheint bereit den Kampf wieder aufzunehmen. Die 38 Schießlucken, welche die Engländer in ungleicher Höhe anbrachten, sind noch vorhanden. Vor der sechszehnten steht man zwei englische Gräber aus Granit. Nur in der südlichen Mauer sind Schießlucken.

Der Hauptangriff kam von da her.

Diese Mauer wird nach Außen durch eine große Hecke verdeckt. Als die Franzosen davor standen, glaubten sie, es sei weiter nichts als eine Hecke, drangen durch und fanden die Mauer, die nicht allein ein Hinderniß, sondern auch ein Hinterhalt war. Die englischen Garden standen dahinter und die 38 Schießscharten spieen auf einmal einen Hagel von Kartätschen und Kugeln auf die Brigade Soye die dort fiel. — Damit begann Waterloo.

Indessen wurde der Obstgarten genommen. Da man keine Leitern hatte, bedienten sich die Franzosen beim Klettern ihrer Nägel. Man schlug sich Körper an Körper unter den Bäumen. Alles Gras war naß vom Blute. Das 700 Mann starke Bataillon Nassau wurde dort niedergeschmettert. Die äußere Seite der Mauer, welche die beiden Kellermann'schen Batterien bearbeiteten, ist von Kartätschen zerrissen. Dieser Obstgarten ist im Monat Mai so empfänglich wie ein anderer. Er hat seine goldenen Knospen und seine Gänseblümchen. Das Gras ist hoch, die Karrenpferde weiden da; Seile von Pferdehaaren, auf denen Linnen trocknet, ziehen sich von einem Baum zum andern und zwingen den Wanderer sich zu bücken.

Man geht in diesem Brachfelde umher und sinkt hin und wieder in ein Maulwurfsloch. Mitten im Grase bemerkt man einen entwurzelten, an der Erde liegenden, grünenden Baumstamm. Major Blackmann stützte sich darauf um zu sterben. Unter einem großen, nahe stehenden Baum, ist der deutsche General Duplat gefallen. Er stammte aus einer französischen Familie, welche bei der Widerrufung des Ediktes von Nantes flüchtete. Ganz zur Seite beugt sich ein alter, kranker, mit Stroh und Thonerde umwundener Apfelbaum. Fast alle Apfelbäume sinken vor Altersschwäche um. Nicht einer darunter der nicht eine Kugel aufzuweisen hätte.

In diesem Obstgarten sind die Skelette todter Bäume sehr zahlreich. In den Zweigen fliegen die Raupen umher. Im Hintergrunde, im Gehölze, findet man eine Masse Veilchen.

Damit heute ein Bauer zum Reisenden sagen kann: Herr! geben Sie mir drei Franken, und, wenn Sie wollen, so werde ich Ihnen die Geschichte von Waterloo erklären! mußte Baudouin getödtet, Foy verwundet, Feuer angelegt, massakrirt, gemetzelt, ein wild vermischter Strom englischen, deutschen und französischen Blutes vergossen, ein Brunnen mit Leichen gefüllt, das Regiment Nassau und das Regiment Braunschweig vernichtet, Dulpat und Blackmann getödtet, die englischen Garden verstümmelt, zwanzig französische Bataillone von den Vierzig des Corps de Reille dezimirt, dreitausend Mann in diesem einzigen baufälligen Hougomont niedergesäbelt, zusammengeschossen, erwürgt, füsilirt und verbrannt werden.

III.

Der 18. Juni 1815.

Kehren wir wieder um, das ist eines der Vorrechte des Geschichtsschreibers, und versetzen wir uns in das Jahr 1815, sogar etwas vor die Epoche, in welcher die im ersten Theile dieses Buches erzählte Handlung beginnt.

Wenn es in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni 1815 nicht geregnet hätte, wäre Europa jetzt anders gestaltet. Einige Tropfen Wasser brachten Napoleon zum Sturz. Damit Austerlitz in Waterloo unterginge, bedurfte die Vorsehung nur eines unbedeutenden Regens. Einige Wolken, die zur ungewöhnlichen Jahreszeit am Himmel vorüberzogen, genügten, um eine Welt über den Haufen zu stürzen.

Die Schlacht von Waterloo — und das gab Blücher die Zeit heranzurücken — konnte erst um halb 12 Uhr beginnen. Warum? Weil die Erde feucht war. Es mußte einige Zeit gewartet werden, ehe die Artillerie auf diesem Terrain manövriren konnte.

Napoleon war Artillerie-Offizier und that sich etwas darauf zu gut. Alle seine Schlachtplane beruhen auf der Wirkung des groben Geschützes. Die Gesammtwir'kung der Artillerie auf einen gegebenen Punkt war sein Schlüssel zum Siege. Er behandelt die Strategie des feindlichen Generals wie eine Citadelle, in die er Bresche schoß. Er überschüttete den schwachen Punkt mit Kartätschen, band und löste die Schlacht mit der Kanone. Sein Genie hielt die Schußlinie ein. Die Carre's durchbrechen, die Regimenter zermalmen, die Linien auseinanderreißen, die Massen aufreiben und zerstreuen: das war sein ganzes Streben. Schlagen, schlagen, unablässig schlagen; — und dieses Geschäft überließ er der Kugel. Eine furchtbare Methode, die, bei seinem Genie, diesen finstern Athleten, im kriegerischen Faustkampf 15 Jahre lang unüberwindlich machte.

Am 18. Juni 1815 rechnete er um so sicherer auf die Artillerie, als er darin numerisch stärker war. Wellington hatte nur hundertneunundfünfzig Feuerschlünde, während Napoleon über zweihundertvierzig verfügte.

Gesetzt, das Erdreich wäre trocken gewesen und die Artillerie hätte fahren können, so hätte die Schlacht um sechs Uhr Morgens begonnen. Dann wäre sie um zwei Uhr gewonnen und beendigt gewesen, drei Stunden vor der durch die Preußen herbeigeführten Katastrophe.

Welche Fehler hat Napoleon begangen, die den Verlust dieser Schlacht nach sich zogen? Muß der Schiffbruch dem Lootsen zur Last gelegt werden? War mit der unleugbaren Abnahme der physischen Kräfte Napoleons zu jener Zeit eine gewisse geistige Entkräftung verbunden? Hatten die zwanzig Kriegsjahre die Klinge wie die Scheide abgenutzt? Machte sich der Veteran trauriger Weise im Feldherrn bemerklich? Mit einem Worte, verdunkelte sich dieses Genie, wie es viele geachtete Historiker glaubten? War er in Raserei gerathen, um sich selbst seiner Ohnmacht zu verbergen? Fing er an, von einem abenteuerlichen Geist angeweht und bethört zu schwanken? War er, ein ernster Umstand bei einem General, sich der Gefahr nicht mehr bewußt? Gibt es in dieser Klasse großer materieller Menschen, die man die Riesen der That nennen könnte, ein Alter, in welchem das Genie kurzsichtig wird?

Das Alter hat keine Gewalt über das ideale Genie. Für die Dantes und Michel-Angelos heißt alt werden wachsen. Heißt es für die Hannibals und Bonaparte abnehmen? Hatte Napoleon den direkten Siegessinn verloren? War er dahin gekommen, die Klippe nicht mehr zu erkennen, die Falle nicht mehr zu ahnen, den einstürzenden

Rand am Abgrund nicht mehr zu unterscheiden? Konnte er die Katastrophe nicht mehr wittern? (flairer). Waren ihm doch vor der Zeit alle Wege bekannt, die zum Ruhme führten, ihm, der sie, von der Höhe seines Donnerwagens, mit souverainem Finger zeigte. War jetzt eine unheilvolle Bestürzung über ihn gekommen, daß er das tosende Gespann seiner Legionen an den Abgrund trieb? War er mit sechsundvierzig Jahren wahnsinnig geworden? Dieser Riesenkutscher des Schicksals, war er nichts mehr als ein gigantischer Halsbrecher? Nein, wir glauben es nicht.

Sein Schlachtplan war, wie Jeder zugibt, ein Meisterwerk. Grade auf das Centrum der Alliirten loszugehen, durchzubrechen, die feindliche Linie in zwei Theile zu theilen, die englische Hälfte auf Hal, die preußische auf Tongres zu werfen, aus Wellington und Blücher zwei Corps zu machen, Mont-Saint-Jean zu nehmen, Brüssel zu besetzen, die Deutschen in den Rhein und die Engländer in's Meer zu treiben: das war Napoleons Schlacht-Plan. Das Weitere würde man dann sehen.

Es versteht sich von selbst, daß wir keinen Anspruch darauf machen, die Geschichte von Waterloo hier zu schreiben. Eine der Hauptscenen des Dramas, welches wir erzählen, knüpft sich an die Schlacht; diese zu beschreiben, ist nicht unsere Aufgabe. Das ist schon geschehen und meisterhaft geschehen, aus einem Gesichtspunkte von Napoleon, aus dem andern von Charras. Was uns betrifft, wir lassen diese beiden Geschichtsschreiber miteinander im Kampfe. Wir verhalten uns nur, wie ein entfernter Zeuge, wie ein Wanderer in der Ebene, wie ein Forscher, der sich über diese mit Menschenfleisch gedüngte Erde beugt und den Schein vielleicht für das Wesen nimmt. Wir haben nicht das Recht, im Namen der Wissenschaft, einem Ganzen von Thatsachen zu widerstreiten, worin zweifelsohne auch Luftspiegelung ist. Es fehlt uns dazu sowohl die militärische Praxis, als die strategische Competenz, welche ein System autorisiren. Unserer Meinung nach standen die beiden Feldherren bei Waterloo unter der Verkettung von Zufälligkeiten und wenn es sich vom Schicksale handelt, diesem geheimnißvollen Angeschuldigten, richten wir wie das Volk, dieser naive Richter.

IV.

A.

Wer sich die Schlacht bei Waterloo deutlich vorstellen will, braucht nur in Gedanken ein großes A auf den Boden zu zeichnen. Der linke Schenkel des A ist die Straße nach Nivelles, der rechte Schenkel die

Straße nach Genappe, der Strich im A der Hohlweg von Ohain nach Braine l'Alleud. Die Spitze des A ist Mont-Saint-Jean. Dort stand Wellington. Das linke untere Ende ist Hougomont; dort stand Reille mit Jerome Bonaparte. Das rechte untere Ende ist Belle-Alliance; da stand Napoleon. Ein wenig unterhalb des Punktes, wo der A-Strich auf den rechten Schenkel stößt und ihn durchschneidet, ist la Haie-Sainte. In der Mitte dieses Striches ist der bestimmte Punkt, wo das letzte Wort in der Schlacht gesprochen wurde. Dort hat man den Löwen aufgepflanzt, das unfreiwillige Symbol des erhabenen Heroismus der kaiserlichen Garde. Das Dreieck von der Spitze bei A, zwischen den beiden Schenkeln bis zum A-Strich, ist die Hochebene von Mont-Saint-Jean. Die ganze Schlacht war der Kampf um dieses Plateau.

Die Flügel der beiden Armeen dehnten sich rechts und links von den beiden Straßen nach Genappe und Nivelles aus. D'Erlon stand Picton, — Reille Hill gegenüber.

Hinter der Spitze von A, hinter dem Plateau von Mont-Saint-Jean, ist der Wald von Soignes.

Was die Ebene selbst anbetrifft, so stelle man sich ein ausgedehntes, wellenförmiges Terrain vor. Jede Bodenerhöhung dominirt die andere, und alle diese Wellen steigen nach Mont-Saint-Jean, wo sie sich am Walde brechen.

Zwei feindliche Corps auf dem Schlachtfelde sind wie zwei Kämpfer. Es ist ein Ringen. Der Eine sucht den Andern zum Fall zu bringen. Man klammert sich an Alles. Ein Mauerwinkel ist eine Brustwehr. In Ermangelung von etwas, worauf es sich stützen kann, wird ein Regiment zum Weichen gebracht. Eine Senkung der Ebene, eine Veränderung des Terrains, ein passender Querpfad, ein Gehölz, eine Schlucht können der Ferse dieses Kolosses, den man eine Armee nennt, als Anhaltspunkt dienen und ihn verhindern, zu weichen. Wer das Feld verläßt ist geschlagen. Daher ist der verantwortliche Befehlshaber genöthigt, die kleinste Baumgruppe zu examiniren und die geringste Erhöhung oder Vertiefung des Terrains zu prüfen.

Die beiden Generale hatten aufmerksam die Ebene von Mont-Saint-Jean, heut zu Tage die Ebene von Waterloo geheißen, untersucht. Wellington hatte mit voraussehender Klugheit für den möglichen Fall einer großen Schlacht dies schon ein Jahr vorher gethan. Auf diesem Terrain und bei diesem Duell, am 18. Juni, hatte Wellington die gute, Napoleon die schlechte Position. Die englische Armee stand oben, die französische unten.

Das Bild Napoleons zu Pferde, mit seinem Fernglase in der Hand auf der Höhe von Rosomme, bei Tagesanbruch, am 18. Juni 1815 zu zeichnen, wäre fast zu viel. Alle Welt hat ihn ja gesehen mit dem ruhigen Profil, unter dem kleinen Hut der Schule von Brienne, in seiner grünen Uniform mit dem weißen Kragen, unter welcher der Ordensstern, seinem Ueberzieher, unter welchem die Epauletten verborgen waren, mit dem rothen Bändchen an der Weste, der ledernen Hose, dem weißen Pferd, mit seiner Schabracke von rothem Sammt und den vier gekrönten N, mit den Adlern in den Ecken, mit den Reiterstiefeln über Seidenstrümpfen, den silbernen Sporen, dem Degen von Marengo, ganz wie der letzte der Cäsaren in der Vorstellung lebt, applaudirt von den Einen und strenge beurtheilt von den Andern.

Diese Gestalt war lange Zeit ganz in Licht gehüllt. Das lag an einem gewissen legendenhaften Dunkel, welches die meisten Helden um sich her schaffen und welches immer mehr oder minder lange die Wahrheit verhüllt. Aber heut zu Tage wird es licht in der Geschichte. Die Geschichte ist unerbittlich in ihrer Beleuchtung. Es ist dies seltsam und göttlich an ihr, daß, so lichtspendend sie auch ist und eben weil sie es ist, sie oft da Schatten wirft, wo man früher Strahlen sah. Aus einem Manne macht sie zwei verschiedene Gestalten, die sich einander angreifen und gerecht werden. Der finstere Despot kämpft mit dem strahlenden Heerführer. Das liefert einen richtigeren Maßstab bei der schließlichen Beurtheilung Seitens der Völker. Die Entweihung Babylons schadete dem Rufe Alexanders. Das gefesselte Rom erniedrigte Cäsar und das zerstörte Jerusalem verdunkelte Titus. Die Tyrannei läßt nicht vom Tyrannen. Es ist ein Unglück für einen Mann, wenn er hinter sich Nacht läßt, die seine Gestalt annahm.

V.

Das Quid Obscuram der Schlachten.

Alle Welt kennt die erste Phase dieser Schlacht. Der Anfang war unsicher, zögernd, verwirrt, drohend für beide Armeen, aber mehr noch für die Engländer als für die Franzosen.

Es hatte die ganze Nacht geregnet und das Erdreich war ganz aufgelockert. Hier und da hatte sich das Wasser, in den tiefsten Punkten der Ebene, wie in Becken gesammelt. An gewissen Stellen ging es den Trainwagen bis an die Achsen. Von den Bauchriemen der Pferde tropfte der flüssige Schaum herab. Wenn das von dieser Menge von Fuhrwerken niedergedrückte Getreide nicht die Spuren

ausgefüllt hätte, würde jede Bewegung, besonders in den Thälern, an der Seite von Papelotte, unmöglich gewesen sein.

Das Treffen fing spät an. Napoleon hatte, wie wir bereits erklärt haben, die Gewohnheit, die ganze Artillerie wie ein Pistol in der Hand zu halten, indem er bald nach diesem, bald nach jenem Punkte im Schlachtfelde visirte. Er wollte den Zeitpunkt abwarten, in welchem die Batterieen frei herumrollen und galopiren konnten. Zu dem Zwecke war es nothwendig, daß die Sonne sich zeigte und den Boden trocknete. Aber die Sonne erschien nicht. Es war nicht mehr das Rendez-vous von Austerlitz. Als der erste Kanonenschuß losgebrannt war, sah der englische General Colville auf seine Uhr und bemerkte, daß es 35 Minuten über elf war.

Die Feindseligkeiten wurden mit Wuth, mit mehr Wuth vielleicht als der Kaiser gewollt hatte, vom linken französischen Flügel gegen Hougomont eröffnet. Gleichzeitig griff Napoleon das Centrum an, indem er die Brigade Quiot auf La Haie-Sainte sich stürzen ließ, während Ney den rechten französischen Flügel gegen den linken, englischen führte, der sich auf Papelotte stützte.

Der Angriff auf Hougomont war zum Theil Scheinangriff. Wellington's Aufmerksamkeit sollte dadurch abgelenkt und er zu einer Bewegung nach links verleitet werden. Das war der Plan. Er wäre gelungen, wenn die vier englischen Garde-Compagnieen und die braven Belgier, von der Division Perponcher, die Position nicht wacker vertheidigt hätten und Wellington, statt sich in Massen dahin zu ziehen, sich nicht darauf hätte beschränken können, weiter nichts als vier andere Garde-Compagnieen und ein braunschweigisches Bataillon zur Verstärkung hinzuschicken.

Der Angriff des rechten französischen Flügels auf Papelotte war ernstlich gemeint. Die englische Linke über den Haufen werfen, die Straße nach Brüssel coupiren, den, möglicherweise ankommenden, Preußen den Weg verrammen, Mont-Saint-Jean forciren, Wellington auf Hougomont zurückwerfen, von da auf Braine l'Alleud, dann auf Hal, das war der Plan. Einige Zwischenfälle abgerechnet, gelang der Angriff. Papelotte wurde genommen. La Haie-Sainte wurde auch genommen.

Eins ist hierbei zu bemerken. Es gab in der englischen Infanterie, besonders in der Brigade Kempt, viele Rekruten. Diese jungen Soldaten benahmen sich unserer furchtbaren Infanterie gegenüber sehr tapfer. Ungeachtet ihrer Unerfahrenheit, zogen sie sich unerschrocken aus der Verlegenheit. Ihr Tirailleurdienst war namentlich ausgezeichnet. Der Soldat ist sich als Tirailleur ein wenig selbst

überlassen und wird da so zu sagen, sein eigener General. Diese Rekruten zeigten etwas von der französischen Erfindungsgabe und Heftigkeit. (furia.) Es war Begeisterung in dieser neuen Infanterie und das mißfiel Wellington.

Nach der Einnahme von La Haie-Sainte schwankte die Schlacht.

Es gab an diesem Tage, von Mittag bis vier Uhr, einen dunklen Zwischenraum. Die Mitte dieser Schlacht ist fast undeutlich und ein verworrenes, finsteres Handgemenge. Es schwankt gewaltig in diesem Morden schwindelerregender Luftbilder! Da sah man denn die heut zu Tage fast unbekannten Kriegsapparate jener Zeit, flammende Colbacks, fliegende Säbeltaschen, gekreuztes Lederzeug, Granatpatrontaschen, Husarendolmans, tausendfaltige rothe Stiefel, schwere verschnürte Czako's, die fast schwarze braunschweig'sche Infanterie, mit der scharlachrothen, englischen vermengt, die englischen Soldaten mit den dicken, weißen, kreisförmigen Wulsten statt Epauletten auf den Schultern, die hannover'schen Chevaux-légers, mit ihren länglichen, kupferbeschlagenen Lederhelmen, mit Kamm aus rothgefärbtem Pferdehaar, die nacktbeinigen Schotten, mit ihren gewürfelten Plaids, die großen weißen Gamaschen unserer Grenadiere. Das sind ächt strategische Bilder und keine strategischen Linien, wie sie ein Salvator Rosa, nicht wie sie Gribeauval braucht.

Ein gewisses tobendes Unwetter mischt sich in jede Schlacht. Quid obscurum, quid divinum. Etwas Dunkles, etwas Göttliches. Jeder Historiker malt sich den Wirrwar ungefähr so aus, wie ihm gefällt. Wie immer die Kombination der Generale auch beschaffen sein mag, der Stoß bewaffneter Massen hat eine unberechenbare Rückwirkung. Während der Action ändert jeder Feldherr seinen Plan nach dem des Andern, indem jeder den des Andern zu zerstören sucht. Die Schlachtlinie schwankt und schlängelt sich wie ein Faden dahin. Es werden Ströme von Blut ohne Logik vergossen. Die Fronten der Armeen wogen. Die einrückenden oder austretenden Regimenter gewähren bald das Bild eines Vorgebirges, bald das einer Bucht. Alle diese Klippen rühren sich beständig unter einander. Wo Artillerie war, stürzt Cavallerie hinzu. Die Bataillone sind in Rauch gehüllt. Dort war etwas; man sucht es; es ist verschwunden. Lücken entstehen und füllen sich wieder aus. Die langen düstern Streifen bewegen sich vor- und rückwärts. Eine Art Grabeswind treibt und vertreibt, schwellt an und zerstreut diese tragischen Massen. Was ist so ein Treffen? eine Pendelbewegung.

Die Unbeweglichkeit einer mathematischen Ebene dauert in der Wirklichkeit eine Minute, aber keinen Tag. Um eine Schlacht zu malen, bedarf man jener gewaltigen Maler, die Chaos im Pinsel haben. Rembrandt ist dazu besser als Vandermeulen. Vandermeulen ist zuverlässig um Mittag, unwahr um drei Uhr. Die Geometrie irrt sich, nur der Orkan ist wahr. Das gibt Folard das Recht Polybius zu widerlegen. Fügen wir noch hinzu, daß es immer einen gewissen Augenblick gibt, in welchem die Schlacht in Einzelkampf ausartet und in zahllose abgesonderte Kämpfe zerfällt, die nach dem Ausdrucke Napoleons selbst „eher der Biographie der Regimenter, als der Geschichte der Armee angehören." Dem Historiker bleibt in diesem Falle das unbestreitbare Recht des Berichterstatters. Er kann nur die Hauptumrisse des Kampfes zeichnen und es gibt keinen gewissenhaften Erzähler, wie gewissenhaft er auch sein mag, der im Stande wäre, die absolute Form jener schauervollen Wolke zu malen, die man eine Schlacht nennt.

Das ist wahr, so oft es sich um einen großen Zusammenstoß bewaffneter Massen handelt, und namentlich auf Waterloo anwendbar. Zu einer gewissen Zeit Nachmittags aber wurde die Schlacht übersichtlich.

VI.

Vier Uhr Nachmittags.

Gegen vier Uhr war die Situation der englischen Armee sehr bedenklich geworden. Der Prinz von Oranien kommandirte das Centrum, Hill den rechten, Picton den linken Flügel. Der Prinz von Oranien, ruhig und unerschrocken, rief den Holländern und Belgiern zu: Nassau! Braunschweig! Niemals rückwärts! Der geschwächte Hill mußte sich auf Wellington stützen. Picton war todt. In derselben Minute, als die Engländer den Franzosen die Fahne vom 105ten Linien-Regiment wegnahmen, hatten die Franzosen den Engländern ihren General Picton getödtet; eine Kugel durch den Kopf endete sein Heldenleben. Die Schlachtlinie hatte für Wellington zwei Stützpunkte, Hougomont und La-Haie-Sainte. Hougomont hielt noch, brannte aber. La-Haie-Sainte war genommen. Von dem deutschen Bataillon, das es vertheidigte, waren nur 42 Mann am Leben geblieben. Alle Offiziere bis auf 5 waren todt oder gefangen. Drei tausend Kämpfer hatten sich in dieser Scheune umgebracht.

Ein englischer Gardesergeant, der erste Boxer seiner Zeit, den seine Kameraden für unüberwindlich hielten, wurde dort von einem kleinen Tambour erschlagen. Baring war vertrieben, Alten nieder-

gehauen und mehrere Fahnen verloren, wovon eine der Division Alten und eine dem Bataillon von Lüneburg gehörte, die ein Fürst von Zweibrücken trug. Die grauen Schotten existirten nicht mehr und die dicken Dragoner von Ponsonby waren niedergesäbelt worden. Diese tapfere Kavallerie hatte vor den Lanciers von Bro und den Cuirassieren von Travers weichen müssen. Von zwölfhundert Pferden blieben nur sechshundert. Von den drei Obrist-Lieutenants waren zwei gefallen. Hamilton verwundet, Mater getödtet. Ponsonby war, von sieben Lanzenstichen durchbohrt, gesunken. Gordon und Marsh waren todt. Zwei Divisionen, die fünfte und sechste waren aufgerieben.

Als Hougomont stark bedrängt und La-Haie-Sainte genommen war, gab es nur noch einen Knoten, das Centrum. Dieser Knoten hielt immer noch. Wellington verstärkte ihn. Er berief Hill dahin, der in Merbe-Braine war und ließ sich auch Chasse kommen, der sich in Braine-l'Alleud befand.

Das Centrum der englischen Armee, etwas concav, sehr dicht und sehr compakt, hatte eine starke Position. Es nahm die Hochebene von Mont-Saint-Jean ein, hatte hinter sich das Dorf und vor sich den damals ziemlich steilen Abhang. Es lehnte sich an das damals starke, steinerne Gebäude, das zu der Zeit Domainengut von Nivelles war und den Straßendurchschnittspunkt bildete. Das Haus stammte aus dem 16. Jahrhundert und war so fest, daß die Kugeln daran abprallten, ohne ihm Schaden zu thun. Rings um das Plateau herum hatten die Engländer hier und da die Hecken behauen, Schießscharten im Weißdorn gemacht, Kanonenschlünde durch die Zweige gesteckt und so ihre Artillerie hinter dem Gebüsche verborgen gehalten. Diese punische Arbeit, wogegen sich nichts einwenden läßt, da im Kriege List erlaubt ist, war so gelungen, daß Haxo, den der Kaiser um neun Uhr des Morgens ausschickte, die feindlichen Batterien zu recognosciren, nichts davon bemerkte, und, als er von seinem Ausfluge zurückgekehrt war, Napoleon meldete, daß außer den beiden Barrikaden auf den Straßen von Nivelles und Genappe kein Hinderniß im Wege stand. Es war in der Erntezeit. Am Saume der Hochebene lag, im hohen Korn, das mit Karabinern bewaffnete fünfundzwanzigste Bataillon der Brigade Kempt.

Auf diese Weise geschützt und gedeckt, war das Centrum der englisch-holländischen Armee in guter Position.

Die gefahrvolle Seite dieser Position war der Wald von Soignes, welcher damals an das Schlachtfeld stieß und von den Teichen von Grönendael und Boitsforts durchschnitten wurde. Eine Armee hätte sich nicht nach der Seite hin zurückziehen können, ohne sich auf-

auflösen. Die Regimenter hätten sich sogleich getrennt, die Artillerie wäre im Moraste versunken. Der Rückzug wäre nach der Meinung mehrerer Männer von Fach, welche, es ist wahr, von Andern bestritten wurde, dort eine regellose Flucht geworden.

Wellington verstärkte dieses Centrum mit einer Brigade von Chasse, die er dem rechten Flügel entzog und mit einer Brigade von Wincke, vom linken Flügel, wozu noch die Division Clinton kam. Seinen Engländern, den Regimentern von Halkett, der Brigade Mitchell und den Garden von Maitland, gab er als Anlehnpunkte und Gegengewicht die Braunschweig'sche Infanterie, das Contingent von Nassau, die Hannoveraner unter Kielmansegge und die Deutschen unter Ompteda bei. Das machte zusammen sechs und zwanzig Bataillone. Der rechte Flügel, wie Charras sagt, hatte sich hinter das Centrum zurückgezogen. Hinter mit Erde gefüllten Säcken war eine furchtbare Batterie verborgen, da wo heute das sogenannte „Museum von Waterloo" ist. Außerdem hielt Wellington in einer Terrainvertiefung die vierzehnhundert Mann starken Garde = Dragoner zu Pferd von Somerset in Bereitschaft. Das war die andere Hälfte dieser mit Recht so berühmten englischen Cavallerie. Als Ponsonby vernichtet war, blieb Somerset.

Die Batterie, welche vollendet fast eine Redoute gewesen wäre, war hinter einer sehr niedrigen Gartenmauer aufgestellt, die in Eile durch mit Sand gefüllte Säcke und einen breiten Damm von Erde geschützt worden war. Dieses Schutzwerk war nicht fertig geworden. Man hatte keine Zeit gehabt, es zu verpallisadiren.

Wellington hielt, aufgeregt aber stoisch, zu Pferde, welches er während des ganzen Tages immer auf derselben Stelle nicht verlassen hatte. Es war ein wenig vor der alten Mühle von Mont=Saint=Jean, die noch existirt, unter einer Ulme, die ein Engländer, ein enthusiastischer Vandale, seitdem für 200 Francs gekauft hat. Er ließ sie abjägen und nach England transportiren. Wellington benahm sich kalt, heroisch. Es regnete Kugeln. General = Adjutant Gordon war gerade an seiner Seite gefallen, als Lord Hill auf eine platzende Haubitze zeigte und sagte: Mylord! welche Instruktionen und Befehle hinterlassen Sie uns, wenn Sie sich hier tödten lassen? — Es so zu machen wie ich, antwortete Wellington. Zu Clinton sagte er lakonisch: Hier aushalten bis auf den letzten Mann. Der Tag nahm einen sichtbar üblen Ausgang. Wellington rief seinen alten Kampfgenossen von Talavera, Vittoria und Salamanca zu: Boys (Jungens)! könnt Ihr daran denken, zu weichen? Denkt an Alt=England!

Um 4 Uhr machte die englische Linie eine rückgängige Bewegung.

Plötzlich sah man auf dem Kamm des Plateaus nur noch Artillerie und Tirailleurs. Der Rest verschwand. Die Regimenter, von den französischen Haubitzen und Kugeln vertrieben, sammelten sich in dem Grunde, den noch heute der Pfad nach der Meierei Mont-Saint-Jean durchschneidet. Die Fronte der englischen Schlachtlinie verschwand, Wellington wich. — „Der Anfang des Rückzuges?" rief Napoleon.

VII.

Napoleon ist guter Laune.

Der Kaiser, obgleich krank und durch ein örtliches Leiden beim Reiten genirt, war nie so wohlgelaunt als an diesem Tage. Auf seinen undurchdringlichen Zügen lag seit dem Morgen ein Lächeln. Am 18. Juni 1815 war dieser unergründliche, hinter einer Marmormaske versteckte Geist voller Freude. Der Mann der bei Austerlitz finster blickte, lächelte bei Waterloo. Die größten Prädestinationsmänner verfallen in solche Widersprüche. Unsere Freude ist Schatten. Das erhabene Lächeln ist Gott.

Ridet Caesar, Pompejus flebet (Cäsar lacht, Pompejus wird weinen) sagten die Soldaten der Legion Fulminatrix. Pompejus sollte diesmal nicht weinen, aber sicher ist es, daß Cäsar lachte. Er hatte in der Nacht von 1 Uhr an, zu Pferd, unter Sturm und Regen, mit Bertrand die Hügel besichtigt, welche bei Rosomme liegen. Er hatte sich über die lange Linie der englischen Feuer gefreut, die den ganzen Horizont von Frischemont bis Braine-l'Alleud erleuchteten und es hatte ihm geschienen, daß das Schicksal, von ihm am festgesetzten Tage auf dem Schlachtfeld von Waterloo beschieden, sich pünktlich bewiesen habe. Er hatte sein Pferd angehalten und eine Zeit lang in unbeweglicher Haltung dem Flammen der Blitze zugesehen und dem Rollen des Donners zugehört. Man hatte dabei vernommen, wie dieser Fatalist die geheimnißvollen Worte in die Nacht murmelte: „Wir sind einverstanden!" Napoleon täuschte sich. Sie waren nicht mehr einverstanden.

Er hatte in dieser Nacht keine Minute geschlafen und war fortwährend in bester Laune. Er hatte die ganze Linie des Grandgardes inspizirt und dann und wann mit den Vorposten gesprochen. Um halb drei hatte er, beim Gehölz von Hougomont, den Tritt einer Colonne auf dem Marsch vernommen. Einen Augenblick war er der Meinung, daß Wellington sich zurückzöge. Darauf hatte er zu Bertrand gesagt: Das ist die englische Nachhut, die sich in Bewegung

setzt, um abzuziehen. Ich werde die sechstausend Engländer zu Gefangenen machen, die jetzt in Ostende angekommen sind.

Er war sehr gesprächig und hatte jenen rednerischen Schwung wiedergefunden, den man bei der Landung am 1. März an ihm bemerkte, als er dem Groß-Marschall den enthusiastischen Bauer des Golfs Juan zeigte, wobei er ausrief: Nun, Bertrand, da ist ja schon Verstärkung!

In der Nacht vom 17. auf den 18. bespöttelte er Wellington. Dieser kleine Engländer hat eine Lektion nöthig, sagte Napoleon.

Der Regen fiel mit doppelter Stärke und es donnerte, während der Kaiser sprach.

Um halb vier Uhr Morgens war er um eine Illusion ärmer. Die auf Recognoscirung ausgeschickten Offiziere hatten ihm gemeldet, daß der Feind keine Bewegung mache. Nichts rührte sich und auch nicht ein Bivouakfeuer war erloschen. Die englische Armee schlief. Auf der Erde herrschte tiefes Schweigen, nur im Himmel ging es geräuschvoll zu. Um vier Uhr brachten ihm Ueberläufer einen Bauer. Er hatte einer englischen Cavallerie-Brigade als Führer gedient, vermuthlich der Brigade Vivian, die im Dorfe Ohain, auf der äußersten Linken Position nahm. Um fünf Uhr meldeten ihm zwei belgische Deserteure, daß sie ihr Regiment verlassen hätten und daß die englische Armee die Schlacht erwarte.

Um so besser! hatte Napoleon ausgerufen. Es ist mir noch lieber, sie über den Haufen zu werfen, als sie zu verjagen.

Am Morgen war er auf dem steilen Rande, da, wo der Weg von Plancenoit die Straße durchschneidet, auf dem kothigen Boden abgestiegen, hatte sich aus der Meierei von Rosomme einen Küchentisch und einen Bauernstuhl bringen lassen auf den er sich niederließ und die Füße auf ein Bund Stroh stellte, welches ihm als Teppich diente. Er entfaltete die Karte des Schlachtfeldes auf dem Tische und sagte dabei zu Soult: Ein hübsches Schachbrett!

In Folge der nächtlichen Regengüsse hatten die mit Lebensmitteln beladenen Fuhrwerke, welche in den verschlammten Wegen nicht recht vorwärts konnten, in der Frühe nicht ankommen können. Der Soldat hatte nicht geschlafen, war durchnäßt und nüchtern. Das hatte Napoleon nicht verhindert, Ney fröhlich zuzurufen: „Wir haben neunzig gegen hundert für uns.“ Um acht Uhr brachte man dem Kaiser das Frühstück. Er lud mehrere Generale dazu ein. Während des Frühstücks erzählte man sich, daß Wellington am vorhergehenden Tage in Brüssel, bei der Herzogin von Somerset, auf dem Ball gewesen sei. Soult, ein rauher Kriegsmann, mit dem Gesichte eines Erzbischofs,

hatte darauf erwiedert: „Der Ball ist heute!" Der Kaiser hatte Ney gefoppt, weil dieser meinte: Wellington wird nicht so arglos sein, Ew. Majestät zu erwarten. Das war so seine Art. Er scherzte gern, sagt Fleury de Chaboulon. Der Grund seines Charakters war ein lustiger Humor, versichert Gourgaud. Seine zahlreichen Späße waren eher seltsam als geistreich zu nennen, meint Benjamin Constant. Diese Munterkeit eines Riesen lohnt der Mühe, länger dabei zu verweilen.

Seine Grenadiere nannte er „Murrköpfe;" er kniff sie ins Ohr und zupfte sie am Schnurrbart. Der Kaiser spielt uns nur Possen! hatte einer von ihnen gesagt.

Während der mysteriösen Ueberfahrt von der Insel Elba nach Frankreich, am 27. Februar, begegnete die französische Kriegsbrigg, der Zephir, der Brigg Inconstant, in welcher sich Napoleon versteckt hielt. Erstere rief den Inconstant an, um zu erfahren ob er nichts Neues über Napoleon wisse. Der Kaiser, welcher zu der Zeit noch seinen Hut mit der weißen und violetten, mit Bienen besäten Kokarde trug, die er auf der Insel Elba angenommen hatte, ergriff lachend das Sprachrohr und antwortete: Der Kaiser befindet sich wohl. Wer so lacht, ist mit den Ereignissen vertraut. Napoleon lachte mehrmals während des Frühstücks in Waterloo. Nach dem Frühstücke hatte er sich eine Viertelstunde gesammelt. Dann hatten sich zwei Generale auf einen Strohbündel gesetzt, mit einer Feder in der Hand und einem Blatt Papier auf den Knien und der Kaiser hatte ihnen den Schlachtbefehl diktirt.

Um ein Uhr, in dem Augenblicke, als die französische Armee sich aufgestellt und in fünf Kolonnen entfaltet hatte, die Divisionen in zwei Linien, die Artillerie zwischen den Brigaden, die Musik an der Spitze, in den Feldern brausend, mit dem Rasseln der Trommeln und dem Geschmetter der Trompeten gewaltig, großartig und freudig, als ein Meer von Helmen, Säbeln und Bajonetten am Horizonte glänzte, rief der Kaiser zweimal hinter einander aus: Prächtig! prächtig! (magnifique! magnifique!)

Von neun bis elf Uhr hatte die ganze Armee, was unglaublich scheint, Position genommen und sich in sechs Linien rangirt, die nach dem Ausspruche des Kaisers, „die Gestalt von 6 V" bildeten. Einige Augenblicke darauf, als die Schlachtlinie unter der feierlichen Stille aufgestellt war, die dem Ausbruch des Kampfes immer vorangeht, hatte der Kaiser, beim Vorüberdefiliren der drei 12pfündigen Batterien, die auf seinen Befehl von den 3 Armeecorps Erlon, Reille und Lobau abgesondert, dazu bestimmt waren, das Treffen zu eröffnen

und Mont-Saint-Jean zu beschießen, wo sich die Straßen von Nivelles und Genappe durchschneiden, — zu Haxo gesagt, wobei er ihm auf die Schulter klopfte: Das sind 24 schöne Mädchen, General!

Des Ausgangs gewiß, hatte er die Sappeurs-Compagnie vom 1ten Corps, als sie an ihm vorbeimarschirte, durch ein Lächeln ermuthigt. Sie war von ihm dazu bestimmt worden, sich in Mont-Saint-Jean zu verbarrikadiren, sobald das Dorf genommen sein würde. Seine Heiterkeit wurde nur durch einen Ausdruck stolzen Mitleids getrübt. Als er nämlich an einer Stelle, wo jetzt ein großes Grab ist, jene bewundernswerthen, grauen Schotten sich auf ihren stolzen Pferden in Massen sammeln sah, sagte er:

Schade darum!

Dann war er zu Pferd gestiegen, auf Rosomme zugeritten und hatte sich einen Observations-Punkt auf einer schmalen mit Rasen bedeckten Anhöhe, rechts von der Straße von Genappe nach Brüssel gewählt. Dort war seine zweite Station während der Schlacht. Auf der dritten Station, sieben Uhr Abends, zwischen Belle-Alliance und La Haie-Sainte ging es furchtbar zu. Es ist ein ziemlich hoher Hügel, der noch existirt, hinter welchem die Garde, in einer abschüssigen Ebene massenhaft versammelt war. Von dem Pflaster der Chaussee prallten die Kugeln, bis zum Hügel und zu Napoleon zurück. Wie in Brienne pfiffen die Kugeln von verschiedenem Kaliber über seinen Kopf hinweg. Man hat, fast in der Gegend, wo die Füße seines Pferdes waren, vom Roste zerfressene Kugeln, unförmliche Geschosse und alte Säbelklingen aufgerafft. Vor einigen Jahren hat man eine sechszigpfündige, noch geladene Haubitze ausgegraben, deren Zünder beim Streifen über die Erde unbrauchbar geworden war.

Auf dieser letzten Station sagte der Kaiser zu seinem Führer Lacoste, einem feindlichen Bauer, der sich furchtsam an den Sattel eines Husaren angeklammert hatte und sich bei jedem Kartätschengruß umdrehte, indem er sich hinter Napoleon zu verkriechen suchte: Dummkopf! das ist ja schimpflich, wenn du dich von hinten tödten läßt. Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst, in der lockern Böschung dieses Hügels, beim Herumstöbern im Sande die Ueberreste eines von sechsundvierzigjährigem Oxyd zerfressenen Bombenhalses und alte Eisenstücke gefunden, die wie Hollundermark zwischen seinen Fingern zerbrachen.

Die wellenförmige Oberfläche der, unter verschiedenen Winkeln geneigten Ebene, auf welcher sich Napoleon und Wellington begegneten, existirt nicht mehr. Jeder weiß, wie dieses Terrain am 18. Juni 1815 beschaffen war. Als man auf diesem Leichenfelde ein Monument

errichtete, trug man die Erde ab und veränderte dadurch die wirkliche Physiognomie des Bodens, so daß der verlegene Historiker ihn nicht wiedererkennt. Man entstellte ihn um ihn zu verherrlichen. Als Wellington, zwei Jahre später, Waterloo wiedersah, rief er: Man hat mir mein Schlachtfeld verändert. Da wo jetzt die große Pyramide aus Steinen, mit dem Löwen darauf steht, war früher ein Kamm, der sich auf der Straße nach Nivelles, in eine schräge Ebene verlief, an der Seite der Chaussee von Genappe aber ganz steil war. Diese steile Anhöhe kann noch heute durch die Höhe der beiden Hügel gemessen werden, jene zwei großen Gräber, welche die Straße von Genappe nach Brüssel einengen. Das eine, englische, Grab, liegt links, das andere, deutsche, rechts. Ein französisches Grab ist nicht da. Die ganze Ebene ist ein Grab für Frankreich. Dank den tausend und tausend Karren voll Erde, die zum Aufwerfen eines Hügels von 150 Fuß Höhe und einer halben Meile Umfang gebraucht wurden, ist das Plateau von Mont-Sain-Jean heute nur ein sanft anschwellender Abhang. Am Tage der Schlacht war er, besonders von der Seite, nach La-Haie-Sainte her, rau und steil, die Abdachung an der Stelle war so schroff, daß die englischen Kanonen, die unterhalb, im Thalgrunde gelegene Meierei, wo der Mittelpunkt der Schlacht war, nicht bestreichen konnten. Am 18. Juni 1815 hatte der Regen diesen Abhang ausgewühlt und der Morast das Ersteigen noch schwieriger gemacht. Den Scheitel der Hochebene entlang, lief eine Art Graben, von welchem der entfernte Beobachter keine Ahnung haben konnte. Was war das für ein Graben? Braine l'Alleud ist ein belgisches Dorf, und Ohain auch eins. Diese Dörfer, welche beide in den Krümmungen des Terrains verborgen bleiben, sind durch einen Weg von ungefähr anderthalb Meilen mit einander verbunden, der eine wellenförmige Ebene durschneidet und sich oft zwischen den Hügeln verliert, so daß diese Straße an verschiedenen Punkten schluchtenartig ist.

1815 wie heute durschnitt diese Straße den Kamm der Hochebene von Mont-Saint-Jean, zwischen den beiden Chausseen von Genappe und Nivelles. Nur ist sie heute in einem Niveau mit der Ebene, während sie damals Hochebene war. Man hat die beiden Böschungen ab- und damit die Hügel des Monumentes aufgetragen. Die Straße war und ist noch, in dem größeren Theil ihres Zuges ein Graben, der mitunter 12 Fuß Tiefe hat und dessen steile Böschungen hier und da unter den winterlichen Regengüssen herabrutschten. Es kamen da Unglücksfälle vor. Die Straße war an der Einfahrt von Braine-l'Alleud so schmal, daß ein Wanderer von einem

Fuhrwerke zerquetscht war, wie es ein steinernes Kreuz nahe beim Kirchhofe, bestätigt, auf welchem man den Namen des Verstorbenen lesen kann. Er war ein Herr Bernard Debrye, Kaufmann aus Brüssel. Der Unfall fand im Februar 1637 statt. Die Tiefe auf dem Scheitel von Mont-Saint-Jean war so bedeutend, daß ein Bauer, Mathieu Nicaise, 1783 von der herabstürzenden Böschung zerschmettert wurde, wie ein anderes steinernes Kreuz bestätigt, dessen Obertheil beim Umarbeiten des Bodens verschwunden, dessen umgestürztes Piedestal aber heute noch, auf dem Abhange des Rasens zur Linken der Chaussee, zwischen La-Haie-Sainte und der Meierei von Mont-Saint-Jean sichtbar ist.

An dem Schlachttage war dieser Hohlweg, der nichts verrieth, der sich am Kamme von Mont-Saint-Jean hinzog, ein Graben im Gipfel der abschüssigen Höhe, ein verborgenes Geleise im Erdreich unsichtbar, das heißt, verderbenschwanger.

VIII.

Der Kaiser stellt dem Führer Lacoste eine Frage.

Am Morgen von Waterloo war Napoleon zufrieden. Er hate Recht. Der Schlachtplan, von ihm selbst entworfen, war, wie bereits bemerkt, in der That bewundernswerth. Als die Schlacht einmal mit ihren sehr verschiedenen Phasen im Gange war, Hougomont kräftig widerstand, La-Haie-Sainte sich hartnäckig vertheidigte, als Baudouin getödtet, Foy kampfunfähig gemacht worden, die Brigade Soye unerwartet an der Mauer zersprengt war, Guilleminet die unheilvolle Unbesonnenheit begangen hatte, weder Petarden noch Pulverbeutel mit sich zu führen, als die Batterien im Schlamme stecken geblieben, 15 Stück Geschütze, ohne Escorte, von Uxbridge in einem Hohlwege über den Haufen geworfen worden waren, die in die englischen Linien geschleuderten Bomben keine viel größere Wirkung hatten, als sich in den vom Regen angefeuchteten Boden einzuwühlen, in welchem sie wie Schlammvulkane arbeiteten, die Kartätschen nur Alles mit Koth bespritzten, als Pire eine unnütze Demonstration gegen Braine-d'Alleud versucht hatte, diese ganze Kavallerie, 15 Schwadronen, fast vernichtet, der rechte englische Flügel wenig bedrängt, dem linken schlecht zugesetzt worden war, als Ney das seltsame Mißverständniß begangen hatte, 4 Divisionen statt in Linien in Massen zu formiren, die auf eine Fronte von 200 Köpfen 27 Reihen Tiefe hatten, als Kartätschen und schwere Kugeln schreckliche Lücken in diese Massen gebohrt, die Angriffscolonnen zerrissen, eine Seitenbatterie plötzlich demaskirt worden und zu feuern be-

gann, als Bourgnois, Donzelott und Duratte hart bedrängt, Quiot zurückgeschlagen, der Lieutenant Vieux, dieser Herkules aus der polytechnischen Schule, in dem Augenblick verwundet worden war, als er das Thor von La-Haie-Sainte, unter dem Kreuzfeuer der englischen Barrikade, welche in dem Winkel der Straße von Genappe nach Brüssel lag, mit dem Beile einschlug, als die Division Marcognet zwischen der Infanterie und Kavallerie auf Armeslänge im Korn von Best und Pack füsilirt, von Ponsonby niedergesäbelt und von ihrer Batterie 7 Stück vernagelt worden waren, als der Prinz von Sachsen-Weimar, trotz des Grafen von Erlon, Frischemont und Ohain vertheidigte und behielt, als die Fahnen des 105. und die des 45sten Regiments genommen, der schwarze preußische Husar von den Vorläufern der fliegenden Colonne von 300 Jägern zwischen Wavre und Plancenoit gefangen worden und seine beunruhigenden Neuigkeiten mitgetheilt hatte, als Grouchy nicht heran kam, 1500 Mann in weniger als einer Stunde im Obstgarten von Hougomont getödtet, 1800 andere in noch kürzerer Zeit um La-Haie-Sainte herum niedergestreckt worden waren, als alle diese stürmischen Ereignisse wie die Rauchwolken der Schlacht an Napoleon vorüberflogen, — da trübten sie kaum diesen Blick und verfinsterten dieses kaiserliche Antlitz nicht, auf dem die Siegesgewißheit lag.

Napoleon war daran gewöhnt, dem Kriege fest ins Auge zu sehen. Er gab sich nie damit ab, die peinliche Prüfung der einzelnen Summanden seines Totales vorzunehmen. Das lag ihm nicht am Herzen; wenn ihm nur seine Totale, der Sieg, nicht entging. Hatte auch der Anfang seine Schwierigkeiten, das machte ihm keine Unruhe, ihm, der sich für den Herrn und Meister des Endes hielt. Er verstand zu warten, indem er seine Sache als außer Frage stehend betrachtete und das Schicksal wie seines Gleichen behandelte. Es schien, als ob er zu ihm sagen wollte: Du wagst es nicht! Halb Licht, halb Schatten, fühlte sich Napoleon im Guten unterstützt und im Bösen geduldet. Er hatte, oder glaubte doch für sich allein, ein Verständniß der Ereignisse, fast könnte man sagen als Miturheber derselben zu besitzen, daß der antiken Idee der Unverletzlichkeit gleich kam.

Wenn man inzwischen die Beresina, Leipzig und Fontainebleau hinter sich hatte, scheint es, hätte man bei Waterloo mißtrauisch sein sollen. Ein mysteriöses Stirnrunzeln wurde dort schon am Himmel sichtbar.

Im Augenblicke, als Wellington eine rückgängige Bewegung

machte, zitterte Napoleon. Er sah plötzlich die Hochebene von Mont-Saint-Jean sich entblößen und die Fronte der englischen Armee verschwinden. Sie zog sich zusammen, indem sie unsichtbar wurde. Der Kaiser hob sich in seinen Steigbügeln in die Höhe. In seinen Augen blitzte die Siegesfreude. Wellington an den Wald von Soignes zurückgetrieben und aufgerieben, war die definitive Besiegung Englands durch Frankreich. Crécy, Poitiers, Malplaquet und Ramilliés waren gerächt. Der Mann von Marengo brachte Azincourt in Vergessenheit.

Der Kaiser, welcher den schrecklichen Verlauf studirte, richtete zum letztenmale sein Fernrohr nach allen Punkten des Schlachtfeldes. Seine Garde, Gewehr bei Fuß, hinter ihm, sah mit einer Art religiöser Verehrung zu ihm hinauf. Er war im Nachdenken versunken, besah aufmerksam die Abdachungen, notirte die Gefälle, prüfte die Baumgruppen, das Roggenfeld, die Fußpfade und schien jeden Strauch zu zählen. Seine Blicke verweilten längere Zeit auf den englischen Barrikaden, auf beiden Chausseen. Es waren zwei breite Reihen gefällter Baumstämme. Die Chaussee von Genappe, über La-Haie-Sainte, war durch zwei Kanonen vertheidigt, die einzigen von der ganzen englischen Artillerie, welche den Grund des Schlachtfeldes bestrichen; die andere Barrikade war auf der Chaussee von Nivelles, wo die holländischen Bajonette der Brigade Chassé funkelten. Nahe dabei bemerkte er die alte, weiß angestrichene Kapelle von Saint-Nicolas, die im Winkel der Querstraße nach Braine l'Alleud liegt. Er bückte sich und sprach halblaut mit dem Führer Lacoste. Dieser schüttelte verneinend, wahrscheinlich verrätherischer Weise, mit dem Kopfe. Der Kaiser richtete sich wieder auf und sann nach. Wellington hatte sich zurückgezogen.

Dieser Rückzug brauchte nur in eine Niederlage verwandelt zu werden.

Napoleon drehte sich rasch um und sandte einen Courrier, mit der Botschaft, daß die Schlacht gewonnen sei, nach Paris.

Napoleon war eines jener Genies, die sich donnernd offenbaren. Jetzt hatte ihn selbst der Blitzstrahl getroffen.

Er gab den Cuirassieren von Milhaud Befehl, das Plateau von Mont-Saint-Jean zu nehmen.

IX.

Das Unerwartete.

Es waren ihrer Dreitausendfünfhundert und sie bildeten eine

Fronte von einer Viertelmeile; riesige Leute auf kolossalen Pferden, 26 Schwadronen. Hinter sich hatten sie zu ihrer Unterstützung, die Division Lefebvre-Desnouettes, die 106 Elitegensdarmen, die Gardejäger, 1197 Mann, und die Gardelanciers, 880 Lanzen. Sie trugen den Helm ohne Kamm und den Cuiraß aus geschmiedetem Eisen, Sattelpistolen und lange Degen.

An diesem Morgen hatte sie die ganze Armee bewundert, als sie um neun Uhr, unter dem Schmettern der Trompeten und dem von sämmtlichen Musik-Corps angestimmten: Veillons au salut de l'empire, (Laßt uns für das Wohl des Kaiserreichs wachen) in einer dichten Kolonne, mit einer Batterie an der Seite und einer andern im Centrum, vorüberkamen und sich in zwei Reihen, zwischen der Chaussee von Genappe und Frischemont formirten. Dann nahmen sie ihren Platz auf dem Schlachtfelde, in jener gewaltigen, zweiten, von Napoleon so meisterhaft zusammengesetzten Linie, ein, die an ihrer äußersten Linken die Kellermann'schen Cuirassiere, an ihrer äußersten Rechten die Milhaud'schen Cuirassiere, gleich zwei eisernen Flügeln, hatte.

Der Generaladjutant Bernard überbrachte ihnen den Befehl des Kaisers. Ney zog seinen Degen und stellte sich an ihrer Spitze. Darauf setzten sich diese kolossalen Schwadronen in Bewegung.

Ein furchtbares Schauspiel zeigte sich jetzt den Blicken.

Diese ganze Kavallerie senkte sich, mit gezogenen Säbeln, flatternden Fahnen, unter Trompetengeschmetter, in Kolonnen, die eine Division bildeten, in gleichförmiger Bewegung, wie ein einziger Mann, mit der Genauigkeit eines erzenen Widders, der eine Bresche öffnet, vom Hügel von Belle-Alliance in jenen furchtbaren Thalgrund wo schon so viele Menschen gefallen waren, verschwand dort im Pulverdampf, tauchte wieder aus dem Nebel auf und erschien, stets eng geschlossen, an der andern Seite des kleinen Thales, wo sie unter einem Hagel von Kartätschen, in starkem Trabe, den schrecklichen, kothigen Abhang von Mont-Saint-Jean hinaufstürmte, ernst, drohend, unerschütterlich. In den Pausen der Flintensalven und des Artilleriefeuers, erdröhnte der Boden vom kolossalen Gestampfe der Rosse. Die beiden Divisionen bildeten zwei Reihen. Die Division Wathier hatte den rechten, die Division Delord den linken Flügel. Von ferne glaubte man zwei ungeheure Stahlschlangen sich wie ein Wunderthier über das Schlachtfeld, nach dem Kamme des Plateaus hinaufwinden zu sehen.

Seit Erstürmung der großen Redoute an der Moskowa durch die schwere Cavallerie, war nichts Aehnliches gesehen worden. Zwar

Murat fehlte dabei, aber Ney war zugegen. Man hätte diese ganze Masse für ein einziges, beseeltes Ungeheuer halten können. Jede Schwadron krümmte und blähte sich wie ein Polypenring. Dann und wann bemerkte man sie, zwischen zerrissenen, Alles verhüllenden Rauchwolken. Ein buntes Durcheinander von Helmen und Säbeln, Schreien, wilden Sprüngen der Geschützpferde, Trompetengeschmetter, ein disciplinirter und schrecklicher Tumult. Darüber die Cuirasse, wie die Schuppen der Hyder.

Dieses Bild scheint einer andern Epoche anzugehören. Etwas Aehnliches kommt in den alten Heldensagen vor. Darin wird erzählt, daß Wesen, halb Mensch, halb Pferd, die antiken Centauren, Titanen mit menschlichem Gesicht und einer Pferdebrust, scheußlich, unverwundbar und erhaben, halb Thier, halb Gott, den Olymp im Galop erstürmten.

In numerischer Beziehung war es seltsam, daß 26 Bataillone die 26 Schwadronen empfingen. Hinter dem Kamme des Plateaus, im Schatten der maskirten Batterie, wartete die englische Infanterie, in 13 Carrés, zwei Bataillone per Carré und in zwei Linien, sieben in der ersten und sechs in der zweiten, das Gewehr im Anschlag auf Alles, was da kommen konnte, ruhig, stumm, unerschütterlich. Sie sahen die Cuirassiere nicht und die Cuirassiere sahen sie nicht; aber sie hörte dieses Menschenmeer näher kommen, vernahm den wachsenden Lärm des regelmäßigen Hufschlags der 3000, im starken Trabe heranbrausenden Pferde, das Gerassel der Cuirasse und Säbel und ein wildes, gewaltiges Schnauben. Plötzlich entstand eine furchtbare Pause. Eine lange Reihe von erhobenen Schwertern, von Helmen, dazwischen Trompeten und Standarten, erschienen 3000 graue Schnurrbärte, die vive l'Empereur! schrieen. Diese ganze Cavallerie stürzte, einem Erdbeben gleich, auf das Plateau.

Nun trat ein tragisches Ereigniß ein. — Zur Linken der Engländer und zu unserer Rechten bäumten sich die Rosse der Cuirassiere, in der vordersten Linie, unter einem furchtbaren Wehegeschrei.

Als die Cuirassiere den Culminationspunkt der geneigten Ebene erreicht hatten und im unaufhaltsamen, wüthenden, vernichtenden Rennen auf die Carrés und die Kanonen losstürzten, sahen sie plötzlich zwischen sich und den Engländern einen Graben. Es war der Hohlweg von Ohain.

Dieser Augenblick war schrecklich. Die Schlucht war da, ganz unerwartet, klaffend, senkrecht unter den Hufen der Rosse, zwischen den Böschungen zwei Toisen tief. Die zweite Reihe stieß die erste hinab und die dritte die zweite. Die Pferde bäumten sich, warfen

sich zurück, fielen auf die Croupe und glitten, alle Viere in der Luft, ihre Reiter zerquetschend und mit sich reißend, in den Hohlweg. An ein Halten war gar nicht zu denken. Die ganze Colonne verhielt sich wie eine abgefeuerte Geschützkugel und das mechanische Movens, welches dazu dienen sollte, die Engländer zu zermalmen, zermalmte nun die Franzosen. Die unerbittliche Schlucht mußte ausgefüllt, sollte sie überschritten werden. Reiter und Pferde stürzten kopfüber, kopfunter, einander zerquetschend, hinab und als dieser Graben voll lebendiger Menschen war, ging der Rest des Reitergeschwaders darüber hinweg. Fast ein Drittel der Brigade Dubois rollte in den Abgrund.

Damit begann der Verlust der Schlacht.

Einer lokalen Ueberlieferung zufolge, die offenbar übertrieben, sollen zweitausend Pferde und fünfzehnhundert Reiter in den Hohlweg begraben worden sein. In dieser Ziffer sind vermuthlich alle übrigen Leichen begriffen, welche man am Tage nach dem Kampf in die Schlucht warf.

Napoleon hatte, ehe er den Milhaud'schen Cuirassierangriff befahl, das Terrain untersucht, aber den Hohlweg nicht bemerkt, der an der Oberfläche des Bodens in einiger Entfernung schon nicht mehr zu sehen war. Indessen war er doch bei Besichtigung der kleinen, weißen Kapelle, im Winkel der Chaussee nach Nivelles, aufmerksam geworden und hatte, vermuthlich für den möglichen Fall eines Hindernisses, dem Führer Lacoste eine Frage gestellt. Dieser hatte darauf mit Nein geantwortet. Fast könnte man sagen, daß die Napoleon'sche Katastrophe von diesem Kopfschütteln eines Bauern abhing.

Es sollten aber noch andere Fatalitäten hinzutreten. War es möglich, daß Napoleon diese Schlacht gewann? Wir antworten: Nein! Warum? wegen Wellington? wegen Blücher? Nein! Wegen Gott.

Bonaparte als Sieger bei Waterloo, lag außer dem Geschicke des neunzehnten Jahrhunderts. Eine andere Reihe von Thaten, mit welchen Napoleon nichts mehr zu schaffen hatte, bereitete sich vor. Die Mißgunst der Ereignisse war schon lange bemerklich geworden.

Es war Zeit, daß dieser gewaltige Mann fiel.

Die außerordentliche Schwere desselben in den Geschicken der Menschheit störte das Gleichgewicht. Dieses Individuum bedeutete für sich allein mehr, als die ganze übrige Gruppe des Universums. Wenn die ganze Lebenskraft der Menschheit sich in einem einzigen Wesen concentrirte, die Welt in das Gehirn eines einzigen Mannes stiege, so müßte das die Civilisation beeinträchtigen, falls es andau-

erte. Für die unbestechliche, erhabene Gerechtigkeit war der Moment gekommen, sich in's Mittel zu legen.

Wahrscheinlich waren die Prinzipien und Elemente, von welchen die Ordnung in der moralischen wie in der materiellen Welt abhängt, zu sehr erschüttert worden. Das rauchende Blut, die überfüllten Kirchhöfe, die weinenden Mütter sind furchtbare Vertheidigungsgründe hierfür.

Wenn die Erde die ihr aufgebürdete Last nicht mehr zu ertragen vermag, seufzt es geheimnißvoll im Schatten und der Abgrund hört es.

Napoleon war in der Unendlichkeit denuncirt und sein Fall beschlossen worden.

Er genirte Gott.

Waterloo ist keine Schlacht, sondern eine Umgestaltung des Universums.

X.

Die Hochebene von Mont-Saint-Jean.

Gleichzeitig mit dem Hohlwege demaskirte sich auch die Batterie.

Sechzig Kanonen und dreizehn Carrés gaben in unmittelbarer Nähe Feuer auf die Cuirassiere. Der unerschrockene General Delord grüßte die englische Batterie auf militärische Weise.

Die ganze englische reitende Artillerie war im Galop in die Carrés zurückgeritten. Die Cuirassiere hatten gar nicht die Zeit, sich zu sammeln. Der Unfall beim Hohlwege hatte sie decimirt, aber nicht entmuthigt. Es waren Männer, welchen mit der schwindenden Zahl der Muth wuchs.

Die Colonne Wathier allein hatte gelitten. Die Colonne Delord, welche Ney sich links schwenken ließ, als ob er einen Hinterhalt ahnte, war unversehrt angekommen. Die Cuirassiere stürzten auf die englischen Carrés. Ventre à terre, mit losen Zügeln den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in den Händen: so war der Angriff.

Es gibt Momente in der Schlacht, in welchen die Seele des Soldaten so verhärtet ist, daß er sich in eine Bildsäule verwandelt, daß all' sein Fleisch Granit wird. Die so stürmisch überfallenen englischen Bataillone rührten sich nicht.

Der Anblick war furchtbar.

Alle Seiten der englischen Carrés wurden gleichzeitig angegriffen und wie von einem tosenden Strudel umwirbelt. Die kaltblütige

Infanterie aber stand mauerfest. Das erste Glied, mit dem Knie auf der Erde, empfing die Cuirassiere mit dem Bajonnet, während das zweite Glied sie niederschoß. Hinter dem zweiten Glied luden die Kanoniere ihre Geschütze, die Fronte des Carrés öffnete sich und ließ einen Hagel von Kartätschen durch. Dann schloß es sich wieder. Die Cuirassiere dagegen suchten den Gegner zu zermalmen. Ihre schweren Pferde bäumten sich, sprangen über die Glieder und Bajonnete, und fielen, riesenhaft, mitten zwischen die vier lebendigen Mauern. Die Kugeln rissen Lücken in die Cuirassiere, während die Cuirassiere Breschen in die Carrés machten. Ganze Reihen von Soldaten verschwanden zermalmt unter den Pferden. Die Bajonnete schlitzten diesen Centauren den Bauch auf. Daher kamen Wunden, so unförmlich, wie man sie vielleicht nirgends anderwo gesehen hat. Die von dieser rasenden Cavallerie angegriffenen Carrés zogen sich wieder zusammen, ohne zu wanken. Unerschöpflich in Kartätschen, feuerten sie sogar mitten unter den Stürmenden. Der Kampf nahm eine monströse Gestalt an. Diese Carrés waren keine Bataillone mehr, es waren feuerspeiende Krater. Diese Cuirassiere glichen nicht mehr Cavalleristen, sondern einem Ungewitter. Jedes Carré war ein Vulkan, auf den sich eine Wolke stürzte, welche die Lava bekämpfte.

Das äußerste Carré auf der Rechten, das am meisten ausgesetzt war, da es isolirt stand, wurde durch die ersten Ueberfälle fast vernichtet. Es war aus dem 75ten Regiment Highlanders gebildet. Der Dudelsackpfeifer im Centrum blies ruhig seine Gebirgsweisen. Während man sich rings um ihn mordete, saß er auf seiner Trommel, mit dem Pibroch unter dem Arm, tiefsinnig, unbekümmert, das melancholische Auge, in welchem noch der Reflex der heimathlichen Wälder und Seen lag, auf den Boden gerichtet. So starben diese Schotten, an Ben Lothian denkend, wie die Griechen in der Erinnerung an Argos. Das Schwert eines Cuirassiers, der den Pibroch mit dem Arme, welcher ihn hielt, herunterschlug, machte dem Gesang und dem Sänger ein Ende.

Die Cuirassiere, welche in Folge des Unfalls bei der Schlucht verhältnißmäßig nicht mehr sehr zahlreich waren, hatten fast die ganze englische Armee gegen sich, aber sie ersetzten das, weil Jeder für zehn focht. Inzwischen begannen einige hannöversche Bataillone zu wanken. Wellington sah es und dachte an seine Cavallerie. Wenn Napoleon in jenem Momente an seine Infanterie gedacht, so hätte er die Schlacht gewonnen. Das war von seiner Seite ein großer, verhängnißvoller Fehler.

Plötzlich wurden die stürmenden Cuirassiere selbst überfallen. Die englische Cavallerie war ihnen im Rücken. Vor ihnen die Carrés, hinter ihnen Somerset mit 1400 Garde-Dragonern.

Somerset hatte zu seiner Rechten Dornberg, mit den deutschen Chevauxlegers und zu seiner Linken Trip, mit den belgischen Karabiniers. Die Cuirassiere, seitwärts und in der Fronte, vorne und hinten, von der Infanterie und Cavallerie angegriffen, mußten nach allen Seiten Front machen. Was machten sie sich daraus? Sie glichen einem Wirbelwind. Ihre Tapferkeit war unbeschreiblich. Uebrigens hatten sie hinter sich die stets donnernde Batterie. Wie hätten solche Leute auch sonst im Rücken verwundet werden können. Im Museum von Waterloo zeigt man noch einen, am linken Schulterblatte von einem Biskayer durchlöcherten Cuiraß.

Solche Franzosen zu bekämpfen, bedurfte es nicht weniger als solcher Engländer.

Es war ein furienartiges, finsteres Handgemenge, eine schwindelerregende Aufregung der Geister, ein unbeschreiblicher Muth, ein Sturm von blitzenden Schwertern. Die vierzehnhundert Gardedragoner waren im Nu auf achthundert geschmolzen. Fuller, ihr Oberstlieutenant, fiel, Ney eilte mit den Lanciers und mit den Jägern Lefevbre Desnouettes herbei. Das Plateau von Mont-Saint-Jean wurde genommen. Die Cuirassiere verließen die Cavallerie um zur Infanterie zurückzukehren, das heißt, diese ganze furchtbare Menge bewegte sich nach der Seite ohne daß einer vom andern ließ.

Die Carrés hielten immer noch Stand. Es fanden zwölf Stürme statt. Ney wurden vier Pferde unter dem Leibe getödtet. Die Hälfte der Cuirassiere blieb auf dem Plateau und der Kampf dauerte zwei Stunden.

Die englische Armee wurde mächtig davon erschüttert. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn sie nicht im ersten Anlaufe durch die Katastrophe beim Hohlwege geschwächt worden wären, die Cuirassiere das Centrum über den Haufen geworfen und den Sieg entschieden hätten. Clinton, der bei Talavera und Badajoz gewesen war, machte diese außerordentliche Cavallerie starr vor Erstaunen. Wellington, fast besiegt, konnte seine Bewunderung nicht verbergen. Man hörte ihn mit halblauter Stimme „splendid" sagen.

Die Cuirassiere vernichteten sieben von den dreizehn Carrés, nahmen und vernagelten sechzig Kanonen, entrissen den englischen Regimentern sechs Fahnen, welche drei Cuirassiere und drei Gardejäger dem Kaiser vor der Meierei bei Belle-Alliance überbrachten.

Die Situation Wellingtons hatte sich verschlimmert.

Diese seltsame Schlacht glich einem Kampfe zwischen zwei erbitterten Verwundeten, von welchen Jeder, Widerstand leistend, und kämpfend, all sein Blut verliert.

Welcher von den Beiden wird zuerst fallen?

Der Kampf auf dem Plateau dauerte fort.

Bis wohin kamen die Cuirassiere? Niemand vermag es zu sagen. Sicher ist, daß am Tage nach der Schlacht ein Cuirassier und sein Pferd todt im Holzwerk der Fuhrwege zu Mont-Saint-Jean, an dem Punkte gefunden wurde, wo sich die Straßen von Nivelles, Genappe, La Hulpe und Brüssel durchschneiden. Dieser Reiter war bis in die englischen Linien gedrungen. Einer der Männer, welche die Leiche aufgehoben, lebt noch in Mont-Saint-Jean. Er heißt Dehaze und war damals 18 Jahre alt.

Wellington fühlte, daß er sich nicht mehr halten konnte. Die Crisis war nahe.

Der Cuirassierangriff war insofern nicht gelungen, als das Centrum nicht über den Haufen geworfen worden war. Da Jeder das Plateau hatte, so hatte es Keiner. Indessen behaupteten doch die Engländer den größten Theil desselben. Wellington hatte das Dorf und die Hochebene, Ney nur den Scheitel und Abhang. Von beiden Seiten schien man in dieses Leichenfeld hineingewurzelt zu sein.

Die Schwäche der Engländer schien indessen nicht mehr zu heilen. Die Verblutung dieser Armee war in der That eine schreckliche. Kempt, auf dem linken Flügel verlangte Verstärkungen. Es gibt keine, antwortete Wellington, er soll sich tödten lassen!

Fast in derselben Minute, sonderbares Zusammentreffen, welche die beiderseitige Ermattung bestätigt, verlangte Ney Infanterie von Napoleon. Infanterie! schrie Napoleon, wo soll ich sie denn hernehmen? Will er, daß ich welche mache?

Indessen war doch die englische Armee am meisten geschwächt. Die wüthenden Angriffe dieser mächtigen Geschwader in eisernen Cuirassen, mit stählernen Brüsten, hatten die Infanterie zermalmt. Wenige Männer um eine Fahne bezeichneten die Stelle, wo ein Regiment gestanden hatte. Manches Bataillon war nur noch von einem Hauptmann oder Lieutenant kommandirt. Die Division Alten, welche schon in La Haie-Sainte so gelitten hatte, war fast vernichtet. Die unerschrockenen Belgier der Brigade Van Kluze bedeckten das Roggenfeld längs der Straße von Nivelles. Jene holländischen Grenadiere, welche 1811 mit uns in Spanien gegen Wellington

machte, zitterte Napoleon. Er sah plötzlich die Hochebene von Mont-Saint-Jean sich entblößen und die Fronte der englischen Armee verschwinden. Sie zog sich zusammen, indem sie unsichtbar wurde. Der Kaiser hob sich in seinen Steigbügeln in die Höhe. In seinen Augen blitzte die Siegesfreude. Wellington an den Wald von Soignes zurückgetrieben und aufgerieben, war die definitive Besiegung Englands durch Frankreich. Crécy, Poitiers, Malplaquet und Ramilliérs waren gerächt. Der Mann von Marengo brachte Azincourt in Vergessenheit.

Der Kaiser, welcher den schrecklichen Verlauf studirte, richtete zum letztenmale sein Fernrohr nach allen Punkten des Schlachtfeldes. Seine Garde, Gewehr bei Fuß, hinter ihm, sah mit einer Art religiöser Verehrung zu ihm hinauf. Er war im Nachdenken versunken, besah aufmerksam die Abdachungen, notirte die Gefälle, prüfte die Baumgruppen, das Roggenfeld, die Fußpfade und schien jeden Strauch zu zählen. Seine Blicke verweilten längere Zeit auf den englischen Barrikaden, auf beiden Chausseen. Es waren zwei breite Reihen gefüllter Baumstämme. Die Chaussee von Genappe, über La-Haie-Sainte, war durch zwei Kanonen vertheidigt, die einzigen von der ganzen englischen Artillerie, welche den Grund des Schlachtfeldes bestrichen; die andere Barrikade war auf der Chaussee von Nivelles, wo die holländischen Bajonette der Brigade Chassé funkelten. Nahe dabei bemerkte er die alte, weiß angestrichene Kapelle von Saint-Nicolas, die im Winkel der Querstraße nach Braine l'Alleud liegt. Er bückte sich und sprach halblaut mit dem Führer Lacoste. Dieser schüttelte verneinend, wahrscheinlich verrätherischer Weise, mit dem Kopfe. Der Kaiser richtete sich wieder auf und sann nach. Wellington hatte sich zurückgezogen.

Dieser Rückzug brauchte nur in eine Niederlage verwandelt zu werden.

Napoleon drehte sich rasch um und sandte einen Courrier, mit der Botschaft, daß die Schlacht gewonnen sei, nach Paris.

Napoleon war eines jener Genies, die sich donnernd offenbaren. Jetzt hatte ihn selbst der Blitzstrahl getroffen.

Er gab den Cuirassieren von Milhaud Befehl, das Plateau von Mont-Saint-Jean zu nehmen.

IX.

Das Unerwartete.

Es waren ihrer Dreitausendfünfhundert und sie bildeten eine

Fronte von einer Viertelmeile; riesige Leute auf kolossalen Pferden, 26 Schwadronen. Hinter sich hatten sie zu ihrer Unterstützung die Division Lefebre-Desnouettes, die 106 Elitegensdarmen, die Gardejäger, 1197 Mann, und die Gardelanciers, 880 Lanzen. Sie trugen den Helm ohne Kamm und den Cuiraß aus geschmiedetem Eisen, Sattelpistolen und lange Degen.

An diesem Morgen hatte sie die ganze Armee bewundert, als sie um neun Uhr, unter dem Schmettern der Trompeten und dem von sämmtlichen Musik-Corps angestimmten: Veillons au salut de l'empire, (Laßt uns für das Wohl des Kaiserreichs wachen) in einer dichten Kolonne, mit einer Batterie an der Seite und einer andern im Centrum, vorüberkamen und sich in zwei Reihen, zwischen der Chaussee von Genappe und Frischemont formirten. Dann nahmen sie ihren Platz auf dem Schlachtfelde, in jener gewaltigen, zweiten, von Napoleon so meisterhaft zusammengesetzten Linie, ein, die an ihrer äußersten Linken die Kellermann'schen Cuirassiere, an ihrer äußersten Rechten die Milhaud'schen Cuirassiere, gleich zwei eisernen Flügeln, hatte.

Der Generaladjutant Bernard überbrachte ihnen den Befehl des Kaisers. Ney zog seinen Degen und stellte sich an ihrer Spitze. Darauf setzten sich diese kolossalen Schwadronen in Bewegung.

Ein furchtbares Schauspiel zeigte sich jetzt den Blicken.

Diese ganze Kavallerie senkte sich, mit gezogenen Säbeln, flatternden Fahnen, unter Trompetengeschmetter, in Kolonnen, die eine Division bildeten, in gleichförmiger Bewegung, wie ein einziger Mann, mit der Genauigkeit eines erzenen Widders, der eine Bresche öffnet, vom Hügel von Belle-Alliance in jenen furchtbaren Thalgrund wo schon so viele Menschen gefallen waren, verschwand dort im Pulverdampf, tauchte wieder aus dem Nebel auf und erschien, stets eng geschlossen, an der andern Seite des kleinen Thales, wo sie unter einem Hagel von Kartätschen, in starkem Trabe, den schrecklichen, kothigen Abhang von Mont-Saint-Jean hinaufstürmte, ernst, drohend, unerschütterlich. In den Pausen der Flintensalven und des Artilleriefeuers, erdröhnte der Boden vom kolossalen Gestampfe der Rosse. Die beiden Divisionen bildeten zwei Reihen. Die Division Wathier hatte den rechten, die Division Delord den linken Flügel. Von ferne glaubte man zwei ungeheure Stahlschlangen sich wie ein Wunderthier über das Schlachtfeld, nach dem Kamme des Plateaus hinaufwinden zu sehen.

Seit Erstürmung der großen Redoute an der Moskowa durch die schwere Cavallerie, war nichts Aehnliches gesehen worden. Zwar

Murat fehlte dabei, aber Ney war zugegen. Man hätte diese ganze Masse für ein einziges, beseeltes Ungeheuer halten können. Jede Schwadron krümmte und blähte sich wie ein Polypenring. Dann und wann bemerkte man sie, zwischen zerrissenen, Alles verhüllenden Rauchwolken. Ein buntes Durcheinander von Helmen und Säbeln, Schreien, wilden Sprüngen der Geschützpferde, Trompetengeschmetter, ein disciplinirter und schrecklicher Tumult. Darüber die Cuirasse, wie die Schuppen der Hyder.

Dieses Bild scheint einer andern Epoche anzugehören. Etwas Aehnliches kommt in den alten Heldensagen vor. Darin wird erzählt, daß Wesen, halb Mensch, halb Pferd, die antiken Centauren, Titanen mit menschlichem Gesicht und einer Pferdebrust, scheußlich, unverwundbar und erhaben, halb Thier, halb Gott, den Olymp im Galop erstürmten.

In numerischer Beziehung war es seltsam, daß 26 Bataillone die 26 Schwadronen empfingen. Hinter dem Kamme des Plateaus, im Schatten der maskirten Batterie, wartete die englische Infanterie, in 13 Carrés, zwei Bataillone per Carré und in zwei Linien, sieben in der ersten und sechs in der zweiten, das Gewehr im Anschlag auf Alles, was da kommen konnte, ruhig, stumm, unerschütterlich. Sie sahen die Cuirassiere nicht und die Cuirassiere sahen sie nicht; aber sie hörte dieses Menschenmeer näher kommen, vernahm den wachsenden Lärm des regelmäßigen Hufschlags der 3000, im starken Trabe heranbrausenden Pferde, das Gerassel der Cuirasse und Säbel und ein wildes, gewaltiges Schnauben. Plötzlich entstand eine furchtbare Pause. Eine lange Reihe von erhobenen Schwertern, von Helmen, dazwischen Trompeten und Standarten, erschienen 3000 graue Schnurrbärte, die vive l'Empereur! schrieen. Diese ganze Cavallerie stürzte, einem Erdbeben gleich, auf das Plateau.

Nun trat ein tragisches Ereigniß ein. — Zur Linken der Engländer und zu unserer Rechten bäumten sich die Rosse der Cuirassiere, in der vordersten Linie, unter einem furchtbaren Wehegeschrei.

Als die Cuirassiere den Culminationspunkt der geneigten Ebene erreicht hatten und im unaufhaltsamen, wüthenden, vernichtenden Rennen auf die Carrés und die Kanonen losstürzten, sahen sie plötzlich zwischen sich und den Engländern einen Graben. Es war der Hohlweg von Ohain.

Dieser Augenblick war schrecklich. Die Schlucht war da, ganz unerwartet, klaffend, senkrecht unter den Hufen der Rosse, zwischen den Böschungen zwei Toisen tief. Die zweite Reihe stieß die erste hinab und die dritte die zweite. Die Pferde bäumten sich, warfen

sich zurück, fielen auf die Croupe und glitten, alle Viere in der Luft, ihre Reiter zerquetschend und mit sich reißend, in den Hohlweg. An ein Halten war gar nicht zu denken. Die ganze Colonne verhielt sich wie eine abgefeuerte Geschützkugel und das mechanische Movens, welches dazu dienen sollte, die Engländer zu zermalmen, zermalmte nun die Franzosen. Die unerbittliche Schlucht mußte ausgefüllt, sollte sie überschritten werden. Reiter und Pferde stürzten kopfüber, kopfunter, einander zerquetschend, hinab und als dieser Graben voll lebendiger Menschen war, ging der Rest des Reitergeschwaders darüber hinweg. Fast ein Drittel der Brigade Dubois rollte in den Abgrund.

Damit begann der Verlust der Schlacht.

Einer lokalen Ueberlieferung zufolge, die offenbar übertrieben, sollen zweitausend Pferde und fünfzehnhundert Reiter in den Hohlweg begraben worden sein. In dieser Ziffer sind vermuthlich alle übrigen Leichen begriffen, welche man am Tage nach dem Kampf in die Schlucht warf.

Napoleon hatte, ehe er den Milhaud'schen Cuirassierangriff befahl, das Terrain untersucht, aber den Hohlweg nicht bemerkt, der an der Oberfläche des Bodens in einiger Entfernung schon nicht mehr zu sehen war. Indessen war er doch bei Besichtigung der kleinen, weißen Kapelle, im Winkel der Chaussee nach Nivelles, aufmerksam geworden und hatte, vermuthlich für den möglichen Fall eines Hindernisses, dem Führer Lacoste eine Frage gestellt. Dieser hatte darauf mit Nein geantwortet. Fast könnte man sagen, daß die Napoleon'sche Katastrophe von diesem Kopfschütteln eines Bauern abhing.

Es sollten aber noch andere Fatalitäten hinzutreten. War es möglich, daß Napoleon diese Schlacht gewann? Wir antworten: Nein! Warum? wegen Wellington? wegen Blücher? Nein! Wegen Gott.

Bonaparte als Sieger bei Waterloo, lag außer dem Geschicke des neunzehnten Jahrhunderts. Eine andere Reihe von Thaten, mit welchen Napoleon nichts mehr zu schaffen hatte, bereitete sich vor. Die Mißgunst der Ereignisse war schon lange bemerklich geworden.

Es war Zeit, daß dieser gewaltige Mann fiel.

Die außerordentliche Schwere desselben in den Geschicken der Menschheit störte das Gleichgewicht. Dieses Individuum bedeutete für sich allein mehr, als die ganze übrige Gruppe des Universums. Wenn die ganze Lebenskraft der Menschheit sich in einem einzigen Wesen concentrirte, die Welt in das Gehirn eines einzigen Mannes stiege, so müßte das die Civilisation beeinträchtigen, falls es andau-

erte. Für die unbestechliche, erhabene Gerechtigkeit war der Moment gekommen, sich in's Mittel zu legen.

Wahrscheinlich waren die Prinzipien und Elemente, von welchen die Ordnung in der moralischen wie in der materiellen Welt abhängt, zu sehr erschüttert worden. Das rauchende Blut, die überfüllten Kirchhöfe, die weinenden Mütter sind furchtbare Vertheidigungsgründe hierfür.

Wenn die Erde die ihr aufgebürdete Last nicht mehr zu ertragen vermag, seufzt es geheimnißvoll im Schatten und der Abgrund hört es.

Napoleon war in der Unendlichkeit denuncirt und sein Fall beschlossen worden.

Er genirte Gott.

Waterloo ist keine Schlacht, sondern eine Umgestaltung des Universums.

X.

Die Hochebene von Mont-Saint-Jean.

Gleichzeitig mit dem Hohlwege demaskirte sich auch die Batterie.

Sechszig Kanonen und dreizehn Carrés gaben in unmittelbarer Nähe Feuer auf die Cuirassiere. Der unerschrockene General Delord grüßte die englische Batterie auf militärische Weise.

Die ganze englische reitende Artillerie war im Galop in die Carrés zurückgeritten. Die Cuirassiere hatten gar nicht die Zeit, sich zu sammeln. Der Unfall beim Hohlwege hatte sie decimirt, aber nicht entmuthigt. Es waren Männer, welchen mit der schwindenden Zahl der Muth wuchs.

Die Colonne Wathier allein hatte gelitten. Die Colonne Delord, welche Ney sich links schwenken ließ, als ob er einen Hinterhalt ahnte, war unversehrt angekommen. Die Cuirassiere stürzten auf die englischen Carrés. Ventre à terre, mit losen Zügeln den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in den Händen: so war der Angriff.

Es gibt Momente in der Schlacht, in welchen die Seele des Soldaten so verhärtet ist, daß er sich in eine Bildsäule verwandelt, daß all' sein Fleisch Granit wird. Die so stürmisch überfallenen englischen Bataillone rührten sich nicht.

Der Anblick war furchtbar.

Alle Seiten der englischen Carrés wurden gleichzeitig angegriffen und wie von einem tosenden Strudel umwirbelt. Die kaltblütige

Infanterie aber stand mauerfest. Das erste Glied, mit dem Knie auf der Erde, empfing die Cuirassiere mit dem Bajonnet, während das zweite Glied sie niederschoß. Hinter dem zweiten Glied luden die Kanoniere ihre Geschütze, die Fronte des Carrés öffnete sich und ließ einen Hagel von Kartätschen durch. Dann schloß es sich wieder. Die Cuirassiere dagegen suchten den Gegner zu zermalmen. Ihre schweren Pferde bäumten sich, sprangen über die Glieder und Bajonnete, und fielen, riesenhaft, mitten zwischen die vier lebendigen Mauern. Die Kugeln rissen Lücken in die Cuirassiere, während die Cuirassiere Breschen in die Carrés machten. Ganze Reihen von Soldaten verschwanden zermalmt unter den Pferden. Die Bajonnete schlitzten diesen Centauren den Bauch auf. Daher kamen Wunden, so unförmlich, wie man sie vielleicht nirgends anderwo gesehen hat. Die von dieser rasenden Cavallerie angegriffenen Carrés zogen sich wieder zusammen, ohne zu wanken. Unerschöpflich in Kartätschen, feuerten sie sogar mitten unter den Stürmenden. Der Kampf nahm eine monströse Gestalt an. Diese Carrés waren keine Bataillone mehr, es waren feuerspeiende Krater. Diese Cuirassiere glichen nicht mehr Cavalleristen, sondern einem Ungewitter. Jedes Carré war ein Vulkan, auf den sich eine Wolke stürzte, welche die Lava bekämpfte.

Das äußerste Carré auf der Rechten, das am meisten ausgesetzt war, da es isolirt stand, wurde durch die ersten Ueberfälle fast vernichtet. Es war aus dem 75ten Regiment Highlanders gebildet. Der Dudelsackpfeifer im Centrum blies ruhig seine Gebirgsweisen. Während man sich rings um ihn mordete, saß er auf seiner Trommel, mit dem Pibroch unter dem Arm, tiefsinnig, unbekümmert, das melancholische Auge, in welchem noch der Reflex der heimathlichen Wälder und Seen lag, auf den Boden gerichtet. So starben diese Schotten, an Ben Lothian denkend, wie die Griechen in der Erinnerung an Argos. Das Schwert eines Cuirassiers, der den Pibroch mit dem Arme, welcher ihn hielt, herunterschlug, machte dem Gesang und dem Sänger ein Ende.

Die Cuirassiere, welche in Folge des Unfalls bei der Schlucht verhältnißmäßig nicht mehr sehr zahlreich waren, hatten fast die ganze englische Armee gegen sich, aber sie ersetzten das, weil Jeder für zehn focht. Inzwischen begannen einige hannöversche Bataillone zu wanken. Wellington sah es und dachte an seine Cavallerie. Wenn Napoleon in jenem Momente an seine Infanterie gedacht, so hätte er die Schlacht gewonnen. Das war von seiner Seite ein großer, verhänanißvoller Fehler.

Plötzlich wurden die stürmenden Cuirassiere selbst überfallen. Die englische Cavallerie war ihnen im Rücken. Vor ihnen die Carrés, hinter ihnen Somerset mit 1400 Garde-Dragonern.

Somerset hatte zu seiner Rechten Dornberg, mit den deutschen Chevauxlegers und zu seiner Linken Trip, mit den belgischen Karabiniers. Die Cuirassiere, seitwärts und in der Fronte, vorne und hinten, von der Infanterie und Cavallerie angegriffen, mußten nach allen Seiten Front machen. Was machten sie sich daraus? Sie glichen einem Wirbelwind. Ihre Tapferkeit war unbeschreiblich. Uebrigens hatten sie hinter sich die stets donnernde Batterie. Wie hätten solche Leute auch sonst im Rücken verwundet werden können. Im Museum von Waterloo zeigt man noch einen, am linken Schulterblatte von einem Biskayer durchlöcherten Cuiraß.

Solche Franzosen zu bekämpfen, bedurfte es nicht weniger als solcher Engländer.

Es war ein furienartiges, finsteres Handgemenge, eine schwindelerregende Aufregung der Geister, ein unbeschreiblicher Muth, ein Sturm von blitzenden Schwertern. Die vierzehnhundert Gardedragoner waren im Nu auf achthundert geschmolzen. Fuller, ihr Oberstlieutenant, fiel, Ney eilte mit den Lanciers und mit den Jägern Lefevbre Desnouettes herbei. Das Plateau von Mont-Saint-Jean wurde genommen. Die Cuirassiere verließen die Cavallerie um zur Infanterie zurückzukehren, das heißt, diese ganze furchtbare Menge bewegte sich nach der Seite ohne daß einer vom andern ließ.

Die Carrés hielten immer noch Stand. Es fanden zwölf Stürme statt. Ney wurden vier Pferde unter dem Leibe getödtet. Die Hälfte der Cuirassiere blieb auf dem Plateau und der Kampf dauerte zwei Stunden.

Die englische Armee wurde mächtig davon erschüttert. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn sie nicht im ersten Anlaufe durch die Katastrophe beim Hohlwege geschwächt worden wären, die Cuirassiere das Centrum über den Haufen geworfen und den Sieg entschieden hätten. Clinton, der bei Talavera und Badajoz gewesen war, machte diese außerordentliche Cavallerie starr vor Erstaunen. Wellington, fast besiegt, konnte seine Bewunderung nicht verbergen. Man hörte ihn mit halblauter Stimme „splendid“ sagen.

Die Cuirassiere vernichteten sieben von den dreizehn Carrés, nahmen und vernagelten sechzig Kanonen, entrissen den englischen Regimentern sechs Fahnen, welche drei Cuirassiere und drei Gardejäger dem Kaiser vor der Meierei bei Belle-Alliance überbrachten.

Die Situation Wellingtons hatte sich verschlimmert.

Diese seltsame Schlacht glich einem Kampfe zwischen zwei erbitterten Verwundeten, von welchen Jeder, Widerstand leistend, und kämpfend, all sein Blut verliert.

Welcher von den Beiden wird zuerst fallen?

Der Kampf auf dem Plateau dauerte fort.

Bis wohin kamen die Cuirassiere? Niemand vermag es zu sagen. Sicher ist, daß am Tage nach der Schlacht ein Cuirassier und sein Pferd todt im Holzwerk der Fuhrwege zu Mont-Saint-Jean, an dem Punkte gefunden wurde, wo sich die Straßen von Nivelles, Genappe, La Hulpe und Brüssel durchschneiden. Dieser Reiter war bis in die englischen Linien gedrungen. Einer der Männer, welche die Leiche aufgehoben, lebt noch in Mont-Saint-Jean. Er heißt Dehaze und war damals 18 Jahre alt.

Wellington fühlte, daß er sich nicht mehr halten konnte. Die Crisis war nahe.

Der Cuirassierangriff war insofern nicht gelungen, als das Centrum nicht über den Haufen geworfen worden war. Da Jeder das Plateau hatte, so hatte es Keiner. Indessen behaupteten doch die Engländer den größten Theil desselben. Wellington hatte das Dorf und die Hochebene, Ney nur den Scheitel und Abhang. Von beiden Seiten schien man in dieses Leichenfeld hineingewurzelt zu sein.

Die Schwäche der Engländer schien indessen nicht mehr zu heilen. Die Verblutung dieser Armee war in der That eine schreckliche. Kempt, auf dem linken Flügel verlangte Verstärkungen. Es gibt keine, antwortete Wellington, er soll sich tödten lassen!

Fast in derselben Minute, sonderbares Zusammentreffen, welche die beiderseitige Ermattung bestätigt, verlangte Ney Infanterie von Napoleon. Infanterie! schrie Napoleon, wo soll ich sie denn hernehmen? Will er, daß ich welche mache?

Indessen war doch die englische Armee am meisten geschwächt. Die wüthenden Angriffe dieser mächtigen Geschwader in eisernen Cuirassen, mit stählernen Brüsten, hatten die Infanterie zermalmt. Wenige Männer um eine Fahne bezeichneten die Stelle, wo ein Regiment gestanden hatte. Manches Bataillon war nur noch von einem Hauptmann oder Lieutenant kommandirt. Die Division Alten, welche schon in La Haie-Sainte so gelitten hatte, war fast vernichtet. Die unerschrockenen Belgier der Brigade Van Kluze bedeckten das Roggenfeld längs der Straße von Nivelles. Jene holländischen Grenadiere, welche 1811 mit uns in Spanien gegen Wellington

fochten, bekämpften 1815 Napoleon, in Gemeinschaft mit den Engländern. Der Verlust an Offizieren war beträchtlich.

Lord Uxbridge, der am andern Tage sein Bein begraben ließ, hatte ein zerschmettertes Knie. Waren auf Seite der Franzosen in diesem Cuirassier-Kampfe Delord, Heritier, Colbert, Travers und Blancard kampfunfähig geworden, so waren auf Seite der Engländer Alten und Barne verwundet, Delancey, Van Meeren, Ompteda getödtet, der ganze Generalstab Wellingtons decimirt und England hatte bei diesem blutigen Zusammenstoße die größten Verluste erlitten. Das zweite Garde-Regiment zu Fuß hatte 5 Oberstlieutenants, 4 Kapitäne und 3 Fähnriche; das erste Bataillon vom 30. Infanterie-Regiment 24 Offiziere und 112 Soldaten; das 79. Regiment Hochländer 450 Soldaten und 18 Offiziere verloren; außerdem hatte es noch 24 verwundete Offiziere.

Die hannoverschen Husaren von Cumberland, ein ganzes Regiment, welches von Oberst Hacke kommandirt, der später vor ein Kriegsgericht gestellt und kassirt wurde, hatten beim Zusammenstoß Kehrt gemacht und waren nach dem Wald von Soignes entflohen. Sie waren bis nach Brüssel hin in regelloser Flucht begriffen. Die Fuhren, Munitionswagen, Bagagewagen und die vollen Wagen mit Verwundeten, stürzten sich in den Wald, als sie die Franzosen Terrain gewinnen und sich diesem nähern sahen. Die Holländer, welche von der französischen Cavallerie niedergehauen wurden, schrieen um Hülfe. Von Vert-Coucou bis Groenendael war die Straße, nach Aussagen von Zeugen, die noch leben, auf eine Länge von beinahe zwei Meilen, in der Richtung nach Brüssel mit Flüchtlingen besäet. Der panische Schrecken war der Art, daß sogar der Fürst von Condé in Mecheln und Ludwig der Achtzehnte in Gent davon ergriffen wurden.

Mit Ausnahme der schwachen, hinter dem Lazarethe, in der Meierei von Mont-Saint-Jean, aufgestellten Reserve und der Brigaden Vivian und Vandeleur, welche den äußersten linken Flügel einnahmen, hatte Wellington keine Cavallerie mehr. Eine große Zahl von Batterieen war unbrauchbar geworden. Diese Thatsachen werden von Siborne zugegeben; Pringle, der das Mißgeschick übertreibt, behauptet, daß die englisch-holländische Armee auf 34,000 reduzirt war. Der eherne Wellington war ruhig geblieben, aber seine Lippen waren blaß geworden. Der österreichische Commissar Vincenz, der spanische Commissar Alava, welche der Schlacht im engsten Generalstabe beiwohnten, glaubten den Herzog verloren. Um fünf Uhr zog Wellington seine Uhr und man hörte ihn die düstern Worte murmeln: Blücher oder die Nacht!

Um diese Zeit sah man in der Ferne eine Linie von Bajonneten auf den Höhen, an der Seite von Frischemont glitzern.

Jetzt nahete der entscheidende Augenblick in diesem furchtbaren Riesen-Drama.

XI.

Ein schlechter Führer für Napoleon, ein guter für Bülow.

Man kennt die schmerzliche Täuschung Napoleons. Grouchy erwartet, Blücher statt seiner; der Tod statt des Lebens.

Das Schicksal hat solche Launen. Statt der Herrschaft über die Welt ein St. Helena.

Wenn der kleine Schäfer, welcher Bülow als Führer diente, ihm gerathen hätte, oberhalb Frischemont durch den Wald, statt unterhalb bei Plancenoit hervorzubrechen, so würde das 19. Jahrhundert vielleicht eine andere Gestalt angenommen haben. Napoleon hätte die Schlacht bei Waterloo gewonnen. Auf jedem andern Wege, als unterhalb Plancenoit, wäre die preußische Armee auf einen der Artillerie unzugänglichen Hohlweg gestoßen, und Bülow wäre nicht angekommen. Der preußische General Müffling erklärt aber, daß, wenn Blücher nur eine Stunde später gekommen wäre, er Wellington nicht mehr auf dem Platze gefunden haben und daß dann die Schlacht verloren gewesen sein würde.

Wie man sieht, war es Zeit, daß Bülow ankam. Er hatte sich übrigens sehr verspätet, in Dion-le-Mont bivouakirt und war am frühen Morgen aufgebrochen.

Aber die Wege waren so verschlammt, daß seine Divisionen oft darin stecken blieben. Der Schmutz an den Geleisen ging den Geschützwagen bis an die Naben. Auch hatte man auf der schmalen Brücke bei Wavre über die Dyle gehen müssen. Die Häuser in der nach der Brücke führenden Straße waren in Brand gesteckt worden. Die Pulverwagen und die Bagagewagen konnten zwischen den brennenden Häuserreihen nicht durch. Sie mußten warten, bis die Feuersbrunst erloschen war. Es war Mittag, als die Bülow'sche Vorhut Chapaille-Saint-Lambert noch nicht erreicht hatte. Hätte die Schlacht zwei Stunden früher angefangen, so wäre sie um vier Uhr beendigt gewesen und Blücher wäre auf das von Napoleon eroberte Schlachtfeld gestürzt. Solcher Art sind jene ungeheuren Zufälle, die mit einer Unendlichkeit, welche wir nicht begreifen, in Beziehung stehen.

Schon am Mittage hatte der Kaiser, von Allen der Erste, mit seinem langen Fernrohre, am äußersten Horizonte etwas entdeckt, das seine Aufmerksamkeit erregte. Er hatte gesagt: Ich sehe da unten

eine Wolke, die ich für Truppen halte. Darauf frug er den Herzog von Dalmatien: Soult, was sehen Sie bei Chapelle-Saint-Lambert? — Der Marschall richtete sein Fernglas dahin und antwortete: — Vier oder fünftausend Mann, Sire. Das ist offenbar Grouchy. Inzwischen regte sich nichts im Nebel. Alle Gläser des Generalstabs waren nach dieser vom Kaiser bezeichneten „Wolke" gerichtet. Einige sagten, es sind Kolonnen, die Halt machen. Die Mehrzahl hatte gesagt: es sind Bäume. Die Wahrheit ist, daß diese Wolke sich nicht regte. Der Kaiser hatte nach diesem dunklen Punkte, die leichte Kavallerie-Division von Domon zum Recognoszieren ausgeschickt.

Bülow hatte sich in der That nicht gerührt. Seine Vorhut war sehr schwach und vermochte nichts. Er sollte das Gros des Armee-Corps erwarten und hatte Befehl, sich zu concentriren, ehe er sich in Linie aufstellte. Als Blücher aber um fünf Uhr die Gefahr, in der Wellington schwebte, erkannt hatte, befahl er Bülow, anzugreifen und sagte dabei die merkwürdigen Worte: „Man muß der englischen Armee Luft machen."

Kurz darauf entfalteten sich die Divisionen Losthin, Hiller, Macke und Ryssel, vor dem Lobau'schen Corps. Die Kavallerie des Prinzen Wilhelm von Preußen brach aus dem pariser Gehölze hervor. Plancenoit stand in Flammen und die preußischen Kugeln begannen bis in die Glieder der hinter Napoleon aufgestellten Reservegarde zu regnen.

XII.

Die Garde.

Man weiß das Uebrige: das Vorstürzen einer dritten Armee, die gänzliche Umgestaltung des Kampfes, sechsundachtzig Kanonenschlünde, welche plötzlich zu donnern anfingen, Pirch der Erste mit Bülow hervorbrechend, die Ziethen'sche von Blücher in Person angeführte Cavallerie, die Franzosen zurückgeschlagen, Marcognet vom Plateau von Ohain heruntergefegt, Durutte aus Papelotte vertrieben, Donzelot und Quiot weichend, Lobau seitwärts gefaßt, eine neue Schlacht bei anbrechender Nacht über unsere geschwächten Regimenter losbrechend, die ganze englische Linie wieder in die Offensive und vorrückend, die riesigen Lücken, welche in die französische Armee gemacht wurden, die englischen und preußischen Kartätschen im Bunde, die Vertilgung, das Unglück in der Fronte und in der Flanke. Mitten unter diesem schrecklichen Zusammensturz trat die Garde ein.

Da sie fühlte, daß sie sterben würde, schrie sie: es lebe der Kai-

fer! Die Geschichte hat nichts Rührenderes, als diesen Todeskampf, welcher sich durch Beifallsbezeugungen zu erkennen gab.

Der Himmel war den ganzen Tag über bedeckt. Plötzlich, es war in jenem Augenblicke, acht Uhr Abends, theilten sich die Wolken am Horizonte und ließen zwischen den Ulmen der Straße von Rivelles die untergehende Sonne groß und blutigroth erscheinen. So hatte man sie beim Anfange zu Austerlitz gesehen.

Jedes Gardebataillon war jetzt von einem General kommandirt. Friant, Michel, Roguet, Harlet, Mallet, Poret de Morvan waren zugegen. Als die hohen Mützen der Garde-Grenadiere mit dem breiten Adlerschild erschienen und sie in guter Ordnung und ruhig ihren Platz auf diesem verdüsterten, tosenden Felde einnahmen, fühlte der Feind Achtung vor Frankreich. Es war, als sähe man jetzt zwanzig Siege mit entfalteten Flügeln erscheinen und die, welche Sieger waren, hielten sich für besiegt und wichen zurück. Aber Wellington schrie: Auf, Garden, und zielt gut! Das rothe englische Garderegiment, das hinter den Hecken lag, stand auf und ein Hagel von Kugel durchlöcherte die dreifarbige, um unsern Adler flatternde Fahne. Darauf begann ein furchtbares Gemetzel. Die kaiserliche Garde fühlte, daß hinter ihr die Armee wich, fühlte die gewaltige Erschütterung der Niederlage, hörte das „rette sich, wer kann!“ welches auf das „es lebe der Kaiser!“ gefolgt war. Demungeachtet ging sie immer vorwärts, wurde aber fortwährend niedergeschmettert, starb mit jedem Schritte den sie that. Es gab keinen darunter, der zögerte, keinen, dem es an Muth gefehlt hätte. Der Soldat in diesem Corps war ebenso Held als der General. Nicht ein Mann, der sich nicht geopfert hätte.

Ney, aufgeregt und doch ruhig, erhaben in dem Entschlusse zu sterben, setzte sich, todesmuthig in diesem qualvollen Momente, allen nur denkbaren Gefahren aus. Es wurde ihm da sein fünftes Pferd unter dem Leibe getödtet. Schweißtriefend, mit flammenden Augen, schäumenden Lippen, aufgeknöpfter Uniform, einer halb abgehauenen Epaulette, die der Säbel eines horse-guard's getroffen hatte, den großen Adlerorden von einer Kugel eingedrückt, blutig, voller Schmutz und dennoch prächtig, rief er, mit dem zerschmetterten Degen in der Hand: Kommt und seht wie ein Marschall von Frankreich auf dem Schlachtfelde stirbt! Doch vergebens; er starb nicht. Er war im höchsten Zorne und entrüstet und fragte Drouet d'Erlon: Läßt Du Dich denn nicht tödten? Mitten unter dieser Artillerie, welche eine Handvoll Leute zerschmetterte, rief er: Es ist also keine für mich da! O! ich wollte, daß alle englischen Kugeln mir in den Leib gingen!

Du warst für eine französische Kugel bestimmt, Unglücklicher!

XIII.

Die Katastrophe.

Nach der Niederlage der Garde war alles vorbei. Die Armee brach nun an allen Seiten plötzlich zusammen, bei Hougomont, La-Haie-Sainte, bei Papelotte und Plancenoit. Auf das Geschrei: Verrath! folgte das andere: Rette sich wer kann! Eine Armee, die flieht, gleicht dem Thauwetter. Alles wird locker, bekommt Risse, kracht, schwimmt, rollt, fällt, stößt sich, eilt sich, Hals über Kopf. Es war eine unglaubliche Verwirrung. Ney verschaffte sich ein Pferd, sprang darauf und hielt ohne Hut, ohne Halsbinde und ohne Degen, mitten auf der Chaussee von Brüssel, indem er sowohl die Engländer, als die Franzosen aufhielt. Er wollte die Armee wieder zum Stehen bringen, rief die Truppen an, insultirte sie, klammerte sich an die letzte Hoffnung. Umsonst! Er wird überfluthet. Die Soldaten fliehen ihn und rufen: Es lebe der Marschall Ney! Zwei Regimenter von Duratte stürzen vorüber, hin und her schwankend, zwischen den Säbeln der Ulanen und dem Feuer der Brigaden Kempt, Best, Pack und Rylandt. Das gefährlichste Handgemenge findet immer auf der Flucht statt. Freunde tödten sich, um zu fliehen. Die Schwadronen und Bataillone reiben sich unter einander auf und verschwinden vom Schlachtfelde, wie Schaummassen auf stürmender See. Lobau am einen, Reille am andern äußersten Ende, werden von der Fluth mit erfaßt. Vergebens bildete Napoleon aus dem, was ihm von der Garde bleibt, Mauern; vergebens opferte er bei einer letzten Anstrengung seine Dienstschwadronen. Quiot weicht vor Vivian, Kellerman vor Vandebos, Lobau vor Bülow, Morand vor Pirch, Domon und Subervic vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen zurück. Guyot, der die Schwadronen des Kaisers zum Angriffe führte, fällt unter die Füße der englischen Dragoner. Napoleon stürzt im Galop an den Reihen der Flüchtigen vorbei, haranguirt sie, drängt sie, bedroht sie, bittet sie.

Alle, welche des Morgens: Es lebe der Kaiser! geschrieen, blieben nun mit offenem Munde stehen, kaum, daß man ihn erkannte. Die preußische Kavallerie, frisch angekommen, stürzt vor, fliegt, säbelt, tödtet und vernichtet. Die Pferde schlagen aus und die Kanonen fliehen im Galop. Die Trainsoldaten spannen die Pferde von den Pulverwagen los, um zu entfliehen. Umgestürzte Bagagewagen, mit den vier Rädern in der Luft, versperren die Wege, und geben Veranlassung zu schrecklichen Metzeleien. Man quetscht, zerdrückt sich und schreitet über Todte und Lebendige hinweg. Die Arme sind in

fieberhafter Bewegung. Eine Schwindel erregende Menge füllt die Straße, Fußpfade, Wege, Brücken, Ebenen, Hügel, Thäler und Wälder, welche durch diese Flucht von vierzigtausend Mann überfüllt waren. Geschrei, Verzweiflung, Tornister und Gewehre, die man in die Kornfelder warf, gewaltsamer Durchbruch mittelst Säbelhiebe, ein unaussprechlicher Schrecken, in welchem der Kamerad, der Offizier und der General verschwand. Ziethen säbelte da Frankreich nach Herzenslust nieder. Die Löwen wurden Rehe. Das war diese Flucht.

In Genappe versuchte man einzukehren, Front und Halt zu machen. Lobau sammelte dreihundert Leute. Man verbarrikadirte den Eingang zum Dorfe, aber beim ersten Flug der preußischen Kartätschen ergriff wieder alles die Flucht und Lobau wurde gefangen.

Man sieht noch heute am alten Giebel eines baufälligen Gebäudes aus Ziegelsteinen, rechts von der Straße, einige Minuten vor Genappe, die Spuren dieses Kartätschenhagels. Die Preußen stürzten sich in Genappe, wüthend ohne Zweifel darüber, daß sie so wenig Sieger waren. Die Verfolgung war schrecklich. Blücher hatte die Vertilgung anbefohlen. Roguet war mit dem unheilvollen Beispiele vorangegangen, jedem französischen Grenadier mit dem Tode zu bedrohen, welcher ihm einen preußischen Gefangenen brachte. Blücher übertraf Roguet. Der General der jungen Garde, Duhesme, welcher sich an die Thüre einer Herberge von Genappe lehnte, übergab einem schwarzen Husar seinen Degen. Dieser nahm den Degen und tödtete den Gefangenen. Der Sieg endigte mit dem Todtschlag der Besiegten. Diese Grausamkeit machte das Unglück voll. Die verzweifelte Niederlage ging durch Genappe, Quatre-Bras, Sombreffe, Frasnes, Thuin, Charleroi, und hörte erst an der Grenze auf. Ach! Und wer floh so? Die große Armee.

Dieser Schwindel, dieser Schrecken, dieser Sturz in Ruinen, von der höchsten Tapferkeit, deren die Geschichte je mit Staunen gedacht: ist das ohne Ursache? Nein.

Der Schatten einer riesigen, richtenden Hand fällt auf das Schlachtfeld von Waterloo. Es ist der Tag des Schicksals. Uebermenschliche Kraft hat diesen Tag herbeigeführt. Daher der Schrecken in allen Köpfen. Nur so erklärt es sich, weshalb so viele hochherzige Männer das Schwert streckten. Die, welche Europa besiegt hatten, stürzten selbst besiegt darnieder, da ihnen nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu thun übrig blieb. Sie fühlten, daß etwas Schreckliches um sie und über ihnen war. Hoc erat in fatis. An diesem Tage änderten sich die Aussichten des Menschengeschlechtes.

Waterloo ist der Wendepunkt des neunzehnten Jahrhunderts. Das Verschwinden des großen Mannes war nothwendig, um das große Jahrhundert herbeizuführen. Einer, dem man keine Einwendungen machen kann, hatte das übernommen. Der panische Schrecken der Helden erklärt sich. In der Schlacht von Waterloo gibt es mehr als eine Wolke. Es ist die Erscheinung eines Meteors. Man fühlt dabei die Hand Gottes.

Bei sinkender Nacht griffen Bernard und Bertrand einen verstört aussehenden, nachdenkenden, finster blickenden Mann beim Rockflügel, den sie in einem Felde bei Genappe fanden, und der, vom Strome der Niederlage ergriffen, eben vom Pferde gestiegen, mit dem Zaum unter dem Arm, allein nach Waterloo zurückkehrte. Das war Napoleon, welcher noch vorwärts zu dringen suchte, ein ungeheurer Nachtwandler in diesem eingestürzten Thurme (rève écroulé.)

XIV.

Das letzte Carré.

Einige Gardecarrés, unbeweglich in der Strömung der Niederlage, wie Felsen im Wassersturze, hielten sich bis die Nacht hereinbrach. Mit ihr kam auch der Tod. Unerschütterlich ließen sie sich in die doppelte Finsterniß einhüllen. Jedes Regiment, von den andern isolirt, und ohne Verbindung mit der überall zusammenbrechenden Armee, starb für eigene Rechnung. Sie hatten zur Ausführung dieser letzten That, die einen auf der Höhe von Rosomme, die anderen in der Ebene von Mont-Saint-Jean, Position genommen. Dort einsam besiegt, erlagen diese finsteren Carrés einem schrecklichen, furchtbaren Todeskampfe. — Ulm, Wagram, Jena, Friedland starben mit ihnen.

In der Dämmerung, gegen neun Uhr Abends, stand noch eins derselben am Fuße des Plateau's von Mont-Saint-Jean. In diesem Trauerthale, am Ende der geneigten Ebene, welche die Cuirassiere hinaufgestürzt waren und die jetzt von englischen Truppen überschwemmt war unter dem sich drängenden Feuer der siegreichen feindlichen Artillerie, kämpfte dieses Carré in einem schrecklichen Kugelregen. Es wurde von einem damals unbekannten Offizier, Namens Cambronne, commandirt. Bei jeder Salve wurde das Carré kleiner, erwiederte aber das Feuer auf der Stelle, indem es seine vier Mauern immer mehr zusammenzog. In der Ferne blieben die Flüchtigen mitunter athemlos einen Augenblick stehen, um in der Dunkelheit diesem unheilvollen, immer schwächer werdenden Donner zu lauschen. Als diese Legion nur noch ein Häuflein, ihre Fahnen nur noch ein Fetzen,

ihre Patronen verschossen waren, als der Haufe von Leichnamen zahlreicher war, als die Gruppe der Ueberlebenden, ergriff die Sieger eine Art heiliger Scheu beim Anblick dieses erhabenen Todeskampfes und die englische Artillerie schwieg einen Augenblick, Athem schöpfend. Es war eine Art Waffenstillstand. Um die Kämpfer wimmelte es gespensterartig: die dunkeln Profile der Reiter, die schwarzen Mündungen der Kanonen, der weiße Himmel zwischen den Rädern und Lafetten und das kolossale Haupt des Todes, welches die Helden stets zwischen den Pulverdampf im Hintergrunde des Schlachtfeldes bemerken. Es kam auf sie zu und sah ihnen ins Gesicht. Sie hörten, in der Dämmerung, wie man die Kanonen lud, sahen die angezündeten Lunten wie Tigeraugen in der Nacht leuchten und feurige Kreise beschreiben. Alle Luntenstäbe der englischen Batterieen näherten sich den Kanonen. In diesem entscheidenden Moment rief der englische General, die Einen sagen Colville, die Andern Maitland, in dessen Hand das Schicksal dieser Männer lag: Bravo Franzosen! ergebt euch! Cambronne antwortete: Dreck! (merde!)

XV.

Cambronne.

Da der französische Leser geachtet sein will, so darf das größte Wort, das vielleicht ein Franzose je ausgesprochen hat, nicht wiederholt werden. Die Geschichte leidet den erhabenen Styl nicht immer.

Auf unsere eigene Gefahr wollen wir dieses Verbot übertreten.

Unter diesen Riesen gab es einen Titanen, Cambronne. Jenes Wort aussprechen und sterben, was könnte es Erhabeneres geben? Sterben wollen ist sterben, und es ist nicht die Schuld dieses Mannes, wenn er niederkartätscht, dennoch am Leben blieb.

Der Mann, welcher die Schlacht bei Waterloo gewonnen hat, ist nicht der flüchtige Napoleon, nicht Wellington, der um 4 Uhr ermattete, nicht Blücher, der sich gar nicht geschlagen hat. Der Mann, welcher die Schlacht von Waterloo gewonnen hat, ist Cambronne.

Mit einem solchen Worte den Donnerschlag verdonnern, der euch tödtet, heißt siegen.

Diese Antwort der hereinbrechenden Katastrophe, dem Schicksale, dem kräftigen Löwen beim nächtlichen Regengusse ins Gesicht werfen, der verrätherischen Mauer vor Hougomont, des Hohlwegs von Ohain, des verspäteten Grouchys und der Ankunft Blüchers spotten, ironisch vor dem offenen Grabe zu sein, nach dem Falle noch zu stehen, in zwei Silben die europäische Coaliton zu ertränken, das letzte Wort zum ersten zu machen, beim Leuchten des französischen Blitzes Water-

loo unverschämt mit dem Fastnachtsdienstag beschließen, Leonidas durch Rabelais ergänzen, diesen Sieg durch ein nicht auszusprechendes, heroisches Wort bezeichnen, das Terrain verlieren und sich den geschichtlichen Ruhm wahren, nach diesem Gemetzel noch die Lacher auf seiner Seite zu haben: das ist etwas Kolossales.

Es war eine Verhöhnung des Wetterstrahls, großartig wie die Tragödie des Aeschylos.

Das Wort Cambronnes macht die Wirkung einer im Todeskampfe verachtend zuckenden Brust. Es ist der Protest dessen, was nicht getödtet werden konnte. Wer siegte? War es Wellington? Nein. Ohne Blücher war er verloren. War es Blücher? Wenn Wellington nicht angefangen, hätte Blücher nichts zu Ende zu bringen vermocht. Dieser Cambronne, dieser Wanderer in der letzten Stunde, dieser unbekannte Soldat, dieses Atom auf dem Schlachtfelde fühlt, daß eine Lüge in dieser furchbar schmerzlichen Katastrophe ist. Im Augenblick, als er darüber wüthend wird, bietet man ihm eine Lächerlichkeit, das Leben. Wie hätte er da nicht aufspringen sollen! Sie sind da, alle Könige Europas, die glücklichen Generale, die donnernden Jupiters, mit hunderttausend siegreichen Soldaten, die hinter ihnen noch hunderttausend, eine Million, die gähnenden Kanonenschlünde, die brennenden Lunten, unter ihren Fersen die kaiserliche Garde und die große Armee. Sie haben Napoleon zerschmettert und es ist nur noch Cambronne übrig geblieben. Nur dieser Wurm protestirt noch und wird protestiren. Er sucht nach einem Worte, wie man nach einem Schwerte sucht. Schaum tritt ihm auf die Lippen und mit ihm das Wort. Vor diesem wunderbaren und doch mittelmäßigen Siege, vor diesem Siege ohne Sieg, spreizt er sich wie ein Verzweifelter. Er läßt das Ungeheure über sich ergehen, aber er constatirt seine Nichtigkeit. Er thut noch mehr, als darauf speien. Erdrückt unter der Zahl, unter der Gewalt und der Masse, findet er einen Ausdruck, der mit der verachtetsten Materie den geistigen Maßstab an die That legt. Wir wiederholen es, das sagen, das thun, das finden heißt Sieger bleiben.

Der Geist der großen Tage kam über diesen unbekannten Mann in dieser verhängnißvollen Minute. Cambronne fand das Wort für Waterloo, wie Rouget de l'Isle die Marsaillaise erfand, durch Inspiration von oben. Ein Ausfluß des göttlichen Wesens ergreift alle diese Männer. Sie zittern. Der Eine stimmt den letzten Gesang an, der Andere stößt ein schreckliches Geheul aus. Dieses Wort titanischer Verachtung wirft Cambronne nicht nur Europa, im Namen des Kaiserreiches in's Gesicht; das hätte noch viel zu bedeuten, sondern

im Namen der Vergangenheit der Revolution. Man hört es und erkennet in Cambronne die alte Riesenseele. Es scheint, daß es Danton ist, der wie Kleber brüllt.

Bei dem Worte Cambronnes rief die englische Stimme: Feuer! Die Batterien flammten, der Hügel zitterte, alle die erzenen Feuerschlünde spieen zum letzten Male einen schrecklichen Hagel von Kartätschen aus. Ein gewaltiger Rauch, über welchen sich das bleiche Mondlicht ergoß, wälzte sich über die Ebene und als er zerfloß, war Alles verschwunden. Die furchtbaren Ueberbleibsel waren vernichtet, die Garde todt. Da lagen die vier Mauern der lebendigen Redoute. Kaum bemerkte man noch hier und da ein Zucken an den Gefallenen. So endeten die französischen Legionen, größer noch als die römischen, bei Mont-Saint-Jean, auf der mit Blut und Regen getränkten Erde im dunklen Korn, in der Gegend, wo jetzt um vier Uhr Morgens, pfeifend und lustig seinen Gaul peitschend, Joseph vorüberzieht, der den Postdienst nach Nivelles versieht.

XVI.

Quot libras in duce?

Die Schlacht bei Waterloo ist ein Räthsel. Sie ist eben so dunkel für die, welche sie gewonnen, als für die, welche sie verloren haben. Für Napoleon ist es ein panischer Schrecken; *) für Blücher Feuer und Flamme. Wellington weiß nicht, was er davon halten soll. Man sehe nur die Berichte nach. Die Bülletins sind verworren, die Commentare ebenso. Die Einen stammeln und die Andern stottern, Jomini theilt die Schlacht bei Waterloo in vier Momente, Müffling in drei Phrasen. Obgleich wir in einigen Punkten anderer Ansicht sind, hat doch Charras allein, mit seinem stolzen Blicke, die charakteristischen Züge, dieser Katastrophe des menschlichen Genies, im Kampfe mit der göttlichen Schickung erfaßt. Alle andern Historiker sind etwas geblendet und tasten in dieser Verblendung umher. Es war in der That ein leuchtender, blitzender Tag. der Zusammenstoß der militärischen Monarchie, die zur großen Bestürzung der Könige alle Königreiche mit sich riß. Es war der Sturz der Gewalt, die Niederlage des Krieges.

An diesem Ereignisse, als dem Abdruck einer übermenschlichen Nothwendigkeit, haben die Menschen eigentlich keinen Antheil.

Nimmt man Wellington und Blücher Waterloo, heißt das Eng-

---

*) Eine beendigte Schlacht, ein beendigter Tag, wieder getroffene, verbesserte Maßregeln, für den folgenden Tag gesicherte größere Erfolge, alles wurde durch einen Moment panischen Schreckens verloren. (Napoleon, Dictées de Sainte-Héléne.)

land und Deutschland etwas versagen? Nein. Weder das berühmte England, noch das hohe Deutschland haben etwas mit dem Problem von Waterloo zu schaffen. Dank dem Himmel ist die Größe der Völker nicht dem finstern Zufall des Schwertes Preis gegeben. Weder Deutschland noch England noch Frankreich gehen in eine Degenscheide.

Bei dieser Epoche von Waterloo, in welcher man nur das Rasseln der Waffen vernimmt, hat Deutschland, außer Blücher, Goethe, und England, außer Wellington, Byron. Ein mächtiger Aufschwung der Ideen ist unserm Jahrhunderte eigen und England wie Deutschland strahlen in dieser Morgenröthe. Sie sind majestätisch, weil sie denken. Sie haben die Civilisation aus innerer, angeborner Kraft, die nicht das Resultat eines Zufalls. Ihre Machtstellung im 19. Jahrhundert hat nicht Waterloo zur Quelle. Nur barbarische Völker heben sich plötzlich nach einem Siege. Es ist die vorübergehende Eitelkeit eines vom Sturm und Regen angefüllten Bergwassers. Die Existenz civilisirter Völker hängt namentlich in den Zeiten, in welchen wir leben, nicht von dem Glücksstern eines Feldherrn ab. Ihr spezifisches Gewicht in der Geschichte der Menschheit ist etwas mehr als das Resultat eines Kampfes. Ihre Ehre, Gott sei Dank, ihre Würde, ihr Genie sind keine Nummern, welche die Helden und Eroberer, diese Spieler, in der Schlachtlotterie besetzen können. Oft ist eine verlorene Schlacht ein errungener Fortschritt. Weniger Ruhm, mehr Freiheit. Die Trommel schweigt und die Vernunft tritt in ihre Rechte. Es ist das Spiel: wer verliert, gewinnt. Betrachten wir daher Waterloo kalt von beiden Seiten. Geben wir dem Zufall, was ihm, und Gott, was Gott gebührt. Was ist Waterloo? Ein Sieg? Nein. Eine Quinterne.

Eine Quinterne, welche von Europa gewonnen, von Frankreich bezahlt wurde.

Es lohnte sich kaum der Mühe, einen Löwen dahin zu stellen.

Bei Waterloo fand das seltsamste Zusammentreffen statt, das die Geschichte kennt: Napoleon und Wellington. Das sind nicht zwei Feinde, sondern zwei Gegensätze. Niemals hat Gott, der sich in Antithesen gefällt, einen ergreifendern Gegensatz, eine außerordentlichere Confrontation stattfinden lassen. Einerseits Genauigkeit, Vorsicht, Geometrie, Klugheit, gesicherter Rückzug, Vorkehrungsmaßregeln, eigensinnige Kaltblütigkeit, eine unerschütterliche Methode, Strategie, die Vortheil aus dem Terrain zieht, Taktik, welche das Gleichgewicht in der Schlacht herstellt, das Gemetzel nach der Schnur, der regelrechte Krieg mit der Uhr in der Hand, nichts der Willkür des Zufalls überlassend, der alte klassische Muth, die absolute Genauigkeit.

Auf der andern Seite die Inspiration, etwas Prophetisches, militärische Excentricität, übermenschlicher Instinkt, der flammende Ueberblick, man weiß nicht was, das wie ein Adler schaut und wie der Blitz trifft, eine wunderbare Kunst, mit verachtendem Ungestüm, all das Geheimnißvolle einer unergründlichen Seele, die Association mit dem Schicksal; Fluß, Ebene, Wald und Hügel gewissermaßen aufgefordert und zum Gehorsam gezwungen, das Tyrannisiren des Schlachtfeldes durch den Despoten, der Glaube an den guten Stern, mit der strategischen Wissenschaft verbunden, sie besitzend, aber auch ihren Blick trübend. Wellington war der Barême des Krieges, Napoleon der Michel Angelo, und diesesmal wurde das Genie durch Berechnung besiegt.

Von beiden Seiten erwartete man Jemanden. Der Erfolg war für den genauen Rechner. Napoleon erwartete Grouchy, aber er kam nicht. Wellington erwartete Blücher und er kam.

Wellington ist der klassische Krieg, der seine Revanche nimmt. Bonaparte war ihm, als seine Sonne aufging, in Italien begegnet und hatte ihn stolz geschlagen. Die alte Eule war vor dem jungen Geier entflohen. Die alte Taktik war nicht nur allein niedergeschmettert sondern auch verhöhnt worden. Was war denn dieser Corse von sechsundzwanzig Jahren, was bedeutete dieser strahlende Unwissende, der alles gegen sich hatte, nichts für sich, dem es an Lebensmitteln, an Munition, an Kanonen, an Schuhen, fast an einer Armee fehlte, der sich mit einer Handvoll Menschen auf die Heeresmassen des coalisirten Europas stürzte und sinnlos unmögliche Siege gewann? Wer war dieser neue, unter einem scheinlosen Gestirn auftauchende Krieger? Die akademische Militärschule excommunicirte ihn und räumte doch das Feld vor ihm. Daher ein unversöhnlicher Groll des alten Cäsarismus über den neuen, des correcten Säbels über das flammende Schwert, des Schachbretts über das Genie.

Am 18. Juni 1815 wurde das letzte Wort in diesem Streite gesprochen und man schrieb unter Lodi, Montebello, Montenetto, Mantua, Marengo, Arcole das Wort: Waterloo; Triumph der Mittelmäßigkeit, der für die Menge süß ist. Als es abwärts mit Napoleon ging, fand er vor sich den jungen Suwarow. Wellington mit weißen Haaren ist Suwarow. Waterloo ist eine Schlacht ersten Ranges, gewonnen von einem Feldherrn zweiten Ranges.

Was man bei der Schlacht von Waterloo bewundern muß, ist England, die englische Festigkeit, der englische Muth, das englische Blut. Worauf England da stolz sein kann, — es möge es nicht übel nehmen, — das ist es selbst, nicht sein Feldherr und nicht seine Armee.

Wellington, in sonderbarer Weise undankbar, erklärt in einem Briefe an Lord Bathurst, daß seine Armee, die Armee, mit welcher er am 18. Juni 1815 kämpfte, eine „abscheuliche Armee" gewesen sei. Was denken jene finsteren Haufen von Gebeinen davon, welche unter der Ackerscholle bei Waterloo begraben liegen?

England war Wellington gegenüber zu bescheiden. Wellington so groß machen, heißt England zu nahe treten. Wellington ist nur ein Heros wie ein anderer. Jene grauen Schotten, jene horse-guards, jene Regimenter von Maitland und Mitchell, jene Infanterie von Pack und Kempt, jene Kavallerie von Ponsonby und Somerset, jene Highlanders, welche den Pibroch unter Kartätschenregen spielten, jene Bataillone von Rylandt, jene jungen Rekruten, welche kaum die Muskete halten konnten und den alten Kriegerschaaren von Eßling und Rivoli widerstanden: Das ist groß.

Wellington war hartnäckig, das war sein Verdienst und wir wollen es ihm nicht rauben; aber der Geringste seiner Fußgänger und Reiter war eben so fest als er. Der eherne Söldner galt so viel als der eherne Herzog. Was uns anbetrifft, so geben wir allen Ruhm dem englischen Soldaten, der englischen Armee, dem englischen Volke. Wenn eine Trophäe verdient wurde, so gebührt sie England. Gerechter würde es sein, wenn auf der Waterloosäule statt des Bildnisses eines Mannes die Statue eines Volkes in die Wolken erhoben wäre.

Aber dieses große England wird vielleicht über das, was ich sage, zürnen. Es hat noch trotz 1688 und 1789 die feudale Illusion. Es glaubt an die Erblichkeit und Hierarchie. Dieses Volk, welches kein anderes an Macht und Ruhm übertrifft, fühlt sich als Nation, nicht als Volk. Als Volk ordnet es sich gerne einem Lord unter, als Arbeiter läßt es sich verachten, als Soldat prügeln. Man erinnert sich, daß in der Schlacht bei Inkermann ein Sergeant, der wie es scheint, die Armee gerettet hatte, von Lord Raglan, nicht erwähnt werden konnte, da die englische Militärhierarchie nicht verstattet, im Rapporte eines Helden zu gedenken, der unter dem Offiziersrange steht.

Was wir über alles bei dem Zusammenstoße in Waterloo bewundern, ist die wunderbare Fügung des Zufalls. Der nächtliche Regen, die Mauer von Hougomont, der Hohlweg von Ohain, Grouchy taub beim Donner der Kanonen, der Führer, der Napoleon täuscht, während der Führer Bülows ihn aufklärt: diese ganze Verkettung ist wunderbar.

Im Ganzen gab es in Waterloo mehr Metzelei als Schlacht.

Waterloo ist unter allen regelrechten Schlachten diejenige, welche die kleinste Fronte, bei einer solchen Anzahl von Kämpfern hat. Napoleon dreiviertel Meile, Wellington eine halbe. Zweiundsiebzig Tausend Kämpfer auf jeder Seite. Aus dieser Dicke erklärt sich das Gemetzel.

Man hat folgende statistische Notizen gesammelt:

Verlust an Soldaten: in Austerlitz, Franzosen vierzehn Prozent; Russen dreißig Prozent; Oesterreicher vierundzwanzig Prozent. In Wagram, Franzosen dreizehn Prozent; Oesterreicher vierzehn.

An der Moskowa, Franzosen siebenunddreißig Prozent, Russen vierundvierzig. In Bautzen, Franzosen dreizehn Prozent; Russen und Preußen vierzehn. In Waterloo, Franzosen sechsundfünfzig Prozent; Alliirte einunddreißig. Totale für Waterloo einundvierzig Prozent. Hundertundvierzig Tausend Kämpfer; sechszigtausend Todte.

Auf dem Schlachtfelde von Waterloo ist es heute so ruhig, wie anderwärts; es gleicht jedem andern Felde.

Nur des Nachts entwickelt sich eine Art gespenstigen Nebels und wenn ein Reisender dort spazieren geht, wenn er schaut und hört, wenn er wie Virgil in den Unglücksebenen bei Philippi träumt, so zieht die Katastrophe geisterhaft an ihm vorüber, der schreckliche 18. Juni lebt dann wieder auf, der falsche Denkmalhügel verschwindet und mit ihm dieser Löwe. Das Schlachtfeld nimmt seine wirkliche Gestalt wieder an. Die Linientruppen wogen in der Ebene und wüthender Galop erschallt am Horizonte. Der bestürzte Träumer sieht das Blitzen der Säbel, das Glitzern der Bajonnete, die flammenden Bomben, hört den Donner der sich kreuzenden Geschützsalven, das Röcheln in den Gräbern und das dumpfe Wehgeschrei der Gespensterschlacht.

Jene Schatten sind Grenadiere; dort die leuchtenden Cuirassiere; jenes Skelett ist Napoleon, jenes andere Wellington. Sie alle treiben sich kämpfend durcheinander. Die Schluchten röthen sich mit Blut und die Bäume schauern. Bis in die Wolken steigt die Wuth und bis in die Tiefen der Erde. Auf den rauhen Höhen von Mont-Saint-Jean, Hougomont, Frischemont, Papelotte, Plancienoit wirbeln sich die einander vernichtenden Schattenbilder in verworrenem Knäuel herum.

XVII.

Soll man sich über Waterloo freuen.

Es gibt eine sehr achtbare liberale Schule, die Waterloo nicht haßt. Wir gehören nicht dazu. Für uns ist Waterloo nichts als ein Tag, der unabsichtlich der Freiheit diente.

Daß ein solcher Adler aus einem solchen Ei kroch, ist wirklich überraschend. Waterloo ist, vom erhabensten Standpunkte aus betrachtet, der Intention nach contrerevolutionärer Sieg. Es ist Europa gegen Frankreich; Petersburg, Berlin und Wien gegen Paris; der status quo gegen die Initiative; der Angriff auf den 14. Juli 1789 mitten durch den 20. März 1815; das monarchische Einschreiten in den unzähmbaren französischen Aufstand. Dieses große, seit sechsundzwanzig Jahren explodirende Volk zum Schweigen zu bringen: das war der Traum. Braunschweig, Nassau, die Romanoffs, Hohenzollern, Habsburger und Bourbonen solidarisch verbunden.

Waterloo trägt auf der Croupe das göttliche Recht. Es ist wahr, daß das Kaiserreich despotisch war, daß das Königthum kraft der natürlichen Reaktion, im Verlaufe der Dinge nothwendig liberal sein mußte, und daß eine constitutionelle Ordnung wider Willen aus Waterloo, zum großen Bedauern der Sieger, hervorging. Das kommt daher, daß die Revolution wirklich nicht besiegt werden kann und daß, weil sie absolut verhängnißvoll und von der Vorsehung gewollt ist, sie stets wieder erscheint, vor Waterloo in Bonaparte, der die alten Throne zusammenwirft, nach Waterloo in Ludwig XVIII., der eine Charte octroyirt und sich ihr unterwirft. Bonaparte setzt einen Postillon auf den Thron von Neapel und einen Sergeanten auf den Thron von Schweden. Er demonstrirt die Gleichheit mit der Ungleichheit. Ludwig XVIII. contrasignirt in Saint Ouen die Deklaration der Menschenrechte. Will man sich Rechenschaft von dem ablegen, was die Revolution ist, so nenne man sie Fortschritt, und will man wissen, was Fortschritt ist, so nenne man ihn Morgen. Morgen verrichtet sein Werk ohne Aufschub und arbeitet schon heute daran. Morgen kommt stets auf seltsame Art zu seinem Zwecke. Morgen bedient sich Wellington, um aus Foy, der nur Soldat war, einen Redner zu machen. Foy fällt in Hougomont und steht auf der Tribüne wieder auf. So verfährt der Fortschritt. Für den Arbeiter gibt es kein unbrauchbares Werkzeug. Er paßt seinem göttlichen Rechte, ohne sich irre machen zu lassen, sowohl den Mann an, der die Alpen überschritten hat, als den guten, alten, wankenden Kranken des Père-Elysée. Er bedient sich des Podagristen wie des Eroberers, des Eroberers nach Außen, des Podagristen im Innern. Waterloo, das der Zerstörung der europäischen Throne durch das Schwert ein Ende machte, hat keine andere Wirkung, als die revolutionäre Arbeit in anderer Richtung zu fördern. Die Säbelmänner haben aufgehört. Nun kommt die Reihe an die Denker. Das Jahrhundert welches durch Waterloo angehalten werden sollte, ist darü-

der hinweggeschritten und hat seinen Weg verfolgt. Dieser unheilvolle Sieg wurde von der Freiheit besiegt.

In Summa und unstreitig, was in Waterloo triumphirte, was hinter Wellington lächelte, was ihm alle europäischen Marschallstäbe einbrachte, worunter auch, wie man sagt, der französische Marschallstab war, was freudig die mit Gebeinen vermengte Erde nach dem Löwenhügel karrte, was triumphirend auf dieses Piedestal das Datum des 18. Juni 1815 schrieb, was Blücher den Muth gab, die Besiegten nieder zu säbeln, was von der Höhe des Plateaus von Mont-Saint-Jean wie über eine Beute neigt: das war die Contre-Revolution. Die Contre-Revolution murmelte jenes schmähliche Wort: Zerstückelung. In Paris angekommen, hat sie den Krater in der Nähe gesehen, gefühlt, daß diese Asche ihr die Füße verbrenne und sich anders besonnen. Daher kam sie auf die stammelnde Karte zurück.

Wir wollen in Waterloo nur das erblicken, was darin ist. An intentionelle Freiheit ist da nicht zu denken. Die Contre-Revolution war unwillkürlich liberal, gerade so wie Napoleon aus einer analogen Ursache unwillkürlich revolutionär war. Am 18. Juni 1815 wurde Robespierre aus dem Sattel gehoben.

XVIII.

Wiederaufleben des Rechtes von Gottes Gnaden.

Ende der Diktatur. Ein ganzes europäisches System stürzt zusammen.

Das Kaiserreich brach in einer Dämmerung zusammen, die der glich, als die römische Welt zu Grunde ging. Man lebte am Abgrunde wieder auf, wie zu den Zeiten der Barbaren. Nur die Barbarei von 1815, die man bei ihrem Spitznamen Contre-Revolution nennen muß, litt an Asthma und blieb so. Das Kaiserreich, wir dürfen es nicht verschweigen, wurde beweint und von heroischen Augen beweint. Wenn der Ruhm das zum Scepter gewordene Schwert ist, so war das Kaiserreich der Ruhm selbst. Es hatte alles Licht über die Erde verbreitet, das aus der Tyrannei zu strömen vermag. Das Licht war düster, mehr noch, dunkel. Verglichen mit dem wahren Tage war es Nacht. Das Verschwinden dieser Nacht machte die Wirkung einer Verfinsterung.

Ludwig XVIII. kehrte wieder nach Paris zurück. Die Rundtänze vom 8. Juli brachten den Enthusiasmus vom 30. März in Vergessenheit. Der Korse wurde die Antithese des Bearnets. Die Fahne auf dem Dome der Tuilerien wurde weiß. Das Exil thronte. Die Tannen-

holztafel von Hartwell wurde vor den mit Lilien verzierten Sessel Ludwigs XIV. gestellt. Man sprach von Bouvines und Fontenoy wie von gestern. Austerlitz war alt geworden. Altar und Thron fraternisirten majestätisch miteinander. Eine der unbestrittensten Formen gesellschaftlichen Heiles im neunzehnten Jahrhundert machte sich in Frankreich und auf dem Kontinente geltend. Europa nahm die weiße Kokarde an. Trestaillon wurde berühmt. Die Devise non pluribus impar erschien zwischen den Strahlen einer Sonne im Stein, auf der Façade der Kaserne des Quai d'Orsay. Wo früher die Kaisergarde war, sah man jetzt ein rothes Haus. Der Triumphbogen, ganz beladen mit schlecht getragenen Siegen, unheimisch unter diesen Neuerungen, vielleicht auch etwas beschämt in der Erinnerung an Marengo und Arcole, zog sich mit der Statue des Herzogs von Angoulême aus der Verlegenheit. Der Madeleine-Kirchhof, das furchtbare Gemeindegrab von 93, wurde mit Marmor und Jaspis bedeckt, da die Gebeine Ludwig XVI. und Marie Antoinette's in diesem Staube ruhten. Im Graben von Vincennes sah man ein Trauerdenkmal aus der Erde ragen, welches daran erinnerte, daß der Herzog von Enghien in demselben Monate gestorben war, in welchem Napoleon gekrönt wurde. Papst Pius VII., welcher ihn gesalbt hatte, segnete ruhig den Sturz, wie er seine Erhebung eingesegnet hatte. Es gab in Schönbrunn ein kleines vierjähriges Schattenbild; es war aufrührerisch, dasselbe den König von Rom zu nennen. Solche Dinge geschahen und die Könige nahmen ihre Throne wieder ein, und der Gebieter Europas wurde in einen Käfig gesteckt und das alte Regime wurde wieder neu und aller Schatten und alles Licht der Erde wechselten den Ort, weil am Nachmittage eines Sommertages ein Schäfer zu einem Preußen im Walde sagte: Gehen Sie hier vorüber und nicht dort.

Dieses 1815 war eine Art von traurigem April. Die alten, ungesunden und giftigen Einrichtungen sahen jetzt wieder wie neu aus. Die Lüge vermählte sich mit 1789, das Recht von Gottes Gnaden nahm eine Maske vor's Gesicht. Die Fiktionen wurden constitutionell. Vorurtheile, Aberglaube und Hintergedanken, mit dem Artikel 19 im Herzen, hatten eine liberale Politur. Die Haut der Schlange verwechselte sich.

Der Mensch war von Napoleon zu gleicher Zeit größer und kleiner geworden. Das Ideal unter der Herrschaft dieser glänzenden Materie hatte den seltsam lautenden Namen Ideologie erhalten. Es war eine große Unklugheit von einem so großen Manne, die Zukunft lächerlich zu machen. Indessen suchten die Völker, dieses von dem Kanonier so innig geliebte Kanonenfutter, ihn mit den Augen. Wo

ist er? Was macht er? Napoleon ist todt, sagte ein Vorübergehender, zu einem Invaliden von Marengo und Waterloo. — Der todt! schrie ein Soldat, da kennen sie ihn schlecht! In der Einbildungskraft lebte dieser zerschmetterte Mann noch immer. Im Hintergrunde Europa's war es, nach der Schlacht von Waterloo, finster. Eine ungeheure Leere war noch lange Zeit nach dem Falle Napoleons fühlbar.

Die Könige füllten sie aus. Das alte Europa benutzte sie, um sie zu reformiren. Es entstand eine heilige Allianz. Das verhängnißvolle Schlachtfeld von Waterloo hatte zum Voraus: Belle-Alliance gesagt. Angesichts und gegenüber diesem neugestalteten, antiken Europa nahm die Physiognomie Frankreichs eine neue Gestalt an. Die vom Kaiser verspottete Zukunft hielt ihren Einzug. Auf ihrer Stirne strahlte der Stern der Freiheit. Sonderbares Ding: man war zu gleicher Zeit in diese Zukunft: Freiheit und in diese Vergangenheit: Napoleon, vernarrt. Die Niederlage hatte den Besiegten groß gemacht. Der gefallene Napoleon schien größer als der aufrecht stehende Napoleon. Die welche triumphirt, hatten Furcht. England ließ ihn durch Hudson Lowe bewachen und Frankreich durch Mont-chenu belauern. Seine verschränkten Arme beunruhigten die Throne. Alexander nannte ihn: meine Schlaflosigkeit. Dieser Schrecken kam von der Quantität Revolution die in ihm steckte. Das erklärt und entschuldigt den bonapartistischen Liberalismus. Dieses Phantom brachte die alte Welt zum Zittern. Den Königen war es beim Regieren, mit dem Felsen von St. Helena am Horizonte schlecht zu Muth.

Während Napoleon in Longwood mit dem Tode rang, faulten die 60,000 Mann, welche im Schlachtfelde von Waterloo gefallen waren, ruhig und es ging etwas von ihrem Frieden auf die Welt über. Der Wiener Congreß redigirte die Verträge von 1815 und Europa nannte das die Restauration.

Das ist Waterloo.

Was liegt aber dem Unendlichen daran? Dieser ganze Sturm, diese ganze Wolke, dieser Krieg, dann dieser Friede und diese ganze Dämmerung trübte keinen Augenblick das alles durchdringende Auge dessen, vor welchem der Wurm, der von Halm zu Halm kriecht, eben so viel ist, als der Adler, der um Notre-Dame herum, von einem Glockenthurm zum andern fliegt.

XIX.

Das Schlachtfeld bei Nacht.

Kommen wir, weil es in einem Buche so sein muß, noch einmal auf dieses furchtbare Schlachtfeld zurück.

Am 18. Juni 1815 war gerade Vollmond. Er begünstigte die wilde Verfolgung Blüchers, denuncirte die Spuren der Flüchtlinge, überlieferte diese unglückliche Menge der erbitterten preußischen Cavallerie und half beim Niedermetzeln.

Es gibt mitunter in den Katastrophen tragische Gefälligkeiten Seitens der Nacht.

Nachdem der letzte Kanonenschuß verhallt war, blieb die Ebene von Mont-Saint-Jean öde.

Die Engländer nahmen das Lager der Franzosen ein.

So wird der Sieg gewöhnlich konstatirt. Man schläft im Bette des Besiegten. Sie schlugen ihr Bivouac jenseits Rosomme auf. Die Preußen drängten die Fliehenden in wildem Ungestüm vorwärts. Wellington begab sich nach dem Dorfe Waterloo, um seinen Bericht an Lord Bathurst zu redigiren.

Wenn je das sic vos non vobis anwendbar war, so war es dies sicher auf das Dorf Waterloo. Waterloo hatte nichts mit der Handlung zu thun und war eine halbe Meile davon entfernt. Mont-Saint-Jean war beschossen, Hougomont, Papellotte und Plancenoit waren in Brand gesteckt, La-Haie-Sainte mit Sturm genommen worden, und Belle-Alliance sah, wie sich die beiden Sieger umarmten. Kaum daß man diese Namen kennt. Waterloo hat keinen Antheil an der Schlacht gehabt und doch alle Ehre davon getragen.

Wir gehören nicht zu denen die den Krieg loben. Wenn sich die Gelegenheit bietet, sagen wir ihm die Wahrheit. Der Krieg hat seine scheußlichen Schönheiten, die wir nicht verheimlicht haben; er hat aber auch, das wird Jeder zugeben, seine häßlichen Seiten. Eine der überraschendsten und scheußlichsten ist die rasche Plünderung der Todten nach dem Siege. Der anbrechende Tag nach der Schlacht bescheint immer nackte Leichen.

Wer thut das? Wer beschimpft den Sieg so? Welches ist diese scheußliche Hand, die sich verstohlen in die Tasche des Sieges schleicht? Wer sind die Diebe, die hinter dem Ruhme ihre Streiche ausführen? Einige Philosophen, unter andern Voltaire, behaupten, daß es gerade die seien, die den Ruhm davon getragen haben. Es sind dieselben sagen sie, es ist nicht anders möglich: die auf den Beinen sind, plündern die auf der Erde Liegenden. Der Held des Tages ist der Vampyr der Nacht. Wohl überlegt, hat man doch das Recht, den Leichnam, den man zum Leichnam gemacht hat, etwas auszuplündern.

Was uns betrifft, so glauben wir das nicht. Lorbeeren pflücken und einem Todten die Schuhe stehlen, scheint uns ein unmögliches Geschäft für eine und dieselbe Hand.

Was gewiß ist, ist, daß gewöhnlich nach den Siegern die Diebe kommen. Aber lassen wir den Soldaten, namentlich den Soldaten unserer Zeit, außer Frage.

Jede Armee hat ihren Nachzug und diesen muß man anklagen. Fledermausartige Wesen, halb Räuber, halb Bediente, alle Gattungen von Gethier, welche in jene Dämmerung hausen, die man Krieg nennt, Uniformträger, die nicht kämpfen, falsche Kranke, furchtbare Krüppel, schleichhändlerische Marketender, die mitunter in Gesellschaft ihrer Weiber auf kleinen Karren hinterher trotteln und das Gestohlene wieder verkaufen, Bettler die sich den Offizieren als Führer anbieten, Packknechte, Landstreicher. Das schleppten die Armeen von ehemals — wir sprechen nicht von den Armeen unserer Zeit — nach sich, so daß man es mit dem speziellen Ausdrucke Nachzügler bezeichnete. Keine Armee und keine Nation war für derartige Geschöpfe verantwortlich. Sie sprachen italienisch und folgten den Deutschen; sie sprachen französisch und folgten den Engländern. Von einem dieser Elenden, einem spanischen Nachzügler, wurde der Marquis von Fervacques, durch das pikardische Kauderwälsch irre gemacht, welches er für „Französisch" hielt, getödtet und verrätherischer Weise auf dem Schlachtfelde selbst, in der Nacht, welche auf den Sieg von Cerisolles folgte, beraubt. Die Plünderung erzeugte die Plünderer. Der abscheuliche Grundsatz: „auf Kosten des Feindes leben", rief diesen Aussatz hervor, den eine strenge Disziplin allein zu heilen vermochte.

Der Ruf täuscht mitunter. Man weiß nicht immer, warum gewisse, übrigens große Generale, so populär waren. Turenne war von seinen Soldaten angebetet, weil er die Plünderung gestattete. Erlaubtes Unrecht erscheint hier als Güte. Turenne war nämlich so gut, daß er das Palatinat plündern und sengen ließ. Je nachdem der Heerführer mehr oder minder streng war, sah man eine kleinere oder größere Anzahl Plünderer der Armee folgen. Hoche und Marceau hatten keine Nachzügler. Wellington lassen wir gerne die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nur wenige hatte.

Inzwischen plünderte man in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni die Todten. Wellington war streng und hatte Befehl gegeben, jeden zu erschießen, der auf frischer That ertappt würde. Aber die Raubgierde läßt sich nicht so leicht schrecken. Die Plünderer stahlen an einem Ende des Schlachtfeldes, während man ihre Genossen am anderen Ende als Diebe erschoß.

Schauerlich schien der Mond auf diese Ebene. Gegen Mitternacht sah man einen Mann an der Seite des Hohlwegs von Ohain

herumstreichen oder vielmehr kriechen. Es war allem Anscheine nach einer von denen, wie wir sie so eben geschildert haben, weder Engländer, noch Franzose, weder Bauer, noch Soldat, weniger Mensch als Währwolf, vom Leichengeruche angelockt; sein Sieg war der Diebstahl, seine Absicht Waterloo zu plündern. Er war mit einer Blouse bekleidet, die beinahe einem Soldatenmantel glich. Unruhig und verwegen ging er vorwärts und sah sich dabei um. Wer war dieser Mensch? Vermuthlich wußte die Nacht mehr von ihm zu erzählen als der Tag.

Er trug keinen Tornister, hatte aber offenbar weite Taschen unter seiner Blouse. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, warf einen prüfenden Blick über die Ebene, um zu sehen, ob er nicht beobachtet würde, bückte sich plötzlich, machte sich am Boden etwas zu schaffen und sprang plötzlich wieder auf, indem er rasch davon schlich. Sein schleichender Gang und seine Bewegungen, seine schnelle und geheimnißvolle Handlung erinnerten an jene nächtlichen Larven, welche in Ruinen hausen und in den alten normannischen Legenden „Alleurs" heißen.

Gewisse Strandläufer in den Sümpfen sehen in der Dämmerung so aus. Ein scharfes Auge hätte im Halbdunkel, in einiger Entfernung, wie hinter dem altersschwachen Gebäude versteckt, das an der Chaussee von Nivelles den Winkel der Straße von Mont-Saint-Jean nach Braine l'Allend ausfüllt, eine Art kleiner Marketenderkarren, mit getheerten Korbweiden gedeckt, bemerken können, an welchen eine ausgehungerte Mähre gespannt war, die sich trotz des Gebisses an den Brennnesseln labte. In der Karre saß eine Art von Weib auf Kisten und Paketen. Vielleicht stand der Herumstreicher in einer Beziehung zu diesem Fuhrwerke.

Es war eine helle Nacht. Nicht eine Wolke am Himmel. Was liegt dem Mond daran, wenn die Erde roth ist von vergossenem Blute; er bleibt schneeweiß. Das sind solche Gleichgültigkeiten des Himmels. Auf den Wiesen hängen an den Bäumen die von den Kartätschen zerrissenen Zweige, nur noch durch die Rinde festgehalten, herab und wurden sanft vom Nachtwinde hin und her geschaukelt. Ein Odem, fast wie der eines Lebendigen, flog durch die Gebüsche. Die Gräser zitterten, wie Seelen, die heimwärts ziehen.

In der Ferne, vom englischen Lager herüber, hört man undeutlich das Kommen und Gehen der Patrouillen und Ronden.

Hougomont und La-Haie-Sainte fuhren fort zu brennen, das eine im Osten, das andere im Westen, zwei mächtige Flammenspiele, um die sich, wie ein loses Halsband von Rubinen um zwei Karfunkel, an

beiden Enden der feurige Cordon des englischen Bivouacs, in ungeheurem Halbkreise auf den Hügeln am Horizonte zog.

Wir haben der Katastrophe im Hohlwege schon erwähnt. Bedenkt man, wie viele Tapfere hier ihren Tod fanden, so zieht sich das Herz vor Schmerz zusammen.

Wenn etwas schrecklich ist, wenn es eine Wirklichkeit gibt, fürchterlicher als der Traum, so ist es diese! Leben, die Sonne sehen, Gesundheit und Freude haben, tüchtig lachen, einem blendenden Ruhme nachjagen, der uns winkt, in der Brust eine Lunge zu fühlen, ein klopfendes Herz, einen Willen, der urtheilt, spricht, denkt, hofft, liebt, eine Mutter, ein Weib, Kinder, Einsicht zu haben und plötzlich, in weniger als einer Minute, in so viel Zeit als man braucht, einen Schrei auszustoßen, Alles in einen Abgrund zu stürzen, rollen zu sehen, zerschmettert und selbst zerschmettert zu werden, Kornähren, Blumen, Blätter und Zweige zu sehen, sich an nichts halten zu können, das Schwert unbrauchbar an seiner Seite, Menschen unter sich, Pferde über sich zu fühlen, sich vergebens zu sträuben, fühlen, wie Einem die Knochen in der Finsterniß vom Pferdehuf zermalmt werden, einen Stiefelabsatz auf dem Auge zu fühlen, erdrückt und erstickt zu wimmern, sich zu winden und mit Wuth in ein Hufeisen zu beißen, und dabei zu denken: so eben war ich noch ein Lebender!

Da wo dieses unheilvolle, klägliche Röcheln gehört wurde, ist jetzt Alles still. Der Hohlweg war mit Pferden und Haufen in einander verwickelter Reiter angefüllt, ein schrecklicher, unlösbarer Knäuel. Von einer Böschung war nichts mehr zu sehen. Die Leichname hatten das Niveau der Straße bis auf die Ebene gleichgestellt und kamen bis an die Ränder der Schlucht, wie ein Scheffel gut gemessenen Getreides. Ein Haufen von Todten bis oben hinauf und darunter ein Strom von Blut. So war diese Straße am 18. Juni 1815 beschaffen. Das Blut floß bis auf die Chaussee von Nivelles und bildete da eine breite Pfütze, vor dem aus Baumstämmen errichteten Verhau, welcher die Chaussee in einer Gegend, die man noch heute zeigt, versperrte.

Wie man sich erinnert, versanken die Cuirassiere am entgegengesetzten Ende der Chaussee von Genappe.

Die Leichenschicht stand im Verhältniß zur Tiefe des Hohlweges. Gegen die Mitte zu, an der Stelle, wo er sich verflachte und wo die Division Delord passirt war, war die Leichenschicht dünner.

Der nächtliche Herumstreicher, mit welchem wir die Leser bekannt gemacht haben, kam von der Seite und stöberte in diesem kolossalen Grabe herum.

Er besah sich die Todten aufmerksam und ließ sie, man weiß nicht, welche scheußliche Revue passiren.

Er patschte mit den Füßen im Blute herum. Plötzlich blieb er stehen.

Einige Schritte vor ihm, im Hohlwege, an dem Punkte, wo sich der Leichenhaufe verflachte, beschien der Mond eine offene, zwischen dem Haufen von Menschen und Pferden hervorragende Hand. An dem Finger dieser Hand glänzte etwas, ein goldener Ring.

Der Mann bückte sich, verweilte einen Augenblick in dieser Lage, und als er sich wieder aufrichtete, war der Ring an der Hand verschwunden.

Er stand nicht geradezu aufrecht, sondern verharrte in einer scheuen und wilden Haltung, indem er den Todten den Rücken zukehrte und den Horizont musterte. Er lag noch auf den Knieen und der Oberleib ruhte auf den beiden Daumen, die er auf die Erde stemmte. Mit dem Kopf sah er über den Straßenrand. In dieser Stellung und Umgebung glich er einem Schakal auf seinen vier Pfoten.

Plötzlich schien er seinen Entschluß gefaßt zu haben, denn er richtete sich auf. Da zuckte etwas und er fühlte sich von hinten festgehalten.

Er drehte sich um. Es war die offene Hand, die sich geschlossen und das Ende seines Soldatenmantels gefaßt hatte.

Ein ehrlicher Mann würde Furcht gehabt haben. Dieser dagegen fing an zu lachen.

Oho! sagte er, das ist nur der Todte. Lieber ein Gespenst, als ein Gensdarm.

Inzwischen wurde die Hand matt und ließ los. Im Grabe läßt die Kraft bald nach.

Was Tausend, fing der Herumstreicher wieder an, lebt denn der Todte noch. Laßt uns einmal sehen!

Er bückte sich von Neuem, stöberte in dem Haufen herum, beseitigte was im Wege lag, griff nach der Hand, erfaßte den Arm, machte den Kopf frei, zog den Körper an sich und schleppte einige Augenblicke darauf einen leblosen oder ohnmächtigen Menschen in den Schatten des Hohlwegs. Es war ein Cuirassieroffizier, der einen gewissen Rang bekleidet hatte. Eine große goldene Epaulette sah unter dem Cuiraß hervor. Dieser Offizier hatte keinen Helm mehr auf dem Kopfe. Ein furchtbarer Säbelhieb hatte das Gesicht getroffen, das ganz mit Blut übergossen war. Es schien übrigens, als ob er kein Glied gebrochen habe. Durch einen glücklichen Zufall, wenn dieser Ausdruck hier gestattet ist, hatten sich die Leichen über ihm der

Art gewölbt, daß er nicht erdrückt worden war. Seine Augen waren geschlossen. Auf seinem Cuirasse glänzte das silberne Kreuz der Ehrenlegion.

Dieses Kreuz riß ihm der Herumstreicher herunter und ließ es in einer der weiten Taschen unter seinem Soldatenmantel verschwinden.

Darauf betastete er die Westentasche des Offiziers und da er darin eine Uhr verspürte, so nahm er sie. Eine fortgesetzte Visitation führte ihn zur Entdeckung einer Börse, die er einsäckelte.

Während er in solcher Weise dem Sterbenden in seiner Noth beistand, schlug der Offizier die Augen auf.

Danke! sagte er mit schwacher Stimme.

Die rauhen Bewegungen des Mannes, der sich mit ihm zu schaffen machte, die Frische der Nacht, die reine Luft, die er eingeathmet, hatten ihn aus seinem Todtenschlaf geweckt.

Der Herumstreicher antwortete nichts. Er hob den Kopf in die Höhe. Man vernahm ein Geräusch von Schritten in der Ebene. Vermuthlich war es eine herannahende Patrouille.

Der Offizier murmelte mit der schwachen Stimme eines vom Tode Erstandenen:

Wer hat die Schlacht gewonnen?

Die Engländer, antwortete der Herumstreicher.

Suchen Sie in meinen Taschen, begann der Offizier wieder, Sie werden eine Börse und eine Uhr darin finden. Nehmen Sie sie.

Das war bereits abgemacht. Indessen gab sich der Herumstreicher den Anschein, als thue er so und sagte:

Es ist nichts da.

Dann bin ich bestohlen worden, fing der Offizier wieder an, das thut mir leid. Es wäre für Sie gewesen.

Die Schritte der Patrouille waren immer deutlicher zu vernehmen.

Da kommen sie, sagte der Herumstreicher, indem er die Bewegung eines Menschen machte, der davon eilen will.

Der Offizier hob matt den Arm in die Höhe und hielt ihn zurück.

Sie haben mir das Leben gerettet! Wer sind Sie?

Der Herumstreicher antwortete schnell und leise:

Ich war, wie Sie, bei der französischen Armee. Ich muß Sie jetzt verlassen. Wenn man mich ergriffe, würde man mich erschießen. Ich habe Ihnen das Leben gerettet. Helfen Sie sich selbst weiter.

Welchen Rang bekleiden Sie?
Sergeant.
Wie heißen Sie?
Thénardier.
Ich werde diesen Namen nicht vergessen, sagte der Offizier. Behalten Sie aber auch den meinigen. Ich heiße Pontmercy.

Zweites Buch.

Das Schiff Orion.

I.

Nummer 24601 wird Nummer 9430.

Jean Valjean war wieder ergriffen worden.

Man wird uns Dank wissen, wenn wir schnell über die schmerzlichen Einzelnheiten hinweggehen. Wir beschränken uns darauf, zwei von den Zeitungsberichten aus jener Zeit wiederzugeben, welche einige Monate, nachdem die überraschenden Ereignisse in M. an der M. stattgefunden hatten, erschienen waren.

Diese Artikel sind etwas kurz gehalten. Man erinnert sich, daß zu der Zeit noch keine „Gazette des Tribunaux" existirte.

Die erste dieser Mittheilungen entnehmen wir dem „Drapeau blanc." Sie trägt das Datum vom 25. Juli 1823.

„Das Arrondissement des Pas de Calais ist kürzlich das Theater eines ungewöhnlichen Ereignisses gewesen. Ein nicht im Departement geborner Fremder, mit Namen Madeleine, hatte seit mehren Jahren mit Hülfe eines neuen Verfahrens eine alte lokale Industrie, die Fabrikation des Schmelzglases und der schwarzen Glaswaaren, wieder in Schwung gebracht. Er hatte dabei sein Glück gemacht und, sagen wir es nur, auch das des Arrondissements. In Anerkennung seiner Verdienste hatte man ihn zum Maire ernannt. Da entdeckte die Polizei, daß Herr Madeleine kein Anderer als ein alter bannbrüchiger Galeerensklave war, der 1796 wegen Diebstahls verurtheilt worden und sich Jean Valjean nannte. Jean Valjean wurde wieder in den Bagno abgeführt. Es scheint, daß es ihm vor seiner Arrestation gelungen war, eine Summe von mehr als einer halben Million, die er bei Herrn Lafitte untergebracht hatte, flüssig zu machen, die er übrigens, wie man sagt, auf ganz redliche Weise in seinem Geschäfte erworben hatte. Man hat nach der Rückkehr Jean Valjeans ins Bagno von Toulon nicht erfahren können, wo er diese Summe verborgen hat."

Der zweite, etwas eingehendere Artikel ist dem „Journal de Paris" entnommen und trägt dasselbe Datum:

„Ein alter, freigewordener Galeerensklave, Namens Jean Valjean, ist kürzlich unter Umständen, welche alle Beachtung verdienen, vor den Assisenhof du Var gestellt worden. Es war diesem Elenden gelungen, die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen und er hatte es unter falschem Namen sogar bis zum Maire in einer unserer kleinen Städte des Departements du Nord gebracht. Er hatte in dieser Stadt eine bedeutende Industrie ins Leben gerufen. Endlich wurde er entlarvt und arretirt, Dank dem unermüdlichen Eifer des Ministeriums. Seine Concubine, ein öffentliches Mädchen, starb vor Aufregung im Augenblicke seiner Verhaftung. Dieser Elende, der mit einer herkulischen Kraft begabt ist, hatte Mittel gefunden zu entspringen, aber drei oder vier Tage nach seiner Entweichung fiel er der Polizei in dem Augenblicke in die Hände, als er eines jener kleinen Fuhrwerke bestieg, welche den Weg von der Hauptstadt nach dem Dorfe Montfermeil (Seine-et-Oise) zurücklegen.

„Man sagt, daß er die drei- oder viertägige Freiheit benutzt hatte um eine bedeutende Summe einzuziehen, die er bei einem unserer ersten Banquiers deponirt hatte. Man schätzt diese Summe auf sechs oder sieben Millionen Franken. Wenn man dem Anklageakt Glauben schenken darf, hätte er sie an einem Orte verborgen, der nur ihm allein bekannt war, so daß es nicht gelungen wäre, sich derselben zu bemächtigen. Wie dem auch sein mag, dieser Jean Valjean ist vor die Assisen des Departements du Var, wegen eines auf der Landstraße mit bewaffneter Hand vollzogenen Diebstahls, gestellt worden, den er vor ungefähr acht Jahren an der Person eines jener armen ehrlichen Kinder begangen hatte, die, wie der Patriarch von Ferney in unsterblichen Versen sagt:

De Savoie arrivent tous les ans
Et dont le main légèrment essuie
Ces longs canaux engorgés par la suie.

(alle Jahre aus Savoyen kommen, und deren leichte Hand die langen, vom Ruß verstopften Kanäle reinigt.)

„Dieser Räuber hat darauf verzichtet, sich zu vertheidigen. Von dem geschickten und beredten Organ des öffentlichen Ministeriums ist aufgestellt worden, daß der Diebstahl in Gemeinschaft mit anderen vollzogen worden und daß Jean Valjean zu einer Bande von Dieben im Süden gehörte. In Folge dessen wurde Jean Valjean für schuldig erklärt und zur Todesstrafe verurtheilt. Der Verbrecher verweigerte die Einlegung des Cassationsgesuches. Der König, in seiner unerschöpflichen Milde, hat geruht, seine Strafe in lebenslängliche

Zwangsarbeit zu verwandeln. Jean Valjean wurde sogleich nach dem Bagno von Toulon abgeführt."

Man hat nicht vergessen, daß Jean Valjean in M. an der M. ein fleißiger Besucher der Kirche gewesen war. Einige Journale, unter andern der „Constitutionnel", schrieben diese Verwandlung der Strafe, dem Einflusse der Priesterpartei zu.

Jean Valjean erhielt im Bagno eine andere Nummer. Er hieß 9430.

Ein für allemal wollen wir noch bemerken, daß mit Herrn Madeleine der Wohlstand in M. an der M. verschwand. Alles, was er in jener Nacht in fieberhafter Aufregung und Unschlüssigkeit vorausgesehen hatte, ging in Erfüllung. Mit ihm verschwand in der That die Seele des Ganzen.

Nach seinem Falle fand in M. an der M. jene egoistische Theilung statt, die auf den Sturz großer Häuser folgt, jene so schädliche Zerstückelung des Blühenden, die alle Tage heimlich in der menschlichen Gesellschaft vollzogen wird und deren die Geschichte beim Tode Alexanders gedenkt. Feldherren setzten sich damals Königskronen auf und Werkführer machten sich hier zu Fabrikanten. Es entstand Neid und Rivalität. Die geräumigen Werkstätten des Herrn Madeleine wurden geschlossen; die Gebäude fielen in Ruinen und die Arbeiter zerstreuten sich. Die Einen verließen das Land, die Andern das Handwerk. Statt wie früher im Großen, wurde jetzt Alles im Kleinen betrieben. Es wurde nicht mehr des Guten wegen, sondern des Gewinnes halber gearbeitet. Da gab es keinen Mittelpunkt mehr, überall Concurrenz und Haß. Herr Madeleine beherrschte und leitete Alles. Als er gefallen war, griff Jeder zu. Dem Geist der Organisation folgte der Geist des Kampfes, auf die Biederkeit, rauhes, mürrisches Wesen, auf das Wohlwollen des Gründers gegen Alle, Haß des Einen gegen den Andern.

Die von Herrn Madeleine geknüpften Fäden verwirrten sich und zerrissen. Man verfälschte das Verfahren, verschlechterte die Produkte, tödtete das Vertrauen. Der Absatz verminderte sich und die Bestellungen nahmen ab. Die Arbeitslöhne sanken, die Arbeiter feierten und Bankerott folgte auf Bankerott. An die Armen dachte Niemand mehr. Alles war zu Ende.

Sogar der Staat bemerkte, daß Jemand irgendwo erdrückt worden war. Weniger als vier Jahre nach dem Ausspruche des Assisenhofes, welcher zum Vortheile des Bagnos die Identität des Herrn Madeleine und Jean Valjeans constatirte, waren die Kosten der Steuereintreibung im Arrondissement von M. an der M. verdoppelt.

Herr von Villele machte diese Bemerkung auf der Tribüne im Monat Februar 1827.

II.

Worin man zwei Verse lesen wird, die vielleicht vom Teufel sind.

Bevor wir weiter gehen, ist es vielleicht an der Zeit, einer sonderbaren Thatsache in ihren Einzelnheiten zu gedenken, welche zu derselben Zeit in Montfermeil sich zutrug, und die vielleicht in einigem Zusammenhange mit gewissen Vermuthungen des öffentlichen Ministeriums steht.

Es herrscht in der Gegend von Montfermeil ein sehr alter Aberglauben, der um so merkwürdiger und kostbarer ist, als ein Volksaberglaube in der Nähe von Paris einer Aloe in Sibirien gleicht. Wir gehören zu denen, welche alles achten, was zu der Kategorie der seltenen Pflanzen gehört. Der in Montfermeil herrschende Aberglaube ist folgender: man glaubt, daß der Teufel seit undenklichen Zeiten den Wald wählte, um seine Schätze zu verbergen. Die alten Frauen behaupten, daß man dort nicht selten bei hereinbrechender Nacht an einsamen Stellen des Waldes einem schwarzen Manne begegne, der einem Kärrner oder Köhler gleicht, mit Holzschuhen, einer Hose und einem Bauerkittel bekleidet und besonders daran kenntlich ist, daß er statt einer Mütze oder eines Hutes zwei ungeheure Hörner auf dem Kopfe hat. Daran muß er in der That zu erkennen sein. Dieser Mann ist in der Regel damit beschäftigt, ein Loch zu graben. Nun gibt es dreierlei Arten von Vortheilen, welche man aus einer Begegnung mit ihm ziehen kann. Die erste besteht darin, auf den Mann loszugehen und ihn anzureden. Man bemerkt alsdann, daß der Mann weiter nichts als ein Bauer ist, der schwarz erscheint, weil es schon dämmert, der auch nicht das kleinste Loch macht, sondern Gras für seine Kühe mäht, und daß die vermeintlichen Hörner nichts Anderes als eine Mistgabel sind, die er auf dem Rücken trägt und deren Zinken in der Entfernung und in der Dämmerung ihm aus dem Kopfe herauszustehen scheinen. Man geht nach Hause und stirbt in der Woche.

Die zweite Art besteht darin, ihn zu beobachten, zu warten, bis er sein Loch gegraben, zugemacht hat und fortgegangen ist. Dann läuft man schnell nach dem Orte, wo das Loch war, öffnet es und nimmt den Schatz, welchen der schwarze Mann dort nothwendiger Weise vergraben hat. In diesem Falle stirbt man im Laufe des Monats.

Die dritte Manier endlich ist die, nicht mit dem schwarzen Mann

zu sprechen, ihm gar nicht anzusehen und so schnell man kann fort zu laufen. Dann stirbt man, ehe das Jahr um ist.

Von diesen drei Arten, wovon jede ihr Unbequemes hat, wird allgemein die zweite gewählt, da man hierbei wenigstens insofern entschädigt wird, als man, wenn auch nur auf einen Monat, Besitzer eines Schatzes wird. Kühne Männer, die vor keinem Unternehmen, ihr Glück zu machen, zurückbeben, haben daher, wie man versichert, ziemlich häufig die vom schwarzen Mann gegrabenen Löcher wieder aufgemacht und es versucht, den Teufel zu bestehlen. Es scheint aber, daß dieses Geschäft nicht viel abwirft, wenn man den Traditionen und besonders zwei räthselhaften Versen in barbarischem Latein Glauben schenken darf, die ein schlechter, normännischer Mönch, eine Art Zauberer, Namens Tryphon, uns über dieses Thema zurückgelassen hat. Dieser Tryphon ist in der Abtei Saint-Georges de Bocherville bei Rouen begraben und Kröten hausen auf seinem Grabe.

Man strengt sich in der Regel beim Heben des Schatzes außerordentlich an. Da die Gruben gewöhnlich sehr tief sind, schwitzt, schaufelt und arbeitet man eine ganze Nacht. Die Arbeit wird nämlich nur des Nachts gemacht. Man wird vom Schweiß bis auf das Hemd naß, verbrennt sein Licht, macht seine Hacke schartig, und wenn man auf den Boden des Lochs gekommen ist, wenn man eben die Hand auf den Schatz legt, was findet man? Woraus besteht der Schatz des Teufels? Aus einem Sou, mitunter aus einem Thaler, einem Stein, einem Skelett, einem blutigen Cadaver, einem wie ein Blatt Papier im Portefeuille in vier Theile zusammengeschlagenen Gespenst. So viel scheint indiskreten Neugierigen aus den Versen Tryphon's hervorzugehen:

Fodit, et in fossa thesauros condit opaca,
As, nummos, lapides, cadaver, simulacra, nihilque.

Es scheint, daß man auch in unserer Zeit bald einen Pulverbeutel mit Kugeln, bald ein altes Spiel fetter, rothgelber Karten findet, das offenbar dem Teufel gedient hat. Von diesen beiden Funden spricht Tryphon nicht, weil er im zwölften Jahrhundert lebte, und es scheint, daß der Teufel nicht auf die pfiffige Idee gekommen war, das Pulver vor Roger Bacon und die Karten vor Karl IV. zu erfinden.

Spielt man übrigens mit diesen Karten, so ist man sicher, Alles zu verlieren, was man besitzt. Das Pulver im Pulverbeutel hat die Eigenthümlichkeit, ein jedes neue Gewehr zu sprengen.

Kurze Zeit nach der Epoche, als es dem öffentlichen Ministerium so vorgekommen war, als ob der befreite Galeerensträfling Jean Val-

tran während seiner mehrtägigen Flucht in der Nähe von Montfermeil umhergestreift sei, bemerkte man in demselben Dorfe einen gewissen alten Wegwärter, Namens Boulatruelle, im Walde herumschleichen. Man glaubte in dieser Gegend zu wissen, daß dieser Boulatruella im Bagno gewesen war. Er stand einigermaßen unter Polizei-Aufsicht, und da er nirgends Arbeit fand, so bediente sich die Verwaltung seiner als Wegwärter auf der Queerstraße von Gagny nach Lagny.

Dieser Boulatruelle war ein Mann, den die Leute in der Gegend nicht gerne sahen. Er war zu achtungsvoll, zu demüthig, zu schnell bereit, vor Jedermann seine Mütze abzuziehen. Vor den Gendarmen zitterte und lächelte er und war aller Wahrscheinlichkeit nach Mitglied einer Räuberbande, so hieß es. Auch stand er im Verdacht, im Dickicht bei sinkender Nacht im Hinterhalte zu lauern. Außer dem, daß er ein Trunkenbold war, hatte er keine andern Vorzüge. Was man bemerkt zu haben glaubte, war Folgendes: Seit einiger Zeit verließ Boulatruelle frühzeitiger als gewöhnlich seine Arbeit, die darin bestand, die Straße zu unterhalten und Steine zu klopfen, und ging mit seiner Hacke in den Wald. Man begegnete ihm oft des Abends in den entlegensten Lichtungen, im wildesten Dickicht, wobei er aussah, als suche er etwas, und mitunter Löcher grub. Die alten Frauen die vorüberkamen, hielten ihn Anfangs für Belzebub, erkannten ihn aber bald als Boulatruelle und waren dann kaum weniger in Unruhe. Es war offenbar, daß er sich zu verstecken suchte und daß in dem, was er that, etwas Geheimnißvolles lag.

Im Dorfe sagte man: Es ist klar, daß der Teufel irgendwo erschienen ist, Boulatruelle hat ihn gesehen und sucht. Uebrigens ist er schlecht genug, um Lucifers Schatz zu heben. Dabei sagten die Voltairianer: Wird Boulatruelle den Teufel oder der Teufel Boulatruelle anführen? Die alten Weiber dagegen machten vielfach das Zeichen des Kreuzes.

Inzwischen hörten die Schliche Boulatruelles im Walde auf und er ging wieder regelmäßig seiner Beschäftigung als Chaussee-Wärter nach. Unterdessen sprach man von andern Dingen.

Einige Personen waren aber neugierig geblieben und dachten, daß es sich dabei vermuthlich nicht um die fabelhaften Schätze in der Legende, sondern um irgend einen guten, ernstlicheren und greifbareren Fund handle, um etwas Besseres als die Bankbillete des Teufels, etwas Gutes, von dem der Straßenwärter ohne Zweifel Wind bekommen habe.

Die am meisten Gespannten waren der Schulmeister und der

Gastwirth Thénardier, der Jedermanns Freund war und es nicht verschmäht hätte, sich mit Boulatruelle zu befreunden.

Er ist auf den Galeeren gewesen, sagte Thénardier. O! mein Gott! O mein Gott! man weiß nicht, wer da ist, noch wer noch dahin kommen kann.

Eines Abends behauptete der Schulmeister, daß die Justiz in früherer Zeit Erkundigungen eingezogen haben würde, was Boulatruelle im Walde habe machen wollen, daß er dann natürlich hätte sprechen müssen, daß man ihn nöthigenfalls auf die Tortur gelegt haben würde, daß Boulatruelle zum Beispiel der Wasserfrage nicht widerstanden haben würde. Versuchen wir es einmal mit der Weinfrage, sagte Thénardier.

Es traten ihrer Vier zusammen und man ließ den alten Straßenwärter trinken. Boulatruelle trank außerordentlich viel und sprach wenig. Er vereinigte mit bewundernswerther Kunst und Anstand den Durst eines Schwelgers mit der Diskretion eines Richters. Inzwischen, da man ihm wiederholt auf den Leib rückte, und ihn durch Zusammenstellung einiger dunklen, ihm entschlüpften Worte ins Gedränge brachte, so glaubten Thénardier und der Schulmeister Folgendes aus seinen Antworten entnehmen zu können:

Als sich Boulatruelle eines Morgens, bei Tagesanbruch, an seine Arbeit begab, wäre er überrascht gewesen, an einer öden Stelle des Waldes, im Gebüsche, eine Hacke und eine Schaufel gefunden zu haben, gerade als ob sie Jemand da verborgen habe. Inzwischen habe er gedacht, daß es wahrscheinlich die Schaufel und Hacke des Vaters Six-Fours, des Wasserträgers, seien und sich nicht weiter dabei aufgehalten. Am Abend desselben Tages habe er aber, ohne bemerkt zu werden, gesehen, — er habe nämlich hinter einem dicken Baume gestanden, — wie ein Bürgersmann seine Schritte von der Straße aus nach dem dichtesten Theile des Waldes gelenkt habe, den er, Boulatruelle, sehr wohl kenne.

Nach der Uebersetzung Thénardiers war das: Ein Bagnogenosse. Boulatruelle hatte sich hartnäckig geweigert, den Namen zu nennen. Diese Person trug ein Paket, etwas Viereckiges, das wie eine große Schachtel oder ein kleines Koffer aussah. Das überraschte Boulatruelle. Indessen wäre ihm doch erst nach Ablauf von sieben oder acht Minuten die Idee gekommen, dieser Person zu folgen. Es war aber schon zu spät, die Person sei schon im Dickicht und da es auch schon Nacht gewesen sei, so habe Boulatruelle ihn nicht einholen können. Darauf habe er sich entschlossen, sich am Saume des Waldes auf der Lauer zu legen. Der Mond habe geschienen.

Zwei oder drei Stunden später hatte Boulatruelle seinen Mann wieder aus dem Dickicht kommen sehen, aber ohne den kleinen Koffer, mit Hacke und Schaufel in der Hand.

Boulatruelle hatte ihn vorübergehen lassen und es war ihm nicht einmal der Gedanke gekommen, sich ihm zu nähern, weil er eingesehen hatte, daß jener dreimal so stark als er, mit einer Hacke bewaffnet war und ihn wahrscheinlich niedergeschmettert, sobald er ihn und sich erkannt gesehen haben würde. Rührender Gefühlsausbruch von zwei alten Kameraden, die sich wiederfinden! Aber Hacke und Schaufel waren ein Lichtstrahl für Boulatruelle. Als er indessen des Morgens nach dem Gebüsche gelaufen war, fand er weder die eine noch die andere. Er hatte daraus den Schluß gezogen, daß sein Mann, als er in den Wald gegangen, ein Loch mit der Hacke gemacht, den Koffer hineingesteckt und das Loch wieder zugeschaufelt habe. Nun war aber der Koffer zu klein, um einen Leichnam zu enthalten. Folglich war Geld darin. Deshalb seine Nachforschungen. Boulatruelle hatte überall nachgesehen, gesucht, den ganzen Wald durchstreift, und überall nachgegraben, wo die Erde ihm locker zu sein schien, vergebens.

Er hatte nichts zu „fischen" vermocht. In Montfermeil dachte Niemand mehr daran. Es gab nur noch einige gute Gevatterinnen, welche sagten: Ihr könnt immerhin versichert sein, daß der Chausseewärter von Gagny alle diese Herumstreichereien nicht umsonst gemacht hat. Der Teufel war sicher da gewesen.

III.

Die Ruderkette muß vorher bearbeitet sein, um mit einem Hammerschlage zerbrochen werden zu können.

Gegen Ende Oktober desselben Jahres 1823 sahen die Bewohner von Toulon in Folge eines heftiges Sturmes ein Schiff in ihren Hafen einlaufen, welches den erlittenen Schaden ausbessern wollte. Es war das Schiff „Orion," das später in Brest als Schulschiff verwandt wurde und das zum Geschwader des mittelländischen Meeres gehörte.

Dieses von der See arg mitgenommene Fahrzeug erregte beim Einlaufen in die Rhede viel Aufsehen. Es führte, ich weiß nicht mehr welche Flagge, der es den vorschriftsmäßigen Gruß von eilf Kanonenschüssen verdankte, die es Schuß um Schuß beantwortete. In Summa zweiundzwanzig. Man hat berechnet, daß für Salven, königliche und militärische Salutationen, Höflichkeitssignale, Rhede- und Citadell-Formalitäten, für Sonnenauf- und Untergang, der täg-

lich von allen Festungen und Kriegsschiffen begrüßt wird; für Hafenöffnung und Hafenschluß ꝛc. ꝛc. die civilisirte Welt auf der ganzen Erde alle 24 Stunden hundert und fünfzigtausend nutzlose Kanonenschüsse abschießt. Berechnet man den Kanonenschuß mit sechs Francs, so macht das neunmalhunderttausend Francs per Tag, oder dreihundert Millionen per Jahr, die in Rauch aufgehen. Das ist nur Eins. Während dieser Zeit sterben viele Arme vor Hunger.

Das Jahr 1823 war, was die Restauration „die spanische Kriegsepoche“ nannte.

In diesem Kriege traten viele Ereignisse mit einem Male auf und es kamen dabei ganz besondere Dinge vor. Es war eine wichtige Familienangelegenheit für die Bourbonen. Die französische Linie kam der Madrider zu Hülfe, protegirte sie, das heißt, sie geberdete sich wie die ältere. Es war eine scheinbare Rückkehr zu unseren nationalen Traditionen, eine Politik, in welcher noch Dienstbarkeit gegen und Unterwerfung unter die Cabinette des Nordens eine Rolle spielten.

Der Herzog von Angouleme, den die liberalen Blätter den Helden von Andujar nannten, unterdrückte in triumphirender Haltung, die mit seiner friedlichen Miene im Widerspruche stand, den alten, sehr reellen Terrorismus des Inquisitionstribunals, der mit dem fabelhaften Terrorismus der Liberalen im Kampfe war.

Die, zum großen Schrecken der Standeswittwen, unter dem Namen Descamisades wiedererstandenen Sanscülotten: die Monarchie gegenüber dem als Anarchie qualifizirten Fortschritt; die wie mit einem Hiebe abgehauenen Theorieen von 89: ein europäisches Holla, nach Art der französischen Idee, das seine Reise um die Welt machte; neben dem Generalissimus, Sohn von Frankreich, der Prinz von Carignan, später Karl Albert, als Grenadiervolontair mit roth-wollenen Epauletten, im Kreuzzuge der Könige gegen die Völker; die Soldaten des Kaiserreichs nach achtjähriger Ruhe, gealtert, traurig, und unter der weißen Kokarde wieder ins Feld ziehend; die dreifarbige Fahne, im Auslande von einer heroischen Handvoll Franzosen geschwungen, wie dreißig Jahre früher in Coblenz die weiße Fahne; die Mönche zwischen unsere Soldaten; der Geist der Freiheit abermals durch die Bajonnete zur Vernunft gebracht; die Prinzipien durch Kanonenschüsse schachmatt gemacht; Frankreich mit den Waffen niederschlagend, was es mit seinem Geiste geschaffen hatte; die feindlichen Führer verkauft, die Soldaten zögernd, die Städte mit Millionen belagert; keine militärischen Gefahren und dennoch heftige Explosionen zu be-

fürchten, wie in jeder überrumpelten Mine; wenig vergossenes Blut, wenig erworbene Ehre; Schande für einige, Ruhm für Niemand: das war dieser Krieg, den Fürsten unternahmen, welche von Ludwig XIV. abstammten und Generale leiteten, die aus der napoleonischen Schule hervorgegangen waren. Er hatte das traurige Schicksal, weder an den großen Krieg noch an die große Politik zu erinnern.

Einige Waffenthaten waren ernsthafter Natur. Die Einnahme des Trocadero unter andern, war eine hübsche militärische That. Aber in Summa, wir wiederholen es, klingen die Trompeten in diesem Kriege, als hätten sie Risse. Es war im Ganzen etwas Verdächtiges und die Geschichte lobt es an Frankreich, daß es sich sträubte, diesen falschen Triumph zu acceptiren. Es schien am Tage zu liegen, daß gewisse spanische Offiziere in ihrem Widerstand zu rasch nachgelassen hatten und der Gedanke an Bestechung kam mit dem Gedanken an den Sieg. Es war so, als hätte man mehr die Generale, als die Schlachten gewonnen, weshalb der siegende Soldat demüthig wieder heim zog. In Wirklichkeit ein schwindsüchtiger Krieg, auf dessen Fahne man „Bank von Frankreich“ lesen konnte.

Die Krieger aus 1808, über welchen Saragossa entsetzlich zusammengebrochen war, runzelten 1823 die Brauen, als sie den Weg zu den Citadellen so schlecht verrammelt fanden und fingen an, Palafox zu bedauern. Das ist gerade der Humor Frankreichs, daß es noch lieber Rostophschin als Ballasteros vor sich hat.

Von einem noch ernsteren Gesichtspunkte aus, bei dem wir füglich verweilen müssen, empörte dieser Krieg, der dem militärischen Geiste Frankreichs zu nahe trat, den demokratischen Geist.

Es war ein Unterjochungsversuch. In diesem Feldzuge war der Zweck des französischen Soldaten, dessen Mutter die Demokratie ist, die Eroberung der Knechtschaft für einen Anderen. Scheußlicher Widerspruch; Frankreichs Bestimmung ist es, die Seele der Völker wieder aufzumuntern, nicht aber, sie zu tödten. Seit 1702 sind alle europäischen Revolutionen aus der französischen hervorgegangen. Aus Frankreich strahlt die Freiheit. Dort ist die Sonne thatsächlich. Blind, wer es nicht sieht! Das hat Bonaparte gesagt.

Der Krieg von 1823, als ein Attentat auf die hochherzige spanische Nation, war also gleichzeitig auch ein Attentat auf die französische Revolution. Frankreich hatte die monströse Bahn eingeschlagen und zwar gewaltthätig, denn Alles was die Armeen, mit Ausnahme der Befreiungskriege, aufführen, ist gewaltthätig.

Das liegt schon in dem Worte passiver Gehorsam. Eine Armee ist ein seltsames, kombinatorisches Meisterwerk, die Kraft ist da, das

Resultat einer gewaltigen Summe von Ohnmächtigkeiten. So erklärt sich der Krieg der Menschheit gegen die Menschheit, trotz der Menschheit. Was die Bourbonen anbetrifft, so wurde ihnen der Krieg von 1823 verhängnißvoll, obgleich sie ihn für einen Erfolg hielten. Sie sahen nicht, welche Gefahr dabei ist, eine Idee laut Ordre zu tödten. In Ihrer Naivität täuschten sie sich bis zu dem Grade, als Kraftelement die ungeheure moralische Niederlage einzuführen, die aus dem Verbrechen entspringt. Der Geist der Hinterlist war in ihre Politik gefahren. 1830 keimte in 1823. Der spanische Feldzug wurde, bei ihren Berathungen, ein Argument zum Besten der Gewaltstreiche und der Abenteuer des Gottesgnadenthums. Da Frankreich el rey neto in Spanien wieder hergestellt hatte, konnte es auch den absoluten König bei sich wieder zu Ehren bringen. Sie verfielen in den furchtbaren Irrthum, soldatischen Gehorsam für die Zustimmung der Nation zu halten. Dieses Vertrauen stürzt die Throne. Man darf weder im Schatten eines Giftapfelbaumes, noch einer Armee schlafen. Kommen wir indessen wieder zum Orion zurück. Während der von dem Prinzen Generalissimus geleiteten Armeeoperationen, kreuzte ein Geschwader im Mittelmeere. Wir haben bereits gesagt, daß der Orion zu demselben gehörte und daß er durch stürmische See in den Hafen von Toulon getrieben worden war.

Die Anwesenheit eines Kriegsschiffes im Hafen zieht, ich weiß nicht weshalb, die Aufmerksamkeit der Menge in ungewöhnlicher Weise auf sich. So ein Schiff ist groß und die Menge liebt das Große.

In einem Linienschiffe trifft das Genie des Menschen gar herrlich mit der Macht der Natur zusammen.

In einem Linienschiffe trifft man die Zusammenstellung des Schwersten mit dem Leichtesten, weil es mit der Substanz in ihrem dreifachen Zustande, dem festen, dem flüssigen und dem Gas, zu thun und gegen alle drei zu kämpfen hat. Es hat elf eiserne Klauen, um den Granit in der Tiefe des Meeres zu packen und mehr Flügel und Fühlhörner, den Wind aus den Wolken aufzufangen, als irgend ein Insekt.

Sein Athem strömt aus hundert und zwanzig Kanonenschlünden, wie aus mächtigen Blashörnern, und übertönt das Rollen des Donners. Zwar sucht es der Ocean in seiner schrecklichen Wasserwüste irre zu führen, aber das Schiff hat seine Seele, die Boussole, die ihm Rath ertheilt und ihm stets den Norden zeigt. In dunklen Nächten ersetzen seine Leuchten das Sternenlicht. Gegen den Wind bedient es sich der Taue und der Segel, gegen das Wasser des Holzes, gegen

den Felsen, des Eisens, des Kupfers und des Bleies, gegen die Finsterniß, des Lichtes gegen die Unermeßlichkeit des Kompasses.

Wenn man sich eine Vorstellung von allen diesen riesigen Proportionen machen will, deren Ganzes ein Linienschiff repräsentirt, so braucht man nur in eines der gedeckten, sechsstöckigen Zwischendecke in den Häfen von Brest und Toulon zu gehen. Dort sieht man die im Bau begriffenen Schiffe so zu sagen wie unter einer Glasglocke. Jener kolossale Balken dort ist eine Segelstange und die dicke hölzerne, unabsehbare lange Säule am Boden ist der große Mast. Von seinem Fuße im Zwischendecke bis zu seinem Gipfel in den Wolken, ist er sechszig Toisen lang und hat drei Fuß im Durchmesser an seiner Basis. Der englische Hauptmast ist 217 Fuß über der Wasserlinie. Unsere Vorfahren bedienten sich der Taue in der Marine, während wir die Ketten in Anwendung bringen. Allein der Kettenhaufen eines Schiffes mit hundert Kanonen ist vier Fuß hoch, 20 Fuß lang und 8 Fuß breit. Und wie viel Holz braucht man, um ein solches Schiff zu machen? Dreitausend Steeres.*) Das ist ein schwimmender Wald. Hierbei, bemerke man wohl, handelt es sich nur um Kriegsschiffe, wie sie vor vierzig Jahren im Gebrauche waren, um einfache Segelschiffe. Die damals noch in der Kindheit liegende Dampfkraft hat jenem Wunder, das man Kriegsschiffe nennt, neue Wunder beigesellt. So ist z. B. jetzt der Schraubendampfer eine überraschende Maschine, welche durch ein Segelwerk von 3000 Quadratmeter Oberfläche und durch einen Kessel von 2600 Pferdekraft in Bewegung gesetzt wird.

Abgesehen von diesen neuen Wundern ist das alte Schiff des Christoph Columbus und Ruiter's ein's der größten Meisterwerke, die der Mensch geschaffen hat. Unerschöpflich an Kraft, wie der Athem des Unendlichen, facht es den Wind in die Segel ein. Das einzig Geregelte im ungeheuren regellosen Gebiete der Wogen schwimmt und regiert es. Es kommt indessen eine Stunde, in welcher der Sturm die sechszig Fuß lange Raae wie einen Strohalm knickt und den vierhundert Fuß hohen Mast wie ein Rohr beugt, in welcher der zehntausend Pfund schwere Anker sich im Grunde des tosenden Meeres wie die Angel eines Fischers im Kiefer eines Hechtes krümmt, in welcher diese ungeheuren Kanonen kläglich ächzen und krachend, trotz alles Widerstrebens, vom rasenden Sturm in die Nacht und in das Leere geschleudert werden, in welcher diese ganze Macht und Majestät in einer höhern Macht und Majestät

*) Eine stere etwas über 32 Kubikfuß rheinisch.

untergeht. Der Mensch wird jedesmal träumerisch, wenn eine ungeheure Kraft entfaltet wird, deren Resultat Ohnmacht ist. Daher der Zulauf von Neugierigen in den Häfen zu den wunderbaren Kriegs- und Schiffsmaschinen, ohne daß sie selbst recht wissen warum. Daher waren täglich von Morgens bis Abends die Quais, Hafendämme und Zugänge des Hafens von Toulon mit einer Menge von Neugierigen und Müßiggängern besetzt, deren Geschäft es war, wie man in Paris sagt, den Orion zu betrachten.

Der Orion war ein schon seit langer Zeit krankes Schiff. Auf seinen früheren Fahrten hatte der Orion an seinen Kiel dicke Schichten von Muscheln angesetzt, so daß er fast die Hälfte seiner Schnelligkeit eingebüßt hatte. Im Jahre vorher hatte man ihn aufs Trockene gebracht, um seine Muscheln abzukratzen, dann war er wieder in See gegangen. Bei dieser Arbeit waren aber die Nietnägel am Kielholz etwas mitgenommen worden. Auf der Höhe der Balearen hatte sich die Naht geöffnet und da man zu der Zeit noch nicht mit Eisenblech deckte, so hatte das Schiff Wasser gezogen. Dabei hatte sich ein heftiger Aequinoctalwind eingestellt, durch welchen am Backbord der Schiffsschnabel, dann die Stückpforte und die Tragwändung des Fockmastes beschädigt worden waren. In Folge dessen hatte der Orion wieder in den Hafen einlaufen müssen.

Es hatte in der Nähe des Arsenals Anker geworfen, theils um seine Ausrüstung vervollständigen, theils um reparirt zu werden. Die Schale am Steuerbord war nicht beschädigt, aber einige Bohlen waren gelöst worden, um, dem Gebrauche gemäß, Luft in den Rumpf zu lassen.

Eines Morgens war die zuschauende Menge Zeuge eines Unfalls.

Die Mannschaft war damit beschäftigt, die Segel einzureffen. Dem Mastwächter, dem es oblag, das große Marssteuerbordsegel einzureffen, verlor das Gleichgewicht. Man sah ihn wanken und die auf dem Quai des Arsenals versammelte Menge stieß einen Schrei aus, als er mit vorwärts geneigtem Haupte, sich auf der Raae drehend mit ausgebreiteten Armen in die furchtbare Tiefe stürzte. Er klammerte sich im Fallen mit beiden Händen an eine Blendstufe, die zum Anhalten diente und blieb daran hängen. Unter ihm gähnte ihn in schwindelerregender Tiefe das Meer an. Der Stoß des herabgestürzten Körpers hatte der Stufe eine heftige, schaukelnde Bewegung mitgetheilt, in Folge deren der Matrose, am Ende des Taues, wie der Stein in einer Schleuder, hin und hergeschaukelt wurde.

Ihm zu Hülfe eilen hieß sich einer drohenden Lebensgefahr aus-

sehen. Keiner der Matrosen und Fischer von der Küste, welche für den Dienst kurz zuvor ausgehoben worden waren, wagte es dies zu unternehmen. Unterdessen wurde der unglückliche Mastwächter immer matter. Zwar konnte man seine Angst nicht aus seinen Gesichtszügen entnehmen, aber man erkannte aus allen seinen Bewegungen, daß die Kräfte mehr und mehr schwanden. Seine Arme krümmten und verzogen sich furchtbar. Jede Anstrengung die er machte, diente nur dazu die Schwingungen am Seile zu verstärken. Aus Furcht, seine Kraft zu verlieren, schrie er nicht und man erwartete nur noch die Minute, in welcher er das Seil loslassen würde. Von Zeit zu Zeit sahen sich die Leute um, um ihn nicht fallen zu sehen. Es gibt Augenblicke, in welchen ein Tauende, eine Stange, ein Baumzweig über Leben und Tod entscheiden und es ist wahrhaft schrecklich, ein lebendiges Wesen sich vom Baume des Lebens, wie eine reife Frucht lösen, und fallen zu sehen.

Plötzlich sah man einen Mann, mit der Behendigkeit einer Katze, in das Takelwerk klettern. Er war roth gekleidet, folglich ein Sträfling und da er eine grüne Mütze trug, Sträfling auf Lebenszeit. Als er die Höhe des Mastkorbes erreicht hatte, jagte ihm ein heftiger Windstoß die Mütze vom Kopfe, der sich bei dieser Gelegenheit als ganz weiß zeigte. Der Mann war offenbar kein junger Mann.

Es hatte in der That ein Sträfling, der mit Verrichtung eines Bagnofrohndienstes an Bord beschäftigt war, kurz nachdem der Unfall passirt war, beim dienstthuenden Offizier, während die ganze Schiffsequipage verwirrt und zögernd zusah und die Matrosen sogar vor Schrecken zurückwichen, die Erlaubniß nachgesucht, sein Leben wagen zu dürfen um den Mastbaumwächter zu retten. Auf ein bejahendes Zeichen des Offiziers hatte er, mit einem Hammerschlage, die schon am Fußringe durchfeilte Kette zerbrochen, dann ein Seil ergriffen und sich in die Tackellage geschwungen. Niemand hat in dem Augenblicke bemerkt, mit welcher Leichtigkeit die Kette zerbrochen worden war. Erst später erinnerte man sich dessen.

In einem Augenblicke war er auf der Raae. Dort verweilte er einige Minuten und schien die Tiefe mit dem Blick zu messen. Die Sekunden, während welcher der Wind den Mastwächter am Ende seines Seiles hin und herschaukelte, schienen denen, welche zusahen, Jahrhunderte zu sein. Endlich hob der Galeerensträfling die Augen zum Himmel und that einen Schritt vorwärts. Die Menge athmete auf. Man sah ihn über die Raae laufen. Als er das äußerste Ende derselben erreicht hatte, befestigte er ein Ende des Taues, welches er

mitgenommen hatte, daran und ließ das andere Ende hinunter fallen. Dann rutschte er an dem Seile hinab und nun sah man mit unaussprechlicher Angst, statt eines Mannes, zwei über dem Abgrund schweben. Es war ein Anblick, als ob eine Spinne eine Fliege fangen wolle, mit dem Unterschiede, daß hier die Spinne nicht Tod, sondern Leben brachte. Zehntausend Augen waren auf diese Gruppe gerichtet. Man hörte nicht einen Schrei, nicht ein Wort, aber Jeder bebte und faltete die Stirn. Jeder hielt den Athem an, als fürchte er, dem Wind, der die beiden Unglücklichen schüttelte, die geringste Verstärkung zuzubringen.

Unterdessen war es dem Galeerensklaven gelungen, sich an dem Tau bis zu dem Matrosen hinabzulassen. Es war Zeit, eine Minute später würde der Mann erschöpft und verzweifelt in die Tiefe gestürzt sein. Der Sträfling band ihm das Tau, woran er sich mit der einen Hand hielt, mit der andern Hand fest um; darauf kletterte er wieder auf die Raae, und hißte den Matrosen hinauf. Einen Augenblick stützte er ihn dort, um ihn sich seiner Lage vollkommen bewußt werden zu lassen. Dann nahm er ihn auf seine Arme und trug ihn auf der Raae fortgehend, bis in den Mastkorb, wo er ihn in die Hände seiner Kameraden legte.

In diesem Augenblicke brach die Menge in lautes Beifallrufen aus; alte Galeerensklaven vergossen Thränen und die Weiber umarmten sich auf dem Quai. Von allen Seiten hörte man mit einer Art zärtlicher Wuth schreien: Gnade für diesen Mann!

Er hatte es sich indessen zur Pflicht gemacht, sogleich hinab zu klettern, um seiner Frohnarbeit nachzugehen. Um schneller anzukommen, ließ er sich in der Takellage herab und lief auf einer tiefgehenden Raae entlang. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Einen Augenblick fürchtete man allerseits für ihn. Man glaubte ihn zögern und wanken zu sehen. Plötzlich stieß die Menge einen furchtbaren Schrei aus: der Galeerensklave war ins Meer gestürzt.

Der Fall war gefährlich. Die Fregatte „Algestras“ lag in der Nähe des Orion vor Anker und der arme Sträfling war zwischen die beiden Schiffe gestürzt. Es stand zu befürchten, daß er entweder unter das eine oder das andere gerieth. Vier Männer warfen sich, von der Menge ermuthigt, eiligst in ein Fahrzeug. Aller Herzen waren wieder von Angst erfüllt. Der Mann war nicht wieder an die Oberfläche gekommen. Er war im Meer verschwunden, ohne auch nur die Oberfläche zu kräuseln, als ob er in eine Tonne Oel gestürzt wäre. Man sondirte, tauchte unter, vergebens. Man suchte bis zum Abende und fand nicht einmal den Körper.

Am folgenden Tage las man im Journal von Toulon einige Zeilen: „17. November 1823. Gestern ist ein Galeerensträfling, im Frohndienste, am Bord des „Orion," nachdem er einem Matrosen Hülfe gebracht hatte, ins Meer gefallen und ertrunken. Man hat seinen Leichnam nicht wieder auffinden können. Es steht zu vermuthen, daß er unter das Pfahlwerk an der Spitze des Arsenals gerathen ist. Dieser Mann war unter der Nummer 9430 eingetragen und nannte sich Jean Valjean."

Drittes Buch.

Erfüllung des der Todten gemachten Versprechens.

I.

Die Wasserfrage in Montfermeil.

Montfermeil liegt zwischen Livry und Chelles, am südlichen Saume der Hochebene, welche die Ourque von der Marne trennt. Es ist noch heute ein ziemlich großer Flecken, welcher das ganze Jahr über mit gegypsten Villas und Sonntags mit freudestrahlenden Bourgeois verziert ist. 1823 gab es in Montfermeil weder so viele weiße Häuser, noch so viele zufriedene Bourgeois. Es war nur ein Dorf im Walde. Hier und da stieß man auf einige Lusthäuser aus dem vorigen Jahrhundert, welche am großartigen Styl, an ihren Balkonen aus gewundenem Eisen und den langen Fenstern erkenntlich waren, deren kleine Scheiben sich auf den weißen Fensterläden in verschiedenartigem Grün abspiegelten. Aber Montfermeil glich deshalb nicht minder einem Dorfe. Die Tuchhändler, die sich von den Geschäften zurückgezogen hatten, und die Freunde des Landlebens hatten es noch nicht entdeckt. Es war ein friedliches und reizendes, an keiner Landstraße gelegenes Oertchen. Man lebt dort billig, in ländlicher Fülle und Ungezwungenheit. Nur das Wasser war selten, weil der Ort auf einer Hochebene liegt.

Man mußte es ziemlich weit herholen. Am Ende des Dorfes, an der Seite von Gagny, schöpfte man das Wasser aus prächtigen Teichen, die man dort im Walde antrifft. Das andre Ende, um die Kirche herum, an der Seite von Chelles, bezieht sein Trinkwasser aus einer kleinen Quelle, nahe an der Straße von Chelles, etwa eine Viertelstunde von Montfermeil.

Diese Wasser-Versorgung war ein ziemlich mühsames Geschäft für jede Haushaltung. Die aristokratischen Häuser, wozu auch die Garküche Thénardiers gehörte, bezahlten einen Liard per Eimer Wasser an einen alten Mann, der sich mit nichts Anderem beschäftigte,

und der bei dieser Montfermeil'schen Wasserspekulation ungefähr acht Sous per Tag verdiente. Aber dieser brave Alte arbeitete im Sommer nur bis sieben Uhr und im Winter bis fünf Uhr Abends. War die Nacht einmal da, und sein Fensterladen im Erdgeschosse geschlossen, so mußte, wer kein Trinkwasser hatte, darauf verzichten oder es selbst holen.

Das war das Furchtbare für jenes arme Wesen, welches der Leser vielleicht noch nicht vergessen hat, die kleine Cosette. Man erinnert sich, daß Cosette den Thénardiers auf zweierlei Weise dienlich war. Erstens ließen sie sich dafür von der Mutter bezahlen und zweitens mußte ihnen das Kind bei der Arbeit helfen. Aus den vorhergehenden Kapiteln hat man bereits vernommen, warum die Thénardiers Cosette noch behielten, obgleich die Mutter ihre Zahlungen ganz eingestellt hatte. Sie ersetzte ihnen eine Maad.

In dieser Eigenschaft mußte sie auch Wasser holen, wenn man dessen bedurfte. Da das Kind durch den Gedanken, bei Nacht allein an der Quelle Wasser zu schöpfen, sehr erschreckt wurde, so trug es Sorge dafür, daß das Wasser nie im Hause fehlte.

Weihnachten des Jahres 1823 war besonders glänzend in Montfermeil. Der Winter war in seinem ersten Auftreten mild gewesen. Es hatte weder gefroren noch geschneit. Aus Paris angekommene Gauklerbanden hatten vom Herrn Maire die Erlaubniß erhalten, ihre Buden in der Hauptstraße des Dorfes aufzuschlagen, und eine Bande wandernder Krämer hatte unter derselben Begünstigung die ihrigen auf dem Kirchenplatze bis in die Bäckerstraße aufrichten lassen, in welcher, wie man sich erinnert, die Schenkwirthschaft der Thénardiers lag. Gast- und Wirthshäuser waren daher voller Menschen, und verliehen diesem kleinen stillen Orte ein geräuschvolles, munteres Leben. Als treue Geschichtsschreiber müssen wir sogar sagen, daß sich unter den sehenswürdigen Curiositäten auf dem Platze auch eine Menagerie befand, in welcher scheußliche, mit Fetzen behangene Hanswürste aus Niemand bekannten Ländern den Bauern von Montfermeil einen jener schrecklichen, brasilianischen Geier zeigten, die unser königliches Museum erst seit 1845 besitzt und die im Auge eine dreifarbige Kokarde tragen. Die Naturforscher nennen diesen Vogel, wie ich glaube, Caracara Polyborus, er gehört zur Familie der Geier, Gattung apicides.

Einige gute alte, zurückgezogene, im Dorfe lebende, bonapartistische Soldaten betrachteten dieses Thier mit einer wahren Andacht. Die Gaukler gaben diese Kokarde als ein einziges Phänomen aus, daß der gute Gott expreß für ihre Menagerie geschaffen habe.

An diesem selben Weihnachtsabend saßen mehrere Fuhrleute und Hausirer um einen Tisch in dem durch vier oder fünf Talgkerzen erleuchteten niedrigen Saale der Thénardier'schen Herberge. Dieser Saal glich allen großen Wirthszimmern in derartigen Kneipen. Man sah darin Tische, zinnerne Humpen, Flaschen, Trinker und Raucher. Es gab da wenig Licht und viel Lärm. Der Weihnachtsabend war indessen durch die beiden, damals in der Bürgerklasse üblichen Gegenstände, ein Kaleidoskop und eine lackirte Lampe aus Eisenblech, welche auf dem Tische standen, angedeutet. Die Frau Thénardier überwachte das Abendessen, das an einem guten, hell flackernden Feuer schmorte. Der Gemahl Thénardier trank mit seinen Gästen und plauderte über Politik.

Außer den politischen Gesprächen, die sich um die Hauptpunkte des spanischen Krieges und um den Herzog von Angoulême drehten, vernahm man im allgemeinen Wortschwall noch allerlei lokale Bemerkungen, wie z. B.:

Bei Nanterre und Suresne ist der Wein gut gerathen; wo man auf zehn Stück rechnete, gab es zwölf. Es gab viel Stoff unter der Kelter. Aber die Trauben waren nicht viel reif. In der Gegend darf man sie nicht reif lesen, sonst schlägt der Wein im Frühjahr um. — Dann ist es also ein ganz geringer Wein?

Der Wein ist dort noch geringer als hier. Man schneidet die Trauben, wenn sie noch grün sind.

Und so weiter.

Dann ließ sich ein Müller hören, der folgendermaßen perorirte:

Was? wir sollen für das einstehen, was in den Säcken ist? Darunter ist so viel kleines Korn, das wir nicht zu unserm Spaß auslesen können und das auch unter den Mühlstein kommen muß. Da gibts Unkraut, brandiges Korn, Wicke, Hanfsaamen, Fuchsschwanz und eine Menge anderes Zeug, ohne die Kieselsteinchen, die sich in gewissen Getreiden, namentlich im bretagnischen Korn finden. Ich möchte ebensowenig bretagnisches Korn mahlen, als ein Holzschneider Balken sägen mag, worin Nägel sind. Denkt euch, was das für einen schlechten Staub abwirft und dabei klagt man noch, daß das Mehl schlecht ist. Es ist Unrecht. Wir können es nicht besser liefern.

An einem Fenster saß ein Schnitter bei einem Grundbesitzer, der mit ihm den Preis für eine, im Frühjahr auf seiner Wiese auszuführende Arbeit akkordirte. Der sagte:

Es schadet nichts, wenn das Gras feucht ist. Es schneidet sich

nur um so besser. — Der Thau ist gut, Herr! Gleichviel! das Gras, Euer Gras ist noch gar jung und schwer zu schneiden! Wenn es so zart ist, geht die Sichel drüber fort u. s. w.

Cosette saß auf ihrem gewöhnlichen Platze, auf dem Querstück des Küchentisches beim Kamine.

Sie war in Lumpen gekleidet, hatte nackte Füße in den Holzschuhen und strickte beim Scheine des Feuers wollene Strümpfe für die kleinen Thénardiers. Eine ganz junge Katze spielte unter den Stühlen. Dazu hörte man lachen und plaudern. Es waren zwei helle, lustige Kinderstimmen im anstoßenden Zimmer, die Stimmen Eponinas und Azelmas.

In einem Winkel des Kamins hing ein hölzerner Hammer an einem Nagel.

Von Zeit zu Zeit hörte man das Geschrei eines jungen Kindes, das irgendwo im Hause war und trotz des Wirthshauslärmes vernehmlich wurde. Es war ein kleiner Junge, den die Thénardier in einem der vorhergehenden Winter geboren hatte — „ohne zu wissen wie, sagte sie, wahrscheinlich von der Kälte“ — und der etwas über drei Jahre alt war. Die Mutter nährte ihn zwar, liebte ihn aber nicht. Als das Zetergeschrei des armen Schluckers immer lauter und stöhnender wurde, sagte Thénardier: Dein Junge schreit; sieh doch einmal, was er will. Bah! antwortete die Mutter, er langweilt mich.

Der kleine Verlassene schrie daher nach wie vor in der Finsterniß weiter.

II.

Zwei vollständige Porträts.

Man hat in diesem Buche bisher nur das Profil der Thénardiers gesehen. Inzwischen ist der Augenblick gekommen, sich dieses Paar von allen Seiten zu betrachten.

Thénardier hatte gerade die Fünfzig überschritten. Frau Thénardier war nahe an Vierzig, was bei Frauen so viel als Fünfzig bei Männern ist. In dieser Beziehung war also Gleichgewicht zwischen Mann und Frau.

Die Leser erinnern sich vielleicht noch einigermaßen dieser bereits vorgeführten großen, blonden, rothen, fetten, fleischigen, viereckigen, kolossalen und gewandten Frau Thénardier. Sie stammte, wie schon bemerkt, aus der Race jener riesigen Wilden, die auf den Märkten sich mit in den Haaren hängenden Steinen herkulesartig brüsten.

Sie machte Alles im Hause, Betten, Zimmer, wusch, besorgte die Küche, Regen, schön Wetter und den Teufel. Ihre ganze Dienerschaft war Cosette, eine Maus im Dienste eines Elephanten.

Beim Tone ihrer Stimme zitterte Alles: Scheiben, Möbel und Leute. Ihr breites, mit rothen Flecken gesprenkeltes Gesicht glich einem Schaumlöffel. Auch zierte es ein kleiner Bart. Sie war das Ideal eines Lastträgers de la Halle in Frauenkleidern. Fluchen konnte sie meisterlich und rühmte sich, jede Nußschale mit einem Faustschlage zerschmettern zu können. Hätte sie nicht einige Romane gelesen, die auf wunderliche Art in der Wehrwölfin die Zieräffin durchblicken ließen, so wäre es keinem Menschen eingefallen, ihr den Titel eines Weibes zuzugestehen. Diese Thénardier glich einer auf ein Fischweib gepfropften Mamsell. Wenn man sie sprechen hörte, hielt man sie für einen Gendarmen und sah man sie trinken, so sagte man: das ist ein Fuhrmann; sah man sie aber Cosette behandeln, so konnte man ihr den Titel eines Henkers nicht versagen. Im ruhigen Zustande sah ihr ein Zahn aus dem Munde hervor.

Thénardier war ein kleiner, magerer, bleicher, eckiger, knochiger, schwächlicher Mensch, der krank aussah und sich ausgezeichnet wohl befand. Hiermit fing seine Schelmerei an. Er lächelte gewöhnlich, der Vorsicht halber, und war fast gegen Jedermann höflich, sogar gegen den Bettler, dem er keinen Heller geben wollte. Er hatte einen Blick wie ein Wiesel und eine Miene wie ein Gelehrter. Er glich den Portraits von Abbé Délille. Seine Ziererei bestand darin, mit den Fuhrleuten zu trinken. Niemals war es Jemanden gelungen, ihn berauscht zu machen. Er rauchte aus einer dicken Pfeife, trug eine Blouse und unter derselben einen alten schwarzen Frack. Er bildete sich etwas auf Literatur und Materialismus ein. Um dem, was er sagte, mehr Gewicht zu geben, sprach er gewisse Namen öfter aus. Darunter waren Voltaire, Raynal, Parny und ein seltsames Ding, der heilige Augustin. Er behauptete, „ein System" zu haben. Uebrigens war er Gauner, ein Filousophe.*) Diese Sorte existirt. Man erinnert sich, daß er Anspruch darauf machte, gedient zu haben. Er erzählte mit einiger Uebertreibung, wie er bei Waterloo als Sergeant in irgend einem 6ten oder 9ten leichten Cavallerie-Regiment allein gegen eine Schwadron schwarzer Husaren gefochten, als er einen gefährlich verwundeten General mit seinem Leibe gedeckt und trotz des Kugelregens gerettet habe. Auf diese

*) Filousophe statt philosophe, ein unübersetzbares Wortspiel; filousophe, Einer, der die Weisheit der Gauner inne hat.

Episode spielte auch sein flammendes Schild und die Unterschrift „Wirthshaus zum Sergeanten von Waterloo“. Er war liberal, klassisch und bonapartistisch. Er hatte auch zum Besten der Kleinkinderbewahr-Anstalt unterzeichnet. Im Dorfe sagte man, daß er Theologie studirt habe.

Wir dagegen glauben, daß er ganz einfach in Holland Schenkwirthschaft studirt hatte. Dieser Schurke einer zusammengesetzten Gattung war, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Flandern ein Flamländer aus Lille, in Paris Franzose, in Brüssel Belgier und an beiden Grenzen wie zu Hause. Man kennt seine Heldenthaten von Waterloo. Wie man sieht, übertrieb er ein wenig. Ebbe und Fluth, Abenteuer und Durcheinander war das Element seiner Existenz. Wahrscheinlich gehörte Thénardier, in der stürmischen Epoche des 18. Juni 1815 zu jener Klasse marodirender Marketender, von denen wir bereits gesprochen haben. Sie zogen über das Feld, verkauften den Einen, bestahlen den Andern und rollten en famille Mann, Weib und Kinder in einer holperigen Karre, hinter der Armee her, wobei sie instinktmäßig stets den siegenden Truppen folgten. Als der Feldzug zu Ende war und er, wie er sich auszudrücken pflegte, „quibus“ hatte, eröffnete er in Montfermeil seine Winkelkneipe und Garküche.

Dieser quibus, der aus Börsen, Uhren, goldenen Ringen und silbernen Kreuzen bestand, die er in der Erndtezeit in den mit Leichen besäeten Furchen geerntet hatte, repräsentirte kein bedeutendes Vermögen und hatte den zum Garkoch avancirten Marketender nicht weit vorwärts gebracht.

In der Redeweise Thénardier's lag etwas eigenthümlich Grades. Sein Fluchen erinnerte an die Kaserne und sein Kreuzschlagen an den Seminaristen. Er war Schönredner. Nichtsdestoweniger hatte der Schulmeister bemerkt, daß er Schnitzer machte. Er verstand es meisterhaft, den Reisenden die Rechnung zu schreiben, aber geschulte Leute hatten doch hin und wieder orthographische Fehler darin bemerkt. Thénardier war heimtückisch, ein Leckermaul und gewandter Nichtsthuer. Er hatte Wohlgefallen an seinen Mägden, woher es denn kam, daß sie seiner Frau mißfielen.

Diese Riesin war eifersüchtig. Es schien ihr, daß dieser kleine, magere und gelbe Mann ein Gegenstand allgemeiner weiblicher Nachfrage sein müsse.

Thénardier, der vor Allem ein hinterlistiger, nicht leicht außer Fassung zu bringender Mensch war, gehörte zur Klasse der gemäßig-

ten Halunken. Diese Sorte ist die schlimmste, weil die Heuchelei einen Theil ihres Charakters ausmacht.

Wenn sich die Gelegenheit bot, war Thénardier, grade so wie seine Frau, im Stande, in Zorn zu gerathen. Das kam aber selten vor. Da er in solchen Momenten auf das ganze menschliche Geschlecht erbost war, da dann der ganze, ihm im tiefsten Busen kochende Haß zum Ausbruche kam, da er zu den Leuten gehörte, die sich beständig rächen, die Alles, was ihnen unter die Augen tritt, beschuldigen, das verschuldet zu haben, was sie gerade verletzt hat, und stets bereit sind, dem Ersten Besten, als erlaubte Repressalie, die Summe der erlittenen Täuschungen, Mühseligkeiten oder den Bankerott ihres Lebens vorzuwerfen, so war er, wenn das Alles in ihm wallte, kochte und aus Mund und Augen sprühte, wahrhaft schrecklich. Wehe dem, der dann seiner Wuth zum Opfer fiel.

Außer seinen andern Eigenschaften war Thénardier aufmerksam und scharfsichtig, schweigsam oder geschwätzig, je nach Umständen, stets aber mit tiefer Einsicht. In seinem Blicke lag etwas von dem Blinzeln der Seeleute, die daran gewöhnt sind, durch Vergrößerungsgläser zu sehen. Dieser Thénardier war ein Staatsmann. Jeder Gast, der die Garküche zum ersten Male betrat, sagte beim Anblick der Frau: die ist Herr im Hause. Irrthum. Sie war nicht einmal die Hausfrau. Er war der Schöpfer und sie arbeitete. Er leitete Alles durch einen unsichtbaren, magnetischen, unausgesetzten Einfluß. Ein Wort von ihm genügte; mitunter ein Zeichen. Das Mastadon gehorchte. Thénardier war für seine Frau, ohne daß sie sich genau Rechenschaft davon zu geben wußte, eine Art von höherem Wesen. Sie handelte nach ihrer Art tugendhaft. Niemals hätte sie — eine übrigens unzulässige Hypothese — wenn sie anderer Meinung als ihr Mann gewesen wäre, diesem öffentlich Unrecht gegeben, was es auch immer hätte sein mögen. Niemals hätte sie vor Fremden diesen Fehler begangen, welchen Frauen so oft begehen und den man in der parlamentarischen Sprache das Bloßstellen der Krone nennt. Obgleich das Resultat ihres Einvernehmens nur vom Uebel war, so lag doch etwas Tieferes in der Unterwürfigkeit der Thénardier gegen ihren Mann. Dieses geräuschvolle Fleischgebirge bewegte sich unter dem kleinen Finger dieses schmächtigen Despoten. Von der grotesken und zwerghaften Seite betrachtet, war es ein neuer Beleg zur universellen, großen Thatsache: Beherrschung der Materie durch den Geist. Gewisse Häßlichkeiten haben ihren Existenzgrund in einer gewissen tief verborgenen, ewigen Schönheit. Es lag etwas Unbekanntes in Thénardier. Dabei die absolute Gewalt dieses Mannes

über diese Frau. In gewissen Momenten betrachtete sie ihn, wie ein brennendes Licht, in andern spürte sie ihn wie eine greifende Klaue.

Dieses Weib war ein schreckliches Geschöpf, die nichts als ihre Kinder liebte und Niemanden als ihren Mann fürchtete. Sie war Mutter, weil sie zu den Säugethieren gehörte. Uebrigens hörte ihre Mutterschaft bei den Töchtern auf und erstreckte sich, wie man sehen wird, nicht bis auf die Knaben. Er, der Mann, hatte nur einen Gedanken, den, sich zu bereichern. Das gelang ihm aber nicht. Es fehlte diesem großen Talente an einem, seiner würdigen Theater. Thénardier ruinirte sich in Montfermeil, wenn der Ruin bei Null möglich ist. In der Schweiz oder den Pyrenäen würde dieser Ohne-Sous Millionär geworden sein. Aber der Wirth muß werden, wo ihm das Schicksal hinstellt.

Es versteht sich von selbst, daß das Wort Wirth hier in einem beschränkten Sinne Anwendung findet und sich nicht auf eine ganze Klasse ausdehnt.

In demselben Jahre 1823 war Thénardier mit ungefähr fünfzehnhundert Franken drückender Schulden belastet, die ihm Sorge machten.

Wie groß auch die hartnäckige Ungunst des Schicksals gegen ihn sein mochte, Thénardier war einer jener Männer, welche jene Tugend der barbarischen Völker, Verkaufsartikel bei den civilisirten Nationen, die Gastfreundschaft nämlich, sehr gut begriff und auf die raffinirteste und modernste Art ausübte.

Als ganz vortrefflicher Wilddieb wurde er, wegen seines sichern Schusses, oft genannt. Um seine Lippen spielte ein gewisses kaltes, friedliches Lächeln, das besonders gefährlich war.

Seine Theorie über Gastgeberei sprühte mitunter blitzartig aus seinen Reden. Er hatte sich gewisse handwerksmäßige Aphorismen angeeignet, die er dem Geiste seiner Frau einverleibte. — Die Pflicht eines Gastgebers, sagte er eines Tages heftig und mit gedämpfter Stimme zu ihr, ist, dem Ersten Besten gehacktes Fleisch, Ruhe, Licht, Feuer, schmutzige Leintücher, Flöhe und ein Lächeln zu verkaufen, die Vorübergehenden anzuhalten, die kleinen Börsen zu leeren und die schweren auf ehrliche Weise leichter zu machen, die reisenden Familien achtungsvoll unter Dach zu bringen, den Mann zu schaben, die Frau zu rupfen, das Kind zu schälen, ein offenes und ein zugemachtes Fenster, Sessel, Stuhl, Schemel, Tabouret, Federbett, Matratze, und ein Bund Stroh in Rechnung zu stellen, zu wissen, um wie viel der Schatten den Spiegel abnutzt, das zu taxiren

und es den Reisenden, bei fünfmalhunderttausend Teufeln, nebst den Fliegen bezahlen zu lassen, die sein Hund gefressen hat."

Dieser Mann und dieses Weib war List mit Wuth vermählt, ein schreckliches, scheußliches Gespann. Während der Mann überlegte und combinirte, dachte die Thénardier nicht an die abwesenden Gläubiger, kümmerte sich weder um gestern noch morgen und lebte nur dem Augenblick.

So waren diese beiden Wesen beschaffen. Dazwischen befand sich Cosette, dem doppelten Drucke ausgesetzt, wie ein Geschöpf, das einerseits wie von einem Mühlenstein zermalmt, andererseits wie von einer Zange zerrissen zu werden, bedroht war. Mann und Frau hatten beide ihre besondere Manier. Daß es Schläge auf Cosette hagelte, kam von der Frau, und daß sie im Winter barfuß ging, kam von dem Manne.

Cosette sprang die Treppen hinauf und hinab, wusch, bürstete, reinigte, kehrte, rannte, keuchte, handhabte die schwersten Dinge und verrichtete, obwohl noch ein ganz kleines Wesen, die härteste Arbeit. Auf Mitleid konnte sie nirgends rechnen. Die Gebieterin war wild und der Herr giftig. Die Thénardier'sche Schenke war ein Netz, in welchem Cosette als Gefangene zitterte.

In diesem düstern Bild der Häuslichkeit erkannte man das vollendete System der Unterdrückung. Es war so etwas wie eine Mücke, die bei Spinnen als Magd dient. Das arme duldende Kind beklagte sich mit keinem Worte.

Was geht denn in diesen Seelen, wie sie eben aus der Hand Gottes kommen, vor, wenn sie sich von Sonnenaufgang an ganz klein und nackt unter den Menschen bewegen?

III.

Die Männer brauchen Wein und die Pferde Wasser.

Es waren vier neue Reisende angekommen. Cosette war in trauriges Nachdenken versunken, denn obgleich sie erst acht Jahre alt war, hatte sie doch schon so viel erduldet, daß sie so sorgen- und kummervoll vor sich hinsah, wie eine alte Frau.

Ein Faustschlag, den ihr die Thénardier über's Auge versetzt, hatte schwarze Flecken zurückgelassen, weshalb die Thénardier von Zeit zu Zeit sagte: Wie ist die häßlich mit ihrem blauen Fleck am Auge! —

Cosette dachte, daß es Nacht, ganz Nacht sei, daß die Töpfe und Wasserflaschen in den Zimmern der unverhofft angekommenen

Reisenden mit Wasser gefüllt werden müßten, und daß kein Wasser mehr im Hause sei.

Sie beruhigte sich etwas bei dem Gedanken, daß man nicht viel Wasser im Thénardier'schen Hause trank. Es fehlte zwar nicht darin an Leuten, die Durst hatten, aber es war der Durst, der sich lieber an den Humpen, als an den Krug wendet. Wer unter all diesen Weintrinkern ein Glas Wasser verlangt hätte, wäre von diesen Männern als ein Wilder angesehen worden. Es gab inzwischen einen Moment, in welchem das Kind zitterte. Die Thénardier hob den Deckel einer Casserole auf, in welcher Wasser auf dem Ofen kochte, dann ergriff sie ein Glas und näherte sich rasch dem Wasserbehälter. Sie drehte den Hahn. Das Kind hatte aufgesehen und war allen ihren Bewegungen gefolgt. Ein dünner Strom Wasser floß aus dem Hahn und füllte das Glas zur Hälfte. Wie! sagte sie, es ist ja kein Wasser mehr da. Darauf war es einen Augenblick still. Das Kind athmete nicht.

Bah! fing die Thénardier wieder an, indem sie einen prüfenden Blick auf das halbgefüllte Glas warf; es ist so genug.

Cosette machte sich wieder an die Arbeit, aber ihr Herz schlug noch eine Viertelstunde lang ängstlich und unregelmäßig in ihrem Busen. Sie zählte die Minuten, die ihr auf solche Art verstrichen, und hätte schon gerne den kommenden Tag gesehen. Von Zeit zu Zeit sah einer der Trinker auf die Straße und sagte: Man müßte eine Katze sein, um jetzt ohne Laterne über die Straße zu laufen.

Dabei zitterte Cosette.

Plötzlich trat einer der in der Herberge logirenden Hausirer ein und sagte mit rauher Stimme:

Man hat meinem Pferde nichts zu saufen gegeben.

O ja, wahrhaftig! sagte die Thénardier.

Ich sage Ihnen aber nein, Mutter! versetzte der Mann.

Cosette war unter dem Tische hervorgekrochen.

O ja, mein Herr, rief sie, das Pferd hat gesoffen, aus dem Eimer gesoffen, aus dem vollen Eimer, ich war es sogar, die ihm das Wasser zum Saufen brachte und ich habe auch mit dem Pferde gesprochen.

Das war aber nicht wahr. Cosette log.

Die ist kaum größer wie eine Faust, schrie der Mann, und sagt schon Lügen, so groß wie ein Haus. Ich sage Dir, daß es nicht gesoffen hat, kleiner Affe! Es schnauft auf ganz besondere Art, wenn es nicht gesoffen hat. Ich kenne das wohl.

Cosette gab nicht nach und fügte mit einer von Angst heiseren Stimme, die man kaum hörte, hinzu:

Und tüchtig hat es sogar gesoffen!

Ei was, schrie der Kaufmann zornig, das ist nicht so. Man gebe meinem Pferde zu saufen, damit das ein Ende nimmt.

Cosette kroch wieder unter den Tisch.

Uebrigens ist das recht, sagte die Thénardier, wenn das Thier nicht gesoffen hat, muß es saufen. Darauf sah sie sich um.

Nun, wo ist denn die?

Sie bückte sich und entdeckte Cosette, am anderen Ende des Tisches zusammengekauert, fast unter den Füßen der Trinker.

Wirst du vorkommen? rief die Thénardier.

Cosette kroch aus dem Loche heraus, wo sie sich versteckt hatte. Die Thénardier fing wieder an:

Schlechtes Geschöpf ohne Namen, bringe jetzt dem Pferde zu saufen.

Aber, Madame, entgegnete Cosette mit schwacher Stimme, es ist kein Wasser mehr im Hause. Die Thénardier riß die Straßenthüre weit auf und sagte:

Geh' und hole welches.

Cosette neigte den Kopf und ergriff einen leeren Eimer, der in der Ecke des Kamins stand.

Dieser Eimer war größer als sie. Das Kind hätte sich bequem hineinsetzen können.

Darauf ging die Thénardier wieder an ihren Backofen und kostete mit einem hölzernen Löffel den Inhalt einer Casserole, wobei sie brummte:

An der Quelle ist noch Wasser genug. Das ist noch gar nicht so schlimm. Ich glaube, daß ich besser gethan hätte, meine Zwiebeln hineinzuwerfen. Dann kramte sie in einem Schubfache, worin Sous, Pfeffer und Zwiebeln waren.

Da, Jungfer Kröte, fügte sie hinzu, auf dem Rückwege kaufst du ein großes Brod beim Bäcker. Da sind 15 Sous!

Cosette steckte, ohne ein Wort zu erwiedern, das Geld in eine kleine Seitentasche ihrer Schürze.

Einen Augenblick blieb sie noch starr, mit dem Eimer in der Hand, vor der offenen Thüre stehen, als warte sie darauf, daß ihr Jemand zu Hülfe käme.

So geh' doch, schrie die Thénardier.

Darauf ging sie und die Thüre schloß sich.

IV.

Eine Puppe erscheint.

Die Reihe der Buden im Freien erstreckte sich von der Kirche, wie man sich erinnert, bis nach der Thénardier'schen Herberge. Diese Buden waren wegen der zur Mitternachts-Messe vorübergehenden Kirchengänger sämmtlich erleuchtet. Die Talglichte waren durch Papier-Cylinder vor dem Luftzuge geschützt, und machten, wie der Schulmeister von Montfermeil versicherte, der in jedem Momente in der Thénardier'schen Kneipe saß, „einen magischen Effekt.“ Dahingegen sah man am Himmel keinen einzigen Stern. Die letzte dieser Baracken, die sich grade gegenüber der Thénardier'schen Thüre befand, war eine Spielwaarenbude, mit allerlei glitzernden Siebensachen, Glaswaaren und prächtigen Eisenblechwaaren. In der vordersten Reihe hatte der Kaufmann auf weißen Servietten eine sehr große, fast zwei Fuß lange Puppe ausgestellt, die mit einem Rosakreppkleide angethan war, goldene Aehren als Schmuck in ächten Haaren trug und Augen aus Email hatte. Den ganzen Tag über war dieses Wunder zum Staunen und Ergötzen der Vorübergehenden unter zehn Jahren ausgestellt gewesen, ohne daß sich in Montfermeil eine Mutter gefunden hätte, die reich und verschwenderisch genug gewesen wäre, es ihrem Kinde zum Geschenk zu machen. Eponine und Azelma hatten es stundenlang angestaunt und sogar Cosette hatte gewagt, verstohlen danach zu blicken.

In dem Augenblicke als Cosette, mit ihrem Eimer in der Hand, trübsinnig und müde vorüberging, konnte sie sich doch nicht versagen, ihre Augen auf die Wunderpuppe, auf die Dame zu richten, wie sie sie nannte. Das arme Kind blieb wie versteinert davor stehen. Sie hatte diese Puppe noch nie so in der Nähe gesehen. Die ganze Bude schien ihr ein Palast zu sein. Diese Puppe war keine Puppe, sondern ein Phantasiegebilde. Freude, Glanz, Reichthum, Glück erschienen diesem, in einem so kläglichen, erstarrenden Elende versunkenen Wesen, wie ein fabelhaftes Strahlenbündel. Cosette maß mit jener naiven und traurigen Scharfsinnigkeit der Kindheit den ungeheuren Abgrund zwischen ihr und dieser Puppe. Sie sagte sich, daß sie nur als Königin oder mindestens als Prinzessin so ein „Ding“ besitzen könne. Sie betrachtete das schöne Rosakleid, die schön geglätteten Haare und dachte: Wie glücklich müßte man an der Puppe ihrer Stelle sein! Sie konnte ihre Augen nicht von der phantastischen Bude losmachen. Je mehr sie darauf sah, desto mehr wurde sie davon geblendet. Sie glaubte ins offene Paradies zu sehen.

Hinter der großen Puppe waren noch mehrere kleinere, die ihr Feen und Genien schienen. Der Kaufmann ging im Hintergrunde seiner Bude auf und ab und erschien ihr fast dabei wie der ewige Vater.

Ueber diesen Cultus vergaß sie Alles, sogar ihre Commission. Mit einem Male erinnerte sie die rauhe Stimme der Thénardier wieder an die Wirklichkeit: „Wie, Plaudertasche, bist du noch immer da? Warte! ich komme zu dir! Da frage ich alle Welt, was die da anfängt! Kleines Ungeheuer! Warte nur!“

Die Thénardier hatte einen Blick in die Straße geworfen und Cosette in ihrer Verzückung bemerkt.

Cosette griff hastig nach ihrem Eimer und machte sich mit so großen Schritten, als ihr möglich waren, davon.

V.

Die Kleine ganz allein.

Da die Herberge des Thénardier in dem Theile des Dorfes lag, der nahe bei der Kirche ist, so mußte Cosette das Wasser aus der Quelle im Walde an der Seite von Chelles schöpfen.

Sie sah sich keine einzige Bude mehr an. So lange sie in der Bäckerstraße und in den Umgebungen der Kirche war, erleuchteten die Buden den Weg. Aber bald war das letzte Licht in der letzten derselben verschwunden. Das arme Kind befand sich in der Dunkelheit und gerieth immer tiefer hinein. Da sich während des Gehens eine gewisse Aengstlichkeit ihrer bemeisterte, so schwenkte sie den Eimer am Ring so viel sie konnte, was ein gewisses Geräusch verursachte, das ihr als Gesellschaft diente.

Je weiter sie vorwärts ging, desto dichter wurde die Finsterniß. Es war Niemand mehr in der Straße. Weiterhin begegnete sie einer Frau, die sich umkehrte, als sie an ihr vorüberkam, und unbeweglich stehen blieb, indem sie zwischen den Zähnen murmelte: Aber wohin kann dieses Kind gehen? Ist das ein Wehrwolfskind? Darauf erkannte die Frau Cosette.

Ei, sieh da! sagte sie, das ist die Lerche!

Cosette schlüpfte so durch das Labyrinth der verschlungenen und öden Straßen, die an der Seite von Chelles das Dorf Montfermeil begränzen. So lange sie Häuser oder auch nur Mauern an beiden Seiten ihres Weges fand, ging sie ziemlich muthig vorwärts. Von Zeit zu Zeit sah sie ein Licht durch die Spalte eines Fensterladens schimmern. Das war Leben für sie. Es beruhigte sie, Leute in ihrer Nähe zu wissen. Inzwischen ging sie maschinenmäßig langsamer, in dem Maße, als sie vorging. Als sie an der Ecke des letz-

ten Hauses war, blieb sie stehen. An den letzten Buden vorbeizukommen, war schon schwierig gewesen, aber am letzten Hause vorbeizugehen, wurde ihr geradezu unmöglich. Sie stellte den Eimer nieder, fuhr mit der Hand in die Haare und kratzte sich langsam den Kopf, wie Kinder, die unentschlossen und erschreckt sind. Das war nicht mehr Montfermeil. Vor ihr lag das Feld, ein dunkler, verlassener Raum. Sie starrte verzweiflungsvoll in die Finsterniß, wo kein lebendes Wesen, vielleicht Thiere oder gar Gespenster waren. Als sie genauer horchte, hörte sie die Thiere im Grase umhergehen und sah deutlich die Gespenster durch die Bäume huschen. Darauf ergriff sie wieder ihren Eimer. Die Furcht gab ihr Muth, Bah! sagte sie, ich werde ihr sagen, daß kein Wasser mehr da war. Dann drehte sie sich entschlossen wieder um.

Kaum hatte sie aber hundert Schritte gemacht, so blieb sie wieder stehen und kratzte sich abermals den Kopf. In diesem Momente erschien ihr die Thénardier, das scheußliche Weib, mit ihrem Hyänenmaul und ihren zornsprühenden Augen. Das Kind sah kläglich vorwärts und wieder zurück. Was sollte es thun? Was sollte aus ihm werden? Wo sollte es hingehen? Vor ihr das Gespenst der Thénardier, hinter ihr alle Geister der Nacht und des Waldes. Aber die Furcht vor der Thénardier war größer. Laufend schlug sie wieder den Weg nach der Quelle ein, laufend verließ sie das Dorf und kam laufend in den Wald, indem sie auf nichts sah. Sie stellte das Laufen erst ein, als ihr der Athem ausging, setzte demungeachtet aber ihren Weg fort. Sie ging, wie von Sinnen, immer vorwärts.

Während des Laufens überkam sie die Lust zu weinen.

Schon vernahm sie rings um sich das nächtliche Rauschen des Waldes.

Sie dachte an nichts und sah nichts. Das kleine Wesen war ganz allein, in der riesengroßen Nacht, ein Atom in einem Meere von Finsterniß.

Vom Saume des Waldes bis zur Quelle brauchte man nur 7 oder 8 Minuten. Cosette kannte den Weg, da sie ihn schon mehrmals bei Tage gemacht hatte. Seltsam war es dennoch, daß sie nicht irre ging. Sie wurde von einem dunklen Instinkt geleitet, denn sie warf die Augen weder nach rechts noch nach links, aus Furcht etwas in den Zweigen oder Gebüschen zu sehen. So kam sie bis zur Quelle.

Es war ein enges, natürliches, vom Wasser in den thonigen Boden gehöhltes Becken, von ungefähr zwei Fuß Tiefe, am Rande

mit Moos und langen Gräsern bewachsen, die man Halskragen Heinrich des Vierten nennt, und mit einem Kranze von großen Steinen eingefaßt. Daraus quoll ein Bächlein mit schwachem Rauschen ruhig hervor.

Cosette nahm sich nicht Zeit ruhig zu athmen. Es war zwar ganz finster, da sie aber den Ort kannte, so tastete sie mit der linken Hand nach einer jungen Eiche, welche sich über die Quelle bog und die ihr gewöhnlich als Stützpunkt diente, faßte einen Zweig, neigte sich darüber und tauchte den Eimer in's Wasser. Sie war in einer heftigen Aufregung, daß sie sich dreimal so stark wie gewöhnlich fühlte.

Während sie einige Zeit in dieser gebückten Stellung verharrte, bemerkte sie nicht, daß das, was sie in der Tasche ihrer Schürze hatte, in die Quelle gefallen war. Ihr Fünfzehn-Sous-Stück war im Wasser verschwunden. Cosette sah und hörte es nicht. Sie zog den Eimer fast gefüllt wieder in die Höhe und stellte ihn ins Gras.

Als das geschehen war, bemerkte sie, daß sie vor Müdigkeit ganz erschöpft war. Sie wäre gerne wieder auf der Stelle fortgegangen, aber sie hatte sich beim Aufziehen des schweren Eimers so angestrengt, daß es ihr unmöglich war, einen Schritt zu machen. Sie war deshalb gezwungen, sich niederzusetzen. Sie ließ sich ins Gras fallen und blieb darin eine Weile hocken, indem sie die Augen bald schloß, bald öffnete, ohne zu wissen warum, weil sie eben nicht anders konnte. Im Eimer neben ihr bildete das noch unruhige Wasser Kreise, die weißen Feuerschlangen glichen.

Ueber ihrem Kopfe war der Himmel mit mächtigen schwarzen Wolken bedeckt, die schweren Rauchmassen glichen. Diese tragischen Schatten-Masken schienen sich verworren über das Kind zu senken.

Jupiter legte sich hinter ihnen in unendlicher Tiefe zur Ruhe.

Das Kind betrachtete mit ihrem Blick diesen glänzenden Stern, den es noch nicht kannte, und der ihm Furcht einflößte. Dieser Planet war in jenem Augenblicke dem Horizonte sehr nahe und leuchtete durch eine dichte Nebelschicht, die ihn in einem schrecklichen Roth erscheinen ließ. Das Gestirn war in dem traurigen, purpurfarbigen Nebel größer geworden. Man hätte es für eine leuchtende Wunde a lten können.

Ein kalter Wind blies über die Ebene. Der Wald war finster. Es rauschte nicht mehr in den Blättern, die der Herbst hinweggefegt hatte. Keins jener erfrischenden unbestimmten Sommerlichter. Große Zweige reckten sich in ekelhafter Blöße nach allen Richtungen aus. Kümmerliche und mißgestaltete Sträucher pfiffen in den Lichtungen.

Die hohen Gräser wanden sich wie Aale im Nordostwind und die Brombeersträuche fächelten wie lange, mit Haken bewaffnete, Beute suchende Arme herum. Einige trockene, vom Winde dahingetriebene Haidekräuter flogen rasch vorbei und schienen mit Schrecken, vor etwas hinter ihnen zu fliehen. Nach allen Richtungen finstere Oede.

Dunkelheit erregt Schwindel; der Mensch braucht Licht. Wer in die Nacht dringt, fühlt, daß sich ihm das Herz zusammenzieht und wenn das Auge schwarz sieht, verwirrt sich der Geist. In der Verfinsterung, in der Nacht, in der ruhigen Undurchsichtigkeit empfinden selbst die Herzhaftesten Angst.

Keiner geht allein bei Nacht durch den Wald ohne zu zittern. Die Finsterniß schreckt ihn eben so wie die Bäume. Er fühlt eine chimärische Wirklichkeit in unbestimmter Ferne. Das Unbegreifliche gestaltet sich, wenige Schritte vor einem, mit gespensterhafter Deutlichkeit. Man sieht im Raume oder in seinem eigenen Gehirn etwas Unbestimmtes, Ungreifbares, wie die Träume schlafender Blumen. Es gibt wilde Eindrücke, die vom Horizonte kommen. Man saugt den Erguß der großen, schwarzen Leere ein. Die Höhlen der Nacht, das unheimlich gewordene, die stummen Profile, die verschwinden, wenn man sich ihnen nähert, zerzauste, dunkle Gegenstände, dornige Büsche, bleiche Pfützen, der klägliche Widerschein der Trauer, die Grabesstille der Unermeßlichkeit, die möglichen unbekannten Wesen, die geheimnißvoll sich senkenden Zweige, die schrecklichen Baumstämme, die langen, zitternden Grasbüschel, gegen das Alles hat man keine Waffen. Da ist Keiner so kühn, der nicht zittert, oder dem die Angst nicht nahe wäre. Man empfindet etwas Scheußliches, als ob sich die Seele mit der Nacht vermählte. Dieser gewaltige Eindruck der Finsterniß ist bei einem Kinde unaussprechlich stark und beängstigend.

Die Wälder sind Offenbarungen und der Flügelschlag einer kleinen Seele gleicht einem Todes-Seufzer unter ihrem ungeheuren Dome.

Ohne sich Rechenschaft von dem abzulegen, was sie empfand, fühlte Cosette sich von dieser schwarzen, gewaltigen Natur ergriffen. Es war nicht mehr Schrecken, was sie empfand, sondern noch etwas Schrecklicheres als Schrecken. Sie zitterte. Es fehlt an Ausdrücken, um zu bezeichnen, was dieser Schauder Seltsames hatte, der ihr das Herz bis ins Innerste gefrieren machte. Ihr Auge war wild geworden. Sie glaubte zu fühlen, daß sie vielleicht nicht umhin könnte, am folgenden Tage zu derselben Zeit wiederzukommen.

Um sich dem schrecklichen Einflusse, der ihr unerklärlich war, zu entziehen, zählte sie instinktmäßig, mit lauter Stimme, eins, zwei,

drei, vier bis zehn und als sie damit zu Ende war, fing sie wieder von vorne an. Das brachte sie wieder zu sich, so daß sie die Dinge und sich in ihrem wahren Lichte sah. Sie fühlte die Kälte an ihren Händen, die beim Wasserschöpfen feucht geworden waren. Sie stand auf. Sie war wieder furchtsam geworden, eine natürliche, unüberwindliche Furcht hatte sich ihrer bemächtigt.

Sie hatte nur noch einen Gedanken, den, zu fliehen, zu laufen, was sie laufen konnte, durch Feld und Wald, bis zu den Häusern, zu den Fenstern und brennenden Lichtern. Ihr Blick fiel auf den Eimer, der vor ihr stand. So groß war die Angst, welche sie vor der Thénardier hatte, daß sie nicht ohne den Eimer zu fliehen wagte. Sie griff nach dem Ring mit beiden Händen und hatte Mühe den Eimer aufzuheben.

Als sie ein Dutzend Schritte damit gemacht hatte, war sie genöthigt, den Eimer wieder nieder zu setzen, denn er war voll und schwer. Sie schöpfte einen Augenblick Athem; dann griff sie wieder nach dem Ring, machte sich abermals auf den Weg und hielt diesmal etwas länger aus. Sie mußte auf's Neue rasten. Nachdem einige Minuten verstrichen waren, setzte sie, mit gesenktem Kopfe vorüber geneigt, wie eine alte Frau ihren Weg wieder fort. Der schwere Eimer erstarrte ihren mageren Arm und der eiserne Ring quetschte und erkältete ihre nassen, kleinen Hände. Von Zeit zu Zeit mußte sie immer wieder stille stehen. So oft das geschah, spritzte ihr das kalte Wasser aus dem Eimer auf die nackten Beine. Das trug sich im Walde, bei Nacht, im Winter, fern von jedem menschlichen Blicke zu. Es war ein Kind von 8 Jahren und nur Gott war in jenem Augenblicke Zeuge dieser schmerzlichen Scene.

Auch seine Mutter, ohne Zweifel! Ach! es gibt Dinge, welche den Todten im Grabe die Augen wieder öffnen.

Sie keuchte, mit einer Art von schmerzlichem Röcheln. Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu, aber sie wagte nicht zu weinen, so sehr fürchtete sie die Thénardier, sogar in der Ferne. Sie hatte sich daran gewöhnt, sich die Thénardier immer in der Nähe zu denken.

Indessen konnte sie auf diese Art ihren Weg nicht schnell zurücklegen. Es ging gar langsam damit. Es nutzte ihr nichts, daß sie die Zahl ihrer Stationen verringerte und aushielt, so lange sie nur konnte, und sie dachte schon mit Angst daran, daß sie bis nach Hause mehr als eine Stunde gebrauchen und daß die Thénardier sie schlagen würde. Zu dieser Angst kam der Schrecken, bei Nacht allein im Walde zu sein. Schon war sie ganz erschöpft, ehe sie noch aus dem Walde heraus war. Als sie in die Nähe eines ihr bekannten Kasta-

nienbaumes gekommen war, machte sie zum letzten Male Halt, um sich ordentlich zu erholen; dann sammelte sie alle ihre Kräfte, ergriff den Eimer und ging wieder muthig weiter. Dennoch konnte das arme, kleine, in Verzweiflung gerathene Wesen nicht umhin, auszurufen: O mein Gott! mein Gott!

Da fühlte sie plötzlich, daß der Eimer alle seine Schwere verloren hatte. Eine Hand, die ihr außerordentlich groß vorkam, hatte den Ring gepackt und kräftig angezogen. Sie hob den Kopf in die Höhe. Eine schwarze, große Gestalt ging steif und gerade neben ihr in der Dunkelheit. Es war ein Mann, der hinter ihr gekommen war, den sie aber nicht gehört hatte. Dieser Mann hatte, ohne ein Wort zu sagen, den Ring an ihrem Eimer während des Gehens erfaßt.

Es gibt einen merkwürdigen Instinkt in allen Situationen des Lebens.

Das Kind hatte keine Furcht.

VI.

Worin vielleicht die Scharfsichtigkeit Boulatruelles bewiesen wird.

Am Nachmittage desselben Weihnachtstages 1823 ging ein Mann ziemlich lange auf dem ödesten Theile des Boulevard de l'Hopital in Paris umher. Dieser Mann glich Jemandem, der eine Wohnung sucht, und schien vorzugsweise bei den unansehnlichsten Häusern dieser verfallenen Gränze des Faubourg St. Marceau zu verweilen.

Man wird später sehen, daß dieser Mann in der That ein Zimmer in diesem verlassenen Viertel gemiethet hatte.

Er repräsentirte in seiner ganzen äußeren Erscheinung, in seiner Kleidung jenen Typus, welchen man den Bettler aus guter Gesellschaft nennen könnte. Bei ihm sah man äußerstes Elend mit äußerster Reinlichkeit verbunden. Das ist eine ziemlich seltene Cobination, die gefühlvollen, verständigen Menschen jene doppelte Achtung einflößt, welche man denen zollt, die sehr arm sind und dabei nichts an ihrer Würde eingebüßt haben. Er hatte einen sehr alten, runden und zerbürsteten Hut auf, und trug einen gelblichen, bis auf den Faden abgeschabten Rock von dickem Tuch. Diese gelbliche Farbe war zu der Zeit nichts Ungewöhnliches. Eine große Weste mit Schößchen, wie man sie vor hundert Jahren trug, schwarze, an den Knieen grau gewordene Beinkleider, schwarze wollene Strümpfe und dicke Schuhe mit kupfernen Schnallen vervollständigten den Anzug. Er hatte Aehnlichkeit mit einem alten Schulmeister aus gutem Hause, der aus der Verbannung zurückgekommen ist. Nach seinen schnee-

weißen Haaren, seiner runzeligen Stirn, seinen bleichen Lippen und nach seinem Gesichtsausdrucke, der Kummer und Lebensüberdruß verrieth, hätte man ihn für weit über sechszig Jahre alt halten können. An seinem festen, obgleich langsamen Gange und der besonderen Rüstigkeit und Kraft, in allen seinen Bewegungen, mußte man ihn aber für kaum fünfzig halten. Die Runzeln auf seiner Stirn waren gut gelegt und hätten einen aufmerksamen Beobachter für ihn eingenommen. Sein Mund war auf seltsame Weise zusammen gekniffen, wie von Ernst und Demuth. In der Tiefe seines Auges lag eine gewisse traurige Heiterkeit. In der linken Hand trug er ein kleines, in ein Schnupftuch zusammengebundenes Paketchen. Mit der Rechten stützte er sich auf einen Stock, den er irgendwo am Wasser geschnitten haben mochte. Dieser Stock war etwas sorgfältig bearbeitet und sah nicht so ganz übel aus. Man hatte die Astknoten benutzt und ihm, mit Hülfe von rothem Wachs, einen korallenartigen Anstrich gegeben. Es war ein Knüppel und glich einem schönen Stocke.

Auf diesem Boulevard sieht man selten viele Leute, namentlich im Winter. Unser Mann schien, ohne daß es gerade auffallend war, die Vorübergehenden mehr zu meiden, als aufzusuchen.

Zu jener Zeit fuhr der König Ludwig XVIII. fast alle Tage nach Choisy-le-Roi. Das war eine seiner Lieblingsfahrten. Gegen 2 Uhr sah man fast regelmäßig einen Wagen, begleitet von königlicher Reiterei, in voller Carriere über den Boulevard de l'Hopital rollen. Das diente den armen Weibern des Viertels als eine Uhr: Jetzt ist es zwei Uhr, sagten sie; er kehrt nach den Tuilerien zurück.

Die Einen liefen herbei, die Andern machten Platz, denn ein König, der vorübergekommen, gibt immer Veranlassung zu einem Zusammenlauf. Uebrigens machte das Erscheinen und Verschwinden Ludwigs einen gewissen Effekt in den Straßen von Paris. Es war schnell und majestätisch.

Dieser imposante König hatte Freude am starken Galop. Da er nicht mehr gehen konnte, so wollte er laufen. Dieser Krüppel hätte sich gern vom Blitze ziehen lassen. Er kam vorüber, friedlich und ernst, unter dem Schutze nackter Säbel. Seine massive, ganz vergoldete Berline, mit den dicken Lilienstengel auf den Wappen-Feldern, rollte geräuschvoll einher. Kaum hatte man die Zeit einen Blick hineinzuwerfen. Im Hintergrunde der Ecke, auf der rechten Seite, sah man auf Kissen von weißer Flockseide ein breites, festes rosenrothes Gesicht, eine gepuderte Stirn à l'oiseau royal, ein stolzes,

hartes und feines Auge, ein Schriftstellerlächeln, zwei dicke, gewundene Epauletten, die auf einem Bürgerfracke hüpften, das goldene Vließ, das Kreuz des heiligen Ludwig, das Kreuz der Ehrenlegion, der silberne Stern des heiligen Geistordens, einen dicken Bauch und ein breites blaues Bändchen; das war der König. Außerhalb Paris hielt er seinen Hut, mit weißen Federn, auf seinen, in hohe englische Gamaschen steckenden Beinen. Wenn er in die Stadt zurückkehrte, behielt er den Hut auf dem Kopfe, und grüßte wenig. Er sah das Volk kaltblütig an und wurde ebenso von ihm angesehen. Als er zum ersten Male im Quartier St. Marceau erschien, genoß er keinen andern Triumph, als den, daß ein Mann, aus dem Faubourg, zu seinem Kameraden sagte: „Der Dicke da, das ist die Regierung.“ Dieses unfehlbare Vorüberfahren des Königs, zur gleichen Stunde, war das tägliche Ereigniß auf dem Boulevard de l'Hopital.

Der Spaziergänger im gelben Ueberrock war offenbar nicht aus dem Stadtviertel und wahrscheinlich auch nicht aus Paris, denn er wußte nichts von dieser Einzelheit. Als der königliche Wagen um 2 Uhr von einer mit Silber galonnirten Schwadron der Gardes du Corps, um die Salpetriere herum, auf den Boulevard rollte, schien der Mann überrascht und fast erschreckt zu sein.

Außer ihm war Niemand in der Seitenallee. Er zog sich lebhaft hinter eine Ecke der Umfassungsmauer zurück, was den Herrn Herzog d'Haver nicht verhinderte ihn zu bemerken.

Der Herzog d'Haver saß, als Kapitän der dienstthuenden Garden, an jenem Tage im Wagen, dem König gegenüber und sagte zu Seiner Majestät:

Dieser Mann hat ein ziemlich verdächtiges Gesicht.

Die Polizeileute, welche dem Könige freie Bahn machten, bemerkten ihn ebenfalls und Einer davon erhielt den Befehl, ihm zu folgen; aber der Mann verlor sich in den kleinen, einsamen Straßen des Faubourgs und als der Tag sich neigte, hatte der Agent keine Spur mehr von ihm, wie durch einen, noch am Abende desselben Tages, an den Polizei-Präfekten Staats-Minister Graf Anglés gerichteten Bericht festgestellt ist.

Als der Mann mit dem gelben Ueberrocke den Agenten auf eine falsche Fährte gebracht hatte, beschleunigte er seine Schritte, nicht ohne sich mehreremale umgesehen zu haben, um sich zu vergewissern, daß ihm Niemand folge. Um vier ein viertel Uhr, das heißt, als es schon ganz finster war, kam er bei dem Theater der Porte-Saint-Martin vorüber, wo man an diesem Tage „Die beiden Galee-

r h n s k l a v e n“ aufführte. Der von zwei Theaterlampen erleuchtete Anschlagzettel, worauf dies zu lesen war, fiel ihm auf, denn obgleich er schnell ging, blieb er doch stehen, um ihn zu lesen. Einen Augenblick danach war er in der Sackgasse de la Planchette und betrat das „Zur zinnernen Schüssel“ genannte Haus, in welchem sich damals das Büreau des Fuhrunternehmers für die Strecke nach Lagny befand. Der Wagen dahin ging um halb fünf ab. Die Pferde waren schon angespannt und die vom Kutscher herbeigerufenen Reisenden erklommen eiligst die hohe eiserne Treppe des sogenannten Kukuks. Der Mann frug:

Ist noch ein Platz zu haben?

Ein einziger neben mir, sagte der Kutscher.

Ich nehme ihn.

Dann steigen sie ein!

Inzwischen warf der Kutscher, ehe er abfuhr, einen Blick auf den ärmlichen Anzug des Reisenden und sein kleines Paket und ließ sich bezahlen.

Gehen sie bis Lagny? frug der Kutscher.

Ja! sagte der Mann.

Der Reisende zahlte bis Lagny.

Man fuhr ab. Als man durch die Barriere gekommen war, versuchte der Kutscher eine Unterredung anzuknüpfen, aber der Reisende gab nur einsilbige Antworten. Der Kutscher fing darauf an, zu pfeifen und auf seine Pferde zu fluchen.

Er hüllte sich in seinen Mantel. Es war kalt. Das schien unser Mann gar nicht zu bemerken. So kam man durch Gournay und Neuilli = sur = Marne.

Gegen sechs Uhr Abends war man in Chelles. Der Kutscher hielt an, um seine Pferde sich verdampfen zu lassen. Er war bei der Fuhrmannsherberge in den alten Gebäuden der königlichen Abtei angekommen.

Hier steige ich aus, sagte der Mann.

Er ergriff sein Paket und seinen Stock und sprang aus dem Wagen.

Einen Augenblick darauf war er verschwunden. Das Wirthshaus hatte er nicht betreten.

Als der Wagen, nach einigen Minuten, sich wieder auf den Weg nach Lagny machte, begegnete er unserm Reisenden, auf der großen Straße nach Chelles nicht. Das fiel dem Kutscher auf. Er drehte sich um und sagte zu den Passagieren:

Der Mann war nicht von hier, denn ich kenne ihn nicht. Er

gleicht Einem, der keinen Sous hat und doch kommt es ihm nicht aufs Geld an. Er bezahlt bis Lagny und geht nur bis Chelles. Obgleich es Nacht ist und alle Häuser schon geschlossen sind, so betritt er doch keine Herberge und verschwindet. Da man ihm nicht mehr begegnet, so muß er wohl in die Erde versunken sein.

Der Mann war aber keineswegs in die Erde versunken, sondern hatte, mit hastigen Schritten, in der Dunkelheit die große Straße nach Chelles verfolgt. Dann hatte er vor der Kirche den Kommunalweg, links nach Montfermeil, eingeschlagen, wie einer, der die Gegend genau kannte und den Weg schon gemacht hat.

Auf dieser Straße ging er rasch vorwärts. Als er in der Gegend angekommen war, wo der Weg durch die alte mit Bäumen gepflanzte Straße durchschnitten wird, hörte er Leute kommen. Er verbarg sich eiligst in einem Graben und wartete bis sie vorübergegangen waren.

Diese Vorsicht war übrigens fast überflüssig, denn es war, wie gesagt, eine sehr finstere Dezembernacht. Man sah kaum zwei oder drei Sterne am Himmel.

An diesem Punkte beginnt die Hügelanschwellung. Der Mann schlug nicht den Weg nach Montfermeil ein sondern eilte quer durch die Felder, mit großen Schritten, dem Walde zu.

Als er in demselben war, ging er langsamer und besah sich sorgfältig alle Bäume, Schritt für Schritt, wie Jemand, der eine ihm allein bekannte, geheimnißvolle Bahn betritt. Es gab einen Augenblick in welchem er irre gegangen zu sein schien und entschlossen stehen blieb. Endlich kam er, immer tastend, an eine Lichtung, in welcher ein Haufe großer, weißlicher Steine lag. Er ging rasch darauf zu und prüfte sie aufmerksam im Nebel der Nacht, als wolle er sie Revue passiren lassen. Ein dicker, mit Auswüchsen bedeckter Baum, Warzen in der Vegetation, stand einige Schritte von dem Steinhaufen. Er ging auf diesen Baum zu, fuhr mit der Hand über die Rinde des Stammes, als müßte er jede einzelne Warze prüfen, oder sie alle zählen.

Gegenüber diesem Baum, einer Esche, stand ein rindenloser Kastanienbaum, den man mit einer vernagelten Zinkplatte verbunden hatte. Er richtete sich auf den Fußspitzen in die Höhe und berührte diesen Zinkstreifen.

Dann stampfte er einige Zeit auf dem zwischen dem Baum und dem Steinhaufen befindlichen Platze herum, wie Jemand, der sich vergewissert, daß das Erdreich nicht umgewühlt worden ist.

Als das geschehen war, orientirte er sich und setzte seinen Weg durch den Wald wieder fort.

Das war der Mann, der Cosette begegnet war.

Als er durch das Gebüsch, in der Richtung nach Montfermeil wanderte, hatte er dieses kleine seufzende Schattenbild bemerkt, das seine Last niedersetzte, sie wieder aufnahm und seines Weges ging. Er hatte sich ihm genähert, und gesehen, daß es ein ganz junges, mit einem ungeheuren Eimer belastetes Kind war. Darauf war er auf das Kind zugegangen und hatte schweigend den Ring am Eimer erfaßt.

VII.

Cosette im Dunkeln an der Seite des Unbekannten.

Cosette hatte, wie erwähnt, keine Furcht.

Der Mann richtete das Wort an sie. Er sprach mit ernster, fast milder Stimme zu ihr:

Mein Kind, das ist recht schwer für Dich, was Du da trägst.

Cosette hob den Kopf in die Höhe und antwortete:

Ja, mein Herr!

Gib, sagte der Mann, ich will es Dir tragen.

Cosette ließ den Eimer los. Der Mann wanderte nun neben ihr her.

Es ist sehr schwer, in der That, murmelte er zwischen den Zähnen. Dann fügte er hinzu: Kleine, wie alt bist Du?

Acht Jahre, mein Herr.

Und kommst Du weit damit her?

Von der Quelle im Wald.

Hast Du noch weit zu gehen?

Noch eine gute Viertelstunde.

Der Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er plötzlich:

Du hast also keine Mutter mehr?

Ich weiß es nicht, versetzte das Kind.

Bevor der Mann Zeit gehabt hatte, das Wort wieder zu ergreifen, fügte sie hinzu:

Ich glaube nicht. Die andern haben alle eine. Ich habe keine. — Nach einigem Schweigen fuhr sie wieder fort: Ich glaube, daß ich nie eine gehabt habe.

Der Mann blieb stehen, stellte den Eimer auf die Erde, bückte sich und legte seine beiden Hände auf die Schultern des Kindes, indem er sich anstrengte, sie zu betrachten und ihr Gesicht in der Dunkelheit zu erkennen.

Das kummervolle, abgemagerte Gesicht Cosettes zeichnete sich unbestimmt am schwacherhellten Horizonte ab.

Wie heißt Du? frug der Mann wieder.

Cosette.

Der Mann fuhr, wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammen. Er sah sie fortwährend an, dann ließ er seine Hände von ihren Schultern herabgleiten, griff nach dem Eimer und setzte sich wieder in Bewegung. Einen Augenblick darauf frug er:

Kleine, wo wohnst Du?

In Montfermeil, wenn Sie es kennen.

Also dahin gehen wir?

Ja, mein Herr.

Es entstand abermals eine Pause, dann frug er wieder:

Wer hat Dich denn noch so spät in den Wald geschickt, Wasser zu holen?

Madame Thénardier.

Mit einem Tone, den der Mann sich offenbar anstrengte, gleichgültig erscheinen zu lassen, der aber durch ein besonderes Zittern auffiel, entgegnete er:

Was macht denn Deine Madame Thénardier?

Das ist meine Herrin (ma bourgeoise), sagte das Kind. Sie hält die Herberge.

Die Herberge? sagte der Mann. Wohlan, ich will diese Nacht dort logiren. Führe mich.

Wir gehen hin, sagte das Kind.

Der Mann ging ziemlich schnell, aber Cosette konnte ihm ohne Mühe folgen. Sie fühlte gar keine Beschwerde mehr. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen mit einer gewissen unaussprechlichen Ruhe und Hingebung zu diesem Manne auf. Niemals hatte man sie noch gelehrt, sich zu der Vorsehung zu wenden und zu beten. Inzwischen fühlte sie um sich etwas, das der Hoffnung und Freude glich und sie himmelwärts zog.

So verstrichen einige Minuten. Der Mann fing wieder an.

Ist denn keine Magd bei Madame Thénardier?

Nein, Herr!

Bist Du allein?

Ja, mein Herr!

Es trat wieder eine Pause ein. Endlich sagte Cosette mit lauter Stimme:

Das heißt, es sind noch zwei kleine Mädchen da.

Was für kleine Mädchen?

Ponine und Zelma.

Das Kind kürzte in dieser Weise die romantischen, der Thénardier so theure Namen ab.

Wer ist das Ponine und Zelma?

Das sind die Demoiselles der Madame Thénardier, das heißt ihre Töchter.

Und was machen sie?

O! sagte das Kind, sie haben hübsche Puppen, Sachen, woran Gold ist, allerlei Schönes. Sie spielen und können lustig sein.

Den ganzen Tag über?

Ja, mein Herr!

Und Du?

Ich, ich arbeite.

Den ganzen Tag über?

Das Kind schlug die großen Augen auf, in denen eine Thräne glänzte, die man, weil es Nacht war, nicht sah und antwortete mit sanfter Stimme:

Ja, mein Herr.

Nach einigem Schweigen fuhr sie wieder fort:

Mitunter, wenn ich meine Arbeit fertig habe und sie es mir erlauben, unterhalte ich mich auch.

Wie belustigst Du Dich denn?

Wie ich kann. Man läßt mich gewähren. Aber ich habe nur wenige Spielsachen. Ponine und Zelma leiden nicht, daß ich mit ihren Puppen spiele. Ich habe nur einen kleinen, bleiernen Säbel, nicht größer als so.

Das Kind zeigte dabei den kleinen Finger.

Und der nicht schneidet?

Doch! doch! mein Herr, sagte das Kind, damit kann man Salat und Fliegenköpfe schneiden.

So erreichten sie das Dorf. Cosette führte den Fremdling durch die Straßen. Sie kamen beim Laden des Bäckers vorbei, aber Cosette dachte nicht an das Brod, das sie mitbringen sollte. Der Mann hatte aufgehört, ihr Fragen zu stellen und war in finsteres Schweigen versunken. Als sie die Kirche hinter sich gelassen hatten, frug der Mann, während er seine Blicke über die Buden im Freien gleiten ließ:

Es ist also Markt hier?

Nein, mein Herr, es ist wegen Weihnachten.

Bei der Herberge angekommen, berührte ihm Cosette leise den Arm und sagte:

Mein Herr!

Was denn, mein Kind?

Wir sind jetzt ganz nahe beim Hause.

Nun?

Wollen Sie mich jetzt den Eimer wieder nehmen lassen?

Warum das?

Weil, wenn Madame sieht, daß er mir getragen wird, sie mich schlägt.

Darauf gab ihr der Mann den Eimer. Einen Augenblick später waren sie an der Thüre der Herberge.

VIII.

Die Unannehmlichkeit, einen Armen bei sich zu empfangen, der vielleicht reich ist.

Cosette konnte nicht unterlassen beim Vorbeigehen einen Blick nach der großen Puppe zu werfen, die noch immer beim Spielwaarenkrämer ausgestellt war. Dann klopfte sie an. Die Thüre öffnete sich und die Thénardier erschien, mit einem Leuchter in der Hand.

Ah! Du bist's, kleine Bettlerin! Gott sei Dank! Du hast Dir die Zeit dazu genommen! Sie wird sich amüsirt haben, das Balg.

Madame, sagte Cosette heftig zitternd. Da ist ein Herr, der hier logiren will.

Die Thénardier verzog schnell ihr mürrisches Gesicht zu einer liebenswürdigen Grimasse, ein augenblickliches Manöver, das Gastwirthe so meisterlich auszuführen verstehen, und suchte den neu Angekommenen begierig mit den Augen.

Der Herr ist es? sagte sie.

Ja, Madame, antwortete der Mann, indem er mit der Hand an den Hut griff.

Reiche Reisende sind nicht so höflich. Diese Geberde und ein Blick auf Anzug und Gepäck des Reisenden, den die Thénardier rasch musterte, verscheuchten die liebenswürdige Grimasse zu Gunsten der mürrischen Miene. Sie sagte daher in trockenem Tone:

Treten Sie näher, Alter.

Der „Alte“ trat ein. Der zweite Blick der Thénardier galt namentlich seinem abgeschabten Ueberrock und seinem etwas zerpufften Hut. Kopfschüttelnd, die Nase rümpfend und mit den Augen zwinkernd, consultirte sie, ohne dabei ein Wort zu sprechen, ihren Gemahl, der wie gewöhnlich mit den Fuhrleuten trank. Der antwortete ihr mit einer unmerklichen Bewegung des Zeigefingers und einer verächtlichen Entblößung der Unterlippe, die zusammengenommen in

dem Falle bedeuteten: vollständiges Elend. Darauf sagte die Thénardier:

Mein braver Mann, es thut mir leid, aber ich habe keinen Platz mehr.

Thun Sie mich, wohin Sie wollen, sagte der Mann, auf den Speicher, oder in den Stall; ich bezahle doch wie für ein Zimmer.

Vierzig Sous.

Vierzig Sous? Gut.

Vierzig Sous, sagte ein Fuhrmann mit leiser Stimme zu der Thénardier, aber es kostet ja nur zwanzig.

Für ihn vierzig, entgegnete die Thénardier leise. Arme beherberge ich nicht für weniger.

Das ist wahr, fügte der Mann in sanftem Tone hinzu, das verdirbt ein Haus, Leute von solchem Schlage.

Inzwischen hatte sich der Mann, nachdem er sein Paket und seinen Stock auf eine Bank gelegt hatte, an einen Tisch gesetzt, wohin ihm Cosette eiligst eine Flasche und ein Glas brachte. Der Hausirer, welcher den Eimer Wasser verlangt hatte, war unterdessen damit zu seinem Pferde gegangen. Cosette hatte wieder mit ihrem Strickzeug ihren Platz unter dem Küchentische eingenommen.

Der Fremde, der das Glas Wein, das er sich eingeschenkt hatte, kaum mit den Lippen berührte, betrachtete das Kind mit auffallender Aufmerksamkeit.

Cosette war schmutzig. Glücklich, wäre sie vielleicht hübsch gewesen. Wir haben diese trübselige, kleine Gestalt schon geschildert. Cosette war blaß und mager, beinahe acht Jahre alt; aber man hätte sie für kaum sechs gehalten.

Ihre großen, tiefliegenden, umnachteten Augen waren durch vieles Weinen ganz matt geworden. Um die Mundwinkel lag jene Angstfalte, die man bei Verurtheilten und verzweifelten Kranken bemerkt. Ihre Hände waren, wie ihre Mutter richtig vermuthet hatte, „durch Schwielen verdorben!“ Vor dem Kaminfeuer, das ihre Gestalt beleuchtete, waren ihre eckigen Knochen, ihre ganze schreckliche Magerkeit noch mehr sichtbar. Da sie fortwährend fror, so hatte sie die Gewohnheit angenommen, die Knie aneinander zu pressen. Ihr ganzer Anzug war nur von Lumpen, der im Sommer Erbarmen, im Winter Schauder einflößte. Sie hatte nur zerfetztes Leinenzeug, kein einziges Stückchen Wollenstoff auf dem Körper. Hier und da sah man auf die bloße Haut und bemerkte überall blaue oder schwarze Flecken, welche die Stellen bezeichneten, wo sie die Thénardiers an-

gepackt hatten. Ihre nackten Beinchen waren abgemagert und vom Frost roth. Ueber die Schlüsselbeingruben hätte man Thränen vergießen mögen. Die ganze Gestalt des Kindes, sein Gang, seine Haltung, der Ton seiner Stimme, seine stockende Redeweise, sein Blick, sein Schweigen, seine kleinsten Geberden verriethen, daß es unter der Herrschaft einer stetigen Angst lebte.

Diese Angst war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, war so zu sagen die Hülle, die sie umgab. Diese Angst drückte ihr die Ellenbogen an die Hüften, schob ihr die Fersen unter ihre Röcke, preßte sie in den möglich kleinsten Raum zusammen, ließ ihr nur so viel Athem, als unumgänglich nöthig war, und war so zu sagen ihre zweite Natur geworden. Eine Linderung dieses Zustandes stand nicht zu hoffen, wohl aber das Gegentheil zu befürchten. In der Tiefe der Pupille bemerkte man ein ewiges Erstaunen. Es kam vom Schrecken.

So groß war ihre Furcht, daß sie bei ihrer Zurückkunft, obwohl sie ganz naß geworden war, nicht einmal wagte, sich am Feuer zu trocknen, sondern sich schweigend an ihre Arbeit machte.

Der Ausdruck des Blickes dieses achtjährigen Kindes war gewöhnlich so traurig und tragisch, daß es in gewissen Momenten schien, es wolle stumpfsinnig oder dämonisch werden.

Niemals hatte sie, wie bereits erwähnt, gewußt, was Beten heißt, nie den Fuß in eine Kirche gesetzt.

Habe ich denn dazu Zeit? entschuldigte sich die Thénardier.

Der Mann im gelben Ueberrocke wandte kein Auge von Cosette.

Plötzlich schrie die Thénardier:

Apropos! und das Brod?

Ihrer Gewohnheit gemäß kroch Cosette, so oft die Thénardier ihre Stimme erhob, schnell unter dem Tische hervor.

Sie hatte das Brod vollkommen vergessen und nahm ihre Zuflucht zu jenem Mittel, dessen sich Kinder bedienen, die in steter Angst leben: sie log.

Madame, der Bäcker hatte schon zugemacht!

Dann hättest Du klopfen sollen.

Ich habe geklopft, Madame!

Nun?

Er hat nicht aufgemacht.

Morgen werde ich hören, ob das wahr ist, sagte die Thénardier, und wenn Du gelogen hast, so kannst Du Dich auf einen hübschen Tanz gefaßt machen. Inzwischen gieb das Fünfzehn-Sous-Stück zurück.

Cosette fuhr mit der Hand in die Schürzentasche und wurde todtenbleich vor Angst. Das Fünfzehn-Sous-Stück war nicht mehr da.

Nun! sagte die Thénardier hast Du mich nicht verstanden?

Cosette drehte die Tasche um. Es war nichts darin. Was konnte aus dem Geldstück geworden sein?

Die unglückliche Kleine konnte kein Wort hervorbringen. Sie war wie versteinert.

Hast Du das Fünfzehn-Sous-Stück verloren? schrie die Thénardiers mit wuthheiserer Stimme, oder willst Du es mir stehlen?

Gleichzeitig streckte sie den Arm nach dem im Kaminwinkel hängenden zusammengedrehten Strick aus.

Diese drohende Geberde preßte der kleinen Cosette ein Angstgeschrei aus.

Gnade! Madame! Gnade! ich will es nicht wieder thun.

Die Thénardier machte das Strafwerkzeug los.

Inzwischen hatte der Mann im gelben Rock in seiner Westentasche herumgestöbert, ohne daß man darauf geachtet hatte. Die übrigen Reisenden waren nämlich mit Trinken beschäftigt, spielten Karten und gaben auf nichts Acht.

Cosette kauerte sich ängstlich in den Kaminwinkel und zog ihre armen, halbnackten Glieder zusammen, als wolle sie in den Boden versinken. Da hob die Thénardier ihren Arm auf.

Entschuldigen Sie, Madame, sagte der Mann, ich habe so eben gesehen, daß etwas aus der Schürzentasche dieser Kleinen auf den Boden gefallen und da herumgerollt ist. Vielleicht ist es das!

Mit diesen Worten bückte er sich und schien einen Augenblick zu suchen.

Da finde ich es grade, sagte er, sich aufrichtend. Mit diesen Worten hielt er der Thénardier eine Silbermünze hin.

Ja! das ist's, sagte sie.

Das war es nicht, denn es war ein Zwanzigsousstück, aber die Thénardier sah Nutzen dabei. Sie steckte also die Münze in ihre Tasche und begnügte sich damit, dem Kinde einen wilden Blick zuzuwerfen, indem sie sagte; daß es mir aber nicht noch einmal geschieht.

Cosette schlüpfte wieder in das, was die Thénardier ihre „Nische“ nannte und ihr großes, auf den unbekannten Reisenden gerichtetes Auge begann einen Ausdruck anzunehmen, den es niemals gehabt hatte. Es lag ein naives, mit Bewunderung gepaartes Erstaunen darin.

A propos, wollen Sie zu Abend essen? frug die Thénardier den Reisenden.

Er antwortete nicht und schien in Gedanken vertieft.

Was ist denn das für ein Mann? murmelte sie zwischen den Zähnen. Das muß ein abscheulicher Bettelkerl sein, der keinen Sous hat für's Abendessen. Wird er mir auch das Logis bezahlen? Es ist ein wahres Glück, daß er nicht auf den Gedanken gekommen ist, das Geld auf den Boden zu stehlen. —

Unterdessen ging eine Thüre auf und Eponine und Azelma traten ein.

Es waren in der That zwei hübsche, kleine, mehr städtisch als ländlich aussehende Mädchen. Sie waren gleich reizend, die Eine mit ihren kastanienbraunen, glänzenden Haaren, die Andere mit ihren langen, schwarzen, über die Schulter fallenden Flechten, beide lebhaft, reinlich, wohlgenährt, frisch und gesund, zum Ergötzen des Auges. Sie waren gekleidet mit wahrhaft mütterlicher Koketterie, der sich trotz der dicken Stoffe in ihrem Anzuge verrieth. Es war für den Winter gesorgt und doch dem Frühjahre etwas Luft gegönnt. Diese beiden Kleinen waren lichtvolle Gestalten und sie herrschten auch. — Es lag etwas Souveränes in ihrer Toilette, in ihrer Munterkeit, und in dem Geräusch, das sie machten. Als sie eintraten, sagte die Thénardier in einem grämlichen und doch zärtlichen Tone zu ihnen: — Ach! da seid Ihr also auch!

Dann zog sie eins nach dem andern an sich, zwischen ihre Kniee, glättete ihnen die Haare, knüpfte ihnen die Schleifen fest und ließ sie, mit einem, den Müttern eigenen, sanften Schütteln wieder los, indem sie dabei schrie: Sind die aber lächerlich geputzt.

Die Kinder setzten sich darauf in einem Winkel nahe beim Feuer und drehten mit allerlei lustigem Geplapper eine Puppe hin und her auf ihren Knieen. Von Zeit zu Zeit hob Cosette die Augen von ihrem Strickzeug und sah sie mit trübseliger Miene spielen.

Eponine und Azelma sahen Cosette gar nicht an. Sie galt ihnen nicht mehr als ein Hund. Die drei kleinen Mädchen waren zusammen keine vierundzwanzig Jahre alt und repräsentirten schon die ganze menschliche Gesellschaft. Einerseits mit Neid, andererseits mit Verachtung.

Die Puppe der Thénardier'schen Geschwister war schon sehr verblaßt, alt und defekt, erregte deshalb aber nicht minder die Verwunderung Cosettes, die in ihrem Leben noch keine Puppe, keine wirkliche Puppe gehabt hatte, um uns eines Ausdruckes zu bedienen, den alle Kinder verstehen werden.

Mit einem Male bemerkte die Thénardier, welche ab- und zuging, daß Cosette zerstreut war und sich, statt mit ihrer Arbeit, mit den spielenden Kleinen beschäftigte.

Ah! jetzt habe ich Dich, schrie sie. So arbeitest Du also. Warte ich will Dich mit Peitschenhieben antreiben, ich!

Da drehte sich der Fremde, ohne seinen Stuhl zu verlassen zur Thénardier.

Madame, sagte er, beinahe schüchtern: Lassen Sie sie doch spielen!

Jeder andere Reisende, der ein Stück Hammelfleisch verzehrt und zu seinem Souper zwei Flaschen Wein getrunken, der nicht wie ein abscheulicher Bettelkerl ausgesehen hätte, hätte so einen Wunsch als Befehl anbringen können; daß aber ein Mann mit einem solchen Hut sich erlaubte, einen Wunsch zu haben, daß ein Mann mit einem solchen Rock sich herausnahm einen Willen an den Tag zu legen, das glaubte die Thénardier nicht dulden zu dürfen. Sie versetzte daher mit ärgerlichem Tone:

Sie muß arbeiten, weil sie ißt. Ich ernähre sie nicht umsonst.

Was macht sie denn? versetzte der Fremde mit jener sanften Stimme, die so seltsam mit seinem Bettelanzug und seinen Lastträgerschultern contrastirte.

Der Thénardier beliebte es, ihm darauf zu antworten:

Strümpfe, ihnen zu dienen, Strümpfe für meine kleinen Mädchen, die keine haben, ja, warum soll ich es nicht sagen, und bald barfuß gehen werden.

Der Mann sah sich die armen, rothen Füße Cosettes an und fuhr fort:

Wann wird sie mit diesen Strümpfen fertig sein?

Sie hat noch für drei oder für vier gute Tage Arbeit, die Faullenzerin.

Und wieviel ist ein fertiges Paar Strümpfe werth?

Die Thénardier warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

Wenigstens dreißig Sous.

Verkaufen Sie ein Paar für fünf Franken? fing der Mann wieder an.

Pardieu! schrie ein Fuhrmann, der zuhörte, mit plumpem Gelächter, fünf Franken? Ich glaube wohl, daß sie's dafür läßt! Fünf Möpse!

Die Thénardier glaubte nun das Wort nehmen zu müssen.

Ja mein Herr! wenn das Ihnen Spaß macht, so wird man Ihnen das Paar für fünf Franken lassen. Wir können den Reisen-

den nichts abschlagen. Aber es muß baar bezahlt werden, fügte sie, in ihrer kurzen gebieterischen Weise, hinzu.

Ich kaufe das Paar Strümpfe, entgegnete der Mann.

Mit diesen Worten zog er ein Fünffrankenstück aus seiner Tasche und legte es auf den Tisch.

Darauf wendete er sich zu Cosette.

Jetzt gehört Deine Arbeit mir. Spiele, mein Kind.

Der Fuhrmann war beim Anblicke des Fünffrankenstückes so gerührt, daß er sein Glas stehen ließ und herantrat.

Es ist also doch wahr, schrie er, das Geldstück betrachtend, ein ächtes Hinterrad darauf! Falsch ist es nicht!

Nun kam Thénardier näher und steckte das Geldstück schweigend in seine Westen-Tasche.

Die Thénardier sagte zwar nichts dazu, aber sie biß sich auf die Lippen und ihr Gesicht nahm einen sehr gehässigen Ausdruck an.

Inzwischen zitterte Cosette, wagte aber doch die Frage:

Madame, ist es wahr? Darf ich spielen?

Spiele, sagte die Thénardier mit schrecklicher Stimme.

Danke, Madame, sagte Cosette.

Während sie sich aber mit dem Munde bei der Thénardier bedankte, dankte sie innerlich, von ganzem Herzen, dem Fremden.

Thénardier hatte sich wieder zum Trinken niedergelassen. Da flüsterte seine Frau ihm in's Ohr:

Was kann das doch für Einer sein, der Gelbe?

Ich habe, erwiederte Thénardier mit souveränem Tone, Millionäre gesehen, die solche Röcke tragen.

Cosette hatte zwar ihr Strickzeug bei Seite gelegt, ihren Platz jedoch nicht verlassen. Sie rührte sich kaum. Aus einer Schachtel hinter sich hatte sie einige alte Lumpen und einen kleinen bleiernen Säbel genommen.

Eponine und Azelma gaben gar nicht Acht auf das, was um sie her vorging. Sie hatten gerade etwas sehr Wichtiges gethan, sich nämlich der Katze bemächtigt. Sie hatten die Puppe auf die Erde geworfen und Eponine, die ältere, wickelte die kleine Katze, trotz ihrer verschiedenen Miau's und Windungen in eine Menge Flitter von rothen und blauen Lumpen ein. Während sie dies ernste und schwierige Geschäft vollzog, sagte sie in jener sanften, anmuthigen und entzückenden Sprache der Kinder, die wie der zarte, glänzende Staub auf dem Schmetterlingsflügel verschwindet, sobald man ihm zu nahe kommt:

Siehst Du, Schwester, diese Puppe macht mehr Vergnügen als die andere. Sie bewegt sich, schreit und ist warm. Siehst Du, Schwester! Spielen wir damit! Das soll mein Töchterchen sein. Ich bin die Dame. Ich komme zu Dir, Du betrachtest sie und wenn Du den Schnurrbart siehst, wirst Du erstaunt sein. Wenn Du die Ohren siehst und den Schweif, wirst Du auch erstaunt sein. Dann wirst Du zu mir sagen: Ach mein Gott! Und ich werde zu Dir sagen: Ja, Madame, das kleine Mädchen, das ich habe, ist so. Die kleinen Mädchen sind jetzt nicht anders.

Unterdessen hatten die Trinker einen obscönen Gesang angestimmt, worüber sie dermaßen lachten, daß die Stubendecke zitterte. Thénardier munterte sie auf und sang mit.

Wie die Vögel aus Allem ein Nest machen, machen auch die Kinder aus Allem eine Puppe. Während Eponine und Azelma die Katze einwickelten, beschäftigte sich Cosette auf ähnliche Art mit ihrem bleiernen Säbel. Dann legte sie ihn wie ein Kind auf ihre Arme und sang ihm mit sanfter Stimme ein Wiegenlied.

Die Puppe ist eins der unentbehrlichsten Bedürfnisse weiblicher Kindheit. Daß sich dieses Bedürfniß so mächtig, in so reizender Weise geltend macht, spricht für die Allgewalt des weiblichen Instinktes. Die ganze Bestimmung des Weibes liegt in diesem Pflegen, Aus- und Ankleiden, Putzen, Schmollen, Wiegen, Einschläfern und in der Vorstellung, daß dieses Etwas ein Lebendiges sei. Träumend und plaudernd, Röckchen, Corsettchen, Nachtjäckchen und Windeln anfertigend, wird aus dem kleinen Mädchen ein großes und aus dem großen eine Frau. Das Puppenspiel kommt dabei nur in ein anderes Stadium. Ein kleines Mädchen ohne Puppe ist ungefähr eben so unglücklich und ganz eben so unvollkommen, als eine Frau ohne Kinder.

Cosette hatte sich also aus ihrem Säbel eine Puppe gemacht. Unterdessen war die Thénardier dem gelben Mann näher gekommen. Mein Mann hat Recht, dachte sie, das ist vielleicht ein Herr Lafitte. Es gibt so drollige Reiche.

Sie stützte sich also mit dem Ellbogen auf seinen Tisch.

Mein Herr! . . . sagte sie.

Bei dieser Ansprache drehte sich der Mann um. Bisher hatte ihn die Thénardier nur mit „guter Mann“ oder „Alter“ angesprochen.

Sehen Sie, mein Herr, fuhr sie mit ihrer süßlichen Miene fort, die noch viel unangenehmer war, als ihre wilde, ich habe nichts dagegen, daß das Kind spielt, aber das ist nur für diesmal, weil Sie großmüthig sind. Sehen Sie, die hat nichts. Die muß arbeiten!

Dieses Kind gehört also nicht Ihnen? frug der Mann.

O, mein Gott! nein mein Herr! Das ist ein kleines, armes Wesen, das wir aus Mitleid aufgenommen haben. Das Kind ist nicht so recht. Es muß Wasser im Kopf haben. Es hat einen dicken Kopf, wie Sie sehen.

Wir thun für sie, was wir können, denn wir sind nicht reich. Was nutzt es aber, wenn wir nach seiner Heimath schreiben. Wir haben schon seit sechs Monaten keine Antwort mehr und müssen glauben, daß ihre Mutter krank ist.

O! sagte der Mann und verfiel wieder in seine Träumerei.

Es war nicht viel dran, an der Mutter, fuhr die Thénardier fort. Sie hat ihr Kind im Stich gelassen.

Während dieser ganzen Unterhaltung hatte Cosette, als ob sie geahnt hätte, daß man von ihr spräche, ihre Augen nicht von der Thénardier weggewandt. Sie hörte zerstreut zu und konnte auch nur hier und da einige Worte vernehmen.

Unterdessen wiederholten die Trinker, die alle schon zu viel hatten, mit verdoppelter Fröhlichkeit ihren schmutzigen Gesang. Die Thénardier hatte sich ihren Antheil an diesem Hauptspasse geholt, während Cosette unter dem Tische ins Feuer sah, welches sich in ihrem starren Auge abspiegelte. Sie hielt ihr Quasiwickelkind noch immer in den Armen, wiegte es und sang dazu mit leiser Stimme: Meine Mutter ist todt! Meine Mutter ist todt!

Dem wiederholten Drängen der Wirthin nachgebend, willigte der gelbe Mann, „der Millionär“, endlich ein, zu Abend zu essen.

Was wünscht der Herr denn?

Käse und Brod, antwortete der Fremde.

Das ist doch ein Bettelkerl, dachte die Thénardier.

Die Trunkenbolde sangen immer fort und das Kind unter dem Tische ebenfalls.

Plötzlich hörte Cosette auf. Sie hatte sich umgedreht und die Puppe der kleinen Thénardier bemerkt, welche diese der Katze halber weggelegt, und einige Schritte von dem Küchentische auf dem Boden hatte liegen lassen. Jetzt ließ sie ihren eingewickelten Säbel fallen, der ihr nur noch halb zusagte und ließ langsam ihre Augen im Saale umhergehen.

Die Thénardier sprach leise mit ihrem Manne und zählte Geld, Ponine und Zelma spielten mit der Katze; die Reisenden aßen, tranken oder sangen. Niemand sah nach ihr. Jetzt war kein Augenblick zu verlieren. Sie kroch auf Händen und Füßen unter dem Tische hervor, versicherte sich nochmals, daß man sie nicht belaure, huschte

dann schnell auf die Puppe los und griff darnach. Einen Augenblick später saß sie wieder auf ihrem Platz, unbeweglich, nur hatte sie sich so gedreht, daß ihr Schatten auf die Puppe fiel, die sie in ihre Arme genommen hatte. Das Glück, mit einer Puppe zu spielen, war etwas so seltenes für sie, daß es den heftigen Charakter der Wollust annahm.

Niemand hatte sie gesehen, ausgenommen der Reisende, welcher langsam sein mageres Abendessen verzehrte.

Diese Freude dauerte etwa eine Viertelstunde; denn wie vorsichtig Cosette auch zu Werke ging, so bemerkte sie doch nicht, daß einer der Puppenfüße hervorsah und von der Flamme im Kamin stark beleuchtet wurde.

Das rosafarbige, aus dem dunkeln Schatten glänzend hervorragende Füßchen fiel Azelma plötzlich ins Auge; daher sagte sie zu Eponine:

Sieh einmal, Schwester!

Die beiden kleinen Mädchen hielten, starr vor Erstaunen, mit ihrem Spielen inne. Cosette hatte es gewagt, die Puppe zu nehmen.

Eponine stand auf, ging, ohne die Katze loszulassen, auf die Mutter zu und zog sie bei ihrer Schürze.

So laß mich doch! antwortete die Mutter. Was willst du denn von mir?

Mutter, sagte das Kind, sieh doch einmal!

Sie zeigte mit dem Finger auf Cosette.

Cosette, ganz in der Verzückung des glücklichen Besitzes, sah und hörte nichts mehr.

Das Gesicht der Thénardier nahm jenen besonderen Ausdruck an, der bei den unbedeutendsten Veranlassungen im menschlichen Leben Wuth verräth und dieser Art von Frauen den Beinamen Megären eingebracht hat.

Bei dieser Gelegenheit steigerte verletzter Stolz noch ihren Zorn. Cosette hatte alle Schranken übersprungen, sie hatte einen Angriff auf die Puppe „dieser Fräuleins“ gemacht. Eine Czarin, die einem leibeigenen Bauer die große blaue Schleife ihres kaiserlichen Sohnes hätte anprobiren sehen, hätte nicht ein anderes Gesicht zeigen können.

Sie schrie daher mit einer vor Unwillen heiseren Stimme:

Cosette!

Cosette zitterte, als wäre die Erde unter ihren Füßen geborsten. Sie drehte sich um.

Cosette! wiederholte die Thénardier.

Cosette nahm die Puppe und legte sie leise, mit einer Art Abgötterei, die mit Verzweiflung gemischt war, auf den Boden. Sie faltete, ohne ihre Augen davon zu wenden, ihre Hände und — schrecklich bei einem Kinde in so zartem Alter — rang sie. Was ihr keine der trübseligen Scenen dieses Tages hatte entlocken können, weder der Gang in den Wald mit dem schweren Wassereimer, noch der Verlust des Geldes, noch die von der Thénardier ausgestoßenen Drohungen: das brach jetzt hervor. Sie weinte, sie brach in einen Strom von Thränen aus.

Unterdessen war der Fremde aufgestanden.

Was ist denn das? fragte er die Thénardier.

Sehen Sie's denn nicht? erwiederte sie, mit dem Finger auf das corpus delicti zeigend, das noch immer zu den Füßen Cosettens lag.

Nun! was denn? entgegnete der Fremde.

Diese Bettlerin, versetzte die Thénardier, hat sich erlaubt, die Puppe meiner Kinder anzufassen.

Und deswegen der große Lärm! sagte der Mann. Nun, wenn sie denn auch mit der Puppe gespielt hat?

Sie hat sie mit ihren schmutzigen Händen angefaßt, versetzte die Thénardier, mit ihren abscheulichen Händen!

Bei diesen Worten schluchzte Cosette noch stärker.

Wirst Du schweigen! schrie die Thénardier.

Der Mann ging darauf stracks auf die Thüre zu, die nach der Straße führte, öffnete sie und verschwand.

Kaum war er fort, so benutzte die Thénardier seine Abwesenheit, um der unter dem Tische kauernden Cosette einen tüchtigen Fußtritt zu versetzen, in Folge dessen das Kind jämmerlich schrie.

Da ging die Thüre wieder auf und herein trat der Unbekannte, in beiden Händen die fabelhafte Puppe haltend, deren wir bereits gedachten und die alle Dorfkinder seit dem Morgen anstaunten. Er hielt sie Cosette hin und sagte:

Da, das ist für Dich.

Wahrscheinlich hatte der Fremde, seit länger als einer Stunde anwesend, mitten in seiner Träumerei, die mit Lämpchen und Kerzchen erleuchtete Spielwaaren-Bude bemerkt, welche man als stattliche Illumination durch die Fensterscheiben der Herberge wahrnehmen konnte.

Cosette schlug die Augen auf Sie hatte den Mann mit dieser Puppe, einer strahlenden Sonne gleich, auf sich zukommen sehen und die

unerhörten Worte vernommen: Das ist für Dich. Sie sah ihn an, betrachtete die Puppe und wich langsam zurück, indem sie sich ganz unter den Tisch, in eine Mauerecke verbarg.

Sie weinte nicht mehr, schrie nicht mehr, und sah aus, als wage sie es nicht, zu athmen.

Die Thénardier, Eponine und Azelma glichen Bildsäulen. Sogar die Trinker waren stutzig geworden. Ein feierliches Schweigen herrschte im Wirthszimmer.

Stumm vor Erstaunen, überließ sich die Thénardier ihren Vermuthungen: — Was ist denn das für ein alter Kerl? Ist es ein Bettler oder ein Millionär? Vielleicht Beides, das heißt, ein Dieb.

Das Gesicht des Gemahls der Thénardier ließ jene bezeichnenden Runzeln erkennen, die man jedesmal bemerkt, wenn der dominirende Instinkt auf demselben in seiner ganzen bestialischen Gewalt erscheint. Der Herbergswirth betrachtete abwechselnd die Puppe und den Reisenden. Er schien diesen Mann zu wittern, wie er einen Geldsack gewittert hätte. Das dauerte aber nur einen kurzen Moment. Er näherte sich seiner Frau und sagte leise zu ihr:

Diese Puppe kostet mindestens dreißig Franken. Keine Dummheiten! Nieder bis zum Boden vor diesem Manne!

Plumpe Naturen haben das mit der naiven gemein, daß sie keine Uebergänge kennen.

Nun Cosette, sagte die Thénardier mit einer Stimme, die sanft sein sollte und sauersüß war, wie die alten bösen Weiber, nimmst Du denn nicht Deine Puppe?

Jetzt wagte sich Cosette aus ihrem Loche heraus.

Meine kleine Cosette, fing die Frau Thénardier wieder mit schmeichelnder Miene an, der Herr schenkt Dir eine Puppe. Nimm sie doch! Sie gehört Dein! Cosette betrachtete die wunderbare Puppe mit einer Art von Schrecken. Ihr Gesicht war noch mit Thränen überschwemmt, aber ihre Augen begannen, wie der Himmel in der Morgendämmerung, seltsam vor Freude zu strahlen. Was sie in dem Augenblicke empfand, glich ein wenig dem, was sie empfunden hätte, wenn man plötzlich zu ihr gesagt hätte: Du bist die Königin von Frankreich!

Es schien ihr, daß, wenn sie diese Puppe berühre, Donner und Blitz daraus hervorbrechen müßten. Das hatte seinen guten Grund darin, daß sie sich sagte, die Thénardier würde sie schimpfen und schlagen.

Indessen war die Anziehungskraft doch stärker. Sie kam allmählig näher und murmelte schüchtern, indem sie sich zur Thénardier wendete:

Darf ich, Madame?

Keine Sprache vermag die Miene der Verzweiflung, des Schreckens und Entzückens zu beschreiben.

Nimm, gewiß! sagte die Thénardier, sie ist Dein, weil sie Dir der Herr geschenkt hat.

Ist es wahr, mein Herr? fragte Cosette, ist es wahr? gehört sie denn mir?

Der Fremde schien die Augen voll Thränen zu haben und gerührt zu sein, daß er nicht mehr sprechen konnte und zu weinen. Er winkte bejahend mit dem Kopfe und legte die Hand der „Dame" in ihr Händchen.

Cosette zog ihre Hand rasch zurück, als ob die der Dame sie verbrannt hätte, und betrachtete den gepflasterten Boden. Wir müssen nothwendigerweise hinzufügen, daß sie in jenem Augenblicke die Zunge ungebehrlich lang herausstreckte. Plötzlich drehte sie sich um und griff hastig nach der Puppe.

Ich werde sie Catharine nennen, sagte sie.

Es war ein seltsamer Moment, als die Lumpen Cosettens mit den Bändern und dem frischen, rosafarbigen Mousselin der Puppe in Berührung kamen.

Madame, fing sie wieder an, darf ich sie auf einen Stuhl setzen?

Ja, mein Kind, antwortete die Thénardier. Jetzt sahen Eponine und Azelma Cosette mit neidischen Augen an.

Cosette setzte Catharine auf einen Stuhl, und sich vor sie auf die Erde, unbeweglich, ohne ein Wort zu sprechen, in Beschauung versunken.

Spiele doch, Cosette! sagte der Fremde.

O! ich spiele ja, antwortete das Kind.

Dieser Fremde, dieser Unbekannte, den die Vorsehung zu Cosette geschickt zu haben schien, war in jenem Augenblicke diejenige Person, welche die Thénardier unter allen auf Erden am meisten haßte. Indessen mußte sie sich doch bezwingen, obwohl sie noch nie so aufgeregt gewesen war. Da sie sich daran gewöhnt hatte, ihren Mann in allen seinen Handlungen zu copiren, so ward ihr zwar Verstellung nicht schwer; diesmal kostete es ihr aber doch Mühe. Sie begnügte sich damit, ihre Kinder schlafen zu schicken. Dann frug sie den gelben Mann um Erlaubniß, es mit Cosette ebenso machen zu

dürfen, die heute recht müde sein wird, fügte sie mit mütterlich besorgt sein sollendem Tone hinzu. Cosette ging also auch zu Bett, indem sie ihre Catharine auf den Armen davon trug.

Von Zeit zu Zeit ging die Thénardier nach dem andern Ende des Saales, wo ihr Mann war, um sich Seelentrost zu holen, wie sie sagte. Sie wechselte einige Worte mit ihm, die um so wüthender waren, als sie es nicht wagte, mit ihm laut zu sprechen.

Das alte Vieh! Was hat er denn eigentlich vor, daß er uns hier so aus der Ordnung bringt! Wünschen, daß dieses kleine Ungeheuer spiele, ihm Puppen schenken! Puppen für vierzig Franken, einer Hündin schenken, die ich für vierzig Sous verkaufen würde! Wenn wir noch ein wenig gewartet hätten, würde er sie, wie die Herzogin von Berry, mit Majestät angeredet haben. Liegt denn da Verstand darin? Er muß ganz verrückt sein, dieser alte Geheimnißkrämer.

Warum? das ist sehr einfach, versetzte Thénardier. Wenn ihn das amüsirt! Dir macht es Vergnügen, die Kleine arbeiten zu lassen, ihm, sie spielen zu sehen. Er ist in seinem Rechte. Ein Reisender thut was er will, wenn er bezahlt. Wenn dieser Alte ein Philanthrop ist, was schadet das Dir? Und wenn er ein Dummkopf ist, so geht es Dich nichts an. In was mischst Du Dich, da er Geld hat!

Sprache des Meisters und Raisonnement eines Gastwirthes, wogegen sie gar nichts einwenden konnte.

Der Mann hatte sich an den Tisch gesetzt und seine frühere, träumerische Haltung wieder angenommen. Alle anderen Reisenden, Kaufleute und Fuhrleute, hatten sich etwas zurückgezogen und sangen nicht mehr. Sie betrachteten ihn aus der Entfernung mit einer Art achtungsvoller Scheu. Dieser so ärmlich gekleidete Mann, der aus seiner Tasche mit solcher Gemüthlichkeit die Hinterräder (Fünffrankenstücke) zog und Riesenpuppen an kleine schmutzige Geschöpfe in Holzschuhen vergeudete, war sicher ein Ehrfurcht und Scheu einflößender Alter.

Unterdessen verrannen mehrere Stunden; die Mitternachtsmesse war vorüber, das Nachtmahl ebenfalls. Die Trinker waren fortgegangen, das Wirthshaus geschlossen, der niedrige Saal öde, das Feuer erloschen und der Fremde immer noch an demselben Platze und in derselben Stellung. Von Zeit zu Zeit stützte er sich bald auf den einen, bald auf den andern Ellenbogen. Das war Alles. Seit Cosette fort war, hatte er kein Wort mehr gesprochen.

Die Thénardiers allein waren, theils aus Höflichkeit, theils aus Neugierde, im Saale geblieben.

Wird er die Nacht auf diese Art zubringen? brummte die Thénardier. Als es indessen zwei Uhr schlug, gab sich die Partie auf und sagte zu ihrem Mann: Ich lege mich schlafen. Mache was Du willst mit ihm!

Der Mann setzte sich an einen Tisch in die Ecke, zündete eine Kerze an und fing an, im „Courier Francais" zu lesen.

So verstrich eine gute Stunde. Der würdige Herbergswirth hatte mindestens schon dreimal das Blatt von Nummer und Datum an, bis zum Namen des Druckers gelesen, ohne daß sich der Fremde rührte.

Nun wurde Thénardier unruhig, hustete, spuckte, schneuzte sich und rückte mit dem Stuhle. Der Fremde machte nicht die kleinste Bewegung.

Schläft er, dachte Thénardier.

Er schlief nicht und dennoch konnte ihn nichts munter machen.

Endlich nahm Thénardier seine Mütze ab, näherte sich leise und wagte die Frage:

Wird der Herr nicht zur Ruhe gehen?

Nicht schlafen gehen, hätte ihm unpassend und familiär geschienen. In dem Ausdrucke Ruhe lag etwas Achtungsvolles und Luxus Bedeutendes. So ein Wörtchen hat die geheimnißvolle und bewundernswerthe Eigenthümlichkeit, die Rechnung größer zu machen, die am Morgen präsentirt wird. Ein Zimmer, worin nur geschlafen wird, kostet zwanzig Sous. Ein Zimmer, worin man ruht, dagegen, kostet zwanzig Franken.

Ja! sagte der Fremde, da haben Sie Recht! Wo ist denn Ihr Stall?

Ich will den Herrn führen, entgegnete Thénardier lächelnd.

Mit diesen Worten ergriff er ein Talglicht, während der Fremde sein Paket und seinen Stock in die Hand nahm. Thénardier führte ihn in ein Zimmer, im erstem Stock, das mit ungewöhnlichem Luxus ausgestattet war. Alle Möbel waren aus Mahagony, dazu ein stattliches Bett und Vorhänge von rothem Calicot.

Was bedeutet denn das? versetzte der Reisende.

Das ist unser eigenes Hochzeitszimmer, sagte der Wirth. Ich und meine Frau bewohnen ein anderes. Wir kommen nur drei oder viermal im Jahre hinein.

Der Stall wäre mir gerade so lieb gewesen, sagte der Fa barsch.

Thénardier gab sich die Miene, als verstände er diesen wenig verbindlichen Vergleich nicht.

Er zündete zwei noch ungebrauchte Wachskerzen an, die auf dem Kamine standen. Auf dem Heerde flackerte noch ein gut unterhaltenes Feuer. Auf dem Kaminsims bemerkte man, unter einer Glaskugel, einen weiblichen Kopfputz mit Silbergespinnst und Pomeranzenblüthen.

Und was ist denn das? fing der Fremde wieder an.

Mein Herr, sagte Thénardier, das ist der bräutliche Kopfputz meiner Frau.

Der Reisende sah sich den Gegenstand mit einem Blicke an, der zu sagen schien: „Dieses Ungeheuer war also auch einmal Jungfrau!“

Uebrigens log Thénardier. Als er das Haus gemiethet hatte, um es für die Wirthschaft einzurichten, hatte er das Zimmer so möblirt gefunden und es mit Möbeln und Orangenblüthen erstanden, wobei er die Idee hatte, daß das ein anmuthiges Licht auf seine Gemahlin werfen und seinem Hause das, was die Engländer ein respektables Ansehen nennen, verleihen würde.

Als der Reisende sich umdrehte, war der Wirth verschwunden. Thénardier hatte sich diskret unsichtbar gemacht, ohne es gewagt zu haben, gute Nacht zu sagen. Er wollte nicht zu vertraulich mit einem Manne reden, den er sich vorgenommen hatte, am andern Morgen königlich zu schinden.

Der Wirth zog sich also in sein Zimmer zurück. Seine Frau war schon im Bette, schlief aber nicht. Als sie ihren Mann kommen hörte, drehte sie sich um und sagte:

Du weißt, daß ich Cosette morgen vor die Thüre werfe.

Thénardier antwortete kaltblütig:

Wie eilig du bist!

Weiter wechselten sie kein Wort. Einige Augenblicke später war ihr Licht erloschen.

Der Reisende hatte seinerseits Stock und Paket in einen Winkel gestellt. Als der Wirth fort war setzte er sich auf einen Sessel und blieb einige Zeit nachdenkend. Dann zog er seine Schuhe aus, nahm eine der beiden Kerzen, blies die andere aus, machte die Thüre auf und ging aus dem Zimmer, wie Jemand, der etwas sucht. Er ging über den Corridor und kam an die Treppe. Dort vernahm er ein schwaches Geräusch, das dem Athemholen eines Kindes glich. Dem nachgehend, kam er an eine Art dreieckiges Loch, unter der Treppe, das von dem unteren Theile der Stufen gebildet wurde. Dort stand

unter einem Haufen alter Körbe und Scherben, im Staube und unter Spinngeweben ein Bett, wenn man diesen Namen einem durchlöcherten Strohsacke geben darf, aus welchem das Stroh hervor und einer durchlöcherten Decke, die den Strohsack durchblicken ließ. Leintücher waren nicht vorhanden. Das ganze ruhte auf dem Steinboden. In diesem Bette schlief Cosette. Der Mann näherte sich ihr und betrachtete sie.

Sie schlief fest und war ganz angekleidet. Sie zog sich im Winter nicht aus, um weniger zu frieren. Die Puppe hatte sie an sich gepreßt. Die großen lackirten Augen derselben glänzten in der Dunkelheit. Von Zeit zu Zeit stieß sie einen Seufzer aus, als wäre sie im Begriff zu erwachen und drückte die Puppe zwischen ihren Armen konvulsivisch an sich. Seitwärts am Bette stand einer ihrer Holzschuhe.

Eine offene Thüre neben dem Treppenloch Cosettes ließ in ein ziemlich geräumiges dunkles Zimmer sehen. Der Fremde trat heran. Durch eine vergitterte Glasthüre bemerkte man im Hintergrunde zwei kleine, sehr weiße Zwillingsbetten. Darin schliefen Azelma und Eponine. Hinter diesen Bettchen stand, nur theilweise hervorragend, eine Wiege aus Korbweiden, ohne Vorhänge, worin der kleine Junge schlief, der den ganzen Abend hindurch geschrieen hatte.

Der Fremde vermuthete, daß dieses Zimmer mit dem der Eheleute Thénardier in Verbindung stehe.

Er wollte sich zurückziehen, als sein Blick auf den Kamin fiel. Es war einer jener geräumigen Herbergskamine, worin immer nur ein kleines Feuer ist, wenn Feuer darin ist und deren Anblick stets Kälte erregt. In diesem war kein Feuer, nicht einmal Asche. Indessen zog das, was darin war, doch die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Es waren zwei kleine, niedlich geformte Kinderschuhe ungleicher Größe. Der Reisende erinnerte sich des lieblichen, seit undenklichen Zeiten bestehenden Gebrauches der Kinder, welche am Weihnachtsabende ihre Schuhe in den Kamin setzen, in der Hoffnung, ein funkelndes Geschenk von der guten Fee über Nacht darin zu ernten. Eponine und Azelma hatten das nicht unterlassen und Jede einen ihrer Schuhe in den Kamin gestellt.

Der Reisende bückte sich.

Die Fee, das heißt die Mutter, hatte schon ihren Besuch gemacht, und man sah in jedem Schuh ein hübsches, ganz neues Zehnsousstück glänzen.

Der Mann richtete sich wieder auf und war im Begriff zu gehen, als er im Hintergrunde seitwärts, in der dunkelsten Ecke des

Heerdes, noch einen Gegenstand bemerkte. Als er genauer nachsah, erkannte er ihn als einen Holzschuh, einen abscheulichen, plumpen, verhalb zerbrochenen, ganz mit Asche und angetrocknetem Straßenschmutz bedeckten Holzschuh. Es war der andere Schuh Cosette's. Sie hatte mit jenem rührenden, kindlichen Vertrauen, das sich, wenn vielleicht auch immer getäuscht, doch nie verloren gibt, ebenfalls ihren Holzschuh in den Kamin gestellt.

Es war etwas Erhabenes und Rührendes in dieser Hoffnung eines Kindes, das nie etwas anderes als Verzweiflung gekannt hatte.

In dem Holzschuhe war nichts.

Der Fremde suchte in seiner Westentasche nach, bückte sich und legte einen Louisd'or in Cosette's Holzschuh.

Dann schlich er wieder in sein Zimmer.

IX.

Thénardier beim Manöver.

Am folgenden Morgen, mindestens zwei Stunden vor Tagesanbruch stellte der Gemahl Thénardier bei einem Talglichte an einem Tische des niedrigen Wirthshaussaales, mit einer Feder in der Hand, die Rechnung für den Reisenden im gelben Ueberrocke zusammen.

Seine Frau stand, halb über ihn gebeugt, vor ihm und sah ihm zu. Sie sprachen kein Wort mit einander. Es war einerseits tiefes Nachdenken, andererseits religiöse Bewunderung, mit welcher man ein Wunder des Menschengeistes entstehen und aufblühen sieht. Man hörte ein Geräusch im Hause. Es war die „Lerche", welche die Treppe kehrte.

Nachdem eine gute Viertelstunde verflossen war und Thénardier einiges wieder ausgestrichen hatte, war er mit folgendem Meisterwerke zu Stande gekommen:

Note für den Herrn in Nr. 1.

Abendessen	3 Fr.
Zimmer	10 „
Kerzen	5 „
Feuerung	4 „
Service	1 „
Summa	23 Fr.

Service war Servisse geschrieben.

Dreiundzwanzig Franken schrie die Thénardier mit einem durch Ueberraschung gedämpften Enthusiasmus.

Wie alle großen Künstler war Thénardier schwer zufrieden zu stellen.

Peuh! war seine Antwort.

Es war der Accent Castlereagh's, als er bei dem Wiener Congreß Frankreich die Rechnung machte.

Herr Thénardier, Du hast Recht, das ist er uns schuldig, murmelte die Frau, welche an die, in Anwesenheit ihrer Töchter, der Cosette geschenkte Puppe dachte. Es ist recht, aber es ist zu viel, er wird es nicht bezahlen wollen.

Thénardier lächelte kaltblütig und sagte:

Er wird bezahlen.

In diesem Lächeln lag der höchste Ausdruck der Gewißheit und Autorität. Was er sagte, mußte geschehen. Die Frau gab also nach und säuberte die Tische, während ihr Mann im Saale auf und ab spazierte. Einige Augenblicke später sagte er:

Ich bin jetzt 1500 Franken schuldig.

Er setzte sich sinnend in eine Ecke des Kamins, indem er die Füße auf die heiße Asche stellte.

Da fällt mir ein, fing die Frau wieder an, Du hast es doch nicht vergessen, daß ich Cosette heute vor die Thüre werfe? Das Ungeheuer! sie frißt mir das Herz ab mit ihrer Puppe. Lieber noch möchte ich Ludwig XVIII. heirathen, als sie einen Tag länger in meinem Hause halten.

Thénardier zündete sich eine Pfeife an und antwortete, bedächtig den Rauch von sich blasend:

Uebergib dem Mann die Note.

Darauf ging er hinaus.

Kaum war er vor der Thüre, so trat der Reisende herein. Schnell war Thénardier hinter ihm her und blieb unbeweglich, nur seiner Frau sichtbar, zwischen der halboffenen Thüre stehen.

Der gelbe Mann hatte Stock und Paket in der Hand.

So früh auf! sagte die Thénardier, will uns der Herr schon verlassen?

So sprechend drehte sie mit verlegener Miene die Rechnung in den Fingern herum und machte Schrammen mit ihren Nägeln hinein.

Ihre harten Gesichtszüge ließen einen Ausdruck bemerken, den man nicht an ihr gewohnt war: Schüchternheit und Zweifel.

Es schien ihr eben nicht leicht, eine solche Note einem Manne vorzulegen, der so ganz einem „Armen" glich.

Der Reisende war in Gedanken versunken und zerstreut. Er antwortete:

Ja, Madame, ich gehe fort.

Der Herr hatte also keine Geschäfte in Montfermeil?

Nein, ich komme hierdurch, das ist Alles. Madame, fügte er hinzu, was bin ich schuldig?

Die Thénardier hielt ihm, ohne zu antworten, die zusammengefaltene Rechnung hin.

Der Mann machte das Papier auseinander und sah es an, aber seine Aufmerksamkeit war sichtbar anderswo.

Madame, fing er wieder an, machen Sie gute Geschäfte in Montfermeil?

Wie meinen Sie das, mein Herr, versetzte die Thénardier verwundert, weil sie sich auf einen ganz andern Ausbruch gefaßt gemacht hatte.

Dann fuhr sie in einem elegischen und lamentabeln Tone fort:

O, mein Herr, die Zeiten sind sehr hart! wir haben so wenig Bürgersleute in unserer Gegend. Es gibt hier nur geringe Leute, sehen Sie! Wenn nicht hier und da generöse und reiche Reisende kämen, wie der Herr! Wir haben so viele Lasten zu tragen. Sehen Sie, diese Kleine kostet uns die Augen im Kopf.

Welche Kleine?

Nun, die Kleine, Sie wissen ja! Cosette! Die Lerche, wie sie hier in der Gegend sagen.

So! sagte der Mann.

Sie fuhr fort:

Sind diese Bauern dumm mit ihren Sprüchwörtern! Sie sieht einer Fledermaus viel ähnlicher, als einer Lerche. Sehen Sie, mein Herr, wir wollen keine Wohlthaten genießen, können aber auch keine gewähren. Wir verdienen nichts und müssen viel bezahlen. Das Patent, die Abgaben, Fenster- und Thürsteuern, die Centimes! Der Herr weiß ja, daß die Regierung schrecklich viel Geld braucht. Dazu habe ich meine Töchter und nicht nöthig, noch anderer Leute Kind zu ernähren.

Der Fremde entgegnete darauf mit einer etwas zitternden Stimme, die er sich Mühe gab, gleichgültig erscheinen zu lassen:

Wenn man Sie nun davon befreite?

Von wem? Von der Cosette?

Ja!

Das rothe, von heftigen Leidenschaften erregte Gesicht der Herbergswirthin nahm einen Ausdruck scheußlicher Listigkeit an.

O! mein Herr! mein guter Herr! Nehmen Sie sie, behalten Sie sie, führen Sie sie ab und davon, überzuckern Sie sie, würzen

Sie sie mit Trüffeln, trinken und essen Sie sie und seien Sie dafür von der guten heiligen Jungfrau und allen Heiligen im Paradiese gesegnet!

Gut! Es ist ein Wort!

Wahrhaftig, Sie nehmen sie mit?

Ich nehme sie mit.

Auf der Stelle?

Auf der Stelle! Rufen Sie das Kind.

Cosette! schrie die Thénardier.

Unterdessen will ich Ihnen meine Rechnung bezahlen. Wie viel ist es?

Er warf einen Blick auf das Papier und konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

Drei und zwanzig Franken!

Darauf sah er die Wirthin an und wiederholte:

Drei und zwanzig Franken?

In dem Tone, in dem er die so wiederholten beiden Worte aussprach, konnte man das Ausrufungszeichen vom Fragezeichen unterscheiden.

Die Thénardier hatte Zeit gehabt, sich auf den Anfall vorzubereiten. Sie antwortete daher mit Festigkeit:

Ja, mein Herr, drei und zwanzig Franken.

Der Fremde legte schweigend fünf Fünffrankenthaler auf den Tisch.

Holen Sie mir die Kleine, sagte er darauf.

Da schritt mit einemmale Thénardier mitten in den Saal her und sagte:

Der Herr ist sechs und zwanzig Sous schuldig.

Sechs und zwanzig Sous? schrie die Frau.

Zwanzig Sous für das Zimmer, entgegnete Thénardier kaltblütig und sechs Sous für's Abendessen. Was die Kleine betrifft, so habe ich nöthig, deshalb ein wenig mit dem Herrn zu sprechen. Laß uns allein, Frau!

Die Thénardier war wie geblendet; sie wußte nicht, was sie sah. Sie fühlte, daß der große Spieler die Bühne betrat, erwiederte kein Wort und ging hinaus. Kaum waren sie allein, so bot Thénardier dem Reisenden einen Stuhl an. Der Fremde setzte sich, aber Thénardier blieb stehen und sein Gesicht nahm einen besonderen Ausdruck von Wohlwollen und schlichtem Wesen an.

Mein Herr, sagte er, sehen Sie, ich will es Ihnen nur sagen, ich für meine Person bete dieses Kind an.

Der Fremde sah ihn fest an.

Welches Kind? sagte er.

Thénardier fuhr fort:

Es ist eigen! man gewöhnt sich aneinander. Aber, was soll denn all das Geld da? Nehmen Sie doch Ihre Hundertsousstücke wieder. Ich vergöttere das Kind.

Wen denn? frug der Fremde wieder.

Nun! Unsere kleine Cosette! Wollten Sie sie nicht mitnehmen? Wohlan, ich spreche freimüthig mit Ihnen und warhaftig, wie ein honetter Mann. Ich kann nicht darin willigen. Ich würde dieses Kind vermissen. Ich habe sie von Kindheit bei mir. Es ist wahr, sie kostet uns etwas, wahr, daß wir nicht reich sind, wahr, daß sie ihre Fehler hat, wahr, daß ich mehr als vierhundert Franken für eine einzige ihrer Krankheiten bezahlen mußte! Aber, man muß dem lieben Gott auch etwas zu Gefallen thun! Das hat weder Vater noch Mutter. Ich habe es groß gezogen. Ich habe Brod für sie und für mich. Uebrigens liegt mir auch etwas an dem Kinde. Sie begreifen, man gewinnt sich lieb; ich bin ein gutes Thier, ich! Ich stelle keine spitzfindigen Betrachtungen an. Ich habe die Kleine gern. Meine Frau ist zwar lebhaft, aber sie liebt sie auch. Sehen Sie, sie ist uns wie das eigene Kind. Es fehlt mir etwas, wenn ich sie nicht plappern höre.

Der Fremde sah ihn fortwährend an. Er fuhr aber fort:

Entschuldigen Sie, mein Herr, aber man giebt doch auch sein Kind nicht so einem, der gerade vorüberkommt. Habe ich nicht recht, wie? Danach frage ich nicht, ob Sie reich sind. Sie sehen mir ganz so wie ein rechtschaffener Mann aus, und wenn es zu Ihrem Glück wäre, aber man müßte wissen. Begreifen Sie? Setzen wir den Fall, ich ließe sie gehen, ich opferte mich, so möchte ich doch wissen, wohin sie geht, möchte sie nicht aus den Augen verlieren, möchte wissen, bei wem sie ist, um sie von Zeit zu Zeit sehen zu können, damit sie wüßte, daß ihr guter Pflegevater da ist, und sie überwacht. Kurz, es gibt Dinge, die geradezu nicht möglich sind. Ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen. Wenn Sie sie mitnähmen, würde ich sagen: nun die Lerche, wo ist sie denn hingerathen? Ich müßte mindestens so einen schlechten Fetzen Papier, ein Stückchen von einem Paß sehen, wie!

Der Fremde sah den Sprecher noch immer mit jenem Blick an, der so zu sagen bis ins Innerste der Seele dringt, und sagte dann mit ernster und fester Stimme:

Wenn man sich fünf Meilen von Paris entfernt, Herr Thénar-

hier, braucht man keinen Paß. Wenn ich Cosette mitnehme, dann nehme ich sie mit und das ist alles. Sie werden meinen Namen nicht erfahren, meine Wohnung nicht erfahren, werden auch nicht erfahren, wo sie sich aufhält. Ja, meine Absicht ist, daß die Kleine Sie in ihrem Leben nicht wiedersehe. Ich zerreiße das Seil, daß sie am Fuße hat und sie geht. Paßt Ihnen das, ja oder nein!

So wie Dämonen und Genien, an gewissen Zeichen, die Anwesenheit eines höheren, göttlichen Wesens erkennen, begriff der Thénardier, daß er es mit einem sehr starken Gegner zu thun habe. Das überkam ihn wie eine Offenbarung. Er begriff es, mit der ihm eigenen, raschen, bündigen Scharfsichtigkeit. Als er am Abende vorher mit den Fuhrleuten getrunken, geraucht und schlüpfrige Lieder gesungen hatte, war der Fremde demungeachtet Gegenstand seiner beständigen Aufmerksamkeit geblieben. Er hatte ihn wie eine Katze belauert und wie ein Mathematiker studirt. Er hatte ihn für seine eigene Rechnung belauert, aus Vergnügen und aus Instinkt ausspionirt, als ob er dafür bezahlt gewesen wäre. Keine Geberde, keine Bewegung des Mannes im gelben Ueberrock war ihm entgangen. Bevor der Unbekannte noch so deutlich sein Interesse für Cosette an den Tag gelegt hatte, hatte ihn der Thénardier schon errathen. Er hatte die starren Blicke des Alten bemerkt, die immer wieder auf das Kind fielen. Weshalb nahm er ein solches Interesse an Cosette? Wer war dieser Mann? Warum erschien er, in einem so erbärmlichen Anzuge, mit so viel Geld in der Tasche? Diese Fragen stellte er sich, ohne sie lösen zu können, und das verstimmte ihn. Er hatte die ganze Nacht darüber nachgedacht. Cosette's Vater konnte es nicht sein. War es der Großvater? Warum gab er sich dann nicht gleich zu erkennen. Wenn man ein Recht hat, zeigt man sich. Dieser Mann hatte offenbar kein Recht auf Cosette. Wer war er denn? Er erschöpfte sich in Vermuthungen. Er vermuthete Alles, kam aber zu keiner Ueberzeugung. Wie dem aber auch war, als er die Unterredung mit dem Fremden eröffnete, war er sicher, daß hinter alle dem ein Geheimniß stecke, daß der Mann seine guten Gründe haben müsse, hinter dem Berge zu halten, und da fühlte er sich stark. Als der Fremde ihm aber so fest und bündig antwortete, als er sah, daß diese geheimnißvolle Person so ohne alle Umstände geheimnißvoll mysteriös war, fühlte er sich schwach. Darauf war er nicht gefaßt. Alle seine Vermuthungen wurden dadurch über den Haufen geworfen. Er sammelte deshalb seine Gedanken und erwog Alles in Zeit von einer Sekunde. Thénardier war einer jener Menschen, die eine Situation mit einem Blicke übersehen. Jetzt schien ihm der Augenblick gekom-

men, schnell und gerade aufs Ziel loszugehen. Er machte es in jenem entscheidenden Momente, den nur große Feldherren zu erkennen vermögen, wie diese, das heißt, er demaskirte plötzlich seine Batterie.

Mein Herr, sagte er, ich brauche fünfzehnhundert Franken.

Der Fremde zog eine alte, schwarzlederne Brieftasche aus seiner Seitentasche, öffnete sie und nahm drei Bankbillete heraus, die er auf den Tisch legte. Dann drückte er seinen breiten Daumen auf die Billete und sagte zu dem Herbergswirth:

Lassen Sie Cosette kommen.

Was that Cosette, während sich das zutrug?

Als sie aufgestanden war, galt ihr erster Gang dem Holzschuh in welchem sie das Goldstück fand. Es war kein Napoleon, sondern eines jener neuen Zwanzigfrankenstücke der Restauration, mit dem kleinen preußischen Zopf statt der Lorbeerkone. Cosette war wie geblendet, wie berauscht, von dem Wechsel ihres Schicksals. Sie wußte nicht, daß es ein Goldstück war, da sie nie eins gesehen hatte. Sie steckte es schnell in ihre Tasche, als hätte sie es gestohlen. Indessen fühlte sie wohl, daß das ihr Eigenthum sei. Sie ahnte es sogar, woher es kam, und empfand eine mit Furcht gemischte Freude. Sie war zufrieden, aber äußerst verwundert. Die prächtigen, hübschen Sachen schienen ihr Traumgebilde zu sein. Die Puppe flößte ihr Furcht ein, das Goldstück ebenfalls. Es überkam sie eine Art von Zittern beim Anblick dieser Herrlichkeiten. Nur vor dem Fremden fürchtete sie sich nicht. Im Gegentheil beruhigte sie der Gedanke an ihn. Mitten in ihrem Erstaunen und sogar im Schlafe dachte sie, in ihrem kindlichen Geiste, an diesen Mann, der so alt, so arm und so traurig schien und so reich und so gut war. Seit sie dem guten alten Manne im Walde begegnet war, hatte alles für sie eine andere Gestalt angenommen. Cosette nicht so glücklich als die kleinste Schwalbe am Himmel, hatte nie gewußt, was es bedeutet, sich unter die schirmenden Fittiche einer Mutter zu flüchten. Seit fünf Jahren, das heißt so weit ihr Erinnerungsvermögen reichte, hatte sie zittern und vor Kälte schlottern müssen. Stets war sie nackt dem rauhen Nordwind des Unglücks ausgesetzt gewesen und nun schien es ihr, sie hätte schützende Kleider. Vormals war es ihr kalt in der Seele, jetzt fühlte sie Wärme darin. Sie fürchtete sich nicht mehr so vor der Thénardier. Sie war nicht mehr allein seit er da war.

Während sie sich rasch an ihre tägliche Morgenarbeit machte gewährte ihr das Goldstück, das sie in dieselbe Schürzentasche gesteckt hatte, woraus ihr am verflossenen Abende das Fünfzehnsous=

stück gefallen war, einige Zerstreuung. Sie besah es sich von fünf zu fünf Minuten, wobei sie, wie wir erwähnen müssen, die Zunge herausstreckte. Während sie die Treppe kehrte, machte sie dann und wann eine Pause, blieb wie in den Boden gewurzelt stehen, vergaß ihren Besen und das Weltall und war einzig und allein damit beschäftigt, dieses Gestirn auf dem Boden ihrer Tasche glänzen zu sehen.

Als sie gerade in einer solchen Beschauung versunken war, kam die Thénardier hinzu.

Sie war auf Befehl ihres Mannes gekommen, die Kleine zu holen. Da geschah das Unerhörte. Sie gab ihr keinen einzigen Schlag und schimpfte sie nicht aus.

Cosette, sagte sie, fast mit mildem Tone, komm sogleich mit mir.

Einen Augenblick später betrat Cosette das Wirthszimmer. Der Fremde ergriff das Packet, welches er mitgebracht hatte, und entfaltete es. Es enthielt ein Wollenröckchen, eine Schürze, ein Kinderjäckchen von Barchent, einen Unterrock, ein Umschlagtuch, leinene Strümpfe, Schuhe, einen vollständigen Anzug für ein siebenjähriges Mädchen. Alles war von schwarzem Stoffe.

Mein Kind, sagte der Mann, nimm das und kleide Dich schnell an.

Als die Bewohner von Montfermeil bei Tagesanbruch ihre Thüren öffneten, sahen sie einen ärmlich gekleideten Alten durch die Pariser Straße kommen, der einem kleinen Mädchen im Traueranzuge, mit einer rosigen Puppe in seinen Armen, die Hand gab. Sie schlugen den Weg in der Richtung von Livry ein.

Es war unser Mann mit Cosette.

Niemand kannte ihn und da Cosette nicht mehr in Lumpen erschien, so erkannten sie Viele nicht wieder.

So verließ sie das Dorf. Mit wem? Sie wußte es ja nicht. Wohin? Sie wußte es auch nicht. Alles, was sie verstanden hatte, war, daß sie die Herberge der Thénardiers nun hinter sich lassen würde. Niemand hatte daran gedacht, ihr Lebewohl zu sagen, so wenig wie sie daran gedacht hatte, Abschied von Jemandem zu nehmen. So verließ sie dieses verhaßte und hassende Haus das arme, sanfte Geschöpf, dessen Herz unter einem steten Drucke zusammengeschrumpft war.

Ernsthaft ging sie an der Hand des alten Mannes einher, ihre großen Augen aufschlagend und den Himmel betrachtend. Den goldenen Louisd'or hatte sie in die Tasche ihrer neuen Schürze gesteckt.

Von Zeit zu Zeit bückte sie sich und beäugelte ihn, worauf sie den Alten ansah. Es war ihr so, als ginge sie an der Seite des guten himmlischen Vaters.

X.

Wer das Beste sucht, kann das Schlechteste finden.

Ihrer Gewohnheit nach hatte die Thénardier ihrem Manne freies Spiel gelassen. Sie hatte sich auf etwas Großes gefaßt gemacht. Als der Fremde und Cosette fort waren, ließ Thénardier eine starke Viertelstunde verstreichen, nahm dann seine Frau bei Seite und zeigte ihr die 1500 Franken.

Nicht mehr, sagte sie.

Zum erstenmale seit ihrer Heirath wagte sie es, eine That ihres Mannes zu kritisiren, und nicht ohne Erfolg.

Du hast wirklich Recht, sagte er, ich bin ein Dummkopf. Gib mir meinen Hut.

Er faltete die drei Bankbillets zusammen, steckte sie in seine Tasche und machte sich eiligst auf den Weg; aber er irrte sich und ging anfangs rechts. Einige Nachbaren, bei denen er sich erkundigte, brachten ihn auf die Spur. Die Lerche und der Fremde waren in der Richtung nach Livry gesehen worden. Er folgte diesen Angaben und ging, mit sich selbst sprechend, mit großen Schritten weiter.

Dieser Mann ist offenbar eine gelbgekleidete Million und ich bin ein Esel, dachte er. Er hat anfangs 20 Sous gegeben, dann 5 Franken, dann 50 Franken, endlich 1500 Franken stets mit der größten Bereitwilligkeit gegeben. Er hätte auch 15,000 Franken gegeben. Aber ich will ihm schon wieder beikommen. Und dann das Paket mit Kleidern, das er im Voraus bereit hielt. Alles das ist sonderbar und geheimnißvoll. Wenn man ein Geheimniß in Händen hat, läßt man es auch nicht mehr los. Die Geheimnisse der Reisenden sind Goldschwämme, man muß sie nur zu pressen verstehen. Alle diese Ideen trieben sich ihm im Kopfe herum. Ich bin ein Dummkopf, sagte er sich am Ende.

Wenn man aus Montfermeil heraus ist und den Durchschnittspunkt der Straße nach Livry erreicht hat, kann man ihren Zug weit über die Hochebene hin mit dem Auge verfolgen. Als er da angekommen war, bedachte er, daß er jetzt den Mann und die Kleine sehen müßte. So weit er aber auch um sich blickte, sah er nichts. Mit solchen vergeblichen Forschungen verlor er seine Zeit. Die Vorübergehenden sagten, daß der Mann und das Kind, die er suchte, auf den Wald in der Richtung von Gagny zugegangen seien.

Sie hatten zwar einen Vorsprung, aber ein Kind geht langsam und er ging schnell. Außerdem war ihm die Gegend wohl bekannt.

Plötzlich blieb er stehen und schlug sich mit der Hand an die Stirn, wie ein Mensch, der das Nothwendigste vergessen hat und im Begriffe ist, wieder umzukehren.

Ich hätte mein Gewehr mitnehmen sollen, sagte er.

Thénardier war eine jener Doppelnaturen, denen wir im Leben mitunter begegnen und die wir, ohne sie zu erkennen, wieder aus den Augen verlieren, weil uns das Schicksal sie nur von einer Seite zeigte. Es ist gar vielen Menschen vorbehalten, so halb in der Dämmerung zu existiren. In einer ruhigen, geordneten Lebensweise hätte Thénardier ganz wie ein honneter Handelsmann und guter Bürger auftreten können; wir sagen nicht, daß er es im Grunde gewesen wäre. Unter gewissen Verhältnissen aber, wenn seine innerste Natur durch äußere Anlässe wach gerüttelt wurde, besaß er Alles, was zu einem Schurken nöthig ist. Er war eine Krämerseele und ein Ungeheuer dazu. Satan mußte, in gewissen Momenten, in einem Winkel der Höhle kauern, in welcher Thénardier hauste, und träumend dies scheußliche Meisterwerk beschauen.

Nach kurzem Zögern dachte er:

Bah! sie würden mir in der Zeit entkommen.

Er ging also rasch vorwärts, seiner Sache beinahe gewiß, mit dem Scharfsinn eines Fuchses, der ein Volk Rebhühner wittert.

Und wirklich, als er an den Teichen vorbeigekommen und schräg über die Lichtung gegangen war, welche rechts von der Allee nach Bellevue liegt; als er bei jenem Rasenplatze angekommen war, der sich fast ganz um den Hügel herumzieht und die Wölbung des alten Kanals der Abtei von Chelles bedeckt, sah er einen Hut über einen Busch hervorragen, worüber er schon allerlei Muthmaßungen angestellt hatte. Dieser Hut gehörte dem Fremden. Da das Gebüsch niedrig war, so sah Thénardier, daß der Mann und Cosette sich niedergelassen hatten. Zwar konnte er das Kind nicht bemerken, weil es zu klein war, aber er sah den Kopf seiner Puppe.

Er hatte sich nicht geirrt. Der Fremde hatte sich gesetzt, weil Cosette etwas müde geworden war. Der Herbergswirth schlich um das Gesträuch herum und zeigte sich plötzlich den Blicken derer, die er suchte.

Verzeihen Sie, entschuldigen Sie, mein Herr! sagte er ganz außer Athem, aber hier sind Ihre fünfzehnhundert Franken.

So sprechend hielt er dem Fremden die drei Bankbillete hin.

Der Mann schlug die Augen auf.

Was bedeutet denn das, sagte er.

Darauf erwiederte Thénardier achtungsvoll:

Mein Herr, das bedeutet, daß ich Cosette wieder nehme.

Cosette zitterte und schmiegte sich an den guten Alten.

Dieser sah Thénardier fest und tief in die Augen und erwiederte jede Silbe betonend:

Sie neh — men — sie — wie — der?

Ja, mein Herr, ich nehme sie wieder. Ich will Ihnen sagen, ich hatte nicht darüber nachgedacht. Thatsächlich hatte ich nicht das Recht, sie Ihnen zu überlassen. Ich bin ein rechtschaffener Mann, sehen Sie. Diese Kleine gehört mir nicht, sie gehört ihrer Mutter. Ihre Mutter hat sie mir anvertraut. Nur ihr darf ich sie überlassen. Darauf können Sie mir antworten: aber die Mutter ist ja todt. Gut. In diesem Falle kann ich das Kind nur einer Person überlassen, die mir etwas Schriftliches von der Mutter bringt, demgemäß ich das Kind dieser Person übergeben soll. Das ist doch ganz klar.

Ohne etwas darauf zu erwiedern, suchte der Fremde in seiner Tasche nach und Thénardier sah das Portefeuille mit den Bankbillets wieder zum Vorschein kommen.

Der Herbergswirth zitterte bei diesem Anblick vor Freude.

Gut! dachte er, halten wir uns steif. Jetzt wird er mich bestechen!

Der Reisende sah sich, ehe er das Portefeuille öffnete, vorsichtig nach allen Seiten um. Der Ort war ganz abgelegen. Nicht eine Seele im Walde und Thal. Der Mann öffnete sein Portefeuille und zog, nicht eine Hand voll Bankbillets heraus, wie Thénardier erwartet hatte, sondern ein einfaches Papierchen, das er entfaltete und offen dem Herbergswirth übergab, indem er sagte:

Sie haben Recht; lesen Sie!

Thénardier nahm das Papier und las:

„M. an der M. 25. März 1815.

Herr Thénardier!

Uebergeben Sie Cosette dem Ueberbringer. — Man wird Ihnen alle kleinen Auslagen vergüten.

Ich habe die Ehre, Sie achtungsvoll zu grüßen.

Fantine."

Sie kennen doch diese Unterschrift? fing der Mann wieder an. Es war die Unterschrift Fantine's und Thénardier kannte sie wohl.

Dagegen ließ sich also nichts einwenden und das verdroß

sehr; aus zwei Ursachen, erstens, weil damit die Bestechung vereitelt war, auf die er gehofft hatte, und zweitens, weil er geschlagen war. Der Fremde fügte noch hinzu:

Sie können das Papier zu Ihrer Sicherheit behalten.

Thénardier sammelte sich darauf wieder.

Diese Unterschrift ist ziemlich gut nachgemacht, brummte er zwischen den Zähnen. Nun gut, es sei.

Trotzdem machte er noch einen verzweifelten Versuch.

Mein Herr, sagte er, weil Sie denn einmal die Person sind, so ist nichts einzuwenden. Sie müssen mir aber alle die kleinen Auslagen bezahlen. Ich bekomme noch viel!

Bei diesen Worten streckte sich der Mann in die Höhe und sagte, indem er den Staub auf dem Aermel seines schäbigen Rockes mit den Fingern abschnellte:

Herr Thénardier! Im Januar hatte die Mutter ausgerechnet, daß sie Ihnen hundertundzwanzig Franken schuldete. Sie haben ihr im Februar eine Rechnung über fünfhundert Franken geschickt. Ende Februar erhielten Sie dreihundert und Anfangs März andere dreihundert Franken. Seit der Zeit sind neun Monate, gemäß Uebereinkunft zu fünfzehn Franken, verflossen. Das macht hundertundfünfunddreißig Franken. Da Sie hundert Franken zu viel erhielten, so blieben Ihnen noch fünfunddreißig Franken zu vergüten. Ich habe Ihnen aber fünfzehnhundert Franken gegeben.

Thénardier war es zu Muthe wie einem Wolfe, wenn er den stählernen Zahn der Falle in sein Fleisch fühlt.

Was ist denn das für ein Teufelskerl? dachte er.

Dann that er, was der Wolf gethan hätte, er rüttelte. Einmal war er ja schon mit der Verwegenheit durchgedrungen.

Mein Herr, dessen Namen ich nicht kenne, sagte er entschlossen, wobei er allen Respect bei Seite setzte, entweder nehme ich Cosette mit, oder Sie geben mir fünftausend Franken.

Darauf sagte der Fremde ruhig:

Komm, Cosette!

Er nahm Sie bei der Linken, und raffte mit der Rechten seinen am Boden liegenden Stock auf.

Thénardier bemerkte, daß der Knüppel sehr dick und der Ort sehr abgelegen war.

So ging der Fremde mit dem Kinde in das Dickicht des Waldes und ließ den Herbergswirth sprachlos und unbeweglich stehen.

Während sie sich entfernten, betrachtete Thénardier die breiten, was gewölbten Schultern und die gewaltigen Fäuste des Frem-

n, die er mit seinen schmächtigen Armen und mageren Händen rglich. Ich war doch sehr dumm, dachte er, daß ich meine Flinte cht mitnahm, da ich auf die Jagd ging.

Trotzdem ließ er noch nicht los.

Ich will doch wissen, wohin er geht, sagte er, und folgte ihnen einiger Entfernung. Er hatte Zweierlei in Händen, den ironischen, it Fantine unterzeichneten Papierfetzen und die tröstlichen fünfzehn-indert Franken.

Der Mann ging mit Cosette in der Richtung nach Livry und ondy weiter. Er ging langsam mit gebücktem Haupte, in nachden-nder und trauriger Haltung. Der Winter hatte den Wald so rchsichtig gemacht, daß Thénardier, obwohl er in ziemlicher Ent-rnung blieb, sie doch nicht aus dem Gesichte verlor.

Von Zeit zu Zeit drehte sich der Fremde um, um zu sehen, ob verfolgt würde. Plötzlich bemerkte er Thénardier. Schnell ging mit Cosette auf ein Dickicht zu, das sie beide verbergen konnte.

Teufel! dachte der Thénardier und beschleunigte seine Schritte.

Da die beiden Wanderer nur langsam in dem Gestrüppe vor-ngen konnten, so war er ihnen bald wieder nahe. Im dichtesten eile des Gebüsches drehte sich aber der Fremde plötzlich um und owohl sich Thénardier hinter den Zweigen zu verstecken suchte, urde er dennoch von dem Fremden bemerkt. Dieser warf ihm nen unruhigen Blick zu; schüttelte mit dem Kopfe und verfolgte inen Weg, während Thénardier ihm stets nachging.

Als sie so zwei- oder dreihundert Schritte zurückgelegt hatten, rehte sich der Mann plötzlich wieder um, bemerkte den Wirth und arf ihm diesmal einen so unheilverkündenden Blick zu, daß es der hénardier für nutzlos hielt, ihn weiter zu verfolgen und umkehrte.

XI.

Nr. 9430 erscheint wieder und wird von Cosette in der Lotterie gewonnen.

Jean Valjean war nicht todt.

Als er ins Meer fiel oder sich vielmehr hinein stürzte, war er, ie man weiß, durch keine Eisen beschwert. Er schwamm unter dem Vasser zu einem vor Anker liegenden Schiffe, an dessen Seite ein Fahrzeug, ein Kahn, angebunden war, und verbarg sich in demselben is zum Abend. Als die Nacht hereinbrach, warf er sich abermals ns Wasser und erreichte in kurzer Entfernung vom Kap Brun die Küste.

Dort verschaffte er sich Kleider, da es ihm nicht an Geld fehlte. Eine Kneipe in der Umgebung von Balagnier war zu jener Zeit ein Schlupfwinkel für entwichene Galeerensklaven. Dieser Gewerbszweig war für den Besitzer sehr einträglich. Wie alle jene trübseligen Flüchtlinge, welche das Auge des Gesetzes und des gesellschaftlichen Fatums auf falsche Spur zu bringen suchen, verfolgte er einen dunkeln und verschlungenen Pfad. Er fand zuerst eine Zuflucht in Pradeaux bei Beausset. Endlich ging er auf Grand Villard, bei Briançon in den Hochalpen, zu, das heißt, er flüchtete sich tastend und ruhelos, einem Maulwurfe in seinen unterirdischen Löchern ähnlich in der Richtung jenes Ortes.

Später hat man einige Spuren seines Durchzuges in Ain, in der Gegend von Civrieux, in den Pyrenäen, zu Accons, in einem „Grange-de-Doumecq" benannten Orte, bei dem Chavailles und in den Umgebungen Perigueux, in Brunies, Canton de la Chapelle Gonaguet, gefunden. Er erreichte Paris und kam, wie wir gesehen haben, nach Montfermeil.

Man erinnert sich, daß er schon bei seiner früheren Entweichung eine geheimnißvolle Reise nach dort oder den Umgebungen unternommen hatte, worüber der Justiz-Behörde einige Winke gemacht worden waren.

Uebrigens hielt man ihn für todt, und das machte das Dunkel, worin er sich gehüllt hatte, noch undurchdringlicher. In Paris war ihm ein Journal in die Hand gefallen, das seinen Tod meldete. Das beruhigte ihn fast eben so, als ob er wirklich todt gewesen wäre.

Am Abende desselben Tages, als Jean Valjean Cosette aus den Klauen der Thénardiers gerettet hatte, zog er wieder in Paris ein. Es geschah bei sinkender Nacht mit dem Kinde durch die Barriere von Monceaux. Dort bestieg er ein Cariolet, das ihn nach der Esplanade des Observatoriums brachte. Er stieg aus, bezahlte den Kutscher, nahm Cosette bei der Hand und dann gingen Beide in der finstern Nacht durch die öden Straßen in der Nachbarschaft des Ourcine und der Glacière nach dem Boulevard l'Hopital.

Der Tag war für Cosette voll seltsamer und aufregender Ereignisse gewesen. Sie hatten hinter den Hecken Brod und Käse gegessen, die sie sich in einsam gelegenen Herbergen gekauft hatten. Der Wagen war oft gewechselt worden, dann und wann hatte man wieder eine Strecke zu Fuß zurückgelegt. Cosette hatte sich über nichts beklagt, aber sie war müde geworden. Das bemerkte Jean Valjean an der Art, wie sie seine Hand während des Gehens anzog. Er nahm

sie daher auf den Rücken und Cosette legte, ohne ihre Katharine loszulassen, ihren Kopf auf die Schultern Jean Valjeans und schlief endlich ein.

Viertes Buch.

I.

Meister Gorbeau.

Der einsame Spaziergänger, der sich vor vierzig Jahren in die öde Gegend der Salpetrière wagte und den Boulevard entlang bis zur Barrière d'Italie ging, kam da in eine Gegend, wo Paris so zu sagen verschwand. Nicht etwa, daß es dort einsam gewesen wäre; es gab da auch Publikum und man war nicht auf dem Lande. Es waren Häuser und Straßen da und doch war es keine Stadt. Die Straßen hatten tiefe Geleise, wie Landstraßen, und es wuchs Gras darauf. Für ein Dorf waren die Häuser aber zu hoch. Was war es also? Es war ein bewohnter Ort, wo man Niemanden sah, ein verlassener Ort, der doch seine Einwohner hatte, eine Pariser Straße, bei Nacht noch wilder als ein Wald, am Tage düsterer als ein Kirchhof.

Es war das alte Viertel des Marché-aux-Chevaux. Wenn sich der Spaziergänger hinter die vier baufälligen Mauern der Marché-aux-Chevaux wagte, wenn es ihm sogar einfiel, über die Straße du Petit-Banquier hinauszustreifen, nachdem er zu seiner Rechten einen von hohen Mauern eingeschlossenen Hofraum, dann eine Wiese gelassen, auf welcher sich mit Lohe angefüllte Schober befanden, die riesigen Biberhütten glichen; wenn er an einem, mit Bau- und Brennholz angehäuften, mit Säge- und Hobelspänen bedeckten, umzäunten Platze vorbeigekommen war, auf welchem ein mächtiger Hund bellend umherschweifte, dann an einer niedrigen, ganz zerfallenen Mauer, einer kleinen, eines Trauerfalles wegen, schwarz bemalten Thüre, die mit Moos bewachsen war, zwischen welchem im Frühjahr Blumen wuchsen; dann endlich an der einsamsten Stelle, an einem alten hinfälligen Gebäude, auf dem man in großen Buchstaben las:

„Hier dürfen keine Zettel angeschlagen werden",

so erreichte der kühne Wanderer die Ecke der Rue des Vignes-Saint-Marcel, eine wenig bekannte Gegend. Dort, in der Nähe einer Fabrik und zwischen zwei Gartenmauern, sah man zu jener Zeit ein altes, baufälliges Haus, das beim ersten Anblick klein wie eine Hütte schien und in Wirklichkeit so groß als eine Kirche war. Von der Straße aus sah man nur die Giebelseite; daher schien es so winzig. Fast das ganze Haus war versteckt. Man bemerkte nur die Thüre und das Fenster. Es hatte nur ein Stockwerk.

Wenn man das Haus in Augenschein nahm, so fiel es auf, daß die Thüre das Ansehen eines Höhleneinganges hatte, während das Fenster, wenn es aus Haustein statt aus Brechstein gewesen wäre, einem stattlichen Hotel hätte angehören können.

Die Thüre war nichts weiter, als ein Gefüge von rauhen, wurmstichigen, durch schlecht behauene Querbalken verbundenen Bohlen. Sie führte nach einer steilen Treppe mit hohen, gipsartigen, staubigen Stufen von gleicher Breite, die man von der Straße her leiterartig aufsteigen, und im Schatten, zwischen zwei Mauern verschwinden sah. Der obere Theil der unförmlichen Höhlung, welche diese Thüre verrammelte, war durch ein schmales Tannenbrett maskirt, in das man ein dreieckiges Loch gesägt hatte, das als Dach- und Schaufenster diente, wenn die Thüre geschlossen war. Innerhalb der Thüre sah man die, mit einem, in Dinte getauchten Pinsel, in zwei Fauststrichen gemalte Nummer 52. Derselbe Künstler hatte aber auch über die Tannenverschalung die Nummer 50 angebracht, so daß man nicht wußte, woran man hielt. Ueber der Thüre 50 und innerhalb, als Antwort: nein 52. Welcher Farbe die bestaubten Fetzen angehörten, die dem Schaufenster als Vorhänge dienten, war nicht zu ergründen.

Das Fenster war breit, ziemlich hoch, mit Sommerläden und großen Scheiben versehen, deren verschiedenartige Schäden durch geistreich angebrachte Papierverbände sowohl verdeckt als verrathen wurden. Die Sommerläden waren aus Kitt und Leim gegangen und bedrohten weit mehr die Vorübergehenden, als sie die Einwohner schützten. Hier und da fehlten die hölzernen Einfassungen in diesen Läden und waren durch senkrecht aufgenagelte Brettchen naiv ersetzt worden, so daß das Ding als Sommerladen anfing und als Fensterladen endete.

Diese Thüre, die ein so schmutziges, und dieses Fenster, das ein so ehrbares Ansehen hatte, obgleich es etwas verfallen war, glichen zwei von einander getrennten Bettlern, die beide zerlumpt mit verschiedenem Ausdrucke neben einander hergehen, von welchen der Eine aber stets Bettler gewesen, während der Andere früher Edelmann war.

Die Treppe führte nach einem sehr geräumigen Gebäude, welches einem Wagenschuppen glich, woraus man ein Haus gemacht hat. Dieses Gebände hatte, als Darmkanal, einen langen Corridor, auf welchen rechts und links eine Art von Zimmern von verschiedener Größe stießen, die zur Noth bewohnt werden und eher Buden als Zellen glichen. Diese Zimmer öffneten die Aussicht auf das kahle Terrain der Umgebung. Das Ganze war düster, trübse-

lig, bleich, melancholisch und grabesartig. Hier und da, je nachdem die Spalten im Dach oder in der Thüre waren, fielen die kalten Sonnenstrahlen oder pfiff der eisige Nordostwind ins Innere. Eine interessante und malerische Eigenthümlichkeit dieser Art Wohnungen sind die riesigen Spinnengewebe.

Links von der Eingangsthüre, nach dem Boulevard zu in Mannes-höhe, bildet ein Dachfenster, das man vermauert hatte, eine viereckige Nische voller Steine, welche die Kinder im Vorübergehen hineingeworfen hatten. Dieser Bau ist kaum über hundert Jahre alt. Hundert Jahre ist für eine Kirche jung, für ein Haus schon alt. Es scheint, daß die Wohnung des Menschen mit der Kürze der Lebensdauer und das Haus Gottes mit der Ewigkeit harmonirt.

Die Briefträger nannten die Baracke Nr. 50—52, aber im Viertel war sie unter dem Namen Haus Gorbeau bekannt.

Sagen wir noch, woher dieser Name kam.

Anekdotenjäger, welche Sammlungen anlegen und sich in Gedanken flüchtige Daten mit einer Stecknadel markiren, wissen, daß es in Paris im verflossenen Jahrhundert, um das Jahr 1770, zwei Prokuratoren beim Chatelet gab, von welchen der Eine Rabe (Corbeau), der Andere Fuchs (Renard) hieß, zwei Namen, deren Lafontaine gedacht hat: Die Gelegenheit war zu hübsch, als daß der Plebs sich nicht heiser hätte daran schreien sollen. Es lief also sogleich eine Parodie in etwas hinkenden Versen durch die Gallerien des Palais de Justice:

Meister Rabe, auf einem Aktenstoße hockend,
Hielt in seinem Schnabel einen Arrestbefehl,
Meister Fuchs durch den Geruch angelockt,
Trug ihm ungefähr folgende Geschichte vor:
„He! Guten Tag!“ u. s. w.*)

Die beiden achtbaren Beamten, welchen der schlechte Witz nicht besonders zusagte, und die das damit verbundene Gelächter in der würdevollen Haltung ihres Hauptes beeinträchtigte, entschlossen sich, auf ihre Namen zu verzichten, und sich deshalb an den König zu wenden. Der König, herzlich lachend, erließ diesen Langröcken in Gnaden ihre Namen oder etwas dem Aehnliches. Er erlaubte nämlich

*) Maître Corbeau, sur un dossier perché,
Tenait dans son bec une saisie executoire,
Maître Renard, par l'odeur alléché,
Lui fit à peu près cette histoire:
„Bé Bonjour!“ etc.

Meister Corbeau dem Anfangsbuchstaben seines Namens einen Schweif anzusetzen und sich Gorbeau zu nennen. Meister Renard war nicht so glücklich. Es wurde ihm weiter nichts als ein P vor seinem R zugestanden, so daß er nun Prenard hieß. Der zweite Name war also nicht viel besser als der erste.

Der lokalen Tradition zufolge war dieser Meister Gorbeau der Eigenthümer des mit Nr. 50—52 bezeichneten Hauses, auf dem Boulevard de l'Hopital. Er war sogar der Urheber des monumentalen Fensters. Daher der Name Haus Gorbeau.

Gegenüber Nr. 50—52 steht unter den Bäumen auf dem Boulevard eine große, fast ganz abgestorbene Ulme. Dieser gegenüber öffnet sich die Straße nach der Barrière des Gobelins, die damals noch keine Häuser hatte, nicht gepflastert, mit krumm gewachsenen Bäumen bepflanzt und je nach der Jahreszeit grün und schmutzig war. Sie führte gerade nach der Pariser Ringmauer. Aus den Rauchfängen einer benachbarten Fabrik strömt stoßweise ein Geruch von Vitrioldämpfen hervor.

Die Barrière war ganz nahe und die Ringmauer existirte im Jahre 1823 noch.

Traurige Bilder schwebten dem Geiste beim Anblicke dieser Barrière vor. Es war der Weg nach Bicetre. Von dort her zogen die zum Tode Verurtheilten am Tage der Urtheilsvollstreckung unter dem Kaiserreiche und der Restauration in Paris ein. Dort wurde im Jahre 1829 der geheimnißvolle Mord, unter dem Namen des Mordes der „Barrière de Fontainebleau" bekannt, begangen, dessen Urheber die Gerechtigkeit nicht entdecken konnte und wie ein schreckliches Räthsel in ewiges Dunkel gehüllt blieben. Einige Schritte weiter stößt man auf die verhängnißvolle Straße Croulebarbe, wo Ulbach die Ziegenhirtin von Yory beim Rollen des Donners, wie in einem Melodrama erdolchte. Ganz nahe dabei standen die abscheulichen abgeköpften Ulmen der Barrière St. Jacques, dieses philanthropische Auskunftsmittel, hinter welchem das Schaffot verborgen war, dieser kleinliche und schimpfliche Grève-Platz einer bürgerlichen Krämergesellschaft, die vor der Todesstrafe zurückwich, indem sie weder wagte, sie hochherzig abzuschaffen, noch mit Würde aufrecht zu erhalten.

Abgesehen von dem Platze St. Jacques, auf dem ein trauriges Verhängniß zu lasten schien und der stets Schrecken erregte, war der trübseligste Punkt des ganzen traurigen Boulevard vor sieben und dreißig Jahren in der noch heut zu Tage so wenig anziehenden Gegend, wo das Haus 50—52 steht.

Die Bürgerhäuser sind erst fünfundzwanzig Jahre später aufgetaucht. Der Ort machte einen gräulichen Eindruck. Außer den traurigen Gedanken, von denen man dort ergriffen wurde, fühlte man sich zwischen der Salpetrière, deren Kuppel man bemerkte, und Bicetre, wovon man die Barrière sah, das heißt man war da zwischen dem Wahnsinn der Frauen und dem der Männer. So weit das Auge reichte, sah man nichts als Schlachthäuser, die Ringmauer und hier und da die Façade einer Fabrik, die Aehnlichkeit mit einer Kaserne oder einem Mönchskloster hatte.

Ueberall Baracken und Schutthaufen, alte Mauern schwarz wie Leichendecken, andere, frisch geweißte, die Schweißtüchern glichen; überall Baum-Alleen, schnurgrade, niedrige Gebäude, lange und langweilige Linien und trostlose, jammervolle rechte Winkel. Keine einzige Abwechselung im Terrain, keine architektonische Verzierung. Alles eben und glatt. Das Ganze machte den eisigen, widerlichen Eindruck der Regelmäßigkeit. Symmetrie ist eine Langweile, die Substanz der Trauer. Die Verzweiflung gähnt. Man kann sich etwas noch Schrecklicheres vorstellen als eine Hölle, in welcher man leidet; das ist eine Hölle, in der man sich langweilt. Wenn diese existirte, so hätte man ein Stückchen vom Boulevard de l'Hopital dahin führen können.

Bei hereinbrechender Nacht indessen, namentlich im Winter, wenn der Nordostwind in der Abenddämmerung den Ulmen ihre letzten röthlichen Blätter abreißt, wenn es tief dunkelt und keine Sterne am Himmel stehen, oder wenn Mond und Wind Löcher in die Wolken bohren, gewinnt dieser Boulevard plötzlich einen ganz furchtbaren Anblick. Die schwarzen Linien vertiefen und verlieren sich in der Finsterniß, als liefen sie in die Ewigkeit. Der Wanderer kann nicht umhin, an die zahlreichen Galgengeschichten zu denken, die über diesen Ort in Umlauf waren. Die Einsamkeit an einem Platze wo so viele Verbrechen begangen worden waren, hatte etwas Schreckliches.

Man glaubte Fallen in der Dunkelheit zu ahnen, jeder etwas ungestaltete Schatten schien verdächtig und die langen viereckigen Löcher zwischen je zwei Bäumen schienen Gräben zu sein. Am Tage war es da schmutzig, am Abend traurig, in der Nacht schrecklich.

Im Sommer, in der Dämmerung, sah man hier und da eine alte Frau, am Fuße einer Ulme, auf einer durch den Regen abgefaulten Bank sitzen. Diese guten Alten bettelten gerne.

Uebrigens war dieses Viertel, das eher altersschwach als antik zu nennen war, damals im Begriffe sich umzugestalten. Wer es zu der Zeit sehen wollte, mußte sich eilen. Jeder Tag entführte einen Theil

dieses Ganzen. Gegenwärtig und seit zwanzig Jahren ist der Bahnhof des Schienenwegs nach Orleans an der Seite dieses alten Faubourgs. Ueberall, wo man am Ende einer Hauptstadt einen Bahnhof baut, stirbt die Vorstadt ab und entsteht eine neue Stadt. Es scheint, daß um diese große Mittelpunkte des Völkerlebens, die mit Keimen gesegnete Erde, beim Rollen der mächtigen Maschinen, beim Schnauben der riesenhaften Civilisationsrosse, die Kohlen fressen und Feuer speien, zittert und ihren Schoß öffnet, um die alten Wohnungen der Menschen zu verschlingen und neue hervorgehen zu lassen. Die alten Häuser stürzen zusammen und neue steigen auf.

Seitdem der Bahnhof der Bahn von Orleans das Terrain an der Salpetrière einnimmt, werden die antiken, schmalen Straßen, in der Nähe der Gräben St. Victor und Jardin des Plantes, drei oder viermal täglich mächtig durch die Omnibusse, Fiaker und Diligencen erschüttert, welche das Zurücktreten der Häuser nach der rechten und linken Seite bewirken. Es gibt sonderbare Dinge, die aber doch genau wahr sind. So wie es wahr ist, daß in großen Städten die Sonne die Facaden an der Südseite blühen und wachsen läßt, ebenso wahr ist es, daß das häufige Vorüberfahren von Fuhrwerken die Straßen erweitert. Die Symptome eines neuen Lebens treten in diesem alten Provinzialviertel deutlich hervor. Die abgelegensten Winkel sind jetzt gepflastert und die Trottoirs fangen selbst da an sich zu entwickeln und auszudehnen, wo noch keine Frequenz ist. An einem denkwürdigen Morgen, im Juli 1845, sah man plötzlich die schwarzen Asphaltkessel dort rauchen. An diesem Tage war die Civilisation in die Rue de l'Ourcine eingerückt und Paris in das Faubourg St. Marceau.

II.

Nest für Nachteule und Lerche.

Jean Valjean war vor dem alten verfallenen Hause Gorbeau stehen geblieben. Einem Raubvogel gleich, hatte er sich diesen verlassenen Ort ausgesucht, um dort sein Nest aufzuschlagen.

Nachdem er eine Art Hausschlüssel aus der Westentasche gezogen hatte, öffnete er die Thüre, ging hinein, schloß sie wieder sorgfältig zu und stieg, immer noch Cosette tragend, die Treppe hinauf.

Oben angekommen, zog er einen anderen Schlüssel aus seiner Tasche, mit dem er eine zweite Thür öffnete. Das Zimmer, das er nun betrat und auf der Stelle wieder verschloß, war eine Art von ziemlich geräumiger Dachbodenstube, worin sich eine Matratze, die

auf der Erde lag, ein Tisch und einige Stühle befanden. Ein Ofen in welchem ein Feuer brannte, wie man an dem Reflex im Aschenkasten bemerkte, stand in einer Ecke. Die Straßenlaterne auf dem Boulevard erleuchtete spärlich dieses ärmliche Zimmer. Im Hintergrunde war ein Cabinet mit einem Gurtbette. Jean Valjean trug das Kind auf das Bett und legte es da nieder, ohne daß es aufwachte.

Er trat an das Feuer und zündete eine Kerze an. Es stand schon Alles auf dem Tische in Bereitschaft. Wie am verflossenen Abende betrachtete er Cosette mit einem Blicke, worin sich Entzücken mit Güte und eine Zärtlichkeit mischte, die fast an Verwirrung streifte. Die Kleine war, ohne zu wissen, mit wem sie weggegangen war, mit jenem ruhigen Vertrauen, das nur große Stärke oder große Schwäche verleiht, eingeschlafen und fuhr fort zu schlafen, ohne zu wissen, wo sie sich befand.

Jean Valjean beugte sich und küßte die Hand des Kindes. Neun Monate früher hatte er die Hand der Mutter geküßt, als auch sie entschlummert war.

Dasselbe schmerzliche, religiöse Gefühl peinigte sein Herz. Er kniete vor dem Bette Cosette's nieder.

Es war schon heller Tag und das Kind schlief noch immer. Ein bleicher Strahl der Dezembersonne fiel durch das Fenster der Dachstube und zog an der Decke lange Schatten und Lichtstreifen.

Plötzlich erschütterte ein schwer beladener, über die Chaussee des Boulevard fahrender Karren mit Bruchschiefer die Barracke mit donnerähnlichem Rollen, daß sie bis in die Fundamente zitterte.

Gleich, Madame! schrie Cosette plötzlich aufwachend, hier bin ich, hier!

Damit warf sie sich aus dem Bette, obwohl ihre Augen noch halb geschlossen waren und sie noch mit dem Schlafe kämpfte. Den einen Arm hatte sie nach der Mauerecke zu ausgestreckt.

O, mein Gott! mein Besen! rief sie.

Als sie die Augen ganz geöffnet hatte und in das lächelnde Gesicht Jean Valjeans blickte sagte sie:

Ei, sieh da! es ist ja wahr! Guten Tag, mein Herr!

Kinder machen sich mit Freude und Glück gleich vertraut, da sie ja selbst naturgemäß glücklich und froh sind.

Cosette sah ihre Katharine am Fuße des Bettes, ergriff sie und richtete spielend einige Fragen an Jean Valjean. — Wo sie jetzt wäre. Ob Paris groß und Madame Thénardier recht weit davon sei? Ob sie nicht wieder dahin zurück müßte ꝛc. ꝛc. Plötzlich schrie sie:

Wie hübsch es hier ist!

Es war zwar nur eine abscheuliche Hütte, aber sie fühlte sich frei.

Soll ich auskehren? fing sie endlich an.

Spiele, sagte Jean Valjean.

So verging der Tag. Cosette gab sich keine Mühe, den Grund von all dem zu entdecken. Sie war unaussprechlich glücklich mit dieser Puppe und diesem guten, alten Mann.

III.

Doppeltes Unglück bringt Glück.

Beim Anbruch des folgenden Tages stand Jean Valjean abermals an Cosette's Bett. Er wartete da unbeweglich auf ihr Erwachen.

Eine neue Empfindung regte sich in seiner Seele. Jean Valjean hatte nie etwas geliebt. Seit fünfundzwanzig Jahren stand er einsam auf der Welt. Er war nie Vater, nie Geliebter, nie Ehemann, nie Freund gewesen. Im Bagno war er finster, böse, keusch, unwissend und wild gewesen. Das Herz dieses alten Galeerensklaven war noch ganz jugendlich. Die Schwester und Kinder seiner Schwester hatten nur eine verworrene, fern liegende Erinnerung in seinem Geiste zurückgelassen, die nach und nach fast gänzlich erloschen war. Er hatte Alles aufgeboten, sie wieder aufzufinden und da ihm das nicht gelungen war, so hatte er sie vergessen. So ist die menschliche Natur. Die anderen zärtlichen Empfindungen seiner Jugend, wenn er deren gehabt hatte, waren in den Abgrund gestürzt.

Als er Cosette gesehen, mit sich genommen und befreit hatte, fühlte er sich im Innersten seines Wesens ergriffen. Alles, was in seiner Natur Leidenschaftliches und Hingebendes war, erwachte in ihm und ging auf dieses Kind über. Er näherte sich dem Bette, worin sie schlief und zitterte vor Freude.

Es war ihm fast wie einer Mutter zu Muthe und er wußte doch nicht, was es war; denn die große und seltsame Aufregung eines Herzens, das zu lieben anfängt, ist etwas gar Dunkles und Süßes.

Armes altes, und doch noch ganz neues Herz!

Da er indessen fünf und fünfzig und Cosette acht Jahre alt war, so verschmolz alles, was er an Liebe in seinem Leben empfunden haben mochte, in eine Art unaussprechlicher Verzückung.

Es war die zweite Lichtgestalt, die ihm in seinem Leben begegnet war.

In dem Bischofe war ihm an seinem Horizonte die Tugend aufgegangen; in Cosette sah er die Morgenröthe der Liebe erstehen.

In dieser sanften Aufregung verflossen die ersten Tage.

Auch Cosette wurde, sich unbewußt, anders, das arme, kleine Wesen.

Als ihre Mutter sie verlassen hatte, war sie noch so klein, daß sie sich dessen nicht mehr erinnerte. Wie alle Kinder hatte sie, ähnlich jungen Raben, die sich überall anhaken, zu lieben versucht. Es war ihr aber nicht gelungen. Sie war überall zurückgestoßen worden, sowohl von der Thénardier, als von deren und anderen Kindern. Sie hatte den Hund geliebt, der krepirt war. Danach wollte keiner etwas von ihr wissen.

Es betrübt uns sagen zu müssen, was wir auch bereits angedeutet haben, daß sie mit acht Jahren schon nichts mehr fühlte. Das war aber nicht ihre Schuld. Es fehlte ihr nicht an der Fähigkeit zu lieben; ach! sie hatte nur keine Gelegenheit gehabt.

Daher war sie diesem guten Alten vom ersten Tage seines Auftretens an mit Kopf und Herz zugethan. Sie empfand, was sie niemals empfunden hatte, ein Aufthauen ihrer Gefühle.

Der gute Alte schien ihr sogar nicht mehr arm und alt. Sie fand Jean Valjean hübsch, wie sie die Hütte hübsch gefunden hatte.

Das sind die Wirkungen einer aufblühenden, freudigen, jugendlichen Kindheit. Der ungewohnte Anblick der Erde und des Lebens wirkt dabei etwas mit. Nichts ist so reizend, als der malerische Reflex des Glückes in einem Dachkämmerchen. Wer erinnert sich nicht so eines blauen Stübchens aus seiner Vergangenheit.

Zwischen Jean Valjean und Cosette war eine tiefe Kluft, welche die Natur und eine Reihe von fünfzig Jahren gebildet hatten. Diese Kluft füllte das gemeinsame Schicksal aus. Mit unwiderstehlicher Gewalt trieb das Schicksal diese beiden entwurzelten, an Alter so verschiedenen, in Leiden so ähnlichen Wesen zusammen, vereinigte sie plötzlich und verlobte sie so zu sagen mit einander.

Jedes ergänzte das andere. Der Instinkt Cosettes suchte einen Vater, während Jean Valjean instinktmäßig ein Kind suchte. Sich begegnen hieß sich finden.

In dem geheimnißvollen Augenblicke, als ihre Hände sich berührten, waren sie wie aneinander gekettet. Als diese beiden Seelen zum erstenmale mit einander in Berührung kamen, erkannten sie, daß eins dem Andern Bedürfniß sei und umarmten sich aufs Innigste.

Im wörtlichsten und absolutesten Sinne hätte man sagen können,

daß Jean Valjean, durch Grabesmauern von Allem getrennt, ebenso verwaist war als Cosette. In dieser Lage wurde Jean Valjean auf himmlische Art der Vater Cosettes.

In Wahrheit war der mysteriöse, bei Cosette im Walde von Chelles entstandene Eindruck, als Jean Valjean in der Dunkelheit ihre Hand ergriffen hatte, keine Illusion, sondern eine Wirklichkeit gewesen. Mit dem Eintreten dieses Mannes in die Geschicke dieses Kindes war Gott erschienen.

Uebrigens hatte Jean Valjean seine Zuflucht gut gewählt. Er schien da in gänzlicher Sicherheit zu leben.

Das Kabinet, welches er mit Cosette bewohnte, hatte ein Fenster, welches nach dem Boulevard hinaus ging. Es war das einzige Fenster im Hause. Weder seitwärts noch gegenüber waren Nachbarn, so daß kein indiskreter Blick zu fürchten war.

Das Erdgeschoß Nr. 50 bis 52, eine Art verfallener Schuppen, diente den Gemüsegärtnern als Remise und hatte keine Verbindung mit dem ersten Stock. Es war nur durch den Fußboden davon getrennt, hatte weder Stufen noch Treppen und war eine Art Scheidewand des Gebäudes. Das erste enthielt, wie wir gesagt haben, mehrere Zimmer und Speicherräume, wovon eines von einer alten Frau bewohnt war, die Jean Valjean's Haushalt besorgte. Der Rest war unbewohnt.

Dieses alte Weib, welches mit dem Titel einer Hauptmietherin beehrt worden war und in Wirklichkeit die Funktionen einer Thürsteherin versah, hatte ihm das Quartier am Weihnachtsabende vermiethet. Er hatte sich für einen Rentner bei ihr ausgegeben, den spanischen Bons ruinirt hätten und der mit seiner kleinen Tochter einziehen würde. Er hatte 6 Monate voraus bezahlt und die Alte beauftragt, Zimmer und Kabinet so zu möbliren, wie wir es beschrieben haben. Die gute Frau hatte das Feuer im Ofen angemacht und Alles für ihre Ankunft vorbereitet. Die Wochen folgten sich aufeinander und die beiden Wesen führten in diesem elenden Aufenthalte ein glückliches Leben.

Cosette lachte, plauderte und sang vom frühen Morgen an. Kinder singen wie Vögel bei Tagesanbruch.

Mitunter ergriff Jean Valjean ihre kleine, rothe, von Frostbeulen zersprungene Hand und küßte sie. Das arme Kind, stets daran gewöhnt geschlagen zu werden, wußte nicht, was das bedeuten sollte, und ging jedesmal ganz beschämt davon.

Mitunter wurde sie ernsthaft und betrachtete ihr kleines, schwarzes Kleid. Cosette war nicht mehr in Lumpen, sondern in Trauer

zerkleidet. Das Elend hatte sie verlassen und das Leben vor ihr aufgethan. Jean Valjean hatte sich daran gemacht, sie lesen und schreiben zu lehren.

Mitunter, wenn er das Kind buchstabiren ließ, dachte er daran, daß er im Bagno Lesen in der Absicht erlernt hatte, sich desselben zu bösen Zwecken zu bedienen. Statt dessen hatte er nun das Kind lesen gelernt. Nun lächelte der alte Galeerensklave, mit dem sinnigen Lächeln eines Engels.

Er fühlte eine höhere Schickung in alle dem, einen Willen, der über dem Menschenwillen steht und er verlor sich in Träumereien. Gute Gedanken haben ihre Tiefen wie die schlechten.

Cosette lesen lehren und ihrem Spielen zuzusehen, war ungefähr Jean Valjeans Beschäftigung. Dann sprach er mit ihr von ihrer Mutter und ließ sie beten. Sie nannte ihn Vater, und wußte keinen anderen Namen für ihn.

Stunden lang sah er ihr zu, wenn sie ihre Puppe anzog, oder lauschte auf ihr Geplauder und ihr Singen. Das Leben schien ihm jetzt voller Reiz; die Menschen erschienen ihm jetzt gut und gerecht. In Gedanken warf er Niemanden mehr etwas vor und sah keine Ursache mehr, warum er jetzt nicht recht alt werden sollte, seit er dieses Kind liebte. In Cosette leuchtete ihm ein liebliches Morgenroth. Die Besten sind nicht frei von solchen egoistischen Gedanken. Zu Zeiten dachte er mit einer Art von Freude daran, daß sie häßlich sein würde.

Das ist nur eine persönliche Ansicht, aber um alles zu sagen, was wir denken, müssen wir noch bemerken, daß wir nicht überzeugt sind, daß Jean Valjean nicht dieses Anhaltspunktes bedurft hätte, um im Guten zu beharren. Die Bosheit der Menschen und das Elend der Gesellschaft waren ihm unter einem neuen Gesichtspunkte erschienen, so daß er nur die fatale Seite der Wahrheit erkannt hatte, in Fantine das personifizirte Schicksal des Weibes und in Javert die Repräsentation der weltlichen Autorität. Er war nach dem Bagno zurückgekehrt, weil er Recht gethan hatte. Das hatte sein Herz mit neuer Bitterkeit erfüllt. Ekel und Ueberdruß bemeisterten sich seiner. Sogar die Erinnerung an den Bischof machte ihn in Momenten düster, um erst später wieder leuchtend und siegend hervorzutreten. Demungeachtet wurde diese heilige Erinnerung matt. Wer weiß, ob Jean Valjean nicht im Begriffe stand, sich zu entmuthigen und rückfällig zu werden? Er liebte und wurde wieder stark. Ach! Er stand auf nicht minder schwanken Füßen als Cosette. Er beschützte und stützte sie. Ihm verdankte sie es, daß sie durch's

Leben gehen konnte. Ihr verdankte er es, daß er der Tugend treu blieb. Er war ihre, sie war seine Stütze. O unergründliches und göttliches Geheimniß vom Gleichgewichte im Schicksal.

IV.

Die Beobachtung der Hausmietherin.

Jean Valjean war so vorsichtig, bei Tage nie auszugehen. Alle Abende in der Dämmerung, ging er eine oder zwei Stunden, mitunter allein, oft aber auch mit Cosette, in den Seiten-Alleen der abgelegensten Boulevards spazieren und betrat die Kirchen bei hereinbrechender Nacht. Er ging gerne nach St. Medard, welche Kirche ihm am nächsten lag. Wenn er Cosette nicht mitnahm, blieb sie bei der alten Frau. Es war jedoch des Kindes größte Lust, mit dem guten alten Manne auszugehen. Eine Stunde in seiner Gesellschaft war ihr sogar lieber, als das entzückende tête-à-tête mit Catharine. Er führte sie beim Gehen an der Hand und gab ihr die süßesten Namen.

Es fügte sich auch, daß Cosette sehr munter war. Die Alte besorgte die Haushaltung, die Küche und die Einkäufe.

Sie lebten mäßig und hatten stets etwas Feuer, wie Leute, die sich recht einschränken müssen. Jean Valjean hatte an seinem Mobiliar keine Veränderungen vorgenommen. Nur die Glasthüre zu Cosettes Schlafkabinet hatte er durch eine massive Thüre ersetzen lassen. —

Er trug fortwährend seinen gelben Ueberrock, seine schwarze Hose und seinen alten Hut. Auf der Straße hielt man ihn für einen Armen. Mitunter drehten sich einige mitleidige Weiber um und gaben ihm einen Sous. Jean Valjean nahm ihn dann und verneigte sich tief. Hin und wieder begegnete er aber auch einem Bettler. Er sah sich alsdann um, ob ihm vielleicht Jemand beobachte, näherte sich verstohlen dem Unglücklichen, gab ihm ein Stück Geld in die Hand, mitunter auch ein Silberstück, und entfernte sich rasch. Das hatte sein Unbequemes. Man fing an, ihn im Viertel unter dem Namen des Bettlers, der Almosen gibt, kennen zu lernen.

Die alte Hausmietherin, ein sauertöpfiges, auf ihren Nächsten durch und durch neidisches, neugieriges Geschöpf, beobachtete Jean Valjean aufmerksam, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Sie war etwas taub und daher geschwätzig. Aus der schönen Zeit ihrer Jugend waren ihr zwei Zähne übrig geblieben, der eine in der oberen, der andere in der unteren Kinnlade, die sich fortwährend an einander rieben. Sie hatte Cosette auszuforschen versucht. Da diese

aber nichts wußte, konnte sie auch nichts mittheilen, außer daß sie in Montfermeil gewohnt habe. Eines Morgens sah diese Aufpasserin Jean Valjean mit einer Miene, welche der Gevatterin sonderbar vorkam, in eins der unbewohnten Gemächer der Baracke eintreten. Sie folgte ihm mit dem leisen Tritt einer alten Katze und konnte ihn, ohne von ihm gesehen zu werden, durch eine Ritze der Thüre beobachten.

Jean Valjean hatte zweifelsohne, Vorsicht halber, dieser Thüre den Rücken zugekehrt. Die Alte sah, wie er in seiner Tasche herumsuchte, Nadelbüchse, Scheere und Garn hervorzog, dann das Futter an einem Schooße seines Ueberrocks lostrennte und ein gelbliches Stück Papier daraus hervorzog, das er entfaltete. Die Alte erkannte mit Schrecken, daß es ein Tausendfrankenbillet war. Es war das zweite oder dritte, das sie, seitdem sie auf der Welt war, gesehen hatte. Darauf ergriff sie voll Schrecken die Flucht.

Kurz darauf kam Jean Valjean zu ihr und bat sie, ihm dieses Tausendfrankenbillet zu wechseln, wobei er sagte, daß das der halbjährliche Betrag seiner Rente sei, die er am Abend vorher eingenommen habe. . . . Wo? dachte die Alte. Er ist erst um sechs Uhr Abends ausgegangen und die Regierungskasse ist sicher auch nicht zu der Zeit offen. Die Alte wechselte das Billet, überließ sich aber allerlei Muthmaßungen.

Das Tausenfrankenbillet, das von den Gevatterinnen der Rue des Vignes St. Marcel besprochen und vervielfältigt wurde, gab zu einer Menge der abenteuerlichsten Conversationen Veranlassung.

Am folgenden Tage ereignete es sich, daß Jean Valjean in der Unterjacke Holz im Corridor sägte. Die Alte war allein im Zimmer und besorgte die häuslichen Geschäfte.

Cosette sah der Arbeit ihres Pflegevaters bewundernd zu. Da bemerkte die Alte den, an einem Nagel hängenden, Rock und untersuchte ihn. Das Futter war wieder zugenäht worden. Die wackere Alte betastete es aufmerksam und glaubte in den Schößen und Ermelausschnitten Bündel von Papier zu fühlen. Dies waren ohne Zweifel noch andere Tausendfrankenbillets.

Uebrigens bemerkte sie, daß allerlei Sachen in seinen Taschen waren. Nicht nur Nadeln, Scheere und Garn, die sie gesehen hatte, sondern auch ein dickes Portefeuille, ein sehr großes Messer, andere, verdächtige Einzelnheiten, Perrücken von den verschiedensten Farben u. s. w. Jede Tasche dieses Ueberrocks schien auf unvorhergesehene Fälle vorbereitet zu sein.

So kamen für die Bewohner des alten Hauses die letzten Tage des Winters.

V.

Ein Fünffrankenstück, das auf den Boden fällt, macht Lärm.

In der Nähe von St. Medard stieß Jean Valjean immer auf einen Bettler, der auf der Brüstung eines abgenutzten, verlassenen Brunnens saß, und dem Jean Valjean gern ein Almosen schenkte. Er ging selten an ihm vorüber, ohne ihm einen Sous zu schenken. Mitunter sprach er mit ihm. Die Neider des Bettlers sagten, daß er zur Polizei gehöre.

Es war ein alter Küsterfamulus von 75 Jahren, der unabläßig Gebete murmelte.

Eines Abends, als Jean Valjean an ihm vorbei kam, hatte er Cosette nicht bei sich. Er bemerkte den Bettler an seiner gewöhnlichen Stelle, unter der Straßenlaterne, die man eben anzündete. Der Mann schien seiner Gewohnheit nach zu beten, und saß fast ganz zusammengedrückt da. Jean Valjean ging auf ihn zu und drückte ihm wie gewöhnlich sein Almosen in die Hand. Der Bettler schlug rasch die Augen auf, sah Valjean fest an und bückte dann schnell den Kopf. Diese Bewegung war für Jean Valjean ein Blitzstrahl, so daß er zusammenfuhr.

Es schien ihm, daß er beim Scheine der Staßenlaterne, nicht das ruhige, scheinheilige Gesicht des alten Küsterfamulus, sondern eine bekannte, Schrecken erregende Gestalt gesehen habe. Er empfand etwas, wie Jemand, der plötzlich, in der Dunkelheit, einen Tiger vor sich sieht. Erschreckt und versteinert wich er zurück, und wagte weder zu athmen noch zu sprechen, noch zu bleiben, noch zu fliehen, fortwährend den Bettler betrachtend, der seinen, mit einem Fetzen bedeckten Kopf bückte, und nicht mehr zu wissen schien, daß er da war. In diesem sonderbaren Momente sprach Jean Valjean, vermuthlich von dem mysteriösen Instinkte der Selbsterhaltung angetrieben, kein einziges Wort.

Der Bettler hatte dieselbe Größe, dieselben Lumpen und dasselbe Aussehen wie alle Tage. Bah! sagte sich Jean Valjean, ich bin närrisch! ich träume! unmöglich! Dann ging er ganz zerstört nach Hause.

Er wagte es kaum sich zu gestehen, daß er in dieser Gestalt Javert zu erkennen geglaubt habe.

Während er in der Nacht darüber nachdachte, bedauerte er den Mann nicht angeredet zu haben, um ihn dadurch zu zwingen, den Kopf zum zweitenmale zu erheben.

Des andern Tages ging er bei Anbruch der Nacht wieder nach demselben Orte. Der Bettler war ebenfalls an seinem Platze. Guten Abend, Alter, sagte Jean Valjean entschlossen, indem er ihm einen Sous gab. Der Bettler hob den Kopf in die Höhe und antwortete mit kläglichem Tone: Danke mein guter Herr!

Es war der alte Küsterfamulus.

Jean Valjean fühlte sich darauf vollkommen beruhigt und fing an zu lachen. Wie zum Teufel habe ich denn da Javert zu erkennen vermeint? dachte er. Schwindelt es mir denn jetzt schon vor den Augen? Dann dachte er nicht mehr daran. Einige Tage später, gegen acht Uhr Abends, als er in seinem Zimmer Cosette mit lauter Stimme buchstabiren ließ, hörte er die Thüre des Hauses öffnen und wieder schließen. Das schien ihm sonderbar. Die Alte, welche das Haus mit ihm allein bewohnte, legte sich nämlich stets, sobald die Nacht anbrach, in's Bett, um kein Licht zu verbrennen. Jean Valjean winkte Cosette zu schweigen. Er hörte, daß Jemand die Treppe heraufkam. Möglicherweise konnte es auch die Alte sein, falls sie unwohl geworden und zum Apotheker gegangen war. Jean Valjean lauschte. Es war ein schwerer Tritt, wie der eines Mannes; aber die Alte trug dicke Schuhe und der Tritt einer alten Frau hat übrigens viel Aehnlichkeit mit dem eines Mannes. Unterdessen blies Jean Valjean seine Kerze aus. Er schickte Cosette rasch ins Bett indem er leise zu ihr sagte: — Lege Dich sachte nieder. Während er sie auf die Stirne küßte, hielten die Tritte an.

Jean Valjean blieb still und rührte sich nicht. Er kehrte der Thüre den Rücken zu, saß unbeweglich auf seinem Stuhle und hielt in der Dunkelheit den Athem an. Nachdem eine ziemliche Weile verstrichen war und er nichts mehr vernahm, drehte er sich geräuschvoll herum, sah nach der Thüre und bemerkte Licht durch das Schlüsselloch. Dieses Licht glich einem Unheil verkündenden Sterne in der schwarzen Thüre und in der Mauer. Es war offenbar Jemand da, der ein Licht in der Hand hielt und lauschte.

Es verstrichen wieder einige Minuten und das Licht verschwand. Dabei vernahm er aber kein Geräusch von Tritten, woraus hervorzugehen schien, daß derjenige, welcher an der Thüre gelauscht hatte, seine Schuhe ausgezogen hatte.

Jean Valjean warf sich ganz angekleidet auf sein Bett und konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Als er bei Tagesanbruch vor Müdigkeit einschlummerte, wurde er durch das Knarren einer Thüre geweckt, die im Hintergrunde des Corridors in irgend einer Dachkammer sich öffnete. Er hörte hier-

auf denselben Mannstritt, den er am verflossenen Abend auf der Treppe vernommen hatte. Schnell verließ er sein Bett, eilte nach der Thüre und sah durchs Schlüsselloch, das groß genug war, indem er hoffte, die Person im Vorübergehen erblicken zu können, welche am verflossenen Abend das Haus betreten und an seiner Thür gelauscht hatte. Es war in der That ein Mann, der diesmal, ohne stehen zu bleiben, vor dem Zimmer Jean Valjeans vorbeiging. Im Corridor war es noch zu dunkel, um die Gesichtszüge erkennen zu können. Als der Mann an die Treppe kam, fiel ein Lichtstrahl von außen auf ihn, so daß Jean Valjean ihn von hinten vollkommen sehen konnte. Der Mann war von hohem Wuchse, in einen langen Ueberrock gekleidet und hatte einen Knüppel unter seinem Arm. Es war die furchtbare Gestalt Javerts.

Jean Valjean hätte ihm, von seinem Fenster aus, über das Boulevard nachsehen können: dann hätte er aber das Fenster öffnen müssen und das wagte er nicht.

Es war offenbar, daß dieser Mann mit einem Schlüssel in seine Wohnung hineingekommen war. Wer hatte ihm diesen Schlüssel gegeben? Was hieß das?

Als die Alte um sieben Uhr Morgens ihre häuslichen Geschäfte besorgte, warf ihr Jean Valjean einen durchdringenden Blick zu, richtete aber keine Frage an sie. Die Alte geberdete sich wie gewöhnlich.

Während des Kehrens sagte sie zu ihm:

Hat der Herr verflossene Nacht vielleicht Jemanden kommen hören?

In dieser Jahreszeit und auf diesem Boulevard ist es um acht Uhr Abends schwarze Nacht.

Ja, antwortete er mit dem natürlichsten Tone, wer war denn das?

Ein neuer Einwohner, sagte die Alte, der im Hause wohnt.

Und der heißt?

Ich weiß nicht genau: Dumont oder Daumont. So ungefähr war der Name.

Wer ist denn dieser Herr Dumont oder Daumont, fragte Jean Valjean.

Ein Rentner, wie Sie.

Sie hatte vielleicht keine Absicht dabei, als sie das sagte.

Jean Valjean glaubte aber eine darin zu erkennen.

Als die Alte fort war, machte er von etwa hundert Franken, die er in einem Wandschranke hatte, eine Rolle und steckte sie in seine

Tasche. Wie vorsichtig er aber auch bei diesem Geschäfte war, damit man ihn nicht im Gelde wühlen hören sollte, so entglitt ihm doch ein Fünffrankenstück und rollte geräuschvoll auf den Boden.

In der Abenddämmerung ging er herunter und sah sich aufmerksam nach allen Seiten auf dem Boulevard um. Er bemerkte Niemanden. Der Boulevard schien ganz verlassen zu sein. Das konnte man zwar nicht genau wissen, da man sich hinter den Bäumen verstecken kann.

Er stieg die Treppe wieder hinauf.

Komm, sagte er zu Cosette.

Er nahm sie bei der Hand und Beide gingen hinaus.

